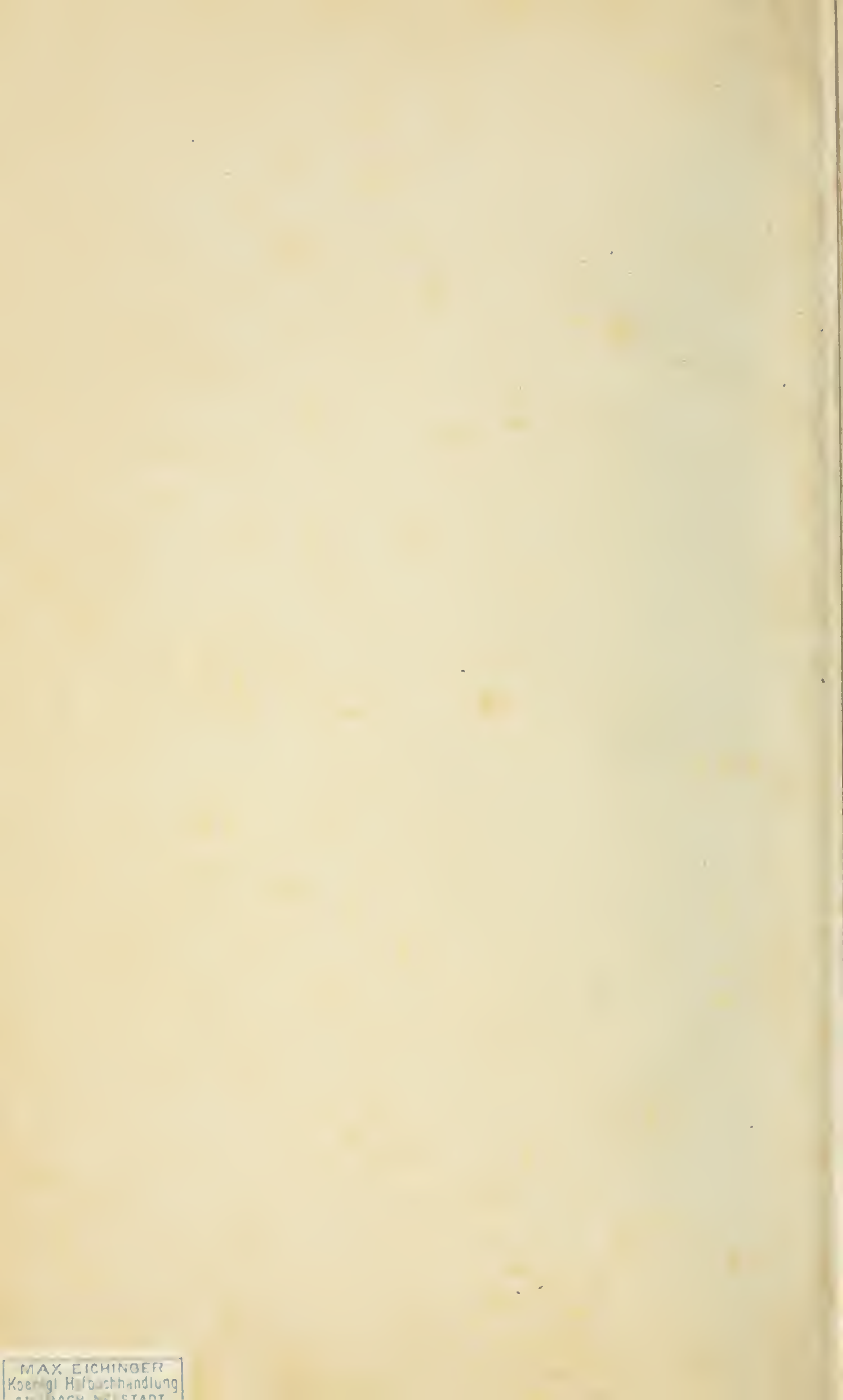






# MILTON

## UND SEINE ZEIT.

---

ERSTER THEIL.

1608—1649.

# MILTON

# UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

*ausserord. Professor der Geschichte a. d. Universität Bern.*

ERSTER THEIL.

1608—1649.

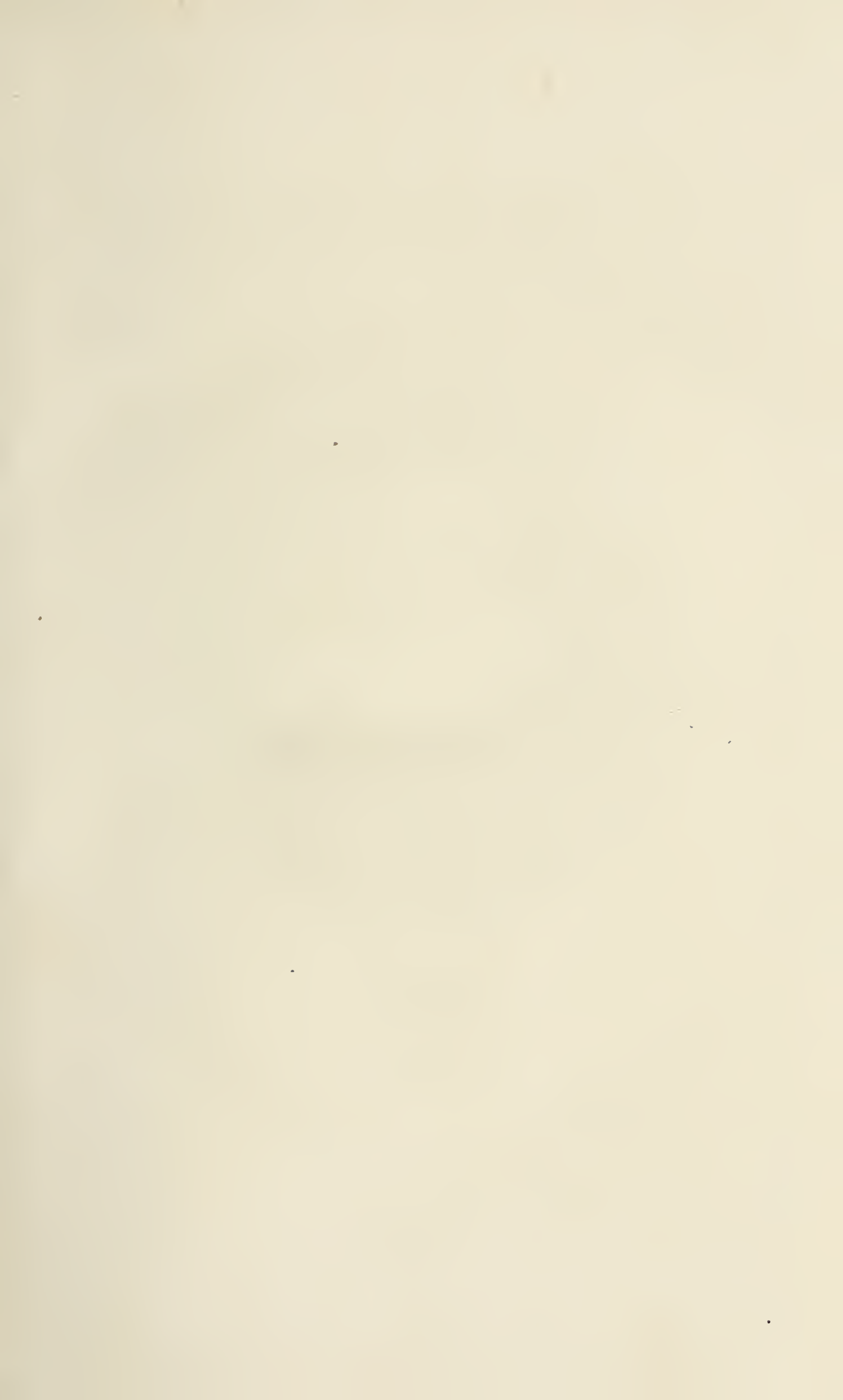
Erstes Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution.




LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.





*Engraved by Edwd Radclyffe*

MILTON

# MILTON

# UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

## Erstes Buch.

### Vor dem Ausbruch der Revolution.

1608—1639.

Mit einem Portrait des einundzwanzigjährigen Milton.




LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.

# Vorwort.

Als ich anfieng, mich mit den Werken John Milton's bekannt zu machen, lag mir der Gedanke fern, mich an seiner Biographie zu versuchen. Erst das genauere Studium vorzüglich seiner prosaischen Schriften liess mich diesen Plan ernstlich in's Auge fassen. Auch schien mir seine Ausführung durch frühere deutsche Leistungen, welche demselben Gegenstande gewidmet sind, nicht überflüssig gemacht worden zu sein. Wir besitzen geistvolle Essays, wie die von Treitschke und Pauli, eine gute Besprechung der prosaischen Hauptwerke Milton's von G. Weber, auf welche neuerdings eine Uebersetzung derselben von Bernhardi gefolgt ist, eine fein ausgearbeitete biographische Skizze von Liebert u. a. m. Indessen an einer umfassenden Lebens-Beschreibung Milton's, welche sein Werden und Schaffen im Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit zu schildern versuchte, hat es uns bisjetzt gefehlt.

In der That wird es immer gewagt erscheinen, ein ausgeführtes Bild von einer der schriftstellerischen Grössen einer fremden Nation zu zeichnen, selbst wenn ihm nicht so manche unserer Anschauung ungewohnte Züge beizumischen wären, wie es in diesem Falle nöthig ist. Dazu kommt, dass der grösste geistige Vertreter des Puritanismus in England selbst kürzlich einen Biographen gefunden hat, mit dem es kaum möglich erscheint zu wetteifern, weil sein Fleiss und seine

Genauigkeit einem jeden, der nach ihm dasselbe Feld betritt, nur wenig übrig zu lassen drohen. Als ich mich anschickte, Hand an's Werk zu legen, fand ich den 1859 erschienenen ersten Band des Lebens Milton's von David Masson bereits vor. Während ich mit der Ausarbeitung beschäftigt war, wurden zwei weitere Bände desselben Werkes veröffentlicht, und in diesen hat der Verfasser die Darstellung beinahe bis zu dem Punkt geführt, welcher dem ersten Theile meiner Arbeit als Ziel gesteckt war. Nur eine der wichtigsten politischen Schriften Milton's kommt hier noch zur Behandlung, die dort für die Fortsetzung aufgespart geblieben ist. Fast jede Seite des ersten Theiles meines Buches wird Zeugnis dafür ablegen, was es den Forschungen Masson's verdankt. Nicht minder ist mir die musterhafte Ausgabe der poetischen Werke Milton's, welche dieselbe Hand besorgt hat, von grösstem Nutzen gewesen. Endlich haben die mannichfachen mündlichen wie schriftlichen Belehrungen und sonstige Zeichen der Theilnahme, mit denen H. Masson meinen Studien zu Hilfe kam, mich zum herzlichsten Danke gegen ihn verpflichtet.

Ermuthigt durch den Zuspruch von dieser Seite, nahm ich keinen Anstand, an dem einmal gefassten Plane festzuhalten. Denn immerhin war dem Biographen Milton's, der zunächst für deutsche Leser schrieb, eine andere Aufgabe gestellt als demjenigen, welcher ein englisches Publikum im Auge hatte. Hier mochten die einundzwanzighundert Seiten, welche den ersten vierzig Jahren des Dichters gewidmet sind, nicht als zu viel erscheinen, dort wird es fast als ein Wagnis gelten, der Schilderung desselben Zeitabschnittes soviel Raum gewährt zu haben, als es geschehn ist. Im einen Fall war die wörtliche Mittheilung von Aktenstücken und Namens-Listen von Interesse, im anderen war es geboten sich mit kurzen Auszügen und Andeutungen zu begnügen. Beim englischen Leser liess sich die Bekanntschaft mit den wichtigsten Milton'schen Werken entweder voraussetzen oder durch den einfachen Abdruck charakteristischer Stellen am leichtesten vermitteln, für unsre Zwecke war es nothwendig, die schriftstellerischen Erzeugnisse des Dichters wie des Politikers Milton genau zu analy-

siren, um die Möglichkeit ihrer Kritik und ihrer Vergleichung mit entsprechenden Erscheinungen seiner Zeit zu gewähren. Mit diesen Erwägungen verband sich die Hoffnung, die bisherigen Darstellungen hie und da berichtigen oder ergänzen zu können.

Ein längerer Aufenthalt in England, der für die Ausführung meines Planes unerlässlich war, erwies sich in jeder Beziehung als lohnend. Dank der Gefälligkeit, mit welcher man mir in Cambridge wie in Oxford begegnete, war es mir im Sommer 1871 möglich, an dem einen Ort in der Bibliothek des Trinity-College den kostbaren Ms. Band der Milton'schen Gedichte einzusehn, an dem anderen in der Bodleiana namentlich die Biographie Milton's von Aubrey nach der Handschrift mit den gemachten Abdrücken zu vergleichen, sowie die Mss. Aubrey's und Wood's für andere Zwecke zu verwerthen. In London konnte ich aus den Registern von Stationers' Hall eine Reihe von Auszügen machen, die nicht allein für die genaue Zeitbestimmung des Erscheinens einzelner Druckwerke, und darunter vieler der Milton'schen, von Wichtigkeit sind, sondern durch die es auch möglich sein wird zu beweisen, dass Milton selbst, der Verfasser der Areopagitica, eine Zeit lang die Rolle des Censors gespielt hat. In der erzbischöflichen Bibliothek von Lambeth war ein interessanter Sammelband Milton'scher Schriften zu prüfen. Die Benutzung des Public Record-Office, durch Sir Thomas Duffus Hardy bereitwillig gestattet und durch das Entgegenkommen der Herren H. C. und W. D. Hamilton erleichtert, erwies sich, von anderem abgesehn, für die Entstehungs-Geschichte und Kritik der Milton'schen Staatsbriefe von besonderem Werthe. In erster Linie waren aber die Schätze auszubeuten, welche die Bibliothek des britischen Museums in sich birgt. Fühle ich mich dem Institut als solchem zum Ausdruck der Dankbarkeit verpflichtet, so vorzüglich gegenüber H. E. Maunde Thompson, der mit einem unermüdlichen Eifer meine Nachforschungen an Ort und Stelle unterstützt und meine späteren Anfragen beantwortet hat. Die reiche Sammlung der „King's Tracts“ bot Mittel

der Aufklärung jener ganzen bewegten Epoche, der Milton angehört, wie sie an keiner Stelle sonst zu finden sein werden. Mehrere Mss. traten hie und da zur Ergänzung des Bildes hinzu. Waren die meisten von ihnen nicht unbekannt, so ist eines, Sloane-Ms. 649, so viel ich sehe, bisher noch nicht gebührend beachtet worden. Es ist von Interesse zur Beurtheilung der Wirksamkeit Samuel Hartlib's, dessen Anregung man Milton's Schrift über die Erziehung verdankt. Eben diesem Ideenkreise gehört grossen Theils die anziehende Korrespondenz zwischen Hartlib und Comenius an, die sich handschriftlich im böhmischen Museum zu Prag befindet. Von Gindely bereits benutzt, wurde mir diese Quelle durch die Güte meines Freundes, des H. Dr. Goll in Prag, vollständig zugänglich gemacht. Auf eine andere Persönlichkeit, die sich den Bestrebungen jener Zeitgenossen Milton's anschliesst, John Durie, sowie auf die auswärtige Politik des Protektorats werden aus den Materialien des züricher Staats-Archivs einige Streiflichter fallen. Direkteren Bezüg auf Milton selbst haben die Auszüge aus den Protokollen der florentiner Akademie der Svogliati, welche bisher der Aufmerksamkeit entgangen sind. Auf Anregung des H. Dr. K. Hillebrand durch H. Dr. B. Mangold kopirt, kamen sie mir leider zu spät zu, als dass sie an gehöriger Stelle hätten eingerückt werden können. Sie finden sich daher unter den Anhängen des zweiten Buches als Nachtrag.

Wenn trotz aller Bemühungen der Gewinn an neuem Material ein bescheidener blieb, so wurde es möglich von einigen literarischen Erscheinungen der jüngsten Zeit nicht geringen Nutzen zu ziehn. Die Sammlung der Calendars of State-Papers, im rüstigen Fortschreiten begriffen, dient mehr als alles sonst der Erkenntnis der allgemeinen Geschichte. Die vorzüglichen Editionen älterer englischer Dichter durch A. B. Grosart sind für literar-historische Zwecke um so willkommener, je schwieriger es auf dem Festlande nicht selten ist, sich die Original-Ausgaben zu verschaffen. Von Milton's Commonplace-Book (herausgegeben von A. J. Horwood, Camden-Society 1876), das eine unmittelbare Bedeutung für

die Biographie des Dichters besitzt, hat mich die Gefälligkeit H. S. Rawson Gardiner's noch die Druckbogen einsehen lassen, wie ich denn diesem Gelehrten überhaupt für das Interesse, das er meiner Arbeit gezeigt hat, vielen Dank schulde.

Zum grössten Theile am Sitze einer Hochschule geschrieben, deren Mangel an literarischen Hilfsmitteln sich leider nur allzu oft fühlbar macht, hätte sie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wenn ihr nicht die Liberalität der Universitäts-Bibliothek meiner Vaterstadt Göttingen zu Gute gekommen wäre. Auch so indess war Vollständigkeit in Beschaffung des Materials nicht immer zu erreichen, und ich werde nicht selten genöthigt sein, mit Rücksicht hierauf, um die Nachsicht des Lesers zu bitten. Gegen einen anderen naheliegenden Vorwurf hoffe ich durch die Natur meiner Aufgabe selbst geschützt zu sein. Man wird vielleicht finden, dass die allgemeinen Ereignisse mit unbilliger Ausführlichkeit besprochen werden, dass unter ihnen die kirchenpolitischen eine ungebührliche Stelle einnehmen, und dass der Faden der Biographie in dem bunten Gewebe anscheinend abseits liegender Thatsachen mitunter verloren gehe. Man wolle indessen bedenken, dass sich mehrere der hervorragendsten Schriften Milton's gar nicht würdigen lassen ohne genaueste Kenntnis der Ereignisse, die sie behandeln, dass die Frage über das Verhältnis von Kirche und Staat für jene ganze Zeit und für Milton besonders eine der grössten, wenn nicht die grösste von allen gewesen ist, und dass die Vielseitigkeit seines Helden auch den Biographen nöthigt, ihm auf die verschiedensten Gebiete zu folgen. Auch müssen manche Fäden schon zeitig angeknüpft werden, deren Wiederaufnahme erst bei der Schilderung der späteren Lebensjahre des Dichters möglich sein wird. Mein Bestreben war, mir die Worte eines unserer ersten Historiker als Norm dienen zu lassen: „Freiheit und Nothwendigkeit in ihren Verhältnissen, Collisionen und Wechselwirkungen zu zeigen, ist das untrennbare Geschäft aller Geschichtschreibung, und die Biographie,

ein Theil derselben, kann unmöglich ein anderes Gesetz haben als jene".

Das Bild, welches diesem Theile vorgesetzt worden ist, mit Benutzung der von Macmillan & Co. überlassenen Platte, ist dasjenige des einundzwanzigjährigen Milton (s. B. I. S. 120).

Der zweite Theil dieser Biographie, welcher sie abzuschliessen bestimmt ist, wird das dritte und vierte Buch „Unter der Republik und dem Protektorat", „Unter der Restauration" enthalten. Da mir ein reiches Material vorliegt, und die Ausarbeitung begonnen hat, hoffe ich ihn dem ersten baldigst nachfolgen lassen zu können.

Göttingen, 16. September 1876.

**Alfred Stern.**

# Erstes Buch.

## Vor dem Ausbruch der Revolution 1608—1639.

## Inhalts-Verzeichnis.

**Einleitung** . . . . . . . . . . . . . . . . S. 3—13.

Erstes Kapitel.

**Elternhaus und Erziehung** . . . . . . . . . . S. 14—47.

Abstammung 14, 15. Der Vater 16, 17. Die Mutter. Geburt Milton's 18. Geschwister. Das elterliche Haus 19, 20. John Lane, Humphrey Lownes 21, 22. — Das alte London 23—27. — Thomas Young 27—30. Verhältnis zu Young. Die Paul's-Schule 30. Der ältere Gill 31. Alex. Gill, der Sohn 32. Karl Diodati und seine Familie 33. Unterricht in der Paul's-Schule 34—36. Häuslicher Fleiss und Lektüre 36—38. Du Bartas, Sylvester 38. Paraphrase der Psalmen 114, 136. 39. Elegie an Young 40, 41. Der jüngere Gill, poetischer Mentor 42. — Verheiratung von Milton's Schwester mit E. Phillips 43. Europa und England 44—47.

Zweites Kapitel.

**Die Lehrjahre auf der Universität Cambridge** . . S. 48—122.

Die englischen Universitäten. Colleges 48, 49. Tutoren. Unterschiede der College-Genossen 50. Terms. Quadriennium und Triennium 51. Baccalaureus. Magister artium 52. Doctor. Beamte. Aufnahme Milton's in das Christ-College 53. Christ-College. Bainbrigge. Meade 54, 55. Chappell. Gell. Tovey. Power 56, 57. Chappell, Milton's Tutor 57. Cambridger Celebritäten 58. Leben im College. Studentische Sitten 59. Puritanismus und Formenzwang 60. Regierungsantritt Karls I. Die Pest 60, 61. Milton's Ode auf den Tod der kleinen Phillips 62. Gedichte auf Andrews, Felton, Gostlin, Ridding 63. Gedichte auf die Pulververschwörung 63, 64. Protestantische Befürchtungen 65. Briefwechsel mit Dio-

dati 66. Erste Elegie 67. Siebente Elegie 68. Briefwechsel mit Young und Gill 69, 70. John Cleveland 70. Die Brüder King 71. Gedicht: „Naturam non pati senium“ 72. — Allgemeine Universitätsereignisse 73. Buckingham und die cambridger Kanzlerwahl 74—76. Buckingham's Politik 77. Buckingham's Besuch in Cambridge. Der König in Cambridge 78. Scheitern der Expedition nach Rochelle. Petition of Right 79. Ermordung Buckingham's. Process Gill's 80. — Bestrafung Milton's in Cambridge 81—83. Tovey, Milton's Tutor. Milton Baccalaureus 84. — Elegie auf den Frühling. Elegie an Diodati 85. Ode auf den Morgen von Christi Geburt 86. Oden auf die Beschneidung und Passion 87. Komödie in Cambridge 87. Holland und Chateauneuf in Cambridge. Stubbe's Fraus honesta 88. Die Pest in Cambridge 89, 90. Gedichte auf Hobson. Epitaph der Marquise von Winchester 90, 91. Christoph Milton im Christ-College. Das Königspaar in Cambridge 92. Selbstmord des Vicekanzlers Butts. Milton Magister artium 93. „At a solemn musick“ 94. — Rückblick auf den Studiengang 94—96. Milton's rhetorische Essays. Erste College-Rede 97, 98. Ferien-Rede 1628 im College. Verhältnis zu den Kommilitonen 99—102. Prolusio 102—104. Maske der aristotelischen Prädikamente 104, 105. Dritte College-Rede. Universitäts-Rede „Non dantur“ etc 106. Univ.-Rede über die Harmonie der Sphären 107. Univ.-Rede gegen die Scholastik 108, 109. Rede zum Lobe der Wissenschaft 110, 111. Aufklärung und Naturwissenschaft 112. Rückblick auf die rhetorischen Essays 113. Milton's Idealismus 114. Einfluss des Ramus 115. Einfluss Plato's 115. Gedicht über „die platonische Idee“ etc. 116, 117. Einfluss Bacon's 118, 119. Lebensweise und äussere Erscheinung 120. Milton's Urtheil über das Universitätsleben 121. Schluss der Universitätszeit 122.

## Drittes Kapitel.

**Kirche und Staat** . . . . . . . . . . . . S. 123—161.

Lebenspläne. Brief und Sonett 123—125. Der geistliche Beruf 126. — Aussichten für den Puritaner 127. Das göttliche Recht des Bisthums 128, 129. Hochkirchenthum und Absolutismus 130—132. Laud 133, 134. Parlamentarisches Interregnum 134. Auswärtige Politik 135. Innere Politik 136 ff. Sternkammer. Provinzialbehörden 137. Finanzielle Auflagen 138. Das kirchliche Regiment. Stärkung des Puritanismus 138—140. Die Sabbathfeier 140, 141. Arminianismus und Calvinismus 142, 143. Formenzwang 144. Furcht vor Rekatholisirung 145, 146. Lage der Katholiken 147. 148. Kirchliche Visitation und Jurisdiktion. Hohe Kommission 148, 149. Process Leighton 150. Ver-

folgung der Puritaner 151. Lecturers 152. Auswanderung 153. Die Kirche in Schottland 154. Die Kirche in Irland 155. Der Hof 156, 157. Die puritanische Partei. — Milton giebt die geistliche Laufbahn auf 158—161.

## Viertes Kapitel.

**Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur England's** . . . . . . . . . . . . . . . S. 162—199.

Einleitung 162, 163. Das Drama. Ben Jonson 164. Chapman. Marston. Dekker. Munday. Heywood. Massinger. Webster. Ford. May. Cartwright. Randolph 165, 166. Shirley. Davenant 166, 167. Theater 168. Epos und Lyrik. Spenser 169, 170. Fairfax. Drayton. Drummond 171. Giles und Phineas Fletcher 172, 173. W. Browne 173—175. Reaktion gegen die Spenserianer 176. Wissenschaft und Poesie 177, 178. Davies. Stirling. Brooke. John Donne 179, 180. Cleveland. Cowley 181. Carew 182, 183. Herbert. Crashaw. Quarles 184, 185. Veränderter Charakter der Lyrik. Suckling. Herrick. Habington. Lovelace. Waller 186—188. — Poesie und Hofpartei 189. Angriffe auf den Puritanismus 190. Theater und Puritanismus. Prynne: „Histriomastix" 191, 192. Poesie und Puritanismus 193. Wither 194—198. Schlussbetrachtung 199.

## Fünftes Kapitel.

**Die Lehrjahre in Horton** . . . . . . . . . S. 200—261.

Milton in Horton. Studien 200—202. Besuche von London. Die Brüder Lawes 203. Theater 204, 205. Die Gills und Ben Jonson 206. Landleben. Sonett an die Nachtigall 207. Mailied 208. L'Allegro und Il Penseroso 208—212. — Die Gräfin v. Derby 212, 213. Milton's Arcades 214—216. — Die Familie Bridgewater. Maskenspiele 216—220. Aufführung des Comus. Inhalt 220—228. Quellen. Erycius Puteanus: Comus 229, 230. Ben Jonson: Pleasure reconciled to Virtue 231. Peele: The Old Wive's Tale 231, 232. Fletcher: The faithful shepherdess 232, 233. Stil des Comus 234—236. Kritik des Comus 237, 238. Leitende Idee 239. — Griechische Uebersetzung des 114. Psalmes 239. Tod von Milton's Mutter 239. Veröffentlichung des Comus 240. Briefwechsel mit Diodati 240, 241. Lycidas 241, 242. Puritanische Tendenz 242. — Höhepunkt des Laud'schen Systems 243. Processe gegen Prynne. Burton, Bastwick 244. Gelderpressungen. Schiffsgeld 245. Wentworth in Irland 246—248. Die neuen Kanones und das neue Liturgiebuch für Schottland 249, 250. Unruhen in Edinburg. Covenant 250, 251. — Milton und Shakespeare. Gedicht auf Shakespeare 252, 253.

Milton und Spenser 254. Milton über Dichter und Dichtkunst 255—258. Sehnsucht nach Italien 259. Verheiratung von Christoph Milton 259. Sir Henry Wotton 259—261.

## Sechstes Kapitel.

**Die Wanderjahre** . . . . . . . . . . . . . S. 262—296.

Reiseplan 262. Paris. Hugo Grotius 263, 264. Genua. Pisa 264, 265. Florenz 265. Akademieen 266—268. Gaddi. Coltellini. Dati. Buommattei. Chimentelli. Francini. Frescobaldi. Malatesti 269—273 Brief an Buommattei 274, 275. Galilei 275—280. Rom 280, 281. F. Barberini. Holstenius. Leonora Baroni. Doni. Salsillus. Selvaggi 282—287. Neapel. Manso 287—289. Gedicht für Manso 289—291. Rückweg nach Rom und Florenz 291. Bologna. Ferrara. Italienische Gedichte 292, 293. Venedig 293. Genf. G. Diodati 294, 295. Heimkehr 296.

**Anmerkungen und Anhänge** . . . . . . . . . S. 297—348.

## Anmerkungen.

## Anhang I.

**Die älteste Biographie Milton's** . . . . . . . S. 335—344.

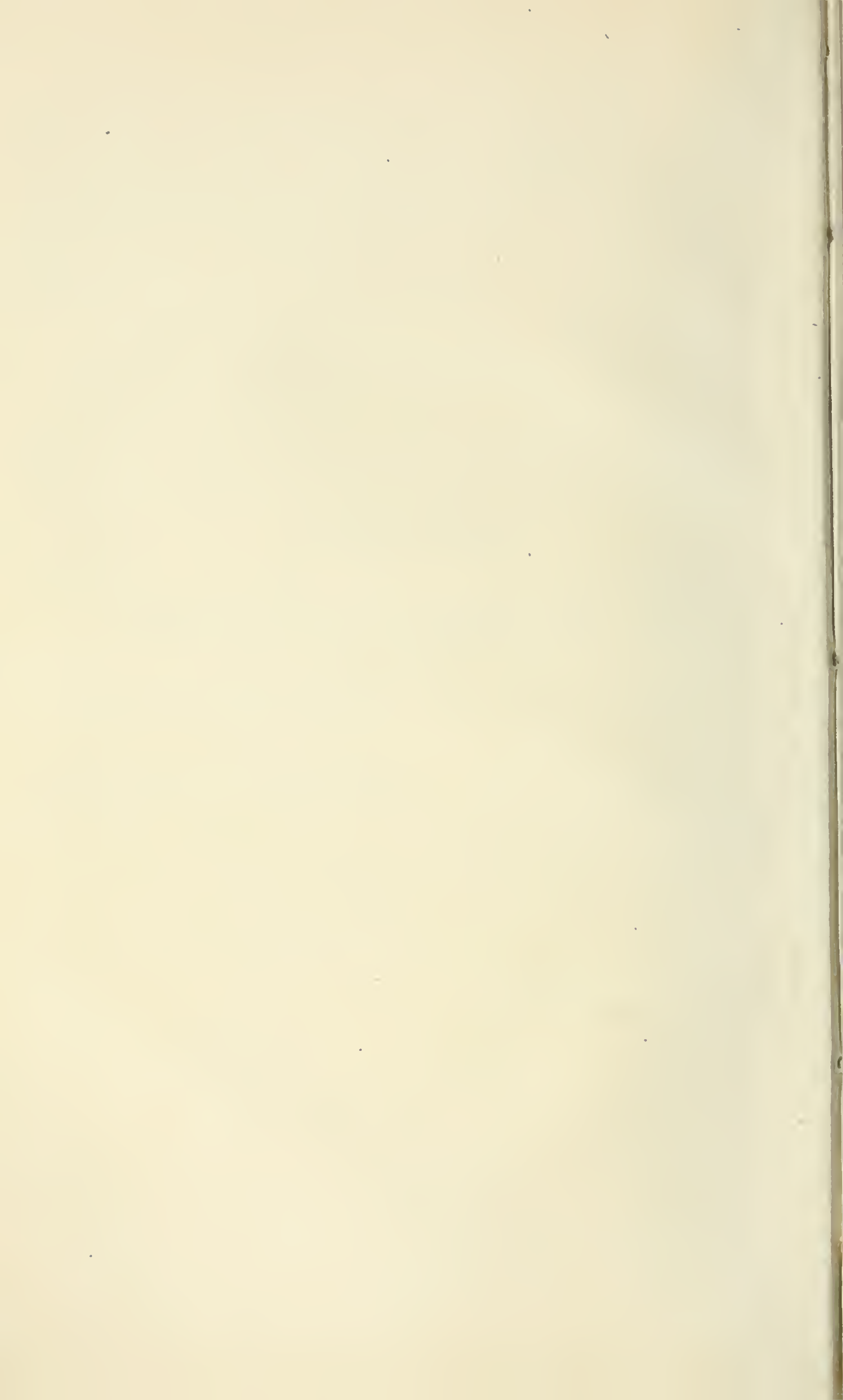
## Anhang II.

**Die Genealogie von Milton's Mutter** . . . . S. 345—348.

# Erstes Buch.

## Vor dem Ausbruch der Revolution.

### 1608—1639.



# Einleitung.

Das Andenken des englischen Dichters und Denkers, dessen Leben zu schildern ich mir vorgesetzt habe, ist mit allem, was sein Vaterland und mit vielem, was Europa zu seiner Zeit in Bewegung setzte, auf's engste verknüpft. In gebundener und ungebundener Rede, im Thun und Leiden hat er an mächtigen Ereignissen lebhaften Antheil genommen. Durch innere Neigung dazu gedrängt, sich vom Geräusch der Welt in die stille Werkstatt des Künstlers und Gelehrten zurückzuziehn, hat er sich doch nicht enthalten können, in den Kämpfen des Tages seine Stimme zu erheben, bald zum Schlachtruf, bald zur Klage, mit den Worten schneidigen Hohnes und mit dem Pathos heiligen Zornes, in ruhiger wissenschaftlicher Darlegung und im Sturme dichterischer Begeisterung. Es giebt wenig bedeutende Fragen, die, damals aufgeworfen, in seiner Brust nicht ein Echo, aus seinem Munde nicht eine Antwort gefunden hätten, und man hat wohl Recht gehabt, in seinen Aeusserungen, welche das Drama eines halben Jahrhunderts begleiten und die sich nicht selten zur Höhe allgemeiner Gültigkeit erheben, gleichsam die Stimme des antiken Chores zu erkennen. Obwohl sein Leben an äusseren Wechselfällen nicht eben reich ist, nöthigt es den Darsteller dennoch, die grossen geschichtlichen Vorgänge in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehn. Es kann nicht genügend verstanden werden, wenn nicht der historische Hintergrund, von dem es sich abhebt, einigermassen erhellt wird. Und so ist

es unerlässlich, wenigstens mit ein Paar flüchtigen Zügen an einige Seiten des kirchlichen und politischen Zustandes der Nation, welcher Milton geschenkt wurde, zu erinnern.

An jeder anderen Stelle, wo die Reformation Eingang gefunden hatte, war der Bruch mit den Ueberlieferungen des Mittelalters entschiedener gewesen als in England. Unter Heinrich VIII. führte sie sich ein mit der vollständigen Trennung von Rom und der Klöster-Aufhebung, aber nachdem sie die Gewissen von der Despotie des Pabstes befreit hatte, fand sie ein neues oberstes und einziges Haupt der Kirche im König. Unter Eduard VI. setzte sie sich fort durch die energischen Aenderungen im Dogma und Kultus, aber die Reaktion, welche unter der katholischen Maria eintrat, stellte die ganze vorangegangene Entwickelung wieder in Frage. Erst nachdem diese Feuerprobe überstanden war, wurden durch die grossen Gesetze Elisabeth's die festen Grundlagen der anglikanischen Staatskirche gelegt, wie sie sich nach den Schwankungen der verflossenen Jahre in der Folgezeit ausbildete. Indem die Wiederaufnahme der Suprematie dem Königthum auf inner-kirchlichem Gebiet eine unbeschränkte Herrschaft gab, und indem die Begründung der Uniformität alle Glieder der Nation ohne Duldung von Abweichungen dem Rahmen der einen Staatskirche einfügte, war allerdings ein Zustand geschaffen, der selbst in den engsten Kreisen eine öffentliche Fortsetzung der alten Kirche unmöglich zu machen drohte. Auch waren die dogmatischen und rituellen Satzungen, wie in den reformirten Gebieten des Festlandes, nicht mehr äusserlich aufgezwungene Formeln, sondern der Ausdruck lebensvoller Ueberzeugung grosser Volksmassen. England war reformirt, und dennoch hatte seine Reformation, inmitten der gefährlichsten Gegensätze durchgeführt und von einem sehr stark ausgeprägten fürstlichen Willen geleitet, von den mittelalterlichen Formen vieles bewahrt. Vor allem nach der Seite der Verfassung boten sich wesentliche Unterschiede von den Bildungen dar, welche auf deutschem, schweizer und schottischem Boden in's Leben getreten waren. Hier hatte sich durchweg die Veränderung im Kampf mit dem

Bisthum vollzogen, in England wurde das Bisthum, das in der Geschichte seiner Reformation eine so grosse Rolle gespielt hatte, als solches erhalten. Der Anspruch der ununterbrochenen apostolischen Succession, an dem dieses Bisthum festhielt, begründete seine hierarchische Stellung. Als Inhaber des durch ihre Handauflegung wirkenden Mysteriums bewahrten Erzbischöfe und Bischöfe das Recht der Ordination. Ihnen verblieb, in Unterordnung unter die königliche Gewalt, kirchliche Verwaltung und geistliche Jurisdiktion für ein nicht geringes Gebiet von Civil- und Strafrecht. Sie besassen als Mitglieder des Oberhauses Antheil an der Legislative. Ihre Einkünfte vom Kirchengut gewährten ihnen und den mit ihnen zusammenhängenden geistlichen Instituten bedeutende materielle Macht. An sich abhängig vom Monarchen, als oberstem Leiter der Kirche, nahmen sie selbst eine durchaus aristokratische Stellung über der Pfarr-Geistlichkeit ein, deren Verhältnisse gleichfalls vielfach von denen anderer protestantischer Länder abwichen. Zum grösseren Theile in der Hand weltlicher Patronatsherren, denen die Präsentation des Rectors oblag, zum kleineren, mit Bisthümern, Kathedralkirchen, Colleges u. s. w. verknüpft oder im Besitz einzelner Laien, durch blosse Vikare für das Seelsorgeamt versehen, waren die geistlichen Stellen ebensowenig erwählte Organe der Gemeinde, für deren Dienst sie bestimmt waren, wie ausserordentlich ungleichmässig dotirt. Während der persönlich wirksame Rector im vollen Genuss der Ländereien und Zehnten seiner Pfründe stand, sah sich der Vikar auf einen Theil derselben beschränkt und oft nur nothdürftig besoldet. Hülfsgeistliche, ohne Ausstattung mit Kirchengut, auf Gehalt und Gebühren angewiesen, traten hinzu. Das ganze System enthielt die doppelten Gefahren der Pfründenhäufung in einer Hand und der mangelhaften Besetzung der geistlichen Stellen, der Entfremdung von der Gemeinde und der Abhängigkeit von den Verleihern.

Mit dieser Bewahrung kirchlicher Verfassungsformen, welche die Reformation an vielen anderen Stellen guten Theils über den Haufen geworfen hatte, verband sich die Neigung

auch auf sonstigen Gebieten des religiösen Lebens das Alte wenn nicht zu erhalten, so doch möglichst wenig zu verändern. Im Dogmatischen blieb allerdings, trotz einiger Abweichungen von den Bestimmungen aus der Zeit Eduard's, die Neuerung gründlich genug, aber im Rituellen erinnerte noch vieles an die Erscheinung der alten Kirche, deren Anhänger man durch Schonung von Aeusserlichkeiten eher zu versöhnen hoffen mochte. Die durch das allgemeine Gebetbuch vorgeschriebene Liturgie mit ihren mechanischen Responsorien, die wiederholte Kniebeugung, der Gebrauch des Ringes bei der Trauung, die Bezeichnung der Täuflinge mit dem Symbol des Kreuzes, die künstlerische Ausschmückung des Gottesdienstes durch die Fülle musikalischer Zuthaten, die Auszeichnung des Priesters durch den üblichen Ornat: Alles dies war mehr oder weniger nicht ohne Absicht katholischem Muster entlehnt.

Der Widerstand gegen einzelne dieser Reminiscenzen an die mittelalterlichen Formen, das Bestreben der Kirche ihre ursprüngliche Reinheit und Einfachheit zu verleihen, gieng bis auf die Zeiten Eduard's VI. zurück. In der anfänglichen Weigerung des zum Bischofsitz von Gloucester berufenen Hooper, das „aaronische Priestergewand", das Symbol „der Gemeinschaft mit dem Antichrist", anzulegen, ist der erste Keim des Puritanismus zu erkennen, der sich in den Jahren des Exils durch innige Berührung mit den Häuptern der calvinistischen Reform kräftigte und unter Elisabeth den Kampf mit der Staatskirche aufnahm. Die ganze Regierungszeit der grossen Königin war mit den bitteren Streitigkeiten und Verfolgungen erfüllt, zu denen die puritanischen Bestrebungen den Anlass gaben. Nach dem Ceremonial wurde schon die Verfassung der Kirche Gegenstand der Kritik und des Angriffs. Das Parlament, mit puritanischen Sympathieen erfüllt, forderte das Recht der Initiative auch für die innere kirchliche Gesetzgebung. Hie und da wurde in vereinzelter Kühnheit die Suprematie selbst und damit das rechtlich bestehende Verhältnis von Kirche und Staat bestritten. — Schon damals bildeten sich innerhalb des englischen Puritanismus, dem das

unnachsichtliche Gebot, sich den Satzungen der Staatskirche zu fügen, entgegentrat, die Anfänge von zwei Richtungen aus, deren Gegensatz für spätere Zeiten die grösste Bedeutung erlangte. Es war nicht unnatürlich, dass mehr als einer der puritanischen Bekämpfer der bestehenden Kirchenformen seine Blicke nach der Kirche von Genf lenkte, welche in dem benachbarten nördlichen Königreich als nachahmungswerthes Muster betrachtet wurde.

In der That nahm das System des Presbyterianismus, wie es sich in Schottland unter schweren Kämpfen durchzusetzen wusste, nicht nur in den äusseren Formen des Gottesdienstes die ganze Strenge und Nüchternheit des calvinistischen Princips an, sondern auch der Verfassung der Kirche wurde, nicht ohne bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten in der Ausprägung, der Stempel desselben Geistes aufgedrückt. Auch diese Kirche war dazu bestimmt, unduldsam gegen jede Abweichung, alle Glieder der Nation zu umfassen, aber sie kannte keinen geistlichen Supremat der Staatsmacht. Die scharfe Sonderung der kirchlichen und bürgerlichen Gewalten bildete ihren obersten Grundsatz, und doch verlangte sie ein Zusammenwirken beider zu demselben Zweck. Wie sie selbst eine Unterwerfung der Obrigkeit unter ihre Disciplin forderte, so schärfte sie ihr die Verpflichtung ein, ihr für die Wahrung des reinen Glaubens, die Ausübung ihrer Jurisdiktion Schutz und Unterstützung zu leihen. Im Gegensatz zur anglikanischen Kirche gab sie sich eine demokratische Grundlage, indem sie einer Erhaltung des Bisthums in jeder Gestalt widerstrebte, die Stelle des Geistlichen wenigstens nicht gegen den Willen der Gemeinde besetzt wissen wollte und vor allem den Begriff des Kirchenamtes nicht auf das des Minister, als Verkündigers des göttlichen Wortes, beschränkte. Als ebenbürtige Genossen, kraft göttlichen Rechtes, traten ihm erwählte Aelteste aus der Gemeinde zur Seite. Im Ortskirchenrath, im Presbyterium, das einer grösseren Zahl von Gemeinden in einem Bezirk entsprach, in der Provinzial-Synode, endlich in der höchsten Instanz, der General Assembly, fand das Institut der Aeltesten seine Stelle und diente vorzüglich der

Mitwirkung bei der Erhaltung strenger moralischer Zucht und geistlicher Jurisdiktion. Noch ehe diese Form der schottischen Kirche sich gänzlich ausgebildet und die volle staatliche Anerkennung erhalten hatte, war in England hie und da das leidenschaftliche Verlangen aufgetaucht, über den Trümmern der anglikanischen Staatskirche eine presbyteriale Nationalkirche aufzubauen. Ohne dass man auf eine Synodal-Verbindung bedacht war, wirkten die Nonkonformisten an vielen Stellen auf die Errichtung von Presbyterien hin, und die wissenschaftlichen Vorkämpfer dieser Partei suchten ihr Ideal kirchlicher Verfassung als einzig schriftgemäss und absolut bindend nachzuweisen. Indessen war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Robert Browne, nicht ohne Einwirkung holländischer Emigranten, eine geistige Bewegung ausgegangen, die sich gleicher Weise gegen Anglikanismus wie Presbyterianismus richtete. Die Brownisten strebten nicht darnach, die eine kirchliche Form, welche alle Glieder der Nation zwangsweise in sich schliessen sollte, durch eine andere zu ersetzen. Sie forderten das Recht der Separation, das Recht der Verbindung einzelner zu freien Gemeinden, die weder die Autorität von Bischöfen noch die von Presbyterien oder Synoden über sich zu dulden hätten. Aus diesem Grundsatz unbedingter Freiwilligkeit liessen sich für die Ausbildung von Verfassung und Gottesdienst der einzelnen Kongregation weitere Folgerungen ziehen, durch welche die Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten der Mehrheit zugewiesen und die bindende Vorschrift ritueller Formen verworfen ward. So wenig Browne selbst sich der Vertheidigung eines grossen und zukunftreichen Principes durchaus würdig zeigte, so bedeutend war der Erfolg seiner Lehre. Aber gegen sie, durch welche die Staatskirche als „Reich des Antichrists“ gebrandmarkt wurde, schien es nöthig, noch schärfere Mittel anzuwenden, als gegen die übrige Macht des Puritanismus. Dasselbe Geschlecht, welches die Ausübung von Messe und Ohrenbeichte mit dem Tode bestraft sah, sah auch Mitglieder brownistischer Konventikel der Hand des Henkers überliefert. Die Qualen grausamer Haft lichteten ihre Reihen, und schon wurden ein-

zelne zu dem Entschluss gedrängt, den theuren Boden der Heimat zu verlassen.

Wenn der englische Puritanismus nach Elisabeth's Tode seine Hoffnungen auf einen König gesetzt hatte, der in Schottland gross geworden war, so sah er sich bald auf's bitterste enttäuscht. Jakob hasste das kirchliche System seiner Heimat und hatte die entschiedensten Versuche gemacht, in ihr auf's neue die Anfänge eines Episkopates zu begründen. Die grosse Petition puritanisch gesinnter Geistlicher, die ihm auf englischem Boden entgegentrat, das Manifest der Partei, welches die Frage der Verfassung unberührt liess, aber Ceremonieen und Entweihung des Sabbath, die Schäden des Patronats und die Missbräuche der geistlichen Gerichtsbarkeit gleichzeitig angriff, hatte keine weiteren Folgen als eine ergebnislose Konferenz, welche den König entschlossen zeigte, die bestehenden Formen aufrecht zu halten. Die hunderteinundvierzig Canones des Jahres 1604 mit ihren Strafandrohungen beugten den Klerus fester als je unter das Joch der Konformität, und der Puritanismus hatte eine neue Periode des Duldens durchzumachen. —

Man weiss, wie viel die Begründung der anglikanischen Kirche dazu beigetragen hat, dem englischen Königthum des sechzehnten Jahrhunderts seine mächtige Stellung zu geben. Unzweifelhaft waren die Schwächung des grossen kriegerischen Adels und die Gewalt socialer Bedürfnisse nothwendige Voraussetzungen für die Erhebung jener „neuen Monarchie“ gewesen, unter deren Schutz Gentry, Freisassen und Bürger theilweise eine höhere politische Stufe erklimmen konnten, die arbeitenden Klassen in Stadt und Land eine gewisse Fürsorge fanden, Handel, Schiffahrt und Gewerbe einen grossartigen Aufschwung nahmen und glückliche Versuche einer Ausbreitung der wiedergeborenen Bildung gemacht wurden. Auch konnte, mit Ausnahme der katholischen Maria, die Persönlichkeit der Herrscher aus dem Tudor-Geschlecht bei allen Flecken, die ihrem Charakter anhaften mochten, so sehr als der Ausdruck echt englischer, nationaler Gefühle gelten, dass ihnen schon um deswillen eine ausserordentliche Aus-

dehnung der königlichen Prärogative verziehen ward. Vor allem der glänzende Zauber, der die heroische Gestalt Elisabeth's umgab, das volle Bewusstsein, mit ihr und unter ihr in der vordersten Reihe eines Weltkampfes zu stehn, der frische Hauch urwüchsiger Kraft, der unter ihrem Scepter das öffentliche und geistige Leben durchdrang: Alles, was ihr Andenken in den Herzen des Volkes heiligte, wirkte zusammen, ihr eine thatsächliche Gewalt zu geben, die sehr geeignet war, den Besitzer zum Missbrauch zu verführen. Aber die stärkste Aufforderung, das Wesen der Verfassung zu Gunsten einer unbeschränkten Monarchie zu verändern, lag in dem einseitigen Zuwachs an Macht, den die Krone mit dem kirchlichen Supremat erhalten hatte. Inmitten eines Staatswesens, welches durch Parlament, Gerichtsverfassung und gewisse Grundrechte den königlichen Willen für die weltliche Seite der Regierung band, gab es einen reinen Beamtenstaat, durch welchen auf kirchlichem Gebiet alle Unterthanen in absoluter Weise beherrscht werden sollten. Der Oberkirchenrath („High Court of Commission") mit seinen ausserordentlichen Gewalten. die ihn der Inquisition annäherten, wurde durch geistliche und weltliche Beamte nach widerruflichem Willen des Monarchen besetzt. Die beiden Häuser der geistlichen Konvokation. jene periodische Vereinigung der Prälaten mit den Vorstehern und Vertretern der Kapitel sowie denen der Pfarrgeistlichkeit, beibehalten schon zum Zwecke der Besteuerung, waren ohne die frühere Selbstständigkeit gefügige Werkzeuge in der Hand des neuen Herren. Sein Recht, sie zu berufen und ihren Beschlüssen zuzustimmen, erhielt dadurch, dass der gesammte Klerus sich in eine Art abhängiger Bureaukratie hatte verwandeln müssen, erst volle Bedeutung. Selbst die Wahl von Erzbischöfen und Bischöfen hieng thatsächlich vom Gutdünken des Monarchen ab. An der Spitze dieser streng gegliederten Hierarchie von Kirchenbeamten war er auch zu allen übrigen Unterthanen, die dem Laienstande angehörten, in ein neues Verhältnis getreten. Ein grosser Theil in den verschiedensten Lebensstellungen war, wie der Klerus, verpflichtet, den Supremats-Eid zu leisten. Allen drohte die

Gefahr eines geistlichen Ausnahmegerichtes. Und von selbst mussten die Zustände des königlichen Kirchenregimentes auf die gesammte Staatsverwaltung zurückwirken. Ein „Dualismus des kirchlichen und weltlichen Staates“ war vorhanden, der einer neuen, für die englische Verfassung gefährlichen Theorie das Leben geben konnte. „Das Königthum hatte die unabweisbare Tendenz erhalten, den Staat zu einer Verwaltungsordnung nach dem Muster der Kirche umzubilden, die Tendenz zum Absolutismus.“ (1) — Es begegnete in dieser Tendenz der Strömung, welche gleichzeitig die grossen Staatswesen des Festlandes ergriffen hatte, und deren Gewalt ein Glied der innigen Gemeinschaft romanisch-germanischer Völker sich nicht so leicht entziehen konnte.

Aber wenn es an anderen Stellen gelang, die ständische Verfassung zu vernichten oder der Vernichtung nahe zu bringen, so ruhte sie jenseits des Kanals auf festeren Grundlagen, die wohl erschüttert, aber nicht zertrümmert werden konnten. Der Geist der Selbstverwaltung, der in diesem Lande gross geworden war, die Summe der Gemeinde-Institutionen, in denen er sich ausdrückte, waren die unbezwingbaren Bollwerke, an welchen das Streben nach absoluter Herrschaft sich brechen musste, und hinter welchen der alten Verfassung des Reiches eine letzte Zuflucht gewahrt blieb. Inzwischen hatten eben unter den Tudors viele Ursachen dazu beigetragen, einen Zustand vorzubereiten, in dem ein anderes Element dieser Verfassung, das Haus der Gemeinen, sich mit einem höheren Bewusstsein seiner Macht durchdringen konnte. Die Stellung der weltlichen und geistlichen Pairs war durch die Rosenkriege und durch die Reformation zu ihren Ungunsten verändert worden. Auch wurde die Selbstständigkeit des Oberhauses zunächst in der Folge durch die massenhafte Erhebung in die Pairie noch mehr geschwächt. Das Unterhaus dagegen erhielt erhöhte Bedeutung, indem nach dem Ruin der grossen kriegerischen Baronie, beim allmählichen Emporrücken der Gesellschaftsklassen, ein neuer politisch berechtigter Mittelstand in Grafschaften und Städten entstand, der sich neben den höheren Klassen durch Ausbildung des Kirch-

spiels zu grösserer Thätigkeit im öffentlichen Leben aufgerufen sah, über die reichen Quellen landwirtschaftlicher und bürgerlicher Arbeit gebot und an den fortgeschrittenen Ideen einer gleichmässigen Bildung Theil nahm. Ein höheres Selbstvertrauen dieses Mittelstandes war nicht zu verkennen. Es musste nach und nach auch in der Persönlichkeit seiner Vertreter zum Vorschein kommen, die aus den Reihen der reichen, juristisch und politisch geschulten, städtischen und ländlichen Gentry emporstiegen. Weit entfernt davon, etwas von den alten parlamentarischen Rechten opfern zu wollen, erhielt das Haus der Gemeinen die stille Tendenz, sie in ausgedehnterem Sinne zu deuten.

Unter Elisabeth waren zahlreiche Anzeichen einer Spannung im Staatswesen zu bemerken, aber ein Bruch wurde jedes Mal vermieden. Wenn die Königin die tieferen Gründe der langsam wirkenden Veränderung nicht erkannte, so liess sie ein glücklicher Takt diese Veränderung wenigstens empfinden. Sie trug Sorge, den Kampf mit einer Versammlung nicht zum äussersten zuzuspitzen, in welcher, der willkürlichen Schaffung neuer Wahlflecken und der willkürlichen Einwirkung auf die Wahlen zum Trotz, ein wachsender Geist der Unabhängigkeit sich Ausdruck verschaffte. In wichtigen Fragen, wie in der Frage der Monopolien, gab sie mit grossartiger Offenheit nach. Der Grundsatz des Rechtes der Steuerbewilligung wurde nicht geläugnet. Der Grundsatz des Rechtes, an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, wurde nur für das kirchliche Gebiet bedeutend eingeschränkt. Niemals wurde eine Theorie verfochten, welche das Parlament als ein überflüssiges Glied am Staatskörper bezeichnet hätte, und dieses selbst behauptete schrittweise sein Recht, über seine inneren Angelegenheiten das höchste Tribunal zu sein. Aber auch von dieser Seite wurde gegen eine Fürstin in einzigartiger Stellung eine wohlbedachte Nachgiebigkeit geübt. Man erschöpfte sich in demüthigen Aeusserungen und wagte nicht immer das freie Wort zu schützen. Man duldete Verordnungen, auch wenn sie nicht durch die Noth des Augenblicks zu entschuldigen waren, und Zwangsanlehen, auch wenn ihre

Eintreibung die persönliche Freiheit gefährdete. Man verzieh der Verwaltung, in einzelnen Fällen das gemeine Recht zu durchbrechen, und es gab eine ganze Klasse der Bevölkerung, in deren grausamer Verfolgung die Regierung der protestantischen Masse, deren Fanatismus aus religiösem Hass und patriotischem Argwohn zusammengesetzt war, noch nicht genug that.

Auf diese Weise war ein System geschaffen, das wenn nicht immer die Vortheile, so doch die thatsächlichen Folgen „willkürlicher und konstitutioneller Regierung" mit einander verband([1]). Es konnte seiner Natur nach nur von kurzer Dauer sein. Indem das fremde Geschlecht der Stuarts das heimische der Tudors ablöste, wurde die Spannung der kirchlichen und politischen Verhältnisse vergrössert, und der Riss zwischen den einzelnen Bestandtheilen dieses Staatswesens herbeigeführt. Sobald es der religiösen Opposition des Puritanismus gelang, sich mit den Ideen politischer Opposition voller zu durchdringen, mussten die parlamentarischen Ansprüche eine doppelte Wucht erhalten. Sobald das fremde Königsgeschlecht, verführt durch die theologischen Anschauungen eines ergebenen Klerus, begann, die Grundsätze des Kirchenregiments auf die Staatsverwaltung zu übertragen, musste sich der Absolutismus zu einer einheitlichen Theorie abschliessen. Ein feindlicher Zusammenstoss der beiden gesteigerten Gegensätze wurde unvermeidlich.

Den Jahren, in denen er sich vorbereitete, gehört Milton's Jugend an. Der Mann fand seine Stelle in der stürmischen Zeit des Kampfes, da neue Gebilde in Kirche und Staat zu dauerndem Bestande sich durchzuringen suchten. Nachdem diese Versuche gescheitert, die früheren Gewalten wiedergekehrt waren, sah der alternde, blinde Dichter mit geistigem Auge zurück auf die zertrümmerten Ideale wie auf ein verlorenes Paradies.

---

## Erstes Kapitel.

### Elternhaus und Erziehung.

---

Was uns Milton selbst über seinen Stamm mittheilt, beschränkt sich auf die wenigen Worte: „Londini sum natus, genere honesto.“ Es ist möglich, wenn auch nicht eben wahrscheinlich, dass er hiemit doch mehr habe andeuten wollen, als dass er einem ehrbaren bürgerlichen Hause entsprossen sei. Alte Familien-Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, mochte auf einen vornehmen Ursprung zurückweisen. Ein ehrwürdiges Geschlecht, die „Miltons von Milton“, sollte vor Menschen-Gedenken in Oxfordshire gesessen und in den Kriegen der weissen und rothen Rose seinen Besitz und damit seinen Glanz eingebüsst haben. Der Dichter selbst, wie wohl schon des Dichters Vater, bediente sich eines Wappens, das ohne Zweifel den alten Insignien des Geschlechtes entsprechen sollte. Indess alle Nachforschungen, diese Miltons von Milton zu entdecken, sind vergeblich gewesen. Auch die von E. Phillips, dem Neffen Milton's, erwähnten Familien-Denkmale haben sich weder in der Kirche von Milton bei Abingdon noch in jener des Dorfes Great-Milton in Oxfordshire auffinden lassen ([1]).

Allerdings kann man den Namen Milton in den Annalen englischer Geschichte bis in's vierzehnte Jahrhundert hinauf in mehreren Familien nachweisen. Seitdem erscheint er in verschiedenen Grafschaften, wie er auch vielfach zur Bezeich-

nung einer Ortschaft, eines Dorfes oder Weilers auftritt. Immerhin ist es möglich, dass zwischen dem Familien-Namen und der topographischen Bezeichnung ein Zusammenhang stattfindet der Art, dass jener die Herkunft aus einem „middletown“ („mid-town, milltown“) ausdrücken sollte(1). Auch in Oxfordshire tauchen lange vor der Geburt des Dichters Familien seines Namens auf, vor allem in einer Gruppe von Dörfern in geringer Entfernung östlich von Oxford, am Rande des königlichen Forstes von Shotover gelegen: Beckley, Elsfield, Stanton St. John's. In dem zuletzt genannten lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein „Henri Mylton“, dieser ohne Zweifel des Dichters Urgrossvater, von dem uns freilich nichts überliefert ist als sein Testament. Selbst diese spärliche Quelle genügt, uns über die nächsten Angehörigen des Erblassers in Kenntnis zu setzen. Eine Tochter, Isabelle, erhält ein halbes Malter Gerste und ein Rind, welches Richard, der Sohn, bis zum vierten Jahre aufziehen soll. Ein gewisser Rowland Mylton und Alice Mylton werden gleichfalls mit je einem halben Malter Gerste bedacht. Die Ehefrau Agnes soll zwei Pferde, zwei Kühe und das gesammte Hausgerät empfangen. Was uns mehr interessirt als diese einfachen Verfügungen, die einen Einblick in den ländlichen Haushalt des Testators gewähren, ist die Thatsache, dass er sich durch seine Ausdrucksweise, die Erwähnung „unserer l. Frau St. Maria und der Gemeinschaft der Heiligen“ unstreitig als Katholiken kennzeichnet. Auch sein Weib Agnes ist, den Worten ihres Testamentes zu Folge, nicht lange nach ihm, als gläubiges Glied der Kirche gestorben, welche im Zeitalter Elisabeth's die verfolgte war(2).

Richard Milton blieb dem väterlichen Glauben treu. Sein Name findet sich zwei Mal in den s. g. Recusant-Rolls, den Verzeichnissen, in welchen Jahr für Jahr die Geldbussen eingetragen wurden, die wegen Versäumnisses des anglikanischen Gottesdienstes in der Pfarrkirche zu zahlen waren. Das eine Mal (13. Juli 1601) wird er für den Zeitraum von drei Monaten mit sechzig £., sodann, da sein Widerstand nicht gebrochen wurde, noch ein Mal mit derselben bedeutenden aber gesetz-

lichen Strafsumme belastet. Es ist bemerkenswerth, dass kein anderer Milton in Oxfordshire als Anhänger des alten Glaubens genannt wird, wiewohl es feststeht, dass gerade in der Umgegend von Stanton St. John's das Werk gewaltsamer Bekehrung durchaus nicht überall erfolgreich war([1]).

Die Standesbezeichnung des Richard Milton drückt sich durch ein dem Namen beigesetztes „yeoman“ aus; dass er irgend ein Forstamt im Walde von Shotover verwaltet habe, ist urkundlich nicht überliefert. Günstige Vermögens-Umstände, durch einen Steuer-Eintrag in den Subsidy-Rolls von 1577 genugsam bezeugt, mögen den Freisassen in den Stand gesetzt haben, seinem Sohne John eine Erziehung zu geben, welche diesen später dazu befähigte, einen einträglichen Lebensberuf zu ergreifen. Die Pfarre Stanton St. John's war nur ein Paar englische Meilen von Oxford entfernt, so dass der Knabe unschwer in der alten Universitäts-Stadt den Jugend-Unterricht empfangen konnte. Daraus mag sich die Sage gebildet haben, die in die erste Biographie seines Sohnes, des Dichters, übergegangen ist, der Vater desselben sei im College von Christ-Church zu Oxford gebildet worden, eine Nachricht, die durch Nachforschungen in diesem College keine Bestätigung erhalten hat.

So ist auch jene bekannte Erzählung mehr sagenhaft als geschichtlich, welche die Uebersiedelung des älteren John Milton nach London berichtet. Sein Vater, der eifrige Katholik, der in standhafter Anhänglichkeit an den alten Glauben eine zweimalige schwere Strafe ertrug, entdeckte, so lautet die Erzählung, dass sein Sohn der verhassten Lehre des Protestantismus zuneige. In seiner Kammer fand er die Bibel in englischer Uebersetzung, das unverkennbare Zeichen der Ketzerei. Im Zorn verstiess, enterbte er den Jüngling, welcher nun, um sein Glück zu suchen, die ländliche Heimat verliess und sich der Hauptstadt des Reiches zuwandte. Hier, in London, fand er bei einem erprobten Freunde Rath und Hülfe. Dieser Freund, ein Notar von Ruf, ermöglichte ihm, so heisst es, die üblichen sieben Lehrjahre, welche zur Vorbereitung auf das Notariat erfordert wurden, zu überspringen und durch eben

diesen Beruf sein Leben zu fristen und einen glücklichen Haushalt zu gründen (1).

Eine erst kürzlich gemachte Entdeckung hat uns belehrt, dass diese etwas romantische Ueberlieferung nicht ganz mit der Wahrheit übereinstimmt. In den Verzeichnissen der londoner Scriveners' Company fand sich nämlich ein Eintrag des Inhalts, dass am 27. Februar 1599 (1600) John Milton, Sohn des Richard Milton von Stanton, vormals Lehrling bei dem londoner Bürger und Notar James Colbron, als Meister in die Innung aufgenommen worden sei (2).

Aus diesem Eintrag geht hervor, dass der ältere John Milton in der That eine Lehrzeit durchgemacht hat. Da diese nach der Regel sieben Jahre dauerte, James Colbron aber, wie Nachforschungen ergeben haben, selbst erst am ersten April 1595 das Meisterrecht erlangte, so hat man zu vermuthen, dass John Milton schon vorher einige Jahre einem andern Meister gedient hat. Wenn es ferner richtig ist, was mir noch nicht hinlänglich bewiesen scheint, dass der „Scrivener" in damaliger Zeit nicht über einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt sein durfte, um sein Amt antreten zu können (3), so hätte der Streit mit dem Vater, die Entfernung aus dem elterlichen Hause, der Uebertritt zum Protestantismus vor dem vierzehnten Lebensjahre des Sohnes stattfinden müssen.

Möglich immerhin, dass dieser schon in so früher Jugend den Kampf durchzufechten hatte und mit dem Kampfe jene ernste, puritanische Lebensanschauung sich zu eigen machte, die er der Seele seines grossen Sohnes einpflanzte. Möglich auch, dass der Verstossene in der Schreibstube eines älteren Bekannten für einige Jahre als Lehrling Aufnahme fand, bis er in die Aufsicht James Colbron's übergieng. Soviel scheint sicher, dass der eifrige junge Mann, nachdem er selbstständig geworden war, durch Klugheit, Fleiss und Rechtschaffenheit in kurzer Frist zum wohlhabenden Bürger wurde. Schon im Jahre 1600 oder um diese Zeit konnte er sich einen eignen Hausstand gründen (4), über das Alter seines Weibes Sarah wissen wir aber nichts und über ihren Familien-Namen sind

wir bis heute so im Unklaren, dass wir nicht mit Sicherheit entscheiden können, ob sie eine geborene Bradshaw, Haughton oder Caston gewesen ist (s. d. Anhang).

Bei zunehmendem Wohlstand erlangte der rührige Geschäftsmann den Besitz mehrerer Häuser, deren zwei in Breadstreet, recht im Herzen der City gelegen, mit Namen genannt werden. Das eine, das Haus „zur Rose", mag ihm in den ersten Jahren seiner Geschäftsthätigkeit als Bureau gedient haben, in dem andern, dem Hause „zum fliegenden Adler" („Spread-Eagle") finden wir ihn seit 1603 eingerichtet (1). Es spricht manches dafür, dass das Haus seinen Namen erst von seinem neuen Besitzer erhalten und nicht etwa, dass dieser erst den schon vorhandenen Namen des Hauses zur Bildung eines Phantasie-Wappens benutzt hat. Nicht ohne Grund würde jenes Sinnbild gewählt worden sein, als es galt nach der Sitte der Zeit, das Haus mit einer Devise auszuzeichnen, welche, über der Thür befestigt, in jenen Tagen unsere praktisch-prosaische Numerirung ersetzte. Nicht nur, dass das Wappen der Scriveners' Company diesem Hausschilde einigermassen entsprach (2), sondern eben dieses Sinnbild scheint mit geringer Veränderung für das Wappen der ritterlichen Ahnen, jener „Miltons von Milton" gegolten zu haben. Ein Doppeladler mit ausgespreizten Fittichen und Krallen zierte des Dichters Petschaft, eben dieses Siegel findet sich auf keinem geringeren Dokument als auf dem Vertrag über die Veröffentlichung des „verlorenen Paradieses" zwischen dem Autor und dem Buchhändler Simmons (3).

In diesem Hause zum „fliegenden Adler" wurde dem Notar Milton am neunten December 1608 um halb sieben Morgens ein Sohn geboren, welcher am 20. desselben Monats in der Taufe den Namen des Vaters, John, empfieng (4). Eine Schwester, Anna, war vermuthlich um einige Jahre älter, ein Bruder, Christoph, kam erst im December 1615 zur Welt. Zwischen diesen beiden wuchs der Knabe auf; von drei weiteren Geschwistern war eines schon 1601 gleich nach der Geburt weggerafft worden, die beiden anderen nachgeborenen starben im zartesten Alter. Wahrscheinlich gehörte auch die Grossmutter

mütterlicher Seits, Ellen, Wittwe des Paul Jefferys oder Jeffray, vermuthlich ihres zweiten Gatten, bis zu ihrem Tode (Febr. 1610—1) der kleinen Familie an(1).

Es war, das sind wir anzunehmen berechtigt, ein Haus, geschmückt mit allen Tugenden soliden Bürgerthums, das Haus zum „Spread-Eagle“, in welchem der junge John Milton gross ward. Die Mutter, schon mit dem dreissigsten Jahre so schwachsichtig, dass sie die Brille nicht entbehren konnte, durch rechtschaffenen, wohlthätigen Sinn in der Nachbarschaft bekannt(2), der Vater, frühe in der Schule des Lebens gereift, schon zeitig am Tage in den mannichfaltigen Geschäften unermüdlich thätig, die sich an seinen einträglichen Beruf knüpften. Dazu ohne Zweifel über dem ganzen Hauswesen ein Hauch puritanischer Frömmigkeit ausgebreitet, die dem Dichter für sein Leben als Regel vorschrieb, den Tag mit dem Lesen der Bibel zu beginnen, und welche ihn gewiss jeden Sonntag den Weg zu der nahen Allerheiligen-Kirche einschlagen liess, deren Kanzel Richard Stocke, der Freund des hervorragenden puritanischen Pfarrers von Rotherhithe, Thomas Gataker's, zweiunddreissig Jahre lang in würdigem Eifer innehatte(3).

Aber es wäre weit gefehlt, wenn man annehmen wollte, das ernste religiöse Element sei das einzige gewesen, welches das Leben des miltonschen Hauses beeinflusste. In seinen Räumen ward auch das Schöne gepflegt um des Schönen willen, vielleicht auch da, wo der rigorose Puritanismus es als Zeichen weltlicher Lust über die Schwelle gebannt haben würde. Der Vater Milton war von früher Jugend an auf musikalischem Gebiet mehr als ein Dilettant. In einer allgemeinen Biographie älterer englischer Komponisten wird sein Name nicht vergessen(4). Die Sammlung von Madrigals „The Triumphes of Oriana“, zum Ruhme der jungfräulichen Königin Oriana-Elisabeth vom Jahre 1601, enthält neben den Gaben der bekanntesten Tondichter der Zeit auch einen Beitrag des älteren Milton. Von den Melodieen zu den „Teares and Lamentations of a Sorrowful Soule“, die William Leighton 1614 veröffentlichte, gehören drei der Feder des kunstsinnigen Notars von Bread-street an und in der ravenscroftschen Zusammenstellung

geistlicher Melodieen von 1621 erscheinen zwei, dem Text der Psalmen 5. 27. 55. 66. 102. 138 angepasst, unter Milton's Namen. Melodieen, welche in der Kirche wie in der Familie, zu Glockenspiel und als Ammenliedchen ihre Volksthümlichkeit lange bewahrt haben sollen (1). Von anderen künstlerischen Leistungen des alten Milton hören wir, ohne dass es möglich wäre ihr Dasein nachzuweisen. So soll er für den Landgrafen von Hessen einen Gesang gesetzt und zur Belohnung von dem Fürsten eine goldene Medaille erhalten haben. Ein „In Nomine", dem König von Polen überreicht, brachte ihm gleichfalls neben dem Ruhm eine goldene Denkmünze und Ehrenkette ein, falls nicht etwa die eine Nachricht mit der andern verwechselt worden ist (2). In späteren Jahren stellte der Sohn dem Talent des Vaters das beste Zeugnis in folgenden Worten aus: „Du selbst, durch die Gabe der Musen beglückt, verstehst es tausend Töne zu richtigem Takt zu vereinigen und die Singstimme in tausend Melodieen zu variiren, mit Recht magst du Erbe von Arion's Namen sein" (3). An den Segnungen einer so ausgesprochenen Anlage musste die ganze Familie Theil nehmen.

Wenn des Tages Arbeit vorbei war, so erklang das friedliche Haus in Bread-street von Gesang und Spiel, und es waren nicht nur die pathetischen Worte des Psalmisten, welche dem Gedächtnis des Kindes für immer eingeprägt wurden, sondern seine Phantasie hatte sich auch mit Oriana und mit den „erröthenden Rosen" und den Nymphen Diana's zu beschäftigen. Soviel ist gewiss, dass Milton, von dem Vater unterrichtet und selbst mit einer guten Stimme begabt, damals jene Neigung für die Musik gewann, die ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, ihm die Nacht der Blindheit freundlicher machte und ihn selbst unter den Anfällen schmerzhafter Krankheit Trost im Liede finden liess. In seiner Schrift über die Erziehung der Jugend wies er „den feierlichen und göttlichen Harmonieen der Musik" eine hohe Stelle an und pries die „religiösen, kriegerischen und geselligen Lieder, welche, wofern weise Männer und Propheten nicht gänzlich irren, eine grosse Macht in sich tragen, Charaktere und Sitten zu mildern und

zu veredeln“ (1). An zahlreichen Stellen seiner Gedichte finden sich die verständnisvollsten Hindeutungen auf das Reich der Töne (2), und schon der musikalische Wohllaut seiner Verse erlaubt den Schluss, dass des Dichters Ohr ein feingebildetes war.

Von poetischem Talent oder überhaupt literarischer Begabung scheint weder die Mutter noch der Vater etwas auf den Sohn zu vererben gehabt zu haben. Ueber die Eigenschaften der ersten sind wir leider gar nicht weiter unterrichtet, dem Vater aber hat der Dichter selbst, wenn man anders seine Worte so auffassen darf, die Domäne der Poesie gleichsam abgesprochen. Während er, wie schon erwähnt, seine musikalische Begabung rühmt, fügt er hinzu: „Indem sich Phoebus uns beiden mittheilen wollte, hat er diese Gaben mir verliehen, jene dir, dem Vater, und jeder von uns beiden nennt einen Theil des Gottes sein eigen“ (3). Und in der That das einzige Erzeugnis der poetischen Laune des alten Milton lässt nicht bedauern, dass es das einzige ist. Es ist ein Sonett, so platt, prosaisch und geschmacklos, wie nur je eins in englischer Sprache geschrieben worden, gerichtet an John Lane, und einer Abschrift von dessen Epos Guy, Earl of Warwick, in der guten Absicht freundschaftlicher Schmeichelei vorgesetzt (4). Glücklicher Weise ist auch dieses Epos der Veröffentlichung entgangen, obschon es nach der S. 132 stehenden Licenz zu schliessen (Jul. 13. 1617 John Taverner as in the original) unzweifelhaft dafür bestimmt war. Man urtheilt nicht zu hart, wenn man versichert, dass der Ton des ganzen Werkes dem schwunghaften Anfang von Strophe 67 Canto IV entspricht, welcher lautet:

„As when one standes in Sussex Winchelsy
And sendes his sowtheast eye glance o'er the brine“.

Auch die sonstigen bekannten Ueberreste von John Lane's Muse „Triton's Triumph to the Twelfe Months, husbanded and moralized“, der kühne Versuch Chaucer's unvollendete Erzählung des Squire fortzusetzen, sind der bescheidenen Sphäre handschriftlichen Daseins nie entrückt worden (5). Wenn Edward Phillips dieses Schicksal beklagt und die Ansicht aus-

spricht, die Veröffentlichung seiner Werke würde Lane einen Namen gewonnen haben, „nicht viel geringer als der Drayton's, wenn nicht ihm gleich und anderen Spenser Zunächststehenden" (1), so darf man diesen Mangel an Kritik wohl auf Rechnung der Familien-Tradition setzen, die Lane als Hausfreund von Phillips Grossvater, als Vertrauten des alten Milton bezeichnete. In der That zeigen sowohl dessen holperige Verse zum Preise Lane's, sowie eine gelegentliche rühmende Erwähnung der „süssen Melodieen Milton's" (2) durch den Dichter des Guy Warwick, dass sich beide Männer sehr nahe standen. Mag auch Lane selbst dem jungen John Milton bei dem Verkehr in dessen väterlichen Hause wenig poetische Anregung gegeben haben, so war er doch immerhin der „feine, alte gentleman aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth", der belesene Kenner Chaucer's, Spenser's, Sidney's und der ganzen vergangenen Epoche der Literatur, endlich wahrscheinlich überhaupt der erste Schriftsteller, mit dem der Knabe in Berührung kam.

Wer sonst von Freunden und Nachbarn dem miltonschen Hause nahe stand, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, dass Humphrey Lownes, der Drucker und Buchhändler, welcher in Bread-street-hill unter dem Zeichen des Sternes ansässig war, zu den Bekannten des gebildeten Notars gehörte (3), einige der kaufmännischen Nachbarn mögen mit ihm in Verbindung gestanden, Lehrlinge, Schreiber und Diener, deren vier, Peter Jones, William Bolde, Thomas Bower, John Hutton uns gelegentlich genannt worden sind (4), werden sein Haus belebt haben.

---

Verlorene Mühe wäre es heute dieses Haus zu suchen. Wo sich gegenwärtig das unermüdliche Leben des Tages in Cheapside drängt und treibt, und die ewig wechselnde Menschen-Welle auch die engeren Nebenstrassen überfluthet, stehn wir wohl auf demselben Boden, der den Dichter getragen hat, aber die Formen der Gebäude, die Giebel und Erker, die Mauern und Thürme, welche seinem Auge die ersten Eindrücke

der Aussenwelt gaben, sind verschwunden. Der grosse Brand von 1666, der hier im Herzen der City am heftigsten wüthete, hat alles vernichtet. Noch im Jahre 1754 erscheint auf der Karte von London ein „Black-Spread-Eagle-Court", der erste Hof zur Linken auf Bread-street, von Cheapside aus gerechnet. Auch die Bezeichnung dieses Hofes, die letzte sichtbare Erinnerung an das Geburtshaus John Milton's, hat modernen Zahlen und Firmen Platz gemacht. Doch dürfen wir annehmen, dass die Lage der Strasse, wie sie nach dem Brande wieder aufgerichtet wurde, im ganzen jener vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entsprach. Auch damals erstreckte sich Bread-street, so genannt, „weil in alter Zeit hier Brot verkauft wurde", von Cheapside aus in südlicher Richtung dem Flusse zu. Wenn der Knabe über die Schwelle des väterlichen Hauses trat, das gleichsam unter dem Schutze der Bow-Kirche und ihrer berühmten Glocken stand, so fand er sich auf der durch zahlreiche Schenken, Gasthäuser und Schauläden reicher Kaufherren buntbelebten Strasse(1). Und gerne mögen wir gedenken, dass unter ihren lärmenden Tavernen eine war, deren Schild nicht gewöhnliche Spiessbürger und Zecher über die Schwelle lockte: Die historische Schenke zur „Seejungfrau", in der sich die erlauchte Tafelrunde der Shakespeare, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher zum Spiele unübertroffenen Witzes und geistvollen Gesprächs bei Sekt und Taback versammelte. Wo sich Bread-street mit Watheling-street kreuzte, fiel der Blick des Knaben zur Linken auf die bekannte Allerheiligen-Kirche, Watheling-street selbst zeigte ihm die Gewölbe der reichen Tuchhändler und Verkäufer von Wollen-Stoffen aller Art, deren Sitz vorzüglich hier war. Weiter auf Bread-street musste er an der Halle der „Einsalzer" vorbei, bis er an die Pfarrkirche St. Mildred the Virgin gelangte. Vor allem aber mochte seine Einbildungskraft durch jenes grosse Gebäude mit seinen alten Schwibbogen bei der Einmündung von Basing-lane in Bread-street erregt werden, jene s. g. „Gerrards-Hall", an die sich wundersame Märchen von dem Riesen Gerrard und seiner langen Stange anknüpften. In Knightrider-street empfieng ihn der Lärm des Fischmarktes,

und hieran schloss sich nach Süden zu das Wirrsal enger, winkliger Gässchen, welche bergab dem Flusse und seinem vielbewegten Leben zu leiteten.

Ein Gang nach Norden vom väterlichen Hause aus führte nach Cheapside, dem geräuschvollen Durchgangspunkt des grössten Verkehrs, in dessen Nähe sich die stattlichsten Gebäude unter allen Privat-Häusern der Stadt befanden, wo sich die gellenden Stimmen von Käufer und Verkäufer mischten, Sammt und Seide, Linnen und Garn, fremdes Gewürz und Geflügel zur Schau lagen, Harfenspiel, Pfeifen, Gesang ertönte, und über das Treiben der Strasse emporragend die ehrwürdigen Monumente des reichverzierten Stein-Schaftes (Standard in Cheap), des alten „Kreuzes von Cheapside" und der Bau der Wasserkunst das Auge fesselten.

Und überhaupt wäre schwer zu ermessen, welchen Eindruck nicht nur die nächste Umgebung, sondern die ganze mächtige Stadt auf den empfänglichen Sinn des jungen Milton machen musste. Obwohl die Einwohnerzahl des damaligen London, schwerlich voll zweimalhunderttausend, der von Southwark, des kleinsten der Boroughs des heutigen London nicht gleich kam, so war es doch immerhin eine „königliche, schöne, grosse, weütbegriffene und lange Stadt" (¹), der Mittelpunkt des Welthandels, das Stelldichein für die Vertreter aller Nationen und Sprachen Europa's, ja darüber hinaus. Noch war und blieb für lange Zeit London-Bridge die einzige Brücke, welche den Strom überspannte. Auf zwanzig Bogen aus Quaderstein ruhte der Bau, der als ein Wunderwerk betrachtet wurde, auf jeder Seite stand eine Häuser-Reihe, so dass das Ganze mehr einer Strasse ähnlich sah. Von hier aus mochte die kindliche Neugier das Treiben der grossen Wasserstrasse, die Bewegung der ein- und ausladenden Arbeiter auf den Werften, das Bild der vor Anker liegenden Schiffe beobachten. Und wie diese Gesammt-Erscheinung von der thätigen Gegenwart redete, so riefen stattliche Bauwerke in der Nähe und Weite die Erinnerung an die Vergangenheit zurück und dienten dazu, in dem Knaben jenen Sinn für die Geschichte seines Volkes zu wecken, der dem Mann in allen Kämpfen und Bestrebungen

Waffen zur Abwehr wie zum Angriff geliehen hat. Da sah er den Tower, der so enge mit den Geschicken der Stadt, ja des Landes verknüpft war, in seinen Räumen „die schönen tapezeria, umbheng und küssen“, in seiner Rüstkammer „vül und mancherley altfrenkhische sachen, insonderheüt ein grausame anzahl pflitschpfeil sampt deren dozu gehörigen bogenn“ (1). Die Gildhalle mit ihrer schönen Kapelle liess ihn die Macht und das Ansehen der städtischen Verwaltung ahnen, von den zahlreichen geistlichen Gebäuden musste ihm die alte St. Pauls-Kirche mit ihrem architektonischen Gefolge von Schule und Kreuz die Erinnerung an jene Tage zurückrufen, welche dem puritanischen Sinn als Tage des Triumphes gelten konnten, da die durchgreifende Hand kühner Reform mit den prunkvollen Stätten des alten Glaubens in blinder Zerstörung aufgeräumt hatte. In dem Mittel-Flügel der Kirche, der als Durchgang benutzt wurde, drängte sich wie in einer Börse des Geistes und Witzes zusammen, was London an Grössen unter den Schriftstellern, Höflingen und Kaufleuten besass, und gleich hinter der Kathedrale zogen die ausgelegten Bücher und Bilder, deren Hauptquartier schon damals jene Gasse Paternoster-Row war, die Augen des umher Wandernden auf sich. Von hier aus hatte er einen weiten Weg zu machen, um in die vornehmen Stadt-Theile des Westens zu gelangen, wo ihn das Bankett-Haus von Whitehall, die eben erst vollendete Schöpfung Inigo Jones', Park und Alleen an die Nähe des Hofes mahnten, während die grosse Halle von Westminster und St. Stephen's-Kapelle als redende Zeugen der wichtigsten parlamentarischen Vorgänge in der Geschichte des Landes erschienen. Andere Empfindungen musste in dem jungen Puritaner der Gedanke an die nahe Sternkammer erregen, jenen Raum, dessen Decke mit goldenen Sternen bemalt war, und der dem gefürchteten Staatsgerichtshof den Namen gegeben hatte. Vor allem aber wird er die ehrwürdige Westminster-Abtei und ihre Schätze mit derselben Theilnahme betrachtet haben, wie es wenig Jahrzehnte vorher ein ehrlicher Deutscher, dessen Reiseeindrücke uns aufbewahrt sind, gethan hat: die „epitaphia der Könige“, den „Stuhl, geringfügig und

schlecht, auf welchem gemelte König von England gekrönt werden"(1), und nicht zuletzt das Grabmal Chaucer's, welcher noch damals trotz Shakespeare als grösster Dichter Englands gepriesen wurde, und dicht dabei das Monument Edmund Spenser's, der das Zeitalter beherrschte, und dessen Genius gar bald auch über den jungen Beschauer seine Macht ausdehnte.

Schwerlich durfte er alle Seiten des hauptstädtischen Lebens kennen lernen, das in diesen Strassen, um diese Hallen und Bauwerke pulsirte. Zwar schon der tägliche Anblick des grossartigen Verkehrs und der geschäftigen Menge erschloss ihm die Augen für jene klare Erkenntnis der Vielgestalt menschlicher Antriebe und Thätigkeit, die dem Dichter, dem Schriftsteller unentbehrlich ist. Festliche Anlässe verliehen dem Bilde einen noch grösseren Farbenreichthum. Vor allem die Feierlichkeiten, welche am Tage der Wahl des Lord-Mayors stattfanden, die Procession auf dem Flusse bis Westminster, die dabei zur Schau tretende Entfaltung bunter Kleiderpracht, der Ritt durch die gedrängte Menge zurück zur Guildhall: Alles dies hatte für das Kind des siebzehnten Jahrhunderts nicht weniger „ein gewaltig und stattliches Ansehen", wie für den weitherverschlagenen Reisenden vom Ende des sechzehnten, der sein Erstaunen über den Anblick von unvergleichlicher Pracht nicht verbirgt.

Dagegen wäre zu bezweifeln, ob die ernste und religiöse Zucht, die in dem Hause von Bread-street herrschte, dem Knaben gestattet hat, an den fröhlichen Maifesten Theil zu nehmen, das grausame Spiel des Bärenzwingers anzuschauen oder die Komödien-Häuser, gerade damals „sonderlich lustig zuzusehn"(2) zu besuchen. In späterer Zeit war Milton, wie wir bemerken werden, keineswegs Puritaner bis zu dem Grade, dass er sich dem strahlenden Zauber der englischen Bühne dieser Epoche hätte entziehen mögen. Alles in allem waren schon damals in seiner Geburtsstadt die Elemente, welche auf ein jugendliches Gemüth wirken konnten, Geistiges und Materielles, Tugend und Laster, Elend und Macht so gemischt, wie es ein weltkluger Schriftsteller einer etwas späteren Zeit theils

darlegt, theils andeutet, indem er alles Gesagte in die vier Rathschläge zusammenfasst, welche an diesem Ort zu befolgen seien: Gott dienen, fleissig sein, sein Geld zusammenhalten und sich vor schlechter Gesellschaft hüten.(1)

---

Es wird Zeit sein zu betrachten, in welcher Weise die zweite dieser Vorschriften in der Entwicklung des jungen Milton ihre Stelle fand. Denn immerhin musste Erziehung, Lehre und geistige Schulung seinem Charakter einen mächtigeren Eindruck geben, als durch die blosse örtliche Umgebung, durch den Boden, auf dem er erwuchs, geschehen konnte.

„Von meinen Kinderjahren an, so berichtet der Dichter selbst, wurde ich Dank dem unermüdlichen Eifer und der Sorge meines Vaters, dem Gott es lohnen möge, durch besondere Lehrer sowohl zu Hause wie in der Schule in den Sprachen und einigen Wissenschaften unterrichtet.“(2) Von den Hauslehrern kennen wir nur einen, allerdings eine nicht unbedeutende Persönlichkeit, die im Laufe der Darstellung noch mehrfach aufzutreten hat. Thomas Young war ein Schotte von Geburt. Sein Vater, William Young, bekleidete das Predigtamt in den vereinigten Pfarren Loncardy und Redgorton in Pertshire und unterzeichnete in dieser Eigenschaft die Protestation von 42 Geistlichen gegen die Einführung des Episkopats in Schottland vom 1. Juli 1606. Der Sohn, geboren 1587, ergriff nicht nur den Beruf des Vaters, sondern erbte auch von diesem die entschieden puritanische Gesinnung. Er erhielt seine Bildung im Gymnasium zu Perth und sodann in der Universität St. Andrews, wo er 1602 im St. Leonard's College immatrikulirt wurde und 1606 den Grad des Magister Artium erlangte. Wo und in welcher Stellung er die nächsten Jahre zugebracht hat, ist nicht gewiss zu sagen. Möglicher Weise hat er seine Studien in Deutschland fortgesetzt, wo sein Name später bekannt wurde, oder er hat als Gehülfe eines puritanischen Predigers vielleicht auch als Privatlehrer sein Leben gefristet.(3)

Dass Milton's Vater diesem Manne die Ausbildung seines

Kindes anvertraute, beweist wohl zur Genüge, dass er, der Sohn des streng katholischen Freisassen von Stanton St. John's, einem so oft beobachteten psychologischen Vorgang gemäss, als er vom väterlichen Glauben abfiel, nun auch das äusserste Extrem, die puritanischen Anschauungen, ergriff. Doch knüpft sich gerade an die Verbindung Young's mit John Milton ein eigenthümlicher Streit darüber, inwieweit dieser ein äusserliches Abzeichen des strengsten Puritanismus eben seinem Lehrer zu danken habe. Aubrey berichtet nämlich von dem Dichter: „Im Jahre 1619 war er zehn Jahr alt, wie auf seinem Bilde . . . Sein Lehrer war damals ein Puritaner, in Essex, welcher sein Haar kurz schnitt."(1) Von einem Lehrer Milton's „in Essex" ist uns nirgend sonst etwas überliefert. Aubrey allein hat, ohne dass wir wüssten woher, diesen verwirrenden Zusatz, von sonstigen Quellen abweichend, während er ohne Zweifel auf Young anspielt. Aber was bedeuten die räthselhaften Worte: „welcher sein Haar kurz schnitt"? Die allgemeine Annahme gieng früher dahin, hiermit solle gesagt werden, Young, der Puritaner, habe sein Haar nach der Sitte der „Rundköpfe" kurz abgeschnitten getragen. Mit Recht haben Spätere an dieser Erklärung, welcher die Form des Zusatzes wenig entspricht und mit der sich das uns erhaltene Bild Young's nicht vereinigen lässt (2). Anstoss genommen. Sie beziehen vielmehr die Worte auf den jungen Milton, dessen üppiger Lockenwuchs der unbarmherzigen Scheere des puritanischen Lehrers zum Opfer gefallen sein soll. Und in der That können sie auf ein Bild des zehnjährigen John Milton, das uns aufbewahrt ist, ebendasselbe, von welchem Aubrey spricht, als ein Beweismittel hindeuten. Wir verdanken es höchst wahrscheinlich dem geschickten Pinsel des Holländers Cornelius Jansen und finden in der Thatsache, dass ein Maler von dieser Bedeutung von dem Notar Milton jenen Auftrag erhielt, einen Beweis dafür, dass dieser schon frühe die geistige Bedeutung des Sohnes erkannt hat. Es ist ein liebliches Kindergesicht, das uns mit ernsten Augen unter einer gewölbten Stirn her anschaut. Mund und Augenbrauen sind von edler Bildung, und das ganze Köpfchen, wie

es in der abstehenden Halskrause von Spitzen und dem eng anliegenden Schnürwamms feststeckt, hat einen eigenthümlichen Reiz durch den Gegensatz von Kindlichkeit und Ernst, die sich in ihm mischen.(1) Das Haar erscheint allerdings kurz geschnitten. Dennoch wird man sich durch jene Erklärung schwer befriedigt fühlen, welche den Thomas Young sein Lehramt in einer so eigenthümlichen Weise antreten und einen so gewaltsamen Eingriff in ein Gebiet machen lässt, das ohne Zweifel der Mutter Milton's eignete. Man weiss, dass der Ausdruck „Rundkopf", ein Spott-Wort der Höflinge, sehr mit Unrecht ohne Unterschied auf alle Gegner ihrer Sache angewandt, einer späteren Zeit angehört. Milton selbst erscheint als junger Mann, nach der Ueberlieferung von Bild und Wort, mit einem Reichthum hellbrauner Locken geschmückt, dessen sich keiner der van Dyck'schen Kavalier-Köpfe zu schämen haben würde. Sollte daher nicht die Annahme erlaubt sein, dass Aubrey, der das Bild des Zehnjährigen kannte, dort die bekannte, verspottete Haartracht sah und um die puritanischen Grundsätze von Milton's Lehrer wusste, in dem Bestreben eines falschen Pragmatismus jenen erläuternden Zusatz anbrachte, von dessen Richtigkeit er überzeugt sein mochte? Wie dem auch sei, im Jahre 1619, vielleicht schon früher, hatte Young die Aufgabe übernommen, John Milton zu unterrichten. Diesem wurde der Lehrer, dessen feiner, etwas ironischer Gesichtsausdruck im Bilde auch für uns etwas Ansprechendes hat, sehr bald zum Freunde, und die Verbindung zwischen beiden dauerte fort, auch nachdem Young um den Anfang 1622 England verliess, um der Nachfolger William Lee's im Amte eines Predigers der englischen Kaufleute zu Hamburg zu werden.(2)

Von den Privatbriefen Milton's sind zwei an seinen alten Lehrer gerichtet, ausserdem widmete er ihm die vierte seiner Elegieen und in späteren Jahren trat er Young auf einem gemeinsamen Kampfplatz noch näher. Durch den etwas schwülstigen und gezierten Stil der Briefe bricht doch unverkennbar das Gefühl inniger Dankbarkeit durch, das Milton mit dem Entfernten verknüpfte: „Ich rufe Gott zum Zeugen

an, dass ich dich wie einen Vater liebe. In der Sehnsucht nach dir glaube ich dich immer anwesend, meine, mit dir zu reden, dich zu erblicken . . . und schmeichle auf diese Weise meinen Kummer durch den leeren Wahn deiner Gegenwart hinweg.“ (Ep. fam. 1.) Zugleich dankt er dem Lehrer für das werthvolle Geschenk einer hebräischen Bibel, die ihren Weg aus dem hamburger Prediger-Hause in das Studirzimmer des jungen londoner Puritaners gefunden hatte. Noch deutlicher zeigt die erwähnte Elegie (1), so vielfach sie sich auch in ovidischer Phraseologie, in schulmässiger Nachahmung bewegt, wie schön das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer, und wie klar sich jener des anregenden Einflusses bewusst war, den dieser auf seine geistige Entwicklung ausgeübt hatte:

Dir dem Führenden nach betrat ich, ein Neuling, der Musen
Stätten und des Parnass' alten geheiligten Hain,
Schlürfte pierische Becher und netzte von Clio begnadet
Drei Mal den seligen Mund mit dem kastalischen Nass.

Er beklagt den Freund, der, aus der Heimat verbannt, mit seinem Weibe und seinen Kindern auf fremder Erde, von den Schrecken des deutschen Krieges umtobt, sich kümmerlich ernähren müsse, und was auch in diesen Worten künstlich hervorgerufene Uebertreibung sein mag, so scheinen sie doch darauf hinzuweisen, dass Young wegen seiner religiösen Ansichten, die ihn mit dem herrschenden System in Konflikt brachten, genöthigt gewesen war, für einige Jahre sein Vaterland zu verlassen.

Mit den Erziehern der Jugend auch im späteren Leben durch Freundschaft verbunden sein, gewährt edlen Geistern eine glückliche Befriedigung, indem sie zwei Epochen gleichsam zu einer verschmolzen sehen. Milton ward dieses Glück zu Theil und nicht nur mit Beziehung auf Thomas Young. Ausser diesem waren es vorzüglich die Lehrer der St. Pauls-Schule, denen er die jugendliche Bildung zu danken hatte. Unter den zahlreichen Unterrichts-Anstalten des damaligen London nahm die Schule zu St. Paul eine hervorragende Stelle ein. (2) Im Jahre 1512 von John Colet, dem humani-

stischen Freunde und Gesinnungsverwandten des Erasmus, dem Dechanten von St. Paul, förmlich begründet und mit reichen Mitteln ausgestattet, sollte sie ursprünglich dem freien Unterricht von 153 Kindern dienen. Colet übertrug kurz vor seinem Tode die Sorge für die neubegründete Anstalt der Krämer-Zunft, und wenn im Laufe der Zeit auch in den Unterrichts-Gegenständen gewisse Veränderungen eintraten, auch die Zahl der Schüler wohl nicht durch die erste Bestimmung des Gründers beschränkt geblieben sein mag, so behielt die Anstalt im ganzen und grossen doch jenen Charakter, den dieser ihr hatte verleihen wollen, und bei der Schulung der jungen Geister wirkte der Genius William Lily's, des berühmten Grammatikers, durch ein Jahrhundert nach. Ihm war die ehrenvolle Aufgabe geworden, der erste Leiter der Schule zu sein. Sieben gelehrte Männer waren ihm auf diesem Posten gefolgt, bis die Führung des Vorsteher-Amtes im Jahre 1608, dem Geburtsjahre Milton's, dem Alexander Gill zufiel.

Leider sind Gill's schriftstellerische Arbeiten zu schwer zur Einsicht zu erhalten, als dass sich ein erschöpfendes Urtheil über seine Fähigkeiten wagen liesse. Doch gieng die Meinung der Nachwelt dahin, dass er „als ein gelehrter Mann, hervorragender Latinist, Kritiker und Theologe zu schätzen sei, und dabei eine so ausgezeichnete Methode des Unterrichts gehabt habe, dass ihn niemand zu seiner Zeit übertraf. Daher sahen es auch viele bekannte Persönlichkeiten in Staat und Kirche als grösstes Glück an, von ihm erzogen worden zu sein".([1]) Bei vielen mochte sich denn doch in das Gedenken an dies Glück eine minder fröhliche Erinnerung mischen. Ein so vortrefflicher Schulmann Alexander Gill auch gewesen sein mag, so scheint er doch in der Strenge der Zucht des Guten etwas zu viel gethan zu haben, und man erinnerte sich noch in späterer Zeit mit leisem Schauder seiner „Peitschanfälle". Ich finde sogar, dass diese pädagogischen Wuthausbrüche in einem der gequälten Schüler das poetische Talent weckten, dessen Frucht, eine höchst cynisch-derbe Ballade, dem Verfasser mehr Ruhm eingebracht haben

soll, als alle Predigten, die er in späteren Jahren der Welt schenkte (¹).

Neben dem älteren Gill wirkte sein Sohn, gleichfalls Alexander mit Vornamen, als Unterlehrer. Er war um 1597 geboren, also nur etwa eilf Jahre älter als Milton, hatte seine Bildung im Trinity College zu Oxford gewonnen und schon in jungen Jahren einen gewissen Ruf erlangt. Er galt nämlich für einen der besten lateinischen Dichter seiner Zeit und zeigte sein Talent bei den verschiedensten Anlässen, welche das öffentliche Leben bot. Auch in griechischen Versen hat er sich versucht, dagegen giebt das wenige, was von seiner englischen Poesie erhalten ist, nicht eben einen sehr vortheilhaften Begriff von seiner Begabung. Eine im londoner Staats-Archiv aufgefundene Elegie, „gewidmet dem ewigen Gedächtnis der schönsten und tugendhaftesten Lady, Mistress Penelope Noël, Tochter des Lord Viscount Campden", strotzt von unnatürlichen Uebertreibungen und geschmacklosen Concetti, das erhaltene Fragment eines anderen englischen Gedichtes brachte ihn, wie man sehen wird, in grosse Ungelegenheiten, ja in wirkliche Gefahr, wie ihn überhaupt ein allzu bewegliches Temperament zu einem soliden Halt des Lebens nicht kommen liess. Doch mag er eben durch sein lebhaftes Naturell doppelt anregend auf die Jugend gewirkt haben (²).

Diese beiden Männer, Vater und Sohn Gill, leiteten die Schule von St. Paul, zu der Zeit, da der junge Milton in sie eintrat. Dass sie dem väterlichen Hause in Bread-street so nahe lag, mochte die Wahl besonders empfehlen.

Milton's Eintritt in die Schule muss einige Zeit vor dem Jahre 1622, also zu einer Zeit, da auch Thomas Young noch in England verweilte, geschehen sein. Denn im Anfang dieses Jahres schied Karl Diodati, um die Universität Oxford zu besuchen, aus der St. Pauls-Schule aus, und gerade diesen hatte sich John Milton, so viel man weiss, bei dem Besuche der gleichen Schul-Anstalt zum Freunde gewonnen. In Karl Diodati haben wir den Herzens-Vertrauten des Dichters zu sehen, welcher nach allem, was wir von dem Verhältnis wissen, einen Freund von gleicher Geistes-Verwandtschaft

und Treue in seinem übrigen Leben nicht wiedergefunden hat und auch diesen nur allzu frühe verlor. Die Familie Diodati hatte wegen ihrer protestantischen Glaubens-Ansichten ihre Heimat Lucca verlassen müssen und sich in Genf angesiedelt. Dort fand Giovanni Diodati (geb. 3. Juni 1576), als theologischer Schriftsteller, Lehrer und Prediger ausgezeichnet, eine rühmliche Stellung. Sein Bruder Theodor, 1574 geboren, hatte Medicin studirt und 1615 in Leyden den Doctor-Grad erworben. Er kam in jungen Jahren nach England, heirathete eine Engländerin von gutem Stand und Vermögen und gewann sehr leicht durch eine uns bezeugte galante Jovialität und höchst glückliche Kuren, die er durch Anwendung starker Aderlässe ausgeführt haben soll, eine ausgedehnte und vornehme Praxis. Unter seinen Patienten werden nicht Geringere genannt, als der Prinz Heinrich und seine Schwester Elisabeth, die nachmalige unglückliche Königin Böhmens. In demselben Jahre, wie dem Notar in Breadstreet, wurde dem beschäftigten Arzt, der damals in Brentford wohnte, ein Sohn geboren, welchen gleiches Alter, muntere Laune und eine frühzeitige Entwicklung gar bald in der Pauls-Schule mit Milton zusammenführte (1).

Wir können uns einigermassen vorstellen, welchen Bildungsgang die beiden Freunde in der Anstalt durchzumachen hatten, und wie diese selbst sich ihnen darstellte. Ihr Gründer hatte eine besondere Vorliebe für „Aufschriften und Mottos“ gehabt, und so musste den Knaben bei jedem Schritt, fast an jedem Fleck des Gebäudes, im Vestibul, über den Thüren, über der Büste Colet's selbst ein Denkspruch entgegentreten, der ihre Aufmerksamkeit fesselte. Am bedeutsamsten klangen die Worte, welche jedes Fenster der Innenseite trug: „Lehre, lerne oder geh“ (Aut doce, aut disce, aut discede). Diesem ernsten Motto gemäss sollten die Schüler in einer Reihenfolge von acht aufeinander folgenden Klassen der Art gebildet werden, dass sie „als vollendete Grammatiker, gute Redner und Poeten, im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und mitunter in anderen orientalischen Sprachen, (deren Unterricht also wohl nicht obligatorisch war),

gut beschlagen, zum Abgang auf die Universität reif seien". Wie das Hebräische in dem ursprünglichen Schulplane Colet's fehlte, so hatte dieser dem Wechsel der Zeit zufolge sich noch einige weitere Aenderungen gefallen lassen müssen. Es braucht kaum versichert zu werden, dass der junge Milton von einem Schul-Kaplan nichts mehr sah, welcher nach des Stifters Absicht in der Kapelle der Schule täglich Messe lesen und für die Kinder beten sollte, dass er gleichfalls Colet's papistischen Katechismus in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr in die Hand bekam, aber schwerlich liess man ihn auch noch Schriftsteller, wie Lactantius, Prudentius, Sedulius, Juvencus, Baptista Mantuanus lesen, welche dem englischen Humanisten vom Beginn des sechzehnten Jahrhunderts als würdigste Vertreter der „wahren lateinischen Sprache" galten. Statt ihrer durfte er, gemäss dem Fortschritt, welchen die philologische Wissenschaft inzwischen gemacht hatte, vielmehr den Zauber der römischen Klassiker in Poesie und Prosa kennen lernen und vor allem den unvergänglichen Schätzen des griechischen Geistes näher treten. Zu Colet's Zeiten waren sie noch so wenig Gemeingut, dass dieser für die Auswahl des Direktors die bescheidenen Bedingungen aufstellte, es solle sein ein „Mann gesund an Körper, brav, tugendhaft, gelehrt in der guten und reinen lateinischen Literatur und auch im Griechischen, w e n n e i n s o l c h e r g e f u n d e n w e r d e n k a n n" ([1]).

Eines aber hatte sich von der Zeit der Gründung her in dem Schulplan erhalten: William Lily's Grammatik der lateinischen Sprache. Als Lehrbuch der englischen Sprache hat, wie man vermuthen möchte, das interessante Werkchen, Logonomia Anglica, gedient, welches Alexander Gill der Vater, der Leiter der Anstalt selbst, verfasst hatte. Dies Buch musste in der That auf die Kenntnis Milton's von der Muttersprache, ja auf die Bildung seines Geschmacks von einigem Einfluss sein. In der Widmung an den König Jakob, wie in der Vorrede an den Leser trat ihm der Geist eines Philologen entgegen, welcher von der hervorragenden Bedeutung der Sprache so überzeugt ist, dass er in ihr einen höheren Ruhm erblickt

als in kriegerischer Tapferkeit, wissenschaftlicher Bildung, Glanz des Genies, Feinheit der Sitten oder irgend welcher materiellen Grösse; daneben aber der Geist eines Puristen, welcher besonders dem Angelsächsischen zu Liebe das englische Alphabet zu erweitern wünscht, die reine englische Sprache für die feinste, reichste, seelenvollste und beredteste von allen Sprachen der Welt erklärt, das Eindringen des fremden, romanischen Elements, das er Chaucer's Einfluss zuschreibt, auf's heftigste verdammt und zuletzt in die Worte ausbricht: „Oh, ihr Engländer, euch rufe ich an, in deren Adern das Blut der Väter rollt, haltet fest, haltet fest, was von den Resten eurer eingebornen Sprache noch übrig geblieben, und wo noch die Spuren eurer Vorfahren zu sehen sind, fasst in ihnen festen Fuss". Die vier Theile des Werkes selbst, Grammatik, Etymologie, Syntax, Prosodie, boten dem jungen Schüler viel Lehrreiches und Anregendes. Er erhielt einen systematischen Ueberblick über den Bau und die Gesetze seiner Muttersprache, wurde mit den Haupt-Grundsätzen der Rhetorik und Metrik([1]) vertraut, und fand das ganze Gerüst trockner Regeln durch eine lebhafte Ausdrucksweise und eine Fülle gutgewählter Beispiele aus Ben Jonson, Stanihurst's Aeneis-Uebersetzung, Philip Sidney, Spenser's Shepheard's Calender und, von anderen zu schweigen, vorzüglich aus der Feen-Königin höchst anmuthig verkleidet. Gill's Buch wird heute wohl nur von wenigen beachtet sein, aber man kann doch nicht umhin, die vergilbten Blätter mit einer gewissen Ehrfurcht zu betrachten, aus denen ein grosser Dichter vermuthlich die erste Kenntnis von dem Handwerkszeug und den Handgriffen seiner Kunst entnommen hat.

Sucht man zusammenzufassen, welche Wissenszweige der junge John Milton in dem Unterricht von Privatlehrern und während seiner Schulzeit sich zu eigen machte, so wird man in der Annahme nicht fehlgehen, dass er des Lateinischen, Griechischen, Hebräischen mächtig, in Rhetorik, Poetik und Kenntnis der Muttersprache völlig ausgebildet, sowie mit der beliebten Kunst, Verse nach antikem Muster zu schmieden, vertraut geworden war. Wir dürfen vermuthen, dass ihm die

Anfangsgründe der Mathematik, allgemeine historische, jedenfalls religionsgeschichtliche Kenntnisse nicht fremd blieben. Dass er schon damals das Studium der französischen und italienischen Sprache begonnen, erscheint kaum glaublich (¹). Aber auch so wird man die Masse des Bildungsstoffes, welche bis zum siebzehnten Jahre aufgenommen und verarbeitet wurde, gross genug finden.

Dass dies möglich war, dass Milton schon in der Jugend den Grund zu jener umfassenden Gelehrsamkeit legte, die das Staunen seiner Zeitgenossen wurde, erklärt sich neben ausserordentlichen Anlagen aus einem ausserordentlichen Fleisse, der freilich theuer genug erkauft werden musste. „Mein Vater bestimmte mich, als ich noch Kind war, für das Studium der Wissenschaften, und diese ergriff ich mit solchem Eifer, dass ich vom zwöften Lebensjahre an kaum je vor Mitternacht von der Arbeit aufstand, um schlafen zu gehen, und das war die erste Ursache des Verderbens meiner Augen, zu deren natürlicher Schwäche häufige Kopfschmerzen hinzukamen. Da dieses alles meinen Eifer im Lernen nicht aufhielt, liess er mich in der Schule und zu Hause von anderen Lehrern täglich unterrichten, und sandte mich, nachdem ich mehrere Sprachen erlernt und nicht geringe Neigung für die Süssigkeit der Wissenschaft (philosophiae) gefasst hatte, nach Cambridge, die eine unserer Landes-Universitäten“ (²). Dieses einfach bestimmte Urtheil, welches Milton selbst, durch schmähende Angriffe herausgefordert, im Jahre 1654 über jene Periode der Jugend fällte, wird in der That von allen sonstigen Gewährsmännern durchaus bestätigt. Wir hören, dass der frühreife Jüngling bis in die tiefe Nacht hinein mit den Aufgaben für die Schule wie mit eignen Arbeiten beschäftigt war, sodass sein Vater das Hausmädchen zu seiner Bedienung wachen liess, und dass diese Gewohnheit, der er auch später noch nicht entsagen konnte, die Gefahr seiner Erblindung heraufbeschwor.

Und bei alledem ist eines der wesentlichsten Bildungselemente, welches ohne Zweifel in diesen nächtlichen Studien vertreten war, noch nicht ein Mal gedacht worden, der natio-

nalen Literatur. Schon das eben besprochene Werk des Lehrers, Alexander Gill's, musste den Schüler auf die glänzende Reihe von Meistern gebundener und ungebundener Rede hinweisen, deren sich das damalige England mit gerechtem Stolze rühmen durfte. Der Purist war nicht so einseitig, dass er Chaucer, dem Dichter, seine Bewunderung hätte versagen, und der Rigorist nicht so streng, dass er Ben Jonson, den Künstler, nicht hätte gelten lassen wollen. Von den literarischen Grössen Englands, deren Reihe durch diese beiden Namen begrenzt wurde, mochten wie in jedem londoner Bürgerhause so auch in dem Hause des gebildeten Notars zum „Spread-Eagle“ nicht wenige durch einen stattlichen Folio- oder Quart-Band vertreten sein. Historische und juristische Werke, wie sie damals im höchsten Ansehn standen, eines Stow, Camden, Selden lagen dem Gesichtskreis dessen am nächsten, der selbst ein halber Jurist und Gelehrter war, theologische Schriften, aus dem Zeitalter der Reformation und der späteren inneren Kämpfe der englischen Kirche, eines Latimer und Parker, Cartwright und Hooker konnten der Aufmerksamkeit des Bekenners strengreligiöser Grundsätze nicht leicht entgehn. Aber, so viel wir von seinem Naturell wissen, verschloss er sein Haus auch schwerlich vor jener bunten Schaar dichterischer Geister aus dem Zeitalter Elisabeth's, mochten sie im Drama oder in der Lyrik ausgezeichnet sein, unter denen denn doch wieder Edmund Spenser als Liebling der Zeit hervorragte. Dessen Werke pflegten damals wohl in noch anderen „Besuchszimmern beständig zu liegen“, als allein in jenem der Mutter Abraham Cowley's, welcher aus dieser Quelle zuerst, wie er uns so köstlich erzählt, mit Entzücken vom goldenen Nass der Poesie schöpfte(1). Auch John Milton mochte es begegnen, dass ihm zufällig das Zauber-Buch in die Hand fiel, und dass er „unendlich entzückt wurde von all' den Geschichten von Rittern, Riesen, Ungeheuern und tapferen Geschlechtern, die er überall dort fand . . und von dem Geklingel der Reime und dem Tanze der Rhythmen“.

Ein poetisches Werk verdient indess noch besonders hervorgehoben zu werden, dessen Einwirkung auf Milton's Geist

sich auf's bestimmteste nachweisen lässt. Es ist Josua Sylvester's gelungene Uebersetzung des Du Bartas. Guillaume de Saluste, Seigneur du Bartas, „der Patriarch der protestantischen Poesie“, erscheint in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als würdigster literarischer Vorkämpfer der Hugenotten, für deren Sache er unter Heinrich IV. nicht nur die Feder, sondern auch das Schwert zu führen wusste. Seine religiöse Anschauung bricht in allem durch, was er geschrieben hat, am nachhaltigsten in seinem Hauptwerke, welches er sterbend unvollendet hinterliess: den „göttlichen Wochen und Werken“. Hier war der kühne Versuch gemacht, durch eine poetische Behandlung so ziemlich des gesammten biblischen Stoffes ein grossartiges Lehrgedicht zu schaffen, welches an der Hand religiöser Ueberlieferungen Geschichte und Natur, Menschliches und Göttliches in einem Rahmen zusammenfassen sollte. „Die Schöpfung der Welt“ bildet den ersten Theil des Buches, „die erste Woche“, und die Unterabtheilungen, die einzelnen Gesänge dieses Theiles, schliessen sich naturgemäss den sieben Schöpfungstagen an, welche unter dem beständigen Einfluss der biblischen Urkunden zu genauester Schilderung alles Unorganischen und Organischen, vom Chaos bis zum Menschen, veranlassen. Von den sieben Abschnitten (Tagen) des zweiten Theiles (Woche) sind nur die vier ersten vollendet, welche sich mit Adam, d. h. dem Besitz und Verlust des Paradieses, Noah, Abraham und David beschäftigen, die Fortsetzung sollte in den drei „Tagen“ Zedekias, Messias und der ewige Sabbath abgehandelt werden. Bei aller Steifheit der Disposition und einer häufigen Abwechselung schwülstiger Bilder und lehrhafter Aufzählung verläugnet sich doch in schwungvoller, begeisterter Rede das Talent und mehr noch die Gesinnung des Verfassers keineswegs, und dem war es zu danken, dass das Buch eine ungemeine Verbreitung fand, in viele fremde Sprachen übersetzt wurde und in sechs Jahren dreissig Auflagen erlebte.

In England hatte das Werk, welches so recht den puritanischen Anschauungen kongenial war, in der Gestalt einer vortrefflichen Uebersetzung einen weiten und begeisterten

Leserkreis gewonnen. Der „silberzüngige“ Josua Sylvester (1) hatte sich dieser Aufgabe unterzogen, ein Mann, äusserst gewandt in fremden Sprachen, Calvinist von Gesinnung, von Elisabeth, Jakob und vor allem vom Prinzen Heinrich wegen der Lauterkeit seines Charakters und der Feinheit seiner eignen Dichtungen hochgeehrt. Doch konnten ihm diese nicht die allgemeine Bewunderung in dem Grade zuwenden, wie seine Uebertragung des französischen Sängers. Dieser genoss in der That, in englischem Gewande fast als ein nationaler Dichter gefeiert, eine seltene Volksthümlichkeit, und um die Wette drängten sich die Auflagen und die Verse zu seinem Preise.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dass auch John Milton die Bekanntschaft des Sylvester-Du-Bartas machte, selbst wenn Humphrey Lownes nicht der Verleger des Werkes gewesen wäre, jener Buchhändler und Drucker welcher Milton's väterlichem Hause so nahe wohnte, vielleicht befreundet war (2). Wir mögen wohl denken, dass der frommempfindsame Knabe die hochtönenden Verse des hugenottischen Sängers mit demselben Entzücken in sich sog, wie der junge Goethe die leidenschaftlichen Hexameter des verehrten Dichters der Messiade, ja für jenen Fall haben wir den deutlichsten Beweis in den eignen ersten Versuchen des jugendlichen Genius.

Denn schon hatte sich in Milton selbst der Trieb poetischen Schaffens geregt. Nach Aubrey's Zeugnis war er mit zehn Jahren ein Dichter. Für diese Behauptung, wenn sie begründet ist, lässt sich der Beweis nicht erbringen, wohl aber sind uns Verse des Fünfzehnjährigen erhalten. Es ist die englische Paraphrase der Psalmen 114 und 136. Mit dieser bescheidenen Thätigkeit seine dichterische Laufbahn zu eröffnen, lag dem Knaben besonders nahe, da er damit sich in einer so beliebten Modeform der Zeit bewegte und durch die väterlichen Kompositionen von kleinauf genug Beispiele der Art kennen gelernt hatte (3). Viel ist über diese beiden Versuche geschrieben worden, mehr als sie verdienen, denn bei aller Klarheit des Ausdrucks und bei allem Wohlklang

der Reime lässt sich, ja liesse sich bei dieser Aufgabe schwerlich ein Talent von ungeahnter Grösse erkennen. Die Verse würden, wie sich Johnson ausdrückt, in einer grossen Schule wohl ein Lob erhalten, aber nicht Staunen erweckt haben (1). Zu einem Ergebnis hat aber die Untersuchung beider Gedichte geführt, eine Untersuchung, wie sie aufmerksamer kaum ein Naturforscher bei der Prüfung eines mikroskopischen Präparats anstellen kann, zu dem Erweise, dass die Belesenheit des jugendlichen Dichters eine sehr umfassende gewesen sein muss. Und mag es auch übertriebener kritischer Eifer sein, bei jedem Anklang an schon Bekanntes nicht die Erfindung Milton's, sondern die blosse Kopie Buchanan's, Spenser's, Drayton's u. a. sehn zu wollen, so wird kein Unbefangener läugnen, dass die Anklänge an Du-Bartas-Sylvester's „göttliche Wochen und Werke" auf mehr als blossem Zufall beruhen, welcher zwei Geister unabhängig von einander denselben Ausdruck für denselben Sinn finden lässt (2).

Von ungleich grösserem dichterischen Werth ist die lateinische, an Thomas Young gerichtete, schon erwähnte Elegie, die erste selbstständige poetische Leistung, die dem Sechzehnjährigen alle Ehre macht. Auch hier, und wie könnte dies anders sein, treten Erinnerungen an die Lektüre vielfach hervor, in erster Linie sind es die lateinischen Elegiker und namentlich Ovid, welche zum Vorbild gedient haben. Milton berichtet selbst ein Mal, dass er neben den Rednern und Geschichtsschreibern des Alterthums besonders die „sanften elegischen Dichter" in der Jugend gelesen habe, die „man häufig in den Schulen findet" und dass er die Nachahmung des angenehmen Klanges der Schriften dieser wie jener Autoren höchst leicht gefunden, in ihrem Studium seine liebste Erholung gesucht habe (3). Aber hier zeigt sich doch schon, dass der eigene dichterische Genius in dem fremden Gewand sich selbst zu zeigen weiss, man kann sagen, es ist weniger eine Nachahmung der Antike als ein Wetteifer mit der Antike. Voll von individuellem Leben ist die Schilderung des hamburger Pfarrhauses, wohin die Elegie gesandt wird, und die feine Sinnigkeit der Gedankenverbindung des ganzen Ge-

dichts, wie es von der Ausmalung der Gefahren und Hülflosigkeit des verbannten Freundes zu der frommen Mahnung überleitet, auf Gott zu vertrauen und mit der Zuversicht eines Wiedersehens auf der väterlichen Erde versöhnend abschliesst, legt von dem Geschmack wie von dem Gefühl des Dichters das beste Zeugnis ab. Zugleich zeigt sich schon hier jene Eigenheit, welche aus der Verbindung klassischer und theologischer Bildung hervorgeht, antike Gleichnisse und Bilder in naiver Unbefangenheit mit solchen zu mischen, die sich in beiden Testamenten vorfanden.

Fragen wir, welche Persönlichkeit aus Milton's Bekanntenkreise die Stelle des anregenden, theilnehmenden, vielleicht miteifernden literarischen Gefährten eingenommen habe, dessen ein jugendliches dichterisches Talent so leicht nicht entbehren wird, so könnte man zunächst wieder an Thomas Young denken. Man hat eine Bestätigung dieser Ansicht in den früher citirten Versen finden wollen, in denen Milton seinen Lehrer den „Führer zu den Stätten der Musen" nennt, eine überfeine Kombination hat sogar geschlossen, gerade Young müsse seinen Schüler mit Du-Bartas bekannt gemacht und dadurch in die „göttlichen Geheimnisse der religiösen Poesie" eingeweiht haben, weil in jenen Versen von den „heiligen Hainen des Parnass" die Rede ist(1). Aber dies Beiwort konnte dem Musensitz sehr wohl gegeben werden ohne jeden Bezug auf etwa gedachte heilige, d. h. religiöse Stoffe, und sodann bleibt es überhaupt natürlicher, in jenen Versen eine einfache Anspielung auf die Unterweisung im Verständnis der antiken Poesie zu erblicken.

Wahrscheinlicher ist, dass Karl Diodati an den ersten Uebungen der Feder seines Schulfreundes Antheil nahm, wenn auch von der Ferne her, da er seit 1622 in Oxford studirte. Diodati selbst hat sich in Versen versucht, wir besitzen von ihm ein Gedicht auf den Tod Camden's, das nicht schlechter und nicht besser zu sein scheint, als andere Gelegenheits-Oden der Art(2), noch in späteren Jahren sendet er Milton eine dichterische Beschreibung des Christfestes und dieser berichtet ihm dafür von den „Flügen seines Pegasus"(3).

Aber die erste Stelle des ästhetischen Richters und aufmunternden Berathers nahm, irren wir nicht, Alexander Gill, der Sohn, ein, welchen ein richtiges Verhältnis seines Alters zu dem seines Zöglings am besten zu diesem Vertrauensamte befähigte, und der selbst seine Feder so vielfach zu rhythmischen Auslassungen ansetzte. Dass Milton diese überschätzte, so lange ihm selbst noch der kritische Blick fehlte, wird niemanden Wunder nehmen, der sich in die Beziehung eines strebenden Jüngers zu einem älteren Freunde, welcher die gleiche Kunst übt, hineindenkt. Eine Ueberschätzung war es aber sicher, wenn Milton ein uns übrigens unbekanntes Gedicht Alexander Gill's „wahrhaft grossartig und von der Majestät der Poesie durchhaucht“ nennt, wenn er Virgil's Genius darin wiederfindet und sich überhaupt noch sehr Bedeutendes vom Verfasser verspricht ([1]). In reiferem Alter drückt sich seine Begeisterung über eine andere poetische Sendung schon etwas kühler, mehr im Tone konventioneller Komplimente aus ([2]), aber es charakterisirt das Verhältnis durchaus, wenn er von der Universität aus seine eignen Erzeugnisse dem Freunde übersendet, als „einem sehr strengen Richter in Sachen der Poesie und einem sehr aufrichtigen Beurtheiler seiner, des Schreibers, Leistungen“, wenn er ihn dringend bittet, ihm die eignen Schöpfungen mitzutheilen, und wenn er mit Sehnsucht der fast beständigen Unterhaltungen mit Gill gedenkt, von dem er niemals ohne „offenbaren literarischen Gewinn“ fortgegangen sei ([3]).

---

Unter solchen Beschäftigungen und Strebungen vergiengen die Jahre, nicht ohne dass ein oder das andere Ereignis das gleichförmige, still-fleissige Leben des Heranwachsenden mehr oder minder aufregend unterbrochen hätte. Zunächst trat eine Aenderung in der kleinen Familie ein. Milton war zwischen der Schwester Anna und dem Bruder Christoph gross geworden. Dieser, sieben Jahre jünger als er selbst, besuchte mit ihm die Pauls-Schule ([4]), unzweifelhaft mehrere

Klassen unter ihm, jene um einige Jahre älter als John, fand vermuthlich(1) gegen Ende 1624 in Edward Phillips den Mann ihres Herzens, welchem sie mit einer anständigen Mitgift in den eignen Hausstand folgte. Sie blieb in London, denn Edward Phillips stammte zwar aus Shrewsbury, war aber in jungen Jahren in die Hauptstadt gekommen und hatte in der königlichen Kanzlei (Crown office in Chancery) Beschäftigung gefunden. Der königliche Clerk in diesem Amte hatte selbst oder vertreten durch einen anderen in bestimmten Fällen den Lord-Kanzler zu begleiten, die Formulare zur Einberufung des Parlamentes und die Ausschreiben für Neuwahlen abzufassen, vielfache Kommissionen der Gerichtsbarkeit auszufertigen u. s. w. (2). Es scheint so, als habe Phillips das Amt des Vertreters unter Bembo, dem ersten Angestellten, verwaltet. Die Verwandtschaft seiner Thätigkeit mit der des Notars Milton mochte beide leicht zusammenführen.

Einige Jahre früher trat ein Ereignis ein, das freilich über den Kreis der Familie hinausgriff, aber doch für sie, und namentlich für ihr Haupt, nicht geringes Interesse haben musste. Die Scriveners Company wurde, nachdem sich unter ihren Mitgliedern Zwistigkeiten über die Zahlung einer Steuer erhoben hatten, am 28. Januar 1617 durch königliches Patent in eine regelrechte Korporation verwandelt und erhielt demnach neue Statuten; der Name von Milton's Vater tritt freilich bei dieser Umwandlung nicht auf(3).

Vor allem aber drangen die Nachrichten von den Begebenheiten der grossen Welt, Nachrichten, die für ein protestantisches Herz wenig erfreulich waren, auch in das stille Bürgerhaus von Bread-street(4). Zwar von der wahnsinnigen Pulververschwörung, gegen deren Mordplan sich ein langes Gedicht und vier seiner Epigramme richten(5), erfuhr John Milton selbst nur durch die Erzählung der älteren Familiengenossen, die sich noch der schreckensvollen Bewegung erinnerten, welche die Stadt an jenem Novembertage 1605 durchzitterte, als man in den Kellern des Parlament-Gebäudes die Pulvertonnen, Reisig, Holz und den katholischen Fanatiker Guy Fawkes in seinen letzten Vorbereitungen entdeckt

hatte. Dagegen jenes Tages der Trauer mochte er sich wohl dunkel erinnern, an dem Prinz Heinrich für immer die Augen schloss, der ritterliche, mit den edelsten Gaben ausgestattete Jüngling, die Hoffnung des ganzen Landes und nicht am wenigsten der Puritaner, denen sich mit der Aussicht auf die Nachfolge des ungleich weniger beliebten Bruders Karl eine düstere Zukunft eröffnete.

Und von nun an gieng dem Heranwachsenden immer deutlicher das Verständnis für den wirren Lauf der Dinge in Staat und Kirche auf. Mit Bewusstsein erlebte er wohl schon den festlichen Abschluss jenes verhängnisvollen Ehe-Bundes zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich, und Elisabeth, der Tochter Jakob's von England. Mit Erbitterung und Abscheu folgte er den Berichten über das Günstlings-Regiment am königlichen Hofe, die aufregenden Processe, welche die gleissende Lasterhaftigkeit der höheren Schichten der Gesellschaft vor aller Augen enthüllten, die parlamentarischen Verhandlungen, welche immer deutlicher den Gegensatz des eigenwilligen Königs zu den tiefsten Gefühlen seines Volkes an den Tag brachten. Zwei Begebenheiten der inneren Geschichte des Landes mussten sich dem Gedächtnis des Knaben unauslöschlich einprägen. Als er im zehnten Lebensjahre stand, fiel unter dem Beil des Henkers das Haupt Walter Raleigh's, des Odysseus an wundersamen Fahrten und Abenteuern, des edelsten Ritters der elisabethanischen Tafelrunde. Was auch seine persönlichen Fehler waren, seine letzten Worte, auf dem Schaffot gesprochen, als man ihn aufforderte, sein Haupt nach Osten zu wenden: „Was thut's, wie der Kopf liegt, ist das Herz nur am rechten Fleck“, diese zusammenfassende Parole seines Lebens fand Widerhall in der Masse des Volkes, welches wusste, dass soviel Grösse spanischen Wünschen geopfert war (1618 Oktbr. 29). Drei Jahre später wurden Hauptstadt und Land durch den Process gegen Bacon, den Lordkanzler des Reiches, in Spannung versetzt, dem für eine grosse Anzahl von Fällen Bestechung vorgeworfen wurde, und welcher nach seinem eignen Ausdruck unter

der Anklage zusammenknickte wie ein „gebrochenes Rohr“. (April 1621.)

Neben solchen Vorgängen von mehr individueller Bedeutung, die aber doch den ganzen Zustand des Reiches offenbarten, liefen, selbst wieder ineinanderverschlungen, Begebenheiten allgemeinen Inhalts, welche die Jugendjahre Milton's erfüllten. Der grosse festländische Krieg, in der böhmischen Hauptstadt entzündet, brach aus, und sicher so lebhaft wie einer seiner Landsleute verfolgte der junge Milton aus der Ferne mit Schrecken die Ausdehnung des Brandes. Er wusste seinen alten Lehrer, Thomas Young, mitten in den Wirren des Krieges, Alexander Gill, dessen Theilnahme an den späteren Ereignissen des Kampfes durch mehrere Gedichte bezeugt ist, wird auch damals die neuesten Berichte aus Deutschland mit Eifer aufgenommen und mit seinem Schüler durchgesprochen haben, vor allem aber war es der gläubige Protestant, der glühende Feind des Pabstthums, der über die Fortschritte der katholischen Heere ergrimmt, über die Haltung der eignen Regierung beschämt werden musste. Die puritanischen Herzen schmachteten nach dem Augenblick, da England seine Waffen zum Schutze der bedrängten Glaubensbrüder erheben könnte. Sie verwünschten die Neutralität und waren noch immer in dem Glauben befangen, die spanische Macht sei die gefährlichste Feindin ihrer religiösen und nationalen Interessen, und der Kampf gegen diese in der alten Weise der Drake's und Raleigh's sei Sache der Ehre und des Vortheils. Jakob hätte sich gerne in der Stelle des allgemeinen Schiedsrichters behauptet, aber er wagte nicht, das Schwert zu ziehen, dessen der Richter eben so wenig entbehren kann, wie der Wage. Er hätte gerne die Pfalz für seine Tochter und ihr Geschlecht zurückerobert gesehn, aber er wünschte um keinen Preis mit Spanien zu brechen, dessen verschlagener Gesandter die verhassteste Persönlichkeit in England war. Ja, seit geraumer Zeit schwebten zwischen den Höfen von Madrid und von London Verhandlungen, welche die argwöhnischen Gemüther mit Bangen

erfüllten. Der Erbprinz Karl sollte eine Verbindung mit einer spanischen Infantin eingehn. Wenn Jakob sich von diesem Plane eine friedliche Lösung der pfälzischen Frage versprach, so malte die Phantasie des Volkes sich die Rückkehr jener dunklen Gewalten aus, die einst die Armada gegen die englische Küste entsandt hatten. Indessen trotz aller Hindernisse giengen die Verhandlungen weiter, Anfang 1623 trat der Prinz, den vertrauten Buckingham als Mentor zur Seite, die Reise zu dem verhassten Hofe an, um den Vertrag abzuschliessen. In allen puritanischen Familien liefen die düstersten Befürchtungen um. Es war wie eine Erlösung von schwerem Alpdruck, als sich nun doch die Angelegenheit zerschlug, der längstersehnte Bruch mit Spanien, die Verlobung des Prinzen mit Henrietta Marie von Frankreich erfolgte, die freilich katholisch, zugleich aber Heinrich's IV. Tochter war. Man hoffte, dass Frankreich, als Alliirter, den Kampf für die Pfalz aufnehmen werde und ahnte nicht, dass, feierlichen Versprechungen entgegen, beim Abschluss des Heiraths-Vertrages geheime Zusicherungen zu Gunsten der englischen Katholiken gemacht waren, deren Duldung dem Puritanismus als unverträglich mit dem Staatswohl galt(1). — Bei so viel Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse und engherzigen Vorurtheilen auf der einen Seite und so viel Schwankungen und Mangel an Aufrichtigkeit auf der anderen Seite waren die schwersten Konflikte für die Zukunft unvermeidlich.

Der heranwachsende Sohn des Puritaners musste alle diese Fragen nothwendig vom Standpunkt der Partei aus betrachten. Die Monarchie, unter der er gross wurde, war nicht der Art, ihm unbezwingbare Achtung vor dieser Staatsform einzuflössen, und der Monarch, welcher an der Spitze stand, war nicht der Art, ihn mit den Mängeln der Staatsform zu versöhnen. — Fast gleichzeitig erfolgte der Abschluss der Laufbahn dieses Monarchen und der Abschluss der ersten Lebensperiode Milton's. Wenige Wochen vor dem verhängnisvollen Thronwechsel, welcher Karl zur Königswürde erhob, bezog Milton siebzehnjährig die Universität. Hinter ihm

lag die Zeit gesunder Entwicklung an Körper und Seele im trauten Familienkreise, frommer und ernster Erziehung durch ein würdiges Elternpaar, angestrengten Fleisses in Schule und Haus, der Schliessung jugendlicher Freundschafts-Bündnisse, erster Regungen eines ahnungsvollen Genius, mit einem Worte das, was in den Kämpfen und Leiden des Mannesalters auch durch den Zauber des Rückerinnerns stärken und erhalten kann: Eine glückliche Jugend.

---

## Zweites Kapitel.

### Die Lehrjahre auf der Universität Cambridge (1).

Die Verfassung der beiden alten englischen Hochschulen und das in den Schranken dieser Verfassung sich bewegende Leben, noch heute von den entsprechenden Erscheinungen des Festlandes so wesentlich verschieden, erscheint in Milton's Zeit noch bei weitem stärker mit dem Stempel befremdender Alterthümlichkeit behaftet und lässt sich in kurzen Umrissen nur schwer der gegenwärtigen Anschauung näher bringen. Beschränkt sich der Blick auf das zunächst in Betracht kommende Cambridge, so findet man in den Statuten aus dem zwölften Regierungs-Jahre Elisabeth's nach allen Schwankungen der Zeit der Reformation und Gegenreformation eine feste Grundlage, auf der sich die spätere Epoche aufbaute (2). Es ist bekannt genug, dass die eigentliche, scholastische Universität seit dem Ende des fünfzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in den nach Wesen und Entstehung von ihr unterschiedenen Colleges fast ganz und gar aufgieng. Diese konviktorischen Vereine, in die gelehrte Körperschaft eingefügt, im späteren Mittelalter beständig an Zahl gewachsen und grösstentheils mit den reichsten Mitteln an Grund und Boden ausgestattet wie durch fortgesetzte Stiftungen von Wohlthätern beschenkt, drängten so ziemlich das ganze akademische Leben in sich zusammen, seitdem sie sich mit Glück zu Trägern der neuen humanistischen Bildung

gemacht hatten. Aus blossen gemeinsamen Wohnstätten derer, welche die Universität besuchten, zu selbstständigen Lehranstalten geworden, bewahrten sie in Disciplin und Einrichtung jenen klösterlichen Charakter, dessen Grundzüge sich in ihnen allen wiedererkennen lassen, so zahlreiche Abweichungen im einzelnen durch den Willen, grössere oder geringere Freigebigkeit des Stifters und spätere Gesetzgebung hervorgebracht worden waren.

Ehrwürdige Gebäude, zum Theil von staunenswerther Pracht der Architektur, mit weiten Höfen und schattigen Gärten, wohlgepflegten Rasenplätzen für das Kugelspiel und besonderen Räumen zum Ball-Werfen, stillen Gemächern für die Bücherei und alterthümlichen Hallen für die gesellige Zusammenkunft, umschlossen, wie in einer kleinen Welt für sich, eine eng verbundene Genossenschaft von Jünglingen, die mitunter fast noch Knaben glichen, und Männern, denen die Ehelosigkeit zur Pflicht gemacht war (1). Jeden Morgen und jeden Abend rief die Glocke der Kapelle zu bestimmter Stunde zum gemeinschaftlichen Gottesdienst. Zur Mahlzeit versammelte man sich in der grossen Halle. Eine je nach dem Grad verschiedene Kleidertracht war mit derselben Ausführlichkeit vorgeschrieben, wie sie nur der Stifter eines mönchischen Ordens jemals erdenken konnte. Nach der Strenge der ursprünglichen Statuten war es Pflicht der Studenten, im Gespräch miteinander sich des Lateinischen, Griechischen oder Hebräischen zu bedienen, ausser in den Erholungs-Stunden, sich in ihren Zimmern des Karten- und Würfel-Spiels zu enthalten, ausser in den festlichen Tagen der Weihnachtszeit, in denen die Karten gestattet waren. Sie hatten eine besondere Erlaubnis einzuholen, wenn sie die Mauern des College verlassen wollten (2), Schenken, Schaustellungen, Tanzplätze, Stier- und Bären-Hetzen in der Stadt und die Vergnügungen ihrer Markttage zu vermeiden und sich zu gemessener Stunde, je nach der Jahreszeit und dem Statut um acht, neun oder zehn Uhr (3) wieder an den Thoren des College einzufinden, dessen Schlüssel das Haupt der Anstalt, der Master, in seiner Kammer verwahrte. Ein ausgebildetes

System von Strafen sollte dazu dienen, die Befolgung dieser Vorschriften zu erzwingen, und die Behörden der Universität, wie die des College theilten sich in die Strafgewalt. Je nach der Schwere des Falles wurde auf Geld, Carcer, Verweisung für bestimmte Zeit (Rustication) oder für immer erkannt. Nach den Statuten jenes College, in welches Milton aufgenommen wurde, um von anderen abzusehn, war für die Bestrafung Jüngerer unzweifelhaft körperliche Züchtigung zulässig (1).

Im Mittelpunkte des ganzen College-Lebens als dasjenige Element, welches der gesammten Anstalt Farbe und Charakter giebt, steht das Tutoren-System. Das College, nach aussen hin durch sein Haupt, den Master, vertreten, zerfällt gleichsam wieder in eine Reihe kleinerer Gemeinheiten, indem sich jedes Mal ein Paar der jungen Hausgenossen der besonderen pädagogischen Aufsicht eines der Aelteren (Fellows) anvertraut, den sie als ihren Tutor erwählen. Abgesehen von der Lehrthätigkeit, welche diese Tutoren den enger mit ihnen verbundenen Stipendiaten und Kostgängern zuwenden, sind sie ihnen für die grösseren Fragen der geistigen Bildung wie für die kleineren Sorgen des Lebens gesetzte Helfer und Berather. Sie haben die Pflicht, die Sitten und Studien ihrer Zöglinge mit besonderer Sorgfalt zu überwachen. Sie suchen bei der Auswahl von Stube und Stubengenossen das Beste zu treffen, denn der Zögling hat kein Zimmer, mitunter nicht ein Mal ein Bett allein zur Verfügung. In Krankheitsfällen sind sie die ersten, sich der Untergebenen anzunehmen, ihre Sorgfalt erstreckte sich bis auf die Anschaffung von Büchern und Kleidern, wie sie überhaupt die pekuniären Angelegenheiten der Studenten, ein häufig sehr unerfreuliches Geschäft, an Stelle des Vaters verwalteten (2).

Keineswegs standen alle Mitglieder des College in Betreff ihrer finanziellen Unterhaltung auf gleicher Stufe. Eine gewisse Anzahl war auf stiftungsmässige Einnahmen verwiesen: Der Vorsteher, die Fellows, die verschiedenartig berechtigten Stipendiaten unter den Studirenden (Scholars). Aber die Mehrzahl der Studenten hatte die Kosten von Wohnung, Tisch,

Erziehung u. s. w. zu ersetzen. Auch hier gab es noch Unterschiede. Am meisten zahlten die greater pensioners oder fellow-commoners, reicher Eltern Söhne, welche dafür gewisse Vorrechte genossen, die lesser pensioners, weitaus an Zahl die bedeutendste Klasse, folgte in der Reihe, und unter ihnen standen die ärmeren sizars, welche am wenigsten zu zahlen, am meisten zu dienen hatten.

Nach den elisabethanischen Statuten war das akademische Jahr in drei Abschnitte (Terms) getheilt. Der erste begann am 10. Oktober und endete am 16. December, durch die Weihnachtsferien vom zweiten getrennt. Dieser erstreckte sich vom dreizehnten Januar bis zum zehnten Tage vor Ostern. Nach den Oster-Ferien, am eilften Tage nach dem Fest, begann der Mitt-Sommer-Term, welchen am Freitag nach der feierlichen Schlussversammlung der Universität (Commencment-Day) (1) die langen, dreimonatlichen Ferien ablösten. Solcher akademischen Jahre wurden ursprünglich sieben erfordert, um den Besitz der scholastischen Würden zu verdienen. Denn in der Vermischung von Universitäts- und Kollegial-System, wie es sich aus der Verbindung mittelalterlicher und neuerer Wissenschaft gebildet hatte, blieben diese Würden Ziel und Ende der Studienzeit. Diese theilte sich demnach folgendermassen ein: Auf die Zulassung in das College erfolgte die Immatrikulation bei der Universität, der erste Schritt auf der wissenschaftlichen Laufbahn. Von da an war eine Zeit von vier Jahren (in Milton's Tagen nur mehr 11 Terms statt 12) (2) zu durchlaufen, in welcher die ordnungsmässige Vorbereitung auf die Erlangung des Bakkalaureats Statt fand. In dem ersten dieser vier Jahre war nach den Statuten der Gegenstand des Studiums: Rhetorik, im zweiten und dritten Logik (Dialektik); (3) im vierten Philosophie. Der Unterricht sollte sowohl im College bei den Tutoren wie in den öffentlichen Vorlesungen der Universitäts-Professoren genommen werden. In dem letzten dieser vier Jahre war der Student verpflichtet, an den akademischen Disputationen zwei Mal als Respondent und Opponent Antheil zu nehmen, d. h. Thesen aufzustellen und gegen Angriffe zu vertheidigen, wie aufgestellte seiner-

seits anzugreifen. Auf diese lateinischen Wortgefechte wurde er durch ähnliche Rede-Uebungen im College schon vorbereitet. Hierauf war noch eine Prüfung im College, ein mehrtägiges akademisches Examen und eine Reihe von Förmlichkeiten abzumachen, ehe die Ernennung zum Baccalaureus artium erfolgte.

Nun war die erste Staffel auf der Leiter akademischer Ehren erreicht, die Periode des Nicht-Graduirtseins (Undergraduateship) und für viele, welche nicht höher strebten, wenn sie überhaupt so lange ausgehalten hatten, die Periode ihres Universitäts-Lebens abgeschlossen. Diejenigen, welche den nächsten Grad erstrebten, hatten weitere drei Jahre die öffentlichen Vorlesungen, und zwar nach den Statuten Philosophie, Astronomie, Zeichnen und Griechisch, zu hören. Ausserdem hatten sie den Disputationen der Magistri artium zu folgen, selbst drei Mal öffentlich, zwei Mal im College zu disputiren und eben dort eine Deklamation zu halten. Hierauf wurden sie in höchst feierlicher Weise unter einer Fülle alten Ceremoniells an den grossen Festtagen der Universität, den vesperiae comitiorum oder den Comitia (Commencment-Day) selbst zu magistri artium kreirt. Verändert waren die Regeln vor Milton's Zeit hauptsächlich insoweit, dass der ursprüngliche Lehrstoff des Triennium zum Theil schon mit dem des Quadriennium verbunden wurde, und dass das Lehr-Amt von den öffentlichen Professoren grössten Theils auf die Privat-Tutoren übergegangen war([1]).

Mit diesem Formalismus, der ganz und gar auf der mittelalterlichen Anschauung der sieben freien Künste beruhte, und ein selbstständiges korporatives Aufkommen der Fakultäten verhinderte, war aber erst eine artistische Grundlage, man möchte sagen das für nöthig erachtete Mass allgemeiner wissenschaftlicher Bildung gewonnen, an welcher in gleicher Weise Antheil zu haben für alle gleich rühmlich erachtet wurde, mochten die einzelnen auch im späteren Leben die Lanzette des Chirurgen führen oder auf der Richterbank sitzen, die Kanzel besteigen oder den vielfachen Problemen der Philosophie ihr Nachdenken widmen. Von hier aus trennten sich

die Wege je nach dem erwählten Fach, und erst nach Ablauf von neuen sieben Jahren, für welche wiederum bestimmte Vorträge, Vorlesungen, Disputationen und Formen vorgeschrieben waren, konnte der Doktor-Grad der Jurisprudenz und Medicin erlangt werden; noch fünf Jahre länger währte die Fahrt zum Port des theologischen Doktor-Grades.

Fasst man endlich mit einem Blick die hauptsächlichen Beamten der akademischen Körperschaft in's Auge, den Kanzler, auf seinem Ehrenposten meist dem hohen Adel angehörig, damals doch noch ein politischer Patron, den Vicekanzler und unter ihm die polizeiliche Behörde, die beiden Proctors (Procuratores), bei welchen für die Versammlung der Kollegial-Vorsteher die ausübende Gewalt ruhte, eine Reihe von Unterbeamten und Hülfs-Personal, bis zu den Pedellen herab, und denkt man sich das ganze oligarchische Getriebe durch eine Kette von Vorschriften und Ceremonieen in Bewegung gesetzt, die zum Theil im Lauf der Darstellung noch berührt werden müssen, so möchte wenigstens im ganzen und grossen ein Bild von den Verhältnissen gegeben sein, in welche John Milton versetzt wurde.

Am zwölften Februar 1625 erfolgte seine Aufnahme in das Christ-College zu Cambridge (1). Er trat in der Eigenschaft eines „lesser pensioner" ein. Wir hören nicht, dass er als Zögling der Pauls-Schule ein jährliches Stipendium genossen, wie die Zunft der Krämer es bis zum Betrage von sechs oder von zehn Pfund jungen Studirenden während ihres siebenjährigen Cursus zu gewähren pflegte, wenn sie aus jener Anstalt hervorgegangen (2). Wenn man bedenkt, dass Sir Simonds d'Ewes in der höheren Rang-Klasse eines fellow-commoner seinem wenig freigebigen Vater, wenn auch vergeblich, erklärte, er könne mit dem jährlichen Zuschuss von 50 £ nicht anständig auskommen (3), so wird man in der Annahme nicht irren, dass diese Summe für die Bedürfnisse und den Stand John Milton's so ziemlich genügt habe.

In der Reihe von sechzehn konviktorischen Anstalten, welche im Jahre 1621 alles in allem fast 3000 Mitglieder enthielten (4), nahm Trinity-College, wenn auch nicht nach

Ehrwürdigkeit des Alters, so doch nach dem Reichthum an stiftungsmässigem Besitz und nach der Zahl seiner Genossen unstreitig den ersten Platz ein. In letzter Beziehung stand ihm St. John's College am nächsten, erst hierauf folgte Christ-College, gegründet 1505, um die Zeit, da Milton in das College eintrat, mit einem Master, 13 Fellows, 55 stiftungsmässig berechtigten Scholaren versehn, zu denen noch 196 zahlende Studenten, Armen-Schüler, Bedienstete u. s. w. hinzukamen. Jedes College hatte seine eigne Tradition, nach der es sich mit grösserem oder geringerem Recht einer Anzahl würdiger Zöglinge rühmte, die aus seinem Schoss hervorgegangen waren. So war Christ-College stolz auf Hugh Latimer, den Reformator und Märtyrer, auf John Leland, den gelehrten Antiquar, auf den sprachkundigen Richard Carew und seinen berühmteren Zeitgenossen, den „unvergleichlichen", ritterlichen Dichter, Philip Sidney ([1]). Eine ganze Schaar von hohen und höchsten Würdenträgern der Kirche hatte aus diesem Quell der Bildung geschöpft, und Fuller glaubt ohne Schmeichelei auf dieses College den Spruch des Weisen anwenden zu dürfen: „Viele Töchter bringen Reichthum; du aber übertriffst sie alle".

Als Milton in das College eintrat, war dessen Master Thomas Bainbrigge, von dem in der That kaum mehr bekannt ist, als dass er diesen Posten ein Viertel Jahrhundert von 1620—1645 innehatte, und dass er den Ruf eines „strengen Lehrers" genoss ([2]). Seinem Charakter wird durch die Korrespondenz Meade's nicht immer das beste Zeugnis ausgestellt. Etwas mehr wissen wir über einige der dreizehn Fellows zu sagen, von denen sich mehrere in der englischen Kirchen- und Gelehrten-Geschichte einen Namen zu machen gewusst haben.

Der Bekannteste ist Joseph Meade (1586—1638). Schenkt man seinen Biographen Glauben, so war er, allerdings in einer Zeit, da die Theilung geistiger Arbeit noch nicht eben weit ausgebildet war, ein Mann von seltener Vielseitigkeit, „ein scharfer Logiker, ein sorgfältiger Philosoph, ein geschickter Mathematiker, ein ausgezeichneter Astronom, ein grosser Philolog, ein Meister vieler Sprachen und in geschichtlichen und chronologischen Studien sehr weit fortgeschritten" ([3]). Doch

hatte er eine bestimmte Lieblings-Neigung, der er mit dem Eifer innerer Ueberzeugung nachhieng. Selbst damals waren die aufgeklärtesten Köpfe nicht selten noch in dem Glauben an astrologische Wahrheiten und die Divinations-Gabe gewisser auserwählter Geister befangen [1]. Und so wurde Joseph Meade durch die Verbindung seiner theologischen, astronomischen und geschichtlichen Studien dazu geführt, sich jenen dunklen Partieen der Bibel zuzuwenden, welche den Chiliasten von jeher so viel Stoff für ihre überschwänglichen Prophezeiungen dargeboten hatten. Meade schenkte der Welt einen „Schlüssel für die Erklärung der Apokalypse", er sagte, und darin betrog ihn seine Ahnung nicht, gewaltige Erschütterungen von Staat und Kirche für die nächste Zeit voraus. Eben deshalb drang er, ein bitterer Feind des Katholicismus, auf die Vereinigung aller protestantischen Christen. Seine Lebensweise konnte die Neigung zur Beschaulichkeit und Grübelei nur begünstigen. Selten kam er aus seiner stillen „Zelle" zum Vorschein, höchstens um an schönem Sommertag in Feld und Wiesen Pflanzen zu suchen. Merkwürdig genug entwickelte er aber gegenüber den Angelegenheiten der grossen Welt die Wissbegier eines eifrigen Neuigkeits-Jägers, und diese Eigenschaft macht uns seinen Briefwechsel mit Sir Martin Stuteville so werthvoll, dem er in einem Athem, oft in einer etwas weichlichen Art, von den kleinen Vorfällen des College- und Universitäts-Lebens und den grossen kriegerischen Ereignissen der Zeit, eigner Krankheit und Misstimmung und den Personalien des Hofes zu London getreulich Bericht erstattet. Als Tutor war er für die seiner besonderen Obhut anvertrauten Zöglinge durch seine Persönlichkeit wie durch die Methode seines Unterrichts von grösstem Werth, ein wohlgewachsener Mann, mit blitzenden Augen, dunkler Gesichtsfarbe, im Urtheil mild, immer zur Unterhaltung aufgelegt. Er besass die seltene Kunst, dem eignen Lehreifer den rechten Zaum anzulegen und dem Naturell seiner Schüler eine freiere Entwicklung zu gönnen. Nachdem er ihre Fähigkeiten im allgemeinen erkundet und ihnen demgemäss die besten Rathschläge gegeben und die Aufgaben vertheilt hatte, liess er jeden den Tag über

nach der Art, wie es ihm beliebte, sein Werk vollbringen; erst Abends kamen alle in sein Zimmer um ihm ihre Arbeiten vorzulegen. Dann forschte er mit der Frage „Quid dubitas?" vor allem nach den Zweifeln, die den einzelnen bei ihren Studien aufgestossen sein möchten, denn er war der Ansicht, dass man nur durch Zweifel der Wahrheit näher komme, beantwortete ihre Fragen und entliess sie mit Gebet und Segen in ihre Gemächer.

Nächst Meade ragte William Chappell (1582—1649), innig mit jenem befreundet, aus der Reihe der Fellows von Christ-College hervor. An umfassender Gelehrsamkeit blieb er hinter Meade weit zurück, was von seinen Schriften bekannt ist, beschränkt sich rein auf's theologische Gebiet. Dagegen hatte er einen Vorzug, der in jenen Tagen nicht gering angeschlagen wurde, nämlich in den üblichen Disputationen sich auf die Kunst des Angriffs und der Vertheidigung in höchstem Masse zu verstehen; „mit Schwert und Schild gleich tapfer". Als König Jakob 1615 die Universität mit einem Besuch beehrte, war Chappell zu der Rolle des Opponenten in einem theologischen Wort-Turnier erwählt, welches vor dem Könige stattfand. Er schlug nicht nur seinen Gegner völlig aus dem Felde, sondern besiegte auch seine Majestät, welche selbst, einer angeborenen Neigung folgend, für den Geschlagenen den Kampf wieder aufnahm. Kein Tutor hatte zu seiner Zeit mehr oder bessere Schüler, soviel Sorge verwandte er auf ihre Erziehung; noch Henry More spricht mit höchster Achtung von Chappell, als seinem alten Lehrer (1). Leider sind wir über den Charakter des Mannes nicht näher unterrichtet, aber wir wissen, dass er, in späteren Jahren ein entschiedener Anhänger des Laud'schen Systems, 1634 zum Vorsteher des Trinity-College in Dublin ernannt wurde. Daselbst begegneten seine arminianischen Ansichten heftigem Widerstande. Indess, von Strafford und Laud als ein höchst brauchbares Werkzeug für ihre Pläne angesehn, erlangte er 1638 das Bisthum von Cork, Cloyne und Ross und behielt daneben seine erste Stelle bei, was gegen die Gesetze war. Es ist demnach nicht unglaublich, dass Chappell schon früher jene Ansichten vertrat und

unter seinen Schülern auszubreiten suchte, die an höchster Stelle begünstigt wurden, und dies würde ein nicht unwichtiges Moment für Milton's Lebensgeschichte abgeben(1).

Von geringerer geistiger Bedeutung als die Genannten waren, um von den andern zu schweigen, Robert Gell, anscheinend wie Meade dazu ausersehn Sir Stuteville mit Neuigkeiten zu versehn, Nathanael Tovey, welcher zu der Zeit als Milton eintrat, als Professor der Logik in dem College wirkte, und William Power, der senior Fellow, welcher für einen heimlichen Papisten galt, und gegen dessen sittliches Verhalten, wenn anders Meade so zu verstehen ist, schwere Vorwürfe zu erheben waren(2).

Wäre Joseph Meade nicht schon mit Schülern überhäuft gewesen, so hätte es recht wohl geschehn können, dass dieser würdige Mann den londoner Ankömmling zur Aufsicht erhielt(3). So aber wurde er der Obhut W. Chappell's anvertraut.

Nach der Wahl des Tutor war die Wahl des Zimmers keine so einfache Sache. Der Master des College hatte in diesem Punkt eine diskretionäre Gewalt, und wir hören, dass Bainbrigge diese gar sehr missbrauchte, wenn der Vortheil seiner Verwandtschaft in Frage kam(4). Milton's Zimmer, wie sie noch heute gezeigt werden, eine kleine Stube und eine noch kleinere Kammer daneben, lagen in dem älteren Theil des Gebäudes. Ohne Zweifel hatte er sie, wenn nicht mit mehreren, so wohl mit Robert Pory zu theilen, der gleichfalls aus London gebürtig, mit ihm in der Pauls-Schule unter Alexander Gill herangebildet, wenig Tage nach ihm im College aufgenommen war. Von den übrigen damals eingetretenen Studenten wurden Richard Earle aus Lincoln und Edward Freshwater aus Essex unter Chappell's Aufsicht gestellt und somit in den engsten Zusammenhang mit Milton gebracht(5).

Nachdem er einmal in dem neuen Kreise sich eingelebt hatte, musste sein Blick bald über die engen Mauern des eignen College hinweg auf das Treiben und die hervorstechendsten Persönlichkeiten der ganzen Universität hinschweifen. Von den Lehrern waren ohne Zweifel alles in allem die berühm-

testen Dr. John Preston, Master des Emanuel College, die bedeutendste pädagogische Kraft in ganz England, in Predigt und Schrift der Nachahmer keines Geringeren als Calvin's, ein anerkannter Führer der Puritaner und als solcher, wie behauptet wurde, eine Zeit lang vom Herzog von Buckingham benutzt, um auf die Partei zu wirken. Der Professor Andrew Downes galt für den grössten Kenner des Griechischen in der Christenheit, abgesehn von den Griechen von Geburt. Abraham Wheelock, Fellow von Clare Hall, glänzte in solchem Masse als Kenner des Arabischen und Persischen, dass er „der Königin Saba, als sie zu Salomo und den Männern des Ostens, als sie zu Herodes kamen, zum Dolmetscher hätte dienen können". Von den übrigen Fellows sei nur William Spurstow von Catherine-Hall erwähnt, der spätere presbyterianische Geistliche, dessen Lebenswege mit denen Milton's sich noch kreuzten, und Richard Howlett von Sidney-Sussex College, welcher acht Jahre vorher Oliver Cromwell's Tutor gewesen war. Das Amt der öffentlichen Beredtsamkeit hatte George Herbert inne, den schon damals ein frommer Wandel und das sich entfaltende dichterische Talent berühmt gemacht hatten (1).

Aus dem grösseren Kreise der Studiengenossen diejenigen herauszufinden, welche Talent oder Charakter auf eine glänzende Laufbahn hinwiesen, konnte dem Ankömmling nicht leicht werden. Doch aber mochte er sich in späteren Jahren erinnern, dass er gleichzeitig mit den Dichtern Waller und Randolph und mit dem Kirchenhistoriker Thomas Fuller dieselbe akademische Luft eingeathmet hatte, deren Hauch in der Universitäts-Geschichte des letzten noch so deutlich zu spüren ist.

Immerhin war erst in zweiter Linie die Universität, in erster das eigne College dasjenige Bereich, in welchem sich Milton's Studien und Leben nach den bekannten Regeln zu bewegen hatten. Um fünf Uhr Morgens hatte er beim Früh-Gottesdienst in der Kapelle zu erscheinen (2), dann folgte die Arbeit des Tages, getheilt in den Unterricht im Einzel-College unter Aufsicht des Tutors oder besonderer Lehrer, und in die Vorlesungen, welche in den allgemeinen Auditorien der Univer-

sität gehört wurden. Neben dem Unterricht füllte die Theilnahme an den Disputationen hier wie dort den Tag oder fast nur den Morgen, denn nach der Mahlzeit, zu der sich um zwölf die Mitglieder des College in der Halle versammelten und nach Rang und Ordnung setzten, wurden der vorgeschriebenen Arbeit nur wenig Stunden gewidmet. Die übrige Zeit bis zum Abend-Gottesdienst und Abend-Essen um sieben gehörte jedem einzelnen. Indess wäre es ein Irrthum zu glauben, dass die Strenge der elisabethanischen Statuten in allen übrigen Punkten zu Milton's Zeit noch aufrecht erhalten gewesen wäre. In den zwei Menschen-Altern, welche seit ihrer Abfassung vergangen, waren die Ansichten freier und die Sitten lockerer geworden. Es war nicht mehr möglich die jungen Geister hinter den Kloster-Mauern zu halten und von der Aussenwelt abzuschliessen. Abgesehen von der nicht allzu grossen Entfernung der Hauptstadt und ihrer Genüsse bot die Stadt Cambridge selbst, so klein sie war, mancherlei gefährliche Anziehungs-Punkte, vor allem die berühmten drei Schenken zum Delphin, zur Rose, zur Mitra. In einem andern Wirtshaus, dem „ehernen George", neben Milton's College hatte sogar mancher Studirende seine dauernde Wohnung aufgeschlagen, was ganz gegen die Gesetze war (1). So gut wie andere durfte sich Milton die Freiheit nehmen, im Cam zu baden und die Umgegend zu durchschweifen. Die alte einfache und würdevolle Tracht war der neuen Mode gewichen, und die akademische Jugend stolzirte mit gekräuselten Locken, breiten Manschetten und Spitzen-Kragen, Puffen und Schleifen von verschwenderischer Fülle einher. In den Colleges war Rauchen, Spielen, Schwören, Trinken und Fluchen nichts Seltenes (2). Man verspottete die Religion und witzelte über das, was frommen Gemüthern als heilig galt.

Sitte und Moral wurden oft in der aller bedenklichsten Weise verletzt, und die Erwähnung eines einzelnen besonders starken Falles erpresst dem ehrlichen Joseph Meade den Ausruf: „Guter Gott, wie lebt man hier!" (3) Alles dies waren Dinge, welche von puritanischen Geistern, wie Simonds d'Ewes, und es gab deren noch mehrere in Cambridge, dem Universitäts-Leben

heftig vorgeworfen wurden. Aber auch die andere Partei, die Partei der herrschenden antipuritanischen Kirchen-Gewalt hatte sich über mancherlei zu beklagen. Sie, welche überall die Geister unter das Joch ihrer Formen zu zwingen suchte, musste bemerken, dass viele Mitglieder der Universität sich dem vorgeschriebenen kirchlichen Ceremoniell nicht anschlossen. In Trinity-College beugten bei der Nennung des Namens Jesus nur wenige die Kniee, viele blieben beim Gebet sitzen oder knieeten und neigten sich nicht nach der Vorschrift, sondern ganz nach ihrem Gefallen, andere improvisirten sogar die Worte des Gebets ([1]), und auf solche Weise wurden die „jungen Scholaren angeleitet dem Einzel-Geist vor dem öffentlichen, den officiell nicht gebilligten Gebeten ihrer eignen Erfindung vor der anerkannten Liturgie der Kirche den Vorzug zu geben". Hatten die Spaltungen auch nicht jenen gehässigen Charakter angenommen, wie in Oxford, war auch nach den früheren Kämpfen das Uebergewicht der bischöflichen Partei in Cambridge entschieden, so war doch eine nicht unbedeutende puritanische Partei zurückgeblieben, und man bemerkt auch hier im Hintergrunde, als Vorbereitung für kommende erschütternde Ereignisse, überall den geheimen Kampf zweier Streitmächte, von denen die eine durch eine übertriebene Strenge und Askese zum Spott aufforderte, die andere durch Ueppigkeit und Formalismus den ernsten, religiösen Sinn verletzte.

Zunächst waren es aber nicht diese Gegensätze, sondern Angelegenheiten allgemeiner Art, die Milton's Interesse erregten und nicht selten seine dichterische Kraft in Bewegung setzten. Die Todtenfeier für König Jakob und die Beglückwünschung Karls I. zum Antritt der Regierung wie zur Vermählung gaben der Universität zu festlicher Versammlung und poetischen Ergüssen Anlass. In allen Gebetformeln u. s. w. war nun das „König Jakob" in „König Karl" umzusetzen, und Milton erlebte in seinem College den Scherz, dass ein Baccalaureus, der die Psalmen über Tisch vorzulesen hatte, in dem Eifer, den alten Namen mit dem neuen zu ver-

tauschen, den „Gott Jakobs“, wie er ihn gedruckt vorfand, in einen „Gott Karls“ verwandelte (1).

Nachrichten ernsteren, ja schwerwiegenden Inhalts kamen Milton von London zu. Dort gieng ein unheimlicher Gast von Haus zu Haus: die Pest. Vom Mai 1625 bis zum März 1626 forderte sie ihre Opfer. Man konnte ein Mal rechnen, dass in zwanzig Wochen 40,000 weggerafft waren. In der Woche vom 11ten bis 18ten August starben an der furchtbaren Krankheit 4463 Menschen. Handel und Verkehr standen still, die Reichen flohen, Meister wie Lehrlinge bettelten in den Strassen (2). Man ordnete öffentliche Fast- und Busstage an, um dem Unheil zu begegnen.

In Cambridge hatte man die grösste Angst vor der Ansteckung, bei jedem plötzlichen Todesfall dachte man an die Pest. Einzelne schreckenerregende Berichte gelangten brieflich zur Kunde der Bewohner von Christ-College. Ein Vater suchte mit seinen sieben Kindern dem Unheil zu entfliehen und eilte auf's Land, er musste sie alle sieben dort begraben (3). Ein Mitglied des College erhielt von seinem Vater die wöchentlichen Todtenlisten gesandt, aber man scheute sich, diese, die möglichen Träger des Krankheitsstoffes, weiter zu verschicken, obwohl der alte Hobson, der als Brief-Bote jede Woche den Weg von Cambridge nach London zurücklegte, Befehl hatte alles sorgsam zu durchräuchern (4). — Milton, der die Herbstferien 1625 vermuthlich mit seinen Eltern zusammen verbrachte, hatte zwar keine Ursache einen Angriff der tückischen Krankheit auf das Eltern-Haus in Bread-street zu beklagen. Doch kam ein Todesfall in seiner Familie vor, der ihm nahe gieng. Im Winter 1625 auf 1626 starb kurz nach der Geburt ein Töchterchen seiner Schwester, Anna Phillips, und der Bruder tröstete die betrübte Schwester mit einer englischen Ode, welche immer ein liebliches Denkmal seiner jugendlichen Muse bleiben wird (5). Es war nichts zum ersten Mal Erfundenes, ein rasch hinweggerafftes Geschöpf mit der Blume zu vergleichen, die der anhauchende Kuss des Winters tödtet, aber gerade bei diesem Gegenstand, der die Gefahr gekünstelter Uebertreibung bei Ausführung des Bildes so

nahe legte, zeigte sich das Talent des jugendlichen Dichters in anmuthsvollen Formen eines der Spenser-Stanza nahe verwandten Versmasses. Vergleiche aus dem Alterthum, fast übermässig gehäuft, kann uns der ehemalige Schüler Alexander Gill's und lesser pensioner von Christ-College nicht erlassen, aber zugleich erhält die Wirklichkeit ihr Recht. Noch gegen Ende taucht der echt puritanische Gedanke auf: „Warum konntest du nicht auf Erden bleiben, uns mit deiner gottgefälligen Unschuld zu schützen, dessen Zorn zu sänftigen, den Sünde uns zum Feinde machte, das ungestüme schwarze Verderben abzuwehren oder die mörderische Pest zu vertreiben, zwischen uns und den verdienten Schlag zu treten? Doch dies Amt kannst du jetzt da vollbringen wo du bist."

Es ist, als ob in dieser und der nächsten Zeit Milton's Muse vorzugsweise mit den Gedanken an Trauer und Tod beschäftigt gewesen wäre. Am 21. September 1626 starb Lancelot Andrews, der Bischof von Winchester, der berühmte Patron der Gelehrten seiner Zeit. Cambridge stand er besonders nahe, da er einst Master von Pembroke College gewesen war, und so ist es erklärlich, dass ihn Milton in einer lateinischen Elegie feierte, die er in späteren Jahren, als seine kirchenpolitischen Ansichten sich in direktem Gegensatz zu denen Andrews' entwickelt hatten, mit getheilten Empfindungen beurtheilen musste ([1]). „Bekümmert und schweigend sass ich allein und meine Seele bedachte viel Trauriges. Zuerst schwebte mir das Bild der schrecklichen Verwüstung vor, welche die Leichengöttin auf Englands Boden angerichtet .... dann dachte ich an den Tod des ruhmreichen Feldherrn und seines tapfern Waffenbruders ([2]), aber vor allem klage ich über dich, würdigster Prälat." Und nun folgt eine sehr farbenreiche Vision, in welcher der unter die Schaaren der Engel Entrückte in priesterlichem Ornat, verklärter Gestalt den Augen des Dichters erscheint. Kurze Zeit nachher (5. Okt. 1626) rief der Tod eines andern hohen Würdenträgers der Kirche, der gleichfalls Master von Pembroke-Hall gewesen, Nicholas Felton's, des Bischofs von Ely, wiederum ein lateinisches Gedicht hervor. In diesem, ähnlich wie in dem

vorhergehenden, ist gewiss das Merkwürdigste jene früh vorhandene Neigung, die sich später so vorwiegend entwickelte, das Bereich des Ueberirdischen, die Herrlichkeit des Himmels, als Sitz des Göttlichen, die Musik der Engel mit allen Mitteln der Phantasie zu schildern, die denn doch dem spröden Stoff gegenüber nicht völlig ausreicht([1]).

Machen schon diese beiden Trauergedichte den Eindruck des Schulmässigen, lateinischer Stilübungen in Versen, so noch mehr eine Ode und eine Elegie, welche zwei Männer feiern, deren Tod freilich die grösste Beachtung in Cambridge finden musste. Dies war der Vicekanzler der Universität, John Gostlin († 21. Okt. 1626), ein bedeutender Mediciner, den eigne Kunst so wenig rettete, „wie die Wissenschaft verborgner Kräuter den Machaon oder Chiron“([2]), und Richard Ridding, der Ober-Pedell, welcher so oft „ausgezeichnet durch seinen glänzenden Stab die akademische Jugend zusammenzurufen pflegte, und den nun der Tod hinweggerufen hat, der letzte Pedell“([3]). Fast sollte man meinen, dies letzte Gedicht sei mit denen aus anderen Colleges nach alter Sitte an das Bahrtuch geheftet worden, es schliesst: „Nun traure o Akademie in dunklem Gewande, deine Thränen benetzen die schwarze Bahre, die Elegie ergiesse ihre Trauer-Weise, und in der ganzen Universität halle der Klag-Gesang wider.“ Unzweifelhaft stand ein anderes lateinisches Gelegenheitsgedicht des Jahres 1626 in direktem Zusammenhang mit den Anforderungen oder doch den Wünschen des College. Fast ein Jahr nach Entdeckung der Pulver-Verschwörung (20. Okt. 1606) war durch Dekret des Vicekanzlers und der Häupter zu Cambridge verordnet, dass das Andenken jenes verhängnisvollen Tages, des fünften Novembers, jedes Jahr durch eine Predigt in der Kirche St. Mary und Nachmittags in der herrlichen Kapelle von King's College durch eine Rede des öffentlichen Redners oder eines Stellvertreters gefeiert werden sollte([4]). Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ausserdem die einzelnen Colleges den Tag festlich begiengen, und man darf vermuthen, dass Milton's 226 lateinische Hexameter([5]) auf den fünften November zu solchem Zweck verfasst wurden. Sehr

auffällig bleibt, dass sich Milton die recht dramatische Seite des Vorwurfs, die Entdeckung des Verbrechers mitten unter seinen Mordwerkzeugen ganz hat entgehen lassen. Statt dessen erhalten wir die Uebertragung von allegorischen Figuren und der Maschinerie des antiken Epos auf die modernen Zustände. Der König der Hölle verlässt sein Reich und entzündet überall Krieg und Unheil. Nur die kleine Insel England sieht er glücklich und friedlich. Dies kann er nicht ertragen, er fliegt unter Donner und Blitzen nach Rom und findet dort den Pabst in feierlicher Procession am Vorabend des St. Peter-Tages. Nachts naht er in der Gestalt eines Franciskaners dem Schlummernden und ruft ihn auf, die erlittene Schmach, die Vernichtung der Armada, das Martyrium so vieler Heiligen zu rächen. Gerade jetzt versammelt der König den Rath der Edlen, wenn man den Palast und sie mit ihm in die Luft sprengt, so mag der Franzose, der Spanier in das Reich einfallen und die Zeiten der katholischen Maria zurückführen. Erwacht, ruft der Ober-Priester Roms Mord und Verrath aus ihren grässlichen Höhlen und giebt ihnen seine Befehle. Aber Gott sieht vom Himmel herab und verlacht die schändlichen Anschläge. Schon ist Fama in ihrem weitausschauenden Thurme mit tausend Thoren und Fenstern in Bewegung, sie eilt auf Gottes Befehl nach England, die Verbrecher werden entdeckt, und fortan „giebt es keinen grösseren Festtag im Jahre als den fünften November“. — Wie die beginnende Renaissance das moderne Leben in die antiken Formen zu pressen sucht, aber den Zwiespalt zwischen Form und Wesen noch nicht gänzlich überwindet, so werden wir bei dieser Schöpfung Milton's wie bei den meisten anderen aus dieser jugendlichen Epoche unaufhörlich daran gemahnt, wie sehr sich der Dichter zwingen muss, seine lebendige Vorstellung in Sprache und Anschauung der Antike zu bannen. Er wählt seine Bilder aus den Psalmen, und dabei müssen ihm Ovid, Properz und Lucan ihre Worte leihen, der Pabst ist der babylonische „Ober-Priester“ und der Teufel der „Vater der Eumeniden“, der Tiber giebt Thetis heimliche Küsse und zugleich schreiten die Bettelmönche in feierlicher Procession einher. Bei dieser ganz

unorganischen Verbindung, welche aus der Vermischung der verschiedenen Bildungs-Elemente hervorgieng, die die Schule und nun auch das College dem Dichter gewährten, kann die Einheit des poetischen Empfindens nicht gewahrt werden. Aber um so mächtiger bricht das Gefühl jugendlichen Hasses in politischer wie religiöser Beziehung auch durch die klassische Gewandung hindurch.

Man muss bedenken, in welcher Zeit das Gedicht entstand. Der festländische Krieg nahm die ungünstigste Wendung für die Sache des Protestantismus. Christian von Braunschweig war gestorben, Mansfeld stand mit einem Fuss im Grabe. Der König von Dänemark war aus dem Felde geschlagen, Tilly rückte unaufhaltsam in Nord-Deutschland vor, Wallenstein drängte Bethlen-Gabor zum Frieden. England, weit entfernt davon, eine seiner würdige Stellung in dem grossen Kampfe einzunehmen, trieb ungeahnten Stürmen entgegen. Zwei Parlamente waren bereits aufgelöst, nachdem in den wichtigsten Fragen innerer und äusserer Politik, ja des Verfassungsrechtes selbst, der Gegensatz zwischen ihnen und der Regierung immer schärfer geworden war. Wie die Pläne des Herzogs von Buckingham in nichts zerrannen, durch eine grosse Liga im kontinentalen Kriege dem Hause Habsburg entgegenzutreten und die Pfalz zurückzugewinnen, so war im Herbst 1625 die Expedition der englischen Flotte gegen Cadix schmählich gescheitert und hatte nur dazu gedient, den traurigen Zustand der englischen Verwaltung und Wehrkraft zu offenbaren. Die Ueberlassung englischer Schiffe an Frankreich musste den Verdacht rechtfertigen, dass sie zur Bekämpfung der Hugenotten in Rochelle hergegeben worden seien(1). Die Anwesenheit katholischer Priester in der Umgebung der Königin, die zeitweilige mildere Handhabung der Strafgesetze gegen die Anhänger der römischen Kirche, die Sprache dem Hofe nahestehender Geistlicher hatte den argwöhnischen Puritanismus schwer verletzt. Man fühlte in seinen Kreisen eine beständige Angst „vor dem verfluchten Geschlecht der Jesuiten, der Seminar-Priester und Mordbrenner, die immer bereit stehen die Kohlen der Zwietracht anzublasen“(2). —

Nichts erklärlicher, als dass der junge Dichter, in Erinnerung an ein fanatisches Unternehmen, das noch heute im Gedächtnis der Nation fortlebt, alle Befürchtungen und die ganze Leidenschaft eines schwarzsichtigen Puritaners in seinen Versen zum Ausdruck bringt. Für den Pabst ist ihm keine Beschimpfung zu stark (s. v. 75.), in einem der vier schon erwähnten Epigramme, die sich auf denselben Gegenstand beziehen, nennt er ihn, dem theologischen Jargon der Zeit folgend: „Das Thier“.

Glücklicher Weise sind die angeführten Gelegenheits-Gedichte nicht die einzigen, welche uns aus diesen ersten Universitäts-Jahren Milton's aufbewahrt sind, und insoferne es auf das biographische Interesse ankommt, wird das, was sonst aus dieser Zeit vorhanden ist, zum Einblick in das Werden und Wachsen des Dichtergeistes weit dienlicher sein als das Genannte. Es ist vor allem der Freundschaftsbund mit Diodati, der Milton einige der kostbarsten Perlen seiner lateinischen Poesie abgewonnen hat. Diodati hatte, bei weitem jünger als der Freund mit vierzehn Jahren (1622), die Pauls-Schule verlassen und die Universität Oxford bezogen. Aber die Verbindung zwischen den beiden Jugendfreunden blieb ununterbrochen bestehn, auch zu der Zeit, als Milton gleichfalls auf die Hochschule abgegangen war. Durch die Ferien konnten beide in London zusammengeführt werden, und in der Zwischenzeit musste der Briefwechsel die Gegenwart ersetzen. Man besitzt noch zwei Briefe Diodati's an Milton, merkwürdiger Weise in griechischer Sprache geschrieben (1). Der erste dieser Briefe lässt sich auch nicht annähernd datiren, sehr möglich, dass er zu einer Zeit geschrieben wurde, da beide Freunde in den Ferien in London waren. Es ist in dem Briefe die Rede von einem zwischen ihnen besprochenen Ausflug, den nur das eingetretene stürmische und unbeständige Wetter hinauszuschieben zwingt. Diodati fordert aber in munterer Laune den Freund auf für morgen guten Muthes zu sein und eine heitrere Stimmung anzunehmen als gewöhnlich, da am folgenden Tage sicher alles, Luft, Sonne, Fluss, Bäume und Vögel, Erde und Menschen, lächeln wird. Dieselbe anheiternde

Pylades-Natur zeigt Diodati in dem zweiten Briefe. Er schildert seinen zeitigen Aufenthalt, offenbar einen Land-Aufenthalt, den Zauber des Frühlings, die Blüthen-Fülle und den Gesang der Vögel. Nur eins fehlt ihm zu seinem Glück, eine befreundete Seele. Er sehnt sich nach Milton: „Aber du Wunderbarer, warum verschmähst du die Gaben der Natur, warum fesselst du dich Tag und Nacht an deine Bücher und Studien? Lebe, lache, geniesse der Jugend, der Stunden . . . In allem andern, glaub' ich, stehe ich dir nach, nur darin bin ich dir voraus, ein Mass im Arbeiten zu kennen" . . .

Man wird schwerlich irren, wenn man in Milton's erster lateinischer Elegie die Antwort auf diesen zweiten Brief findet. Diese Elegie ist gleichfalls im Frühling, höchst wahrscheinlich 1626, geschrieben, aus ihr würde erhellen, dass Diodati sich damals in Cheshire aufhielt(1). Das Gedicht ist in London verfasst, unter eigenthümlichen Umständen, über die noch zu berichten sein wird. Nur soviel sei schon hier erwähnt, dass der Aufenthalt in der Hauptstadt, fern von den Studien des College, nicht ganz freiwillig war. Aber der Dichter ist keineswegs geneigt, dies zu beklagen. „Hier darf ich, ruft er Diodati's Frage beantwortend aus, meine Musse den gefälligen Musen widmen, und die Bücher, die mein Leben sind, fesseln mich völlig. Aber den Ermüdeten nimmt der pomphafte Rundbau des Theaters auf, und die geschwätzige Bühne lockt mich zu ihren Beifallsrufen." Nun folgt in genialer Verkürzung eine Zusammenfassung der Bühnen-Stoffe aller Zeiten, wobei der klassisch Gebildete doch vorwiegend antike Muster wählt. Die uralten Typen des Lustspiels werden skizzirt: Der junge Verschwender, der Process-frohe Anwalt, der verschlagene Sklave, der dem verliebten Sohn gegen den betrogenen Vater hilft, das Mädchen, das sich zum ersten Mal fragt, ob, was sie empfindet, Liebe sei oder nicht. Aber daneben verlangen auch die Gestalten der Tragödie ihr Recht, sei's dass der unglückliche Jüngling hinsinkt, eh' er vom Liebesgenuss gekostet, sei's dass der Rächer eines furchtbaren Verbrechens wieder aus der Unterwelt aufsteigt und die schuldbeladenen Seelen erschüttert(2), sei's dass das Haus des Pelops oder des

edlen Ilos wehklagt, sei's dass Kreon's Palast der Ahnen Blutschande büsst. Aber nicht allein die Stadt und ihre Freuden fesseln den Dichter. Der Frühling lockt ihn in den nahen Ulmen-Hain und zu den schattigen Spaziergängen der Vorstadt. Der Betrachtung, die sich hier anschliesst, sind wir bis jetzt bei Milton noch nicht begegnet. „Dort kannst du oft, gleich mildscheinenden Sternen, die Schaar der Mädchen vorüberwandeln sehn; ach, wie oft hat mich das Wunder einer schönen Gestalt entzückt, würdig Jupiters Zeitalter zu erneuen, wie oft habe ich Augen gesehn, heller strahlend als Edelsteine, und Nacken weisser als die elfenbeinerne Schulter des Pelops, und edle Stirnen und fliegendes Haar, Amors goldnes Netz . . . Zurück ihr oftgerühmten Heroiden, ihr Mädchen Persiens . . und ihr Nymphen Griechenlands . . der erste Preis gebührt den Jungfrauen Britanniens. Du thurmgekröntes London schliesst in deinen Mauern alle Schönheit der Erde ein."

Ganz dazu gemacht, die allgemeinen Andeutungen dieser jugendlichen Stimmung zu ergänzen, erscheint die ohne Zweifel zwei Jahre später, im Mai 1628 abgefasste siebente lateinische Elegie. Der Schauplatz, auf den uns der Dichter führt, ist wieder jene Villen-umkränzte, ländliche Umgebung Londons, „wo die Bürger lustwandeln" ([1]). Wieder wallt die dichte Schaar der Göttinnen vorüber, aber dies Mal steht Milton nicht als kritischer Beschauer der wundervollen Formen, welcher Vergleiche mit den antiken Heroinen seiner Lektüre ausmalt. Ihm geschieht wie Dante. Amor, dessen Pfeile bisher stets von seiner Brust abgesprungen waren, den er immer mit bittrem Spott verjagt hat, ist diesen Morgen schon dem Lager des Dichters mit höhnenden Worten genaht, jetzt führt er dem Umherwandernden eine liebliche Venus gleiche Gestalt entgegen, und fortan ist es um seine Ruhe geschehn. Er ist von dem Gotte besiegt: „Nimm', nein lass mir diese Gluthen, ach jeder Verliebte fühlt süssen Schmerz." Für die Erkenntnis der jugendlichen Geistes-Bildung Milton's sind uns diese beiden Elegieen von unschätzbarem Werth. Was seinem Alter und seiner Phantasie natürlich war, bricht durch die Sprache Ovid's und Tibull's mit unmittelbarer Lebendigkeit durch.

Freilich war, auch nach Diodati's Charakteristik, der Sinn des Dichters vorwiegend ein ernster, auf strenge Gelehrten-Arbeit gerichtet. Aber der Jüngling, der die Nacht bei seinen Büchern heranwacht, der von allem Hass gegen das römische Priesterthum durchglüht ist, will sich vor dem Schönen in Natur und Kunst nicht klösterlich abschliessen. Gleich weit entfernt von mönchischer Askese, wie von höfischem Leichtsinn, sucht er sich schon früh zu dem Ideal des Menschen heranzubilden, dem keine Seite des Lebens unnahbar ist, weil ihre Verbindung erst eine ganze Natur machen kann. Wir mögen gern glauben, dass der heitre Sinn Diodati's auf die geistige Richtung Milton's auch aus der Ferne nicht ganz unbedeutend wirkte, fast scheint es, als sei auch diese Elegie gerade für das Auge des Freundes bestimmt gewesen, wie um ihm zu beweisen, dass der Autor doch nicht ganz in seinen Büchern vergraben sei ([1]).

Diodati war nicht der einzige der alten Freunde, mit welchem Milton auch während seiner cambridger Epoche den Zusammenhang erhielt. Endlich wurde sein früher ausgesprochener Wunsch erfüllt: Thomas Young, der Lehrer seiner Jugend, kehrte aus dem kriegdurchtobten Deutschland in die Heimat zurück. Ein gewisser John Howe, welcher in Stowmarket, in der Grafschaft Suffolk, wohnte, präsentirte den Kapellan der englischen Gemeinde zu Hamburg, den man in der Heimat noch nicht ganz vergessen hatte, als Vikar der vereinigten Pfarreien St. Peter und St. Mary in Stowmarket. Young zögerte nicht anzunehmen, zumal die Pfründe die für die damalige Zeit sehr anständige Höhe von 300 ℒ. erreichte. Am 27. März 1628 wurde er in sein Amt eingesetzt, welches er bis zu seinem Tode inne hatte ([2]). Milton brauchte sich nun nicht mehr über die Fülle der Meere und Berge zu beklagen, die sich zwischen ihn und seinen Freund drängten. Die Gelegenheit diesen wiederzusehn war leicht und wurde ohne Zweifel mehr als ein Mal benutzt. In einem Brief vom 21. Juli 1628 verspricht er noch für den Sommer seinen Besuch, in Beantwortung einer an ihn ergangenen Einladung ([3]). Noch heute zeigt man in Stowmarket, nicht weit vom Pfarr-

hause, einen Maulbeerbaum, den der Dichter der Sage nach gepflanzt haben soll, wie denn ein anderes Exemplar von gleich erlauchtem Ursprung im Garten von Christ-College nicht fehlen darf.

Dass auch das Verhältnis zu Alexander Gill, dem Sohne, das alte blieb, wird uns durch zwei Briefe aus dem Jahre 1628 bezeugt (1), und am Ende dieses zweiten finden wir sogar die deutlich ausgedrückte, sehr beachtenswerthe Klage, wie wenig sich Milton im ganzen durch die Genossen des College angesprochen fühlte. „Wahrhaftig, schreibt er, bei uns ist, soviel ich weiss, kaum einer oder zwei, der nicht der Philologie und Philosophie gleich baar und unkundig ohne Federn zur Theologie hinflöge, zufrieden sie auch nur so obenhin zu studiren, soviel eben genügen mag, um ein Predigtchen, so gut es gehn will, zusammenzuleimen und mit gestohlenen, abgetragenen Lappen zu flicken. Es ist wirklich zu fürchten, dass allmählich unter unserm Klerus jene pfäffische Unwissenheit eines früheren Zeitalters (sacerdotalis illa superioris saeculi ignorantia) einreisst. Ich finde in der That fast gar keine Studiengenossen und würde gewiss nach London blicken, wenn ich nicht während dieser Sommer-Ferien mich in eine tiefe literarische Musse zurückzuziehn und mich sozusagen ganz in der Festung der Musen einzugraben gedächte."

Zum Glück für den Schreiber dieser schwermüthigen Zeilen gab es unter seinen Kameraden doch einige, welche von jener beschämenden Regel auszunehmen waren. Im Jahre 1627 am 4. Septbr. nahm Christ-College einen vierzehnjährigen Ankömmling auf, dessen Name in späteren Jahren eine Zeit lang sicher in der Geschichte der englischen Tages-Literatur berühmter war, als der seines von denselben Mauern umschlossenen Genossen Milton. Es war John Cleveland, der Sohn des Pfarrers zu Hinckley in Leicestershire (2). Seine scharfe Satyre, seine unläugbare Redner- und Dichter-Gabe machten ihn weit und breit bekannt, im Bürgerkrieg war er einer der ersten literarischen Vorkämpfer der royalistischen Sache. Man möchte vermuthen, dass seine Art zu denken

und zu dichten derjenigen John Milton's schon frühe wenig entsprechend gewesen sei, doch hat man im Auge zu behalten, dass beide in der Jugend als Mitglieder desselben College in enge Verbindung kamen.

Schon vor Cleveland im Jahre 1626 am 9. Juni wurden zwei Brüder vornehmen Standes in das Christ-College aufgenommen und der Sorge Chappell's übergeben, von denen der eine nachweisbar Milton sehr nahe trat. Es waren die Söhne des Sir John King, Sekretärs für Irland, Roger und Edward, beide in Irland geboren, aber unter dem bekannten Pädagogen Farnaby in London erzogen (¹). Roger, damals sechzehnjährig, stand Milton an Alter näher, sehr möglich, dass er ihm auch bald ein vertrauter Gefährte wurde, bezeugt ist dies nur von dem jüngeren, damals vierzehnjährigen Edward King. Durch besonders hervorragende geistige Eigenschaften scheint sich dieser nicht eben ausgezeichnet zu haben. Was wir von seinen schulmässigen poetischen Schöpfungen besitzen: Lateinische Gelegenheits-Verse zur Feier der Geburt königlicher Prinzen und Prinzessinnen, zur Beglückwünschung des Königs nach der Rückkehr aus Schottland 1633, sodann einem College-Drama vorgesetzte Strophen: Alles dies scheint nicht auf ein feines poetisches Gefühl hinzuweisen. Doch giebt Milton später dem Freunde ausdrücklich das Lob: „Er wusste selbst zu singen und den stolzen Reim zu formen“. (Lycidas. V. 10. 11.)

Es wäre von Interesse, neben den Erwähnten den Namen noch eines der College-Genossen zu erfahren, zu welchem Milton in vertrautem Verhältnis stand. Es muss einer der Aelteren gewesen sein, ein Fellow, und er muss sowohl das Talent Milton's wie dessen Geneigtheit gekannt haben, es andern zu Gefallen zu verwenden. In dem schon erwähnten Brief an Gill vom 2. Juli 1628 (s. o. S. 42) bemerkt Milton: „Ein Mitglied unseres College, welches bei der philosophischen Disputation an den akademischen Comitien (Commencement) als Respondent aufzutreten hatte, musste nach jährlich wiederkehrender Sitte ein Gedicht über die streitigen Fragen verfassen. Da er selbst aber schon lange über diese leichten

Spielereien erhaben und ernsteren Dingen zugewandt ist, so betraute er meine Jugend mit der Aufgabe. Ich sende dir nun das Gedruckte.“ Zu den Formalitäten dieses jährlichen Commencments gehörte, dass lateinische Verse über die These des jeweils auftretenden Respondenten von den Pedellen unter die Zuhörer vertheilt wurden. Nun war es zwar an der Tagesordnung, lateinische Verse zu machen, aber dem einen flossen sie doch leichter von der Feder als dem andern, Milton half also einem älteren Genossen aus der Noth, und noch dazu in ziemlicher Ueberstürzung, da ihm die Zeit zur Abfassung knapp zugemessen war. Doch merkt man dies der „leichten Spielerei“ nicht an. Ihr Thema wie das der aufgeworfenen Streitfrage lautete: „Die Kraft der Natur ist nicht in der Abnahme begriffen“ ([1]). Wir wissen noch, was dazu veranlasst hat, diese Frage zum Gegenstand des Streites zu machen. Ein Jahr vorher 1627 hatte George Hakewill, damals Archidiakon von Surrey, einen Traktat geschrieben, dessen Titel und Motto seine Tendenz klar machten. Hakewill wollte dem immer wieder auftauchenden Satze entgegentreten, dass die Natur unter dem Gesetz zunehmender Erschlaffung stehe. Er war ein Schriftsteller von nicht gewöhnlicher Bedeutung, eine Zeit lang Kaplan des Prinzen Karl, und so machte sein Buch einiges Aufsehn. Noch 1635 erschien eine dritte Auflage, an Widerlegungs-Versuchen war kein Mangel, jener Fellow von Christ-College nahm Hakewill's Ansicht wieder auf. Milton hatte also eine philosophische Frage zu behandeln und that es in würdevoller Weise, in der sich gleichzeitig ein grosser Schwung der Phantasie und ein festes Vertrauen auf die Leitung eines „allmächtigen Vaters“ in edler Sprache kund geben. Das Gedicht ist zugleich deshalb merkwürdig, weil es, soviel wir wissen, das erste Gedruckte ist, das aus Milton's Feder hervorgegangen. Indessen hat man vergebens einem Exemplar dieses fliegenden Blattes nachgespürt.

---

Wir haben bisjetzt den grösseren Ereignissen, welche die Universität Cambridge während der ersten vier Jahre von Milton's Studienzeit in Bewegung setzten, noch keinen Blick zugewandt, und doch fehlte es an solchen keineswegs. Der Gegensatz der puritanischen und antipuritanischen Partei war, wie erwähnt, auch in diesem Kreise bemerklich, und kaum war Milton in ihn versetzt worden, so hatte er schon Gelegenheit, Zeichen des Kampfes zu gewahren. Schon im Januar 1625 (8. Juli) überreichte das erste Parlament Karl's I. dem König eine Petition, in der man sich über die Zunahme des Pabstthums und zahlreicher Missbräuche auf beiden Universitäten beklagte und Wiederherstellung der alten Zucht verlangte. Der König versprach in seiner Antwort vom 8. August Abhülfe durch die Vermittlung des Kanzlers. Indess die überstürzte Auflösung des Parlaments (12. August) machte eine weitere Verhandlung des Gegenstandes unmöglich (1). Trotzdem war die Drohung nicht spurlos vorübergegangen. Am 19. December 1625 wurde vom Vicekanzler und eilf Häuptern der Colleges ein Dekret erlassen, in welchem vor allem eingeschärft wurde, dass in Zukunft kein weibliches Wesen wes Alters oder Standes in einem College die Betten in den Privatzimmern machen, sich in der Halle, Küche oder Speisekammer aufhalten, Tischkost, Brot oder Bier in die Studentenstuben tragen solle. Ausgenommen von diesem Verbot waren nur die Krankenwärterinnen, auch diese wie die Wäscherinnen sollen in reifem Alter und gutem Ruf stehen: Frauen oder Wittwen. Junge Mädchen sollen unter keinen Umständen Zutritt zu den Studentenwohnungen haben (2). Die Reform-Versuche blieben hiebei nicht stehn. Ehe sein zweites Parlament zusammentrat, richtete Karl an den zeitigen Kanzler von Cambridge, den Grafen von Suffolk, einen Brief, in dem er unter Hinweisung auf die frühere Petition Suffolk aufforderte, den Vicekanzler und die Häupter der Colleges zu einer gründlichen Betrachtung der eingerissnen Missbräuche zu veranlassen. Suffolk kam diesem Befehl nach, er beschwor die Genannten, mit aller Anstrengung, wie ein Mann, den „lange verbannten Pilgrim, die Disciplin“, wie-

derheimzuführen. Aber wenige Wochen nachher am 28. Mai machte der Tod seinen Bemühungen ein Ende (1).

Es wurde somit die Neuwahl eines Kanzlers nöthig, und diese zog die Universität sofort in die grossen Parteikämpfe, welche damals England bewegten. Nach den Statuten war das Recht der älteren, den Colleges angehörigen Mitglieder der Universität (regents), den Kanzler durch Stimmenmehrheit innerhalb der nächsten vierzehn Tage nach Erledigung des Sitzes frei zu wählen, unbestritten (2). Hier zeigte sich aber, wie der mächtige Wille des Hofes die Unabhängigkeit der Universität in Fesseln zu schlagen vermochte. Wenige Wochen vorher hatte das zweite Parlament den lange vorbereiteten Schritt gewagt, Buckingham, den ersten Minister, den emporgekommenen Günstling, der sein eigenes Interesse mit dem des Staates zu vermischen gewohnt war, auf den sich Ehren und Reichthümer in verschwenderischer Fülle gehäuft hatten, wegen der verderblichen Massregeln seiner Politik nach innen und aussen anzuklagen. Der Riss zwischen dem König und dem leitenden Minister auf der einen, der parlamentarischen Opposition und der Masse des Volkes auf der anderen Seite hatte sich in kurzer Zeit immer mehr erweitert. Der grosse Kampf um die Macht zwischen den beiden Elementen der Verfassung war ausgebrochen, dessen Vorposten-Gefechte schon unter die Herrschaft Jakob's fallen. Das Parlament gegenüber einer Regierung, die das geforderte Vertrauen weder verdiente noch genoss, durchdrang sich immer mehr mit dem Bewusstsein, die Leitung der nationalen Angelegenheiten als sein Recht zu betrachten. Weder die Beziehungen zum Auslande noch die kirchlichen Verhältnisse wollte es dem Entscheide der Krone überlassen. Es verweigerte Subsidien, die zur erfolgreichen Unterstützung protestantischer Bundesgenossen auf dem Festlande gefordert wurden, da es nicht im Kaiser und in der Liga, sondern in Spanien das Ziel der Bekämpfung sehn wollte. Es nahm vor aller Bewilligung das Recht der Untersuchung von Regierungshandlungen in Anspruch, es forderte Verantwortlichkeit der Minister, Besetzung der höchsten Posten mit Männern seines Vertrauens. Der

König glaubte seine Prärogative zu vertheidigen, wenn er sich diesen Forderungen entgegenstellte. Er fuhr fort, die auswärtigen Angelegenheiten sowie die kirchlichen Angelegenheiten als seine Domäne zu betrachten. Er glaubte sich für die Weigerung von Subsidien entschädigen zu dürfen, indem er die üblichen Zölle von Ein- und Ausfuhr (Tonnen- und Pfundgeld), über deren Bewilligung kein Gesetz zu Stande gekommen war, forterhob. Er deckte den Minister durch seine eigene Person. Beide Theile beriefen sich auf Präcedenzien der Vorzeit. Aber das Parlament hatte meist den Vortheil, Gewohnheiten und Gesetze früherer Jahrhunderte aufweisen und aus ihnen kühnere Folgerungen ziehen zu können, die niemals aufgehoben, sondern durch die starke monarchische Gewalt des 16. Jahrhunderts, der man in kritischen Zeiten vertraut hatte, zurückgedrängt waren. Gegen Buckingham kam die lang verhaltene Entrüstung zum Ausbruch. Ein Comittee von acht Mitgliedern des Unterhauses legte dem Oberhause die Anklage vor. Der König liess am 11. Mai zwei von den Commissären, Digges, der die Anklage eingeleitet, und Eliot, den Patrioten von grossartiger Beredtsamkeit und Energie, der die Anklagepunkte summirt hatte, in den Tower werfen, aber die Hartnäckigkeit des Unterhauses, welches jede weitere Verhandlung weigerte, bis seine beiden Mitglieder freigelassen seien, und das sich von den Lords unterstützt sah, zwang ihn nachzugeben. Es hiess dem Parlament einen Schlag in's Gesicht versetzen, wenn der König jetzt zu Wege bringen konnte, dass der verfolgte Minister von einer der beiden Landes-Universitäten zum Kanzler erwählt wurde. — Unvermuthet traf Dr. Wilson, ein Kaplan des Bischofs von London, in Cambridge ein. Er brachte bloss den mündlichen Auftrag, die Wahl des Herzogs sei der Wunsch und der Wille seiner Majestät. Die Universität gerieth in die grösste Aufregung. In einer Versammlung der Kollegial-Vorsteher kam es zu hitzigen Berathungen, die Mehrzahl war bereit, sich dem Willen des Königs zu fügen, andere warfen ein, Wilson's Vollmachten seien ganz ungenügend, man werde sich in Widerspruch mit dem Parlament

setzen, ewige Schande auf sich laden und der Universität wegen ihrer kriechenden Gefügigkeit die allgemeine Verachtung und den allgemeinen Hass zuziehn. Wenigstens möge man die gesetzliche Frist von vierzehn Tagen abwarten. Um alle Hebel anzusetzen, langte der Bischof von London in eigner Person an, zugleich Mason, der Sekretär des Herzogs, und ein Brief des Bischofs von Durham des Inhalts, dem König werde die Wahl des Herzogs sehr angenehm sein. Nun wurde eine förmliche Maschinerie des Bearbeitens in Bewegung gesetzt. Der Bischof wirkte auf die Masters, diese auf die Fellows. Als der Wahltag (1. Juli) herankam, flohen viele aus der Stadt, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Die Minorität hatte in letzter Stunde einen Gegenkandidaten aufgestellt in der Person des Grafen von Berkshire, eines Sohnes des letzten Kanzlers. Indessen der Herzog siegte, wenn auch mit kleiner Majorität. Die antipuritanische Partei triumphirte, in Clare-Hall wurden am Abend grosse Festlichkeiten bereitet. „Was wird das Parlament zu uns sagen, schreibt Meade, haben unsre Abgeordneten in ihrer dem Oberhaus zugesandten Anklage-Akte den Herzog nicht verurtheilt?“

In der That fühlte das Unterhaus die Beleidigung sehr wohl und äusserte sich unwillig über die ihm angethane Schmach. Es fasste den Beschluss, dass eine Deputation der Universität über den Hergang der Wahl gehört werden sollte, aber der König setzte sein Verbot entgegen, da der Universität Freiheit der Wahl gebühre. Am 15. Juni wurde auch dieses Parlament, da es auf der Entlassung des Ministers bestand, aufgelöst. Buckingham seinerseits schrieb der Universität einen Dankbrief und entliess den Abgeordneten der akademischen Körperschaft mit einer Ehrenkette. Auch Karl I. versicherte die Universität seiner königlichen Billigung. Der Herzog hatte durch die neuerlangte Würde nicht an Ruhm gewonnen. Aus dem Ende des Jahres 1626 scheinen einige sehr deutlich auf ihn gemünzte Verse zu stammen, die sich in Meade's Korrespondenz vorfinden und vielleicht in

seinem College entstanden sind [1]. Sie zeigen drastisch, wie die Stimmung gegen Buckingham war.

Ueberlegt man, welche abenteuerlichen Pfade Buckingham's Politik auf's neue eingeschlagen hatte, so wird man diese Verurtheilung nicht zu hart finden. Buckingham war nicht der Verbrecher, der „Sejanus", als welchen ihn Eliot gebrandmarkt hatte. Aber er hatte keine der Eigenschaften, die ihn zur Leitung eines grossen Staatswesens befähigt haben würden. Im Inneren zog er ein System schmählicher Günstlingswirtschaft gross, nach aussen zeigte er sich als ein politischer Dilettant. In seinen eben so ehrgeizigen wie unklaren Plänen sich an die Spitze eines grossen kriegerischen Unternehmens zu Gunsten des Protestantismus zu stellen, riss er den König zu den thörichtsten Abenteuern hin und opferte nutzlos die kostbarsten Kräfte des Landes. Nicht genug, dass alle Unternehmungen gegen die österreichisch-spanische Monarchie gescheitert waren, er brach auch mit Frankreich. Die Ziele Frankreichs und Englands waren schon in dem Augenblick, da die beiden Königshäuser sich verbanden, sehr verschiedene gewesen, und vieles kam zusammen, eine rasche Entfremdung beider Mächte herbeizuführen. Unerquickliche Streitigkeiten über den französischen Hofhalt der jungen Königin, die Unmöglichkeit offen zu bekennen und durchzuführen, was in geheimer Abrede zu Gunsten der englischen Katholiken versprochen war, Wegnahme französischer Schiffsladungen, die, für spanische Häfen bestimmt, als Contrebande betrachtet wurden: Alles dies hatte zusammengewirkt, eine gereizte Stimmung des französischen Hofes gegen England hervorzurufen. Der Versuch Karl's I., sich zum Protector der Hugenotten aufzuwerfen, diente nur dazu, deren Lage zu verschlimmern und Louis XIII. wie Richelieu gegen die Kühnheit fremder Intervention zu erbittern. Im Anfang des Jahres 1627 war der Bruch zwischen Frankreich und England entschieden. Buckingham trug sich mit den grössten Hoffnungen. Während in England ein Zwangs-Anlehen wachsendem Widerstand des Volkes begegnete, gedachte er durch Befreiung des heldenmüthigen Rochelle sich die Herzen seiner Lands-

leute zurückzugewinnen und durch einen grossen Erfolg alle Ungesetzlichkeiten und Gewaltsamkeiten der Regierung zu rechtfertigen. Ehe er sich selbst auf den Kriegsschauplatz begab, hielt er sich für verpflichtet, die Universität Cambridge mit seinem Besuche zu beehren und seine neue Würde officiell anzutreten (3. März 1627). Wiederum konnte Milton Zeuge der einer gelehrten Körperschaft so wenig anstehenden Unterwürfigkeit sein, mit der sie einen ihr aufgezwungenen Kanzler empfieng. Die Glocken läuteten, die Festlichkeiten und Bankette folgten sich, der Herzog selbst bezeigte sich gegen jedermann ungemein gnädig. Man möchte vermuthen, dass Bainbrigge, der Master von Milton's College, nicht der letzte der unterthänigen Schmeichler war ([1]).

Im Frühling des folgenden Jahres (1628) empfieng die Universität einen noch höheren Gast. Der König, damals in der Nähe auf der Jagd, kam nach Cambridge, wie es scheint ohne jedes Gepränge und nur flüchtig ([2]). Bainbrigge war Vicekanzler des Jahres, schon vorher hatte er die Ehre, vor dem König zu predigen, auch hier wieder konnte Milton die Charaktere seiner nächsten Umgebung studiren.

Aber inzwischen war die Expedition Buckingham's, welche Rochelle befreien sollte, gänzlich gescheitert, kostbares englisches Blut war umsonst geflossen, die eingeschlossenen Hugenotten waren hülfloser als je. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Unglücks-Nachrichten in Cambridge hervorriefen, wie sie in den einzelnen Colleges, sei es mit Furcht, sei es mit Zorn, besprochen wurden. Meade berichtet davon am 17. November, in dem Augenblick, da alle Glocken zum Andenken an die Königin Elisabeth läuteten. In der That lag es sehr nahe, Vergleiche zu ziehn zwischen dem ruhmreichen Regiment der grossen Königin und dem schimpflichen Regiment des unfähigen Ministers ([3]). Dieser so gut wie der König war entschlossen, die unheilvolle Bahn, die sie betreten hatten, nicht zu verlassen. Aber es gab nur eine Möglichkeit, die für die Kriegführung nöthigen Mittel zu beschaffen. Devote Predigten hatten das Zwangsanlehen empfohlen, zahlreiche Verhaftungen Widerstrebender waren vor-

gekommen, andere waren zur Strafe mit Einquartierung bedacht oder zum Dienst auf der Flotte gepresst worden. Aber kein Zwang konnte zur Deckung des vorhandenen Deficits, geschweige denn zur Beschaffung der nöthigen Summen dienen. Die Stimmung der Bevölkerung wurde immer bedenklicher, es blieb nichts übrig, als auf's neue ein Parlament zu berufen.

Während alle Beschwerden des Volkes und die ganze Leidenschaft der Opposition hier zum Ausdruck kamen und in der Petition of right niedergelegt wurden (7. Juni 1628), rüstete der als „Wurzel und Quelle alles Unheils“ bezeichnete und verwünschte Buckingham einen neuen Kriegszug zur Befreiung Rochelles. Selbst inmitten dieser Geschäfte hatte er als Kanzler mit der Universität Cambridge zu verhandeln. Zwischen dieser und den londoner Buchhändlern war ein Streit ausgebrochen über das der Universitäts-Presse ausschliesslich zustehende Recht gewisse Bücher zu drucken. Bainbrigge als Vicekanzler dankte dem mächtigen Herzog für seine Unterstützung in dieser Angelegenheit (7. Juli 1628), und der Ton seines Schreibens kann als ein Muster des höfischen Stils jener Tage gelten. Wie man dem Könige gegenüber in der Sprache niedriger Schmeichelei seine Loyalität zu beweisen sich bestrebte, so auch gegenüber dem allmächtigen Minister. „So lange wir Euch anschauen, so lange wir Eure Kniee umfassen, achten wir die Wuth der Sterblichen gering“. Die Antwort des Herzogs vom 30. Juli bewegte sich in sehr gnädigen Ausdrücken: „Er habe die Anstalt der Gerechtigkeit seines königlichen Herrn und dem Wohlwollen einiger Freunde empfohlen, dort werde sie Schutz finden, wohin ihn auch immer der Befehl seines Herrn und das Wohl des Staates rufen werde“ (1).

Drei Wochen später (23. August) in Portsmouth, wo die letzten Vorbereitungen des Kriegszuges gemacht wurden, traf den Herzog in der Halle seines Hauses der Mordstahl Felton's in's Herz. Nicht nur das Gefühl der Privatrache wegen einer erlittenen Zurücksetzung, auch der Fanatismus politischer Leidenschaft hatte die Hand des Mörders geführt.

Noch im Tower verharrte er bei der Ansicht, dass seine That der Kirche und dem Staate Gutes bringen und von Gott vergeben werde, und die Masse, die sein Gefängnis umdrängte, rief ihm Worte des Trostes und der Ermuthigung zu. War dies Ereignis erschütternd genug, als dass es spurlos an Milton hätte vorübergehn können, so kam auch ein persönliches Moment hinzu, welches sein höchstes Interesse an den Tod des Herzogs zu fesseln im Stande war. Milton's Lehrer und Vertrauter, Alexander Gill, der jüngere, hätte bei dieser Gelegenheit beinahe sein Vermögen und seine Ohren eingebüsst. Eine lose Zunge scheint er immer gehabt zu haben, aber damals war es gefährlich, dieser freien Lauf zu lassen, da Laud und die Sternkammer eine schneidende Censur übten. Gill stand in lebhaftem persönlichen und brieflichen Verkehr mit einer Anzahl von Freunden in Oxford, mit William Grinkin M. A. in Jesus College, M. Pickering von Trinity College u. a. Kurz nach der Ermordung des Herzogs stattete Gill seinen Oxforder Freunden wieder ein Mal einen Besuch ab; man verkehrte im Garten, im Keller von Trinity College, in Pickering's Zimmer und schwatzte über die Dinge in Staat und Kirche. In der Weinlaune entschlüpften Gill die Worte, der König sei mehr dazu gemacht, in einem Laden in Cheapside zu stehn mit einem Schurzfell angethan und zu sprechen: „Was steht zu Befehl", als ein Königreich zu regieren, der Herzog sei zur Hölle hinabgestiegen, um dort Jakob zu begegnen, und, indem er Felton's Wohl ausbrachte, er sei traurig, dass Felton ihn der Ehre beraubt habe, eine so tapfere That auszuführen. Wer auch der Angeber gewesen, und es scheint fast, als habe der später so berühmt gewordene Chillingworth diese traurige Rolle gespielt (1), Laud bekam von diesen „vaterlandsverrätherischen Aeusserungen" Wind. Eines Tages (6. September) wurde Gill aus der Pauls-Schule abgeholt, in das Gefängnis von Westminster geworfen und von Laud inquirirt. Der Gefangene gestand fast alles ein, aber nun wurden auch seine Oxforder Freunde in den Process verwickelt. Bei Pickering ward eine Haussuchung vorgenommen, zahlreiche Briefschaften von Gill und solche ohne Unterschrift aufgefunden, in denen

man verdächtige Anspielungen fand. Damals wurde wohl auch ein Gedicht Gill's mit Beschlag belegt, welches aus einer Epoche stammte, da der Herzog noch lebte, das aber freilich von den bittersten Schmähungen gegen ihn erfüllt war. Auch auf Grinkin lenkte sich der Verdacht. Am 6. November stand er mit Gill vor der Sternkammer. Gill wurde dazu verurtheilt, seine kirchlichen und akademischen Grade zu verlieren, ein Ohr in London, das andere in Oxford sich abschneiden zu lassen, 3000 £ zu zahlen und auf unbestimmte Zeit in Haft zu bleiben. Nur die Thränen seines alten Vaters, und dessen kniefällige Fürbitte beim König, wie versichert wird, auch Laud's und des Grafen von Dorset Vermittlung vermochten sein Loos zu mildern. Nachdem er zwei Jahre lang gesessen hatte, erliess ihm 30. November 1630 königliche Gnade die weiteren Strafen an Freiheit, Leib und Vermögen (1).

---

Wenn im Vorhergehenden die Ereignisse zusammen gefasst sind, welche während der ersten vier Jahre von Milton's Studien ihn in der Nähe und aus der Ferne berührten, gleich geeignet, ihn dann und wann zu selbstständigen schöpferischen Leistungen aufzufordern wie sein Urtheil über die Menschen seiner Umgebung und hervorragende Charaktere der Zeit zu bilden, so bleibt noch ein rein persönlicher Vorfall zu erwähnen, über welchen vielleicht von jeher mehr geforscht und geschrieben worden ist als über irgend einen andern Punkt seiner Lebensgeschichte. Namentlich seit Johnson, offenbar von Partei-Ansichten geleitet, das Andenken des Menschen Milton zu verunglimpfen strebte, während er das Andenken des Dichters so ziemlich bestehen liess, hat sich in das Für und Wider der Frage eine Leidenschaft gemengt, die wenig geeignet war, die Untersuchung zu klären. Wir erinnern uns jener an Diodati gerichteten Elegie, die aus dem Frühling 1626 zu stammen schien, und in welcher der Dichter die Freuden der londoner Spaziergänge und Theater beschreibt. In der Einleitung dieser Elegie finden sich folgende merkwürdige Sätze, die ein Stück Lebensgeschichte Milton's enthalten: „Mich, ruft er

aus, schliesst gegenwärtig jene Stadt ein, welche die Themse mit den Wellen der Fluth bespült, und freudig lass' ich mich vom väterlichen Heim umfangen. Wenig liegt mir jetzt am Herzen, den schilfreichen Cam wieder aufzusuchen, und die Sehnsucht nach meinen mir kürzlich verbotenen Zimmern quält mich nicht (1). Die kahlen Wiesen ohne sanften Schatten gefallen mir nicht, wie wenig passt jener Ort für die Jünger Apollo's! Auch behagt es mir nicht, die Drohungen eines harten Lehrers zu ertragen und anderes, dem mein Naturell sich nicht unterwerfen mag. Wenn das Verbannung heisst: zu meines Vaters Haus gekommen sein und sorgenfrei sich angenehmer Musse zu freuen: dann verschmähe ich weder den Namen noch das Loos eines Verbannten und geniesse das Exil mit Freuden." Hierauf folgt die Schilderung seines zwischen den Musen und der Erholung getheilten londoner Lebens, und erst am Schluss wird jenes Thema wieder mit den Worten berührt: „Es steht fest, dass ich zu den binsenumwachsenen Marschen des Cam zurückkehre und mich dem heiseren Gemurmel der Hochschule wieder nahe." Darüber kann kein Zweifel sein, dass diese Worte sich auf etwas anderes beziehn, als einen blossen Ferien-Besuch bei den Eltern. Zu deutlich ist von einer Verbannung die Rede, und zugleich wird der Universität wie der Stadt Cambridge in Ausdrücken gedacht, welche darthun, wie wenig beide Milton's Naturell zusagten. Ferner ist zu beachten, was über die Strenge des Lehrers, seine Drohungen und anderes dem Dichter Unerträgliches gesagt wird. — Am natürlichsten wird die Annahme erscheinen, dass Milton mit zeitweiliger Verbannung (Rustication) bestraft wurde, und dass ein Zwist mit einem Lehrer, vermuthlich seinem Tutor Chappell, den Anlass dazu gab. Chappell huldigte, wie bemerkt, antipuritanischen Anschauungen. Man würde versucht sein, zu vermuthen, dass die entgegengesetzte Gesinnung seines Schülers einen Grund zu ihrem Zwist abgegeben habe, falls dieser sich nicht anders erklären liesse. Die erwähnten Worte jener Elegie werden ergänzt durch einen Satz in Aubrey's Biographie des Dichters. Hier heisst es: „His first tutor there

(in Cambridge) was Mr. Chappell, from whom receiving some unkindnesse, (whipt him), he was afterwards, (though it seemed opposite to the rules of the college), transferred to the tuition of one Mr. Tovell, who dyed parson of Lutterworth."

In diesem Satze hat das „whipt him", wie man denken kann, von jeher den grössten Anstoss erregt. Nun ist zwar nicht zu läugnen, dass die allgemeinen Statuten von Cambridge für Jüngere diese Strafe des Schlagens mit der Ruthe zuliessen (1), und dass sie auch in Christ-College in gewissen Fällen gestattet war. Mit welchem Alter man in Cambridge anfieng, als erwachsen betrachtet zu werden, lässt sich nicht genau ermitteln, nach den oxforder Statuten von 1635 mit dem sechzehnten Jahr, welches Milton schon überschritten hatte, als er die Universität bezog. Indess die Form, in welcher Aubrey seine Nachricht einführt, ist zu beachten. Jener Satz kommt in einem Abschnitt vor, der auf Mittheilungen von Milton's Bruder beruht, allein gerade das „whipt him" ist offensichtlich von Aubrey später erst darübergeschrieben, und dass er in dieser Anekdoten-Jägerei etwas sucht, häufig auch Unverbürgtes aufnimmt, ist bekannt. Auch für die Worte der Elegie „und anderes meinem Naturell Unerträgliches" wird sich noch eine Deutung finden lassen, die es durchaus nicht nöthig macht, sie, wie man gethan, auf die Thatsache der körperlichen Züchtigung zu beziehn. Keiner der späteren Angriffe gegen Milton erwähnt, dass er in Cambridge jene schimpfliche Strafe erduldet habe, dagegen von seiner zeitweiligen Verbannung wissen sie nicht nur, sondern sie übertreiben sie und bringen sie in lebhafter Phantasie mit ganz andern Vorfällen seines Lebens in Verbindung. Noch in einer bekannten Schrift von 1652 heisst es: „Man sagt, der Mensch sei, wegen seiner Schandthaten von der Universität Cambridge vertrieben, aus seinem Vaterlande geflohn und nach Italien gegangen" (2). Soviel scheint festzustehn, dass Milton, vermuthlich im Frühling 1626, mit seinem Tutor Chappell einen Streit hatte, der das Einschreiten des Masters Bainbrigge nöthig machte, dass der Dichter die Strafe der Rustication erlitt und nicht nur die Oster-Ferien, sondern

auch einen Theil des Mittsommer-Terms jenes Jahres in London verbrachte, und dass er bei seiner Rückkehr in Tovey einen neuen Tutor erhielt(1). Dieser hat ihm schwerlich Grund zu Klagen gegeben, andernfalls wäre fünf Jahre später wohl nicht auch Milton's Bruder seiner Aufsicht anvertraut worden. — Man kann sich vorstellen, wie der Dichter der Ode „Auf den Tod eines schönen Kindes" und der lateinischen Elegieen sich in Cambridge unter den Tracy, Stuteville, Higham u. s. w. vorkam, welche selbst in den Briefen Meade's als Muster flacher Unbedeutendheit erscheinen.

Gewiss ist, dass jene Strafe Milton keinen der gesetzlich erforderten Terms verlieren liess, die zur Erlangung des Bakkalaureats nöthig waren. Er erhielt diesen ersten akademischen Grad im Jahre 1629, 26. März, zugleich mit allen denen, welche mit ihm in's College eingetreten waren(2). Es war dafür gesorgt, dass niemand den Grad erlangen konnte, dessen Ansichten über die Verfassung, die Disciplin und den Ritus der Kirche mit denen der herrschenden Macht nicht übereinstimmten. König Jakob hatte darauf gedrungen, dass, wer immer zum Bakkalaureat zugelassen werden wollte, vorher an Eides Statt die drei Artikel des Canon 36 zu unterschreiben hatte, in denen er den königlichen Supremat in geistlichen wie in weltlichen Dingen zugab, zu gleicher Zeit ankannte, dass das Common-Prayer-Book nichts dem Worte Gottes Entgegenstehendes enthalte und für ihn verbindlich sein solle, endlich erklärte, sich den 39 Artikeln von 1562 zu unterwerfen(3). Auch Milton hatte sich diesem Zwang zu fügen. Nunmehr galt es, den nächsten Grad des Magister Artium zu erlangen und somit in dem erforderten Triennium die akademische Laufbahn abzuschliessen.

---

Fassen wir die äusseren Ereignisse dieser drei Jahre (1629—32) zusammen, soweit sie Milton berühren, und beachten wir vorzugsweise wieder, inwiefern sie sein poetisches Talent in Bewegung setzten oder beeinflussten, so werden wir über beides weniger zu sagen finden als für die ersten vier

Jahre seiner Studienzeit nöthig schien. Gleichsam an der Schwelle dieser Periode begegnet man einer lateinischen Elegie „Auf das Kommen des Frühlings“, in der sich neben einer wunderbaren Beherrschung der Sprache eine Lebhaftigkeit des Empfindens und eine reine Freude an dem Wiedererwachen der Natur, freilich immer in klassischem Gewande, kund giebt, die genugsam beweist, dass in dem „rauhen Gemurmel der Schule“ und in der Fluth sophistischer Disputationen der Mensch, der Dichter Milton nicht untergegangen war (1). Wenige Monate nach Abfassung dieses Gedichtes am Commencment-Tage (7. Juli 1629) hatte Milton die Freude, seinen Freund Karl Diodati in Cambridge zu sehn. Es war die Sitte der Zeit, dass, wer es irgend ermöglichen konnte, wenn er auf einer der beiden englischen Universitäten den Magister-Grad erlangt hatte, sich nach einiger Zeit in demselben Grade bei der andern „inkorporiren“ liess. So erfolgte denn damals in Cambridge die Inkorporation Diodati's, der am 8. Juli des vorhergehenden Jahres in Oxford M. A. geworden war (2). Wohin sich Diodati nun gewandt hat, ist nicht zu sagen, soviel ist gewiss, dass er auf dem Lande, vielleicht wieder in Cheshire, seinen Aufenthalt nahm. Eine lateinische Elegie Milton's vom Ende des Jahres 1629, an den Freund gerichtet, trägt die Ueberschrift „An den auf dem Lande weilenden Karl Diodati“ (3), und zeigt uns zugleich den fortgesetzten lebhaften Gedankenaustausch beider Jünglinge. Diodati hatte am 13. December dem Freunde ein Gedicht geschickt, wohl auch eine lateinische Elegie, und ihre geringere Güte damit zu entschuldigen gesucht, dass unter den Festlichkeiten und Gastmählern des Decembers, zu denen ihn Freunde eingeladen, es schwer sei, den Musen zu dienen. Der wahre Dichter erhebt sich, und sei es unbewusst, über den äusseren Anlass zu der Höhe allgemeiner Anschauung. So Milton in diesem Fall. „Die Poesie, so schreibt er, und Bacchus vertragen sich sehr wohl. Pindar's und Horazens Verse athmen die Gluth des Weines; die leichte Elegie ruft viele Götter zu ihrer Hülfe herbei: Bacchus, Erato, Ceres, Venus und Cupido. Aber der epische Dichter, welcher vom Olymp, frommen Helden,

Heroen, dem Rathschluss der Götter und dem Reich der Unterwelt singt, der soll mässig leben; Kräuter seien seine unschuldige Nahrung, klares Wasser in hölzernem Becher stehe neben ihm, er trinke aus reiner Quelle mässige Züge, schuldlos sei seine Jugend und keusch, streng sein Wandel und seine Hand ohne Makel. So sollen Tiresias und Linus und Orpheus und Homer gelebt haben, der den Odysseus durch alle Versuchungen hindurchführt,

Denn den Göttern ist heilig der Sänger, Unsterblicher Priester.“

Man fühlt es durch, welcher von beiden der hier unterschiedenen Klassen von Dichtern sich Milton's Interesse zuwendet. Schon in dieser frühen Epoche regt sich das später so unverkennbar zu Tage tretende Bewusstsein von dem heiligen, dem gleichsam religiösen Wesen epischer Dichtung, und damit eng verbunden die puritanische Anschauung des Lebens, die gerade in dem Punkt der vegetarianischen Mässigkeit, in dem sich Milton mit Rousseau begegnet, noch so vielfach in seinen Werken auftritt(1). Der Schluss der Elegie leitet auf ein anderes Gedicht über: „Willst du wissen, was ich selbst thue, so höre; wir singen die himmlische Geburt des Friedens-Königs und des glücklichen Zeitalters, das die heiligen Bücher verheissen haben, und das Schreien des Gottes-Kindes, welches mit dem Vater das überirdische Reich regiert, unter dem Dach des ärmlichen Stalles und den Himmel mit dem neuen Stern und die Chöre der Engel und die Flucht der Götter Griechenlands. Diese Gabe haben wir dem Geburtstag Christi geweiht, jener Morgen hat sie mir vor Tagesanbruch gebracht. In heimischen Lauten ausgedrückt, erwartet das Werk dein Urtheil, du sollst es hören und mein Richter sein.“ Die Anspielung trifft die Ode „Auf den Morgen von Christi Geburt“ (2), nach langer Zwischenpause wieder das erste miltonsche Gedicht in englischer Sprache, dem wir begegnen. Auf vier einleitende, in grossartiger Ruhe gehaltene Strophen folgt die Hymne, bewegter in Versmass und Ton, nicht immer frei von unnatürlichen Bildern und Gedankenverbindungen, häufig wieder sehr an Sylvester-Du-Bartas anklingend, aber von einer tiefen religiösen Begeisterung durchglüht. Die Vermuthung

hat viel für sich, dass um dieselbe Zeit auch die beiden Oden „Upon the Circumcision“ (1. Januar) und das Bruchstück der Ode „The Passion“ geschrieben worden sind (1). Diese knüpft in ihren Anfangs-Versen sogar geradezu an die Ode auf den Tag von Christi Geburt an, und die gehobene Sprache in allen drei Gedichten trägt denselben Charakter. Auch hier fehlt es nicht an geschmacklosen Concetti, wie wenn es z. B. von den Thränen heisst, „sie seien so geformt, dass sie in Gestalt ordentlicher Buchstaben niederfallen würden“. Aber wie wenig der Dichter selbst sich über die Unreife jugendlicher, unter dem Bann zeitgenössischer Geschmacklosigkeiten stehender Erzeugnisse damals täuschte, beweist die Notiz, welche er bei der Herausgabe der achten Strophe eben dieses Gedichts zugefügt hat: „Der Autor liess das Gedicht unvollendet, da er den Gegenstand für seine Jahre zu hoch fand und sich durch den Anfang nicht befriedigt fühlte“.

Wenn Milton an den grossen Festtagen des christlichen Jahres in sich selbst den Antrieb zum dichterischen Schaffen fand, — und nichts berechtigt dazu, die angeführten Oden als blosse College-Uebungen aufzufassen, — so näherte ihn das Universitäts-Leben von einer ganz anderen Seite dem poetischen Gebiet. In London hatte er sich keineswegs vom Theater-Besuch zurückgehalten, aber auch die Universität hatte ihre „Komödie“ (2). Bei festlichen Anlässen, Besuchen hoher Herrschaften führten die Studenten eines College unter Leitung eines älteren Mitgliedes, das zugleich oft der Dichter war, vor den fremden Besuchern und der ganzen akademischen Körperschaft dramatische Spiele auf, in denen allerdings die lateinische Sprache vorherrschte. Mitunter wurde auch ein Stück, für eine bestimmte Gelegenheit gemacht, später noch öfter wiederholt, so Georg Ruggle's lateinische Komödie: Ignoramus: die zuerst vor dem König Jakob im März 1615 zur Aufführung kam (3). Als König Karl im Frühling 1628 Cambridge einen so flüchtigen Besuch abstattete, waren ihm zu Ehren in der Fastenzeit theatralische Aufführungen vorbereitet worden. Die grosse Halle von Trinity-College war ganz geeignet, diesem Zweck zu dienen, von den Schauspielern er-

langten einige ausserordentlichen Beifall. Die „Komödie" scheint Mittags begonnen zu haben, sie pflegte so lange zu dauern, dass kränkliche Leute, wie Meade, das lange Sitzen nicht aushalten konnten ([1]).

Ein neuer Anlass, die Schauspielerkunst auszuüben, bot sich 1629 im September, als der damalige Kanzler, Lord Holland, mit dem französischen Gesandten M. de Chateauneuf nach Cambridge kam, bei welcher Gelegenheit es an Festreden und Festessen nicht fehlte. Auch Christ-College wurde durch die Gegenwart der hohen Gäste beehrt, wir besitzen noch die Anrede, mit der sie hier empfangen wurden. Es war nicht Milton's Mund, der die Worte konventioneller Schmeichelei zu äussern hatte, sondern der seines Antipoden im Dichten und Denken: John Cleveland's. Er beginnt natürlich mit dem „heiligen Schrecken", den die „erhabene Gegenwart" seiner Seele einflösst, und welcher ihn fast verhindert, ihr Ohr zu belästigen, „wo der Rathschluss der Könige gewohnt hat". „Aber das Ansehn ist ebenso gottlos wie das Anreden. Blitze sind in beider Augen, wenn jemand deren Glanz anzublicken wagte, würde er vom Strahl getroffen werden" ([2]). Für die scenische Darstellung war vermuthlich wiederum Trinity-College der Schauplatz, zumal ein Fellow dieses College, Philip Stubbe, das Thema geliefert hatte. Soweit mir seine Komödie, betitelt „Fraus honesta", welche schon älteren Datums war und 1632 veröffentlicht wurde ([3]), nach Auszügen bekannt ist, strotzt sie neben terenzischer Phraseologie von einer Plumpheit des Ausdrucks und einer Fülle flacher Gedanken, welche den Dichter der religiösen Oden und Hymnen eigen angemuthet haben muss, falls er unter den Zuschauern war ([4]). Die dramatische Kunst als solche schätzte er hoch, was er aber von dieser Karikatur der dramatischen Kunst dachte, lässt sich mit seinen eignen Worten wiedergeben. In dem Streit über die Frage der Kirchenverfassung, in dem er in den Mannes-Jahren als Vorkämpfer auftrat, wurde er persönlich von einem Gegner angegriffen und bezichtigt, sich in Bordellen und Schauspielhäusern herumzutreiben, da er in seinen Schriften eine so genaue Bekannt-

schaft mit solchen Lokalen und ihrem Zubehör verrathe. Milton's Antwort darauf lautete so: „Da das Hörensagen von einem Kopfputz, einer Perrücke und einer Maske so nothwendig eine Bekanntschaft mit dem Theater voraussetzt, was hinderte mich diese zu machen? Da man in den Colleges so viele der jungen Gottesgelehrten, und gerade die, welche am meisten Neigung zur Gottesgelahrtheit verriethen, so häufig auf der Bühne sehn konnte, wie sie ihre geistlichen Glieder verzerrten und verdrehten nach allen den possenhaften und unanständigen Gesten von Trinculos (1), Buffos und Kupplern, indem sie die Scham jenes Amtes, welches sie innehatten oder doch zu erreichen im Begriffe waren, vor den Augen von Höflingen und Hofdamen mit ihren Bedienten und „„Mamsells““ bloss stellten. Während sie agirten und überagirten, war ich unter andern jungen Scholaren Zuschauer; sie hielten sich für rechte Leute, und ich hielt sie für Narren, sie machten schlechte Witze, und ich lachte Hohn, ihre Aussprache war schlecht, und mein Gefallen war schlecht, und, den Atticismus vollzumachen, sie blieben stecken, und ich zischte“ (2). —

Wenn der Besuch hoher Persönlichkeiten und die zu ihrer Ehre gegebenen Feste auf kurze Zeit den Ernst der gewöhnlichen Studien unterbrachen, so trat im Sommer 1630 eine Störung ein, die aus ganz besonderen, bedenklichen Gründen hervorgieng. Als 1625 kurz nach dem Regierungsantritt Karl's I. die Pest auf's furchtbarste in England gewüthet hatte, war Cambridge verschont geblieben, dies Mal musste es dem Würgengel seinen Tribut zahlen. Durch einen Soldaten aus Yorkshire eingeschleppt, verbreitete sich die Krankheit mit rasender Schnelligkeit. Schon am 23. April gab man gedruckte Todtenlisten heraus. Die ganze Universität löste sich auf, und in Christ-College setzte man sich in förmlichen Belagerungs-Zustand. Die Thore wurden verschlossen, hinausgehn durften nur die Fellows, eingelassen wurde niemand ohne Zustimmung der Mehrzahl der stiftungsberechtigten Mitglieder. Fleischer, Bäcker und Lichtzieher brachten ihre Waare an das Thor, wo der Koch und der Hausmeister sie

in Empfang nahmen. Alles nöthige, selbst weibliche, Dienst-Personal erhielt im College Wohnung und Kost. Der Barbier war zugleich Thürhüter. Die kleine Genossenschaft, welche zurückgeblieben war, lebte Gefangenen gleich und hoffte nur auf den Mondwechsel, denn man glaubte, dieser bringe zur Erscheinung, ob jemand angesteckt sei oder nicht, weshalb auch die Verdächtigen einen ganzen Monat eingeschlossen wurden. Meade flüchtete nach Dalham zu seinem Freunde Stuteville, sobald er sicher war, dass seine Nähe diesen und seine Familie nicht in Angst setze. Milton war ohne Zweifel schon früher abgereist und hatte sich vermuthlich zu seinen Eltern begeben. Noch am 20. Oktober, als Meade in's College zurückkehrte, fand er nur die Fellows Tovey, Milton's Tutor, Siddal und Power und nur einen Scholaren zu ihrer Bedienung anwesend. Erst am 28. November fanden sich genug zusammen, um in der Halle zu essen. Von den Beamten und Bediensteten des College waren acht theils selbst von der Krankheit ergriffen worden und ihr zum Opfer gefallen oder doch ihre Angehörigen, oft ihre ganze Familie. Am 16. December erst fand die officielle Wiedereröffnung der Universität statt, und um diese Zeit mag auch Milton zurückgekehrt sein. Das Elend in der Stadt Cambridge war so gross gewesen, dass am 25. Juni eine Proklamation des Königs zu öffentlichen Sammlungen aufgefordert hatte. Muthig hatte der Vicekanzler Dr. Butts von Corpus-Christ-College auf seinem Posten ausgehalten, von allen Scholaren verlassen, er stellte einen deutschen Arzt an für Behandlung der Kranken in den Baracken ([1]).

In indirektem Zusammenhang mit der Pest stand ein Todesfall, der in Cambridge einiges Aufsehn machte, hier aber nicht erwähnt zu werden verdiente, wenn er Milton nicht zu zwei kleinen Gedichten veranlasst hätte. Der alte Thomas Hobson, welcher als Bote den Weg von Cambridge zur Schenke zum Stier in London, Bishopsgate-Street, mit seinem Pferde und seinem beladenen Wagen so oft zurückgelegt hatte, musste während der Pest-Zeit das so lange gewohnte Geschäft aufgeben. Aber die Ruhe bekam ihm schlecht, im Winter 1630

auf 1631 starb er 86 Jahre alt. Nicht nur, dass er von seinem ansehnlichen Vermögen durch Schenkung bei Lebzeiten wie testamentarisch einen Theil der Stadt Cambridge zuwies für Errichtung eines Arbeitshauses, Verbesserung der Wasserkunst etc.(1): sein Name war und ist, wie man versichert, sogar noch heute, in der Stadt und Universität populär. Die sprichwörtliche Redensart: Hobson's choice; this or nothing: gilt noch jetzt. Sie schreibt sich daher, dass jeder, der einen Gaul aus des schlauen Hobson Stall entleihen wollte, nur den ersten der Thür zunächst stehenden oder vielmehr gestellten nehmen durfte. Milton hat dem alten Post-Boten zwei Grabschriften gewidmet, recht schwache Erzeugnisse seines Genius, offenbar einer flüchtigen Laune entsprungen, die auch so ernst nicht genommen sein wollen. Es lag hier so nahe alle jene kleinen Wort- und Sinn-Spiele zu verwerthen, dass das Ende der Reise nun gekommen, der Mangel an Ladung Hobson's Leben schmerzbeladen gemacht habe, und indem Milton diese Gelegenheit nicht vorübergehn liess, zeigte er doch einen gewissen Humor, dem man sonst fast nie in seinen Gedichten begegnet(2).

Einen ganz andern Ton schlägt das kurze Zeit nachher gedichtete Epitaphium an, in welchem der plötzliche Tod der durch Schönheit und Geist ausgezeichneten Marquise von Winchester († April 1631) beklagt wird. Ben Jonson, Davenant und andere beliebte Dichter widmeten dem Ereignis ihre Verse. Milton's Gedicht, nach einigen Künsteleien im Anfang zum zarten Ausdruck wirklichen Gefühls fortschreitend, sieht allerdings aus, wie aus einer Sammlung von Cambridger Versen herausgeschnitten, zu der sich für diese Gelegenheit mehrere vereint hätten, doch hat sich bisjetzt ein solcher Sammelband nicht finden lassen(3).

Inzwischen giengen Milton's Studien ihren ruhigen Gang fort, nicht ohne dass er Grund gehabt hätte, sich über seine Stellung im College einigermassen zu beklagen. Seinen Jahren und seinem so vielfach gezeigten Talent zum Trotz hatte er keine der einträglichen Fellow-Stellen erhalten, und er empfieng eine solche weder im Sommer 1630, als einer der Fellows

sein Amt niederlegte, noch bei einer späteren Vakanz im College. Sein Streit mit Chappell und seine ganze hinlänglich bekannte Denkart mögen ihm geschadet haben, und es konnte ihn bitter berühren, dass durch eigenmächtige Vermittlung des Königs der viel jüngere, aber vornehme E. King jene Stelle erhielt, ohne dass sein Verhältnis zum Freunde dadurch im mindesten getrübt worden wäre (1). Neben King hatte Milton, wenigstens vom Frühling 1631 an eine vertraute Seele in seiner Nähe, nämlich seinen Bruder Christoph. Dieser wurde am 15. Februar 1631 in's Christ-College aufgenommen und unter Aufsicht Tovey's gestellt, welcher einst statt Chappell's der Tutor des älteren Bruders geworden war (2). Möglicher Weise wurde Milton's Aufmerksamkeit noch auf Henry More gelenkt, der am 31. December 1631 eintrat und später, als Gründer der platonischen Schule der englischen Philosophie der Stolz seines College wurde (3). In diese letzte Studienzeit fiel noch ein unterbrechendes Ereignis. Am 19. März 1632 kamen der König und die Königin nach Cambridge. Wieder reihte sich Festlichkeit an Festlichkeit, und die Komödie nahm darunter nicht die letzte Stelle ein. Dies Mal machten sich zwei Nebenbuhler den Rang streitig: Peter Hausted von Queen's College und Thomas Randolph von Trinity College, jener mit dem Stück „The Rivall Friends", dieser, der bekanntere Dichter, mit den „Jealous Lovers" (4). Hausted setzte zwar durch, dass seine Komödie zuerst aufgeführt wurde, aber er hatte das Unglück mit ihr durchzufallen, möglicher Weise deshalb, weil sie den Zuschauern zu moralisch war, sich gegen Simonie und Missbrauch der geistlichen Gewalt richtete. Dagegen gefielen die leichteren Verse Randolph's, die sich einem so anstössigen Thema fernhielten, allgemein. Milton's Gedanken, wie wir sie nach seinem Urtheil über diese akademischen Theater-Uebungen haben kennen lernen, mögen denen Sir Simonds d'Ewes nicht sehr unähnlich gewesen sein. Dieser gieng, während sie in Trinity-College ein thörichtes Stück gaben, das den meisten der Hörer missfiel, in die Bibliothek des College und sah daselbst verschiedene alte Handschriften an, welche ihm so viel Vergnügen machten, wie ihn die Nichtig-

keit des Hof-Wesens bekümmerte (1). Das Thema des Hausted'schen Stückes konnte damals zur Zeit der Laud'schen Kirchenherrschaft den hohen und höchsten Personen nur wenig gefallen; der König machte, wie es scheint, durch den Mund des Kanzlers, Lord Holland, dem zeitigen Vicekanzler, Dr. Butts, demselben, welcher in der Pest-Zeit so muthig ausgehalten hatte, bittere Vorwürfe über die Zulassung einer solchen Komödie. Was auch sonst noch hinzugekommen sein mag, Butts nahm sich die königliche Ungnade so zu Herzen, dass er sich am 1. April, am Oster-Morgen, in seinem Zimmer in Corpus-Christ-College erhängte (2). Das war das letzte Ereignis von allgemeinem Interesse, welches Milton in Cambridge erlebte, und in diesem trat ihm am Ende seiner Studienzeit die ganze Verwirrung der Rechts- und Moral-Begriffe der Zeit in ihren politisch-kirchlichen Ursachen und den aufregendsten Ergebnissen recht deutlich vor Augen.

Im Mitt-Sommer-Term 1632 gieng das Triennium, das er nach Erlangung des Bakkalaureats in Cambridge zu verbringen hatte, zu Ende. Am Commencment-Day, dem 3. Juli, empfieng er, zugleich mit 206 Bakkalaureaten der Universität, den Grad des Magister Artium (3). Den Mittelpunkt dieses jährlich wiederkehrenden Universitäts-Festes bildeten die lateinischen Disputationen, deren Träger vorwiegend nach bestimmten Regeln ausgewählte Mitglieder des grossen Kreises derer waren, welche zu Magistri Artium kreirt werden sollten (Inceptors). Ein Präsident (Moderator) leitete die Verhandlung, eine andere Persönlichkeit (Father) führte die Kandidaten ein. Gewohnheitsrecht hatte die Anwesenheit eines koncessionirten Spassmachers (Praevaricator, Varier) zur Regel gemacht. Diesem waren an diesem Tage lateinische Witze und Seiten-Hiebe aller Art erlaubt und er hatte den Ernst der Feier zu erheitern (4), ähnlich wie der Clown zum Element des Drama's geworden war. Dabei stimmten die Formalien in den verschiedenen Fakultäten keineswegs überein. Die ganze Umgegend strömte in die Stadt zu diesem Festtage, dessen Anstrengungen in einer reichen Fülle von Wein und „roasted beef" ihren Lohn fanden. Der Feier machte die

Aufführung eines geistlichen Musik-Stückes ein Ende, und bei dieser oder ähnlicher Gelegenheit hat Milton wohl den Gedanken jener fein empfundenen Verse empfangen, die uns den begeisterten Jünger der heiligen Cäcilie offenbaren(¹).

Um den Grad des M. A. zu erlangen, hatte Milton wieder jene drei Artikel zu unterschreiben, welche schon dem Bakkalaureus vorgelegt worden waren, und nachdem dies geschehn, war seine Cambridger Epoche geschlossen, die gesetzliche Vorschrift einer weiteren fünfjährigen Anwesenheit nach Erlangung des M. A. Grades war schon längst in Abgang gekommen.

---

Bei einem Rückblick auf das, was der Unterricht im College und in der Universität ihm in sieben langen Jahren geboten hatte, konnte sich der junge Milton nicht sehr befriedigt fühlen. Der Gesammt-Charakter der hier betriebenen Studien bestand wesentlich in einer Verbindung von Philologie mit Scholastik, wie sie durch die geistigen Bewegungen von Humanismus und Reformation als ein Kompromiss zwischen Altem und Neuem festgestellt worden war. Allerdings scheint den mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen eine mehr bevorzugte Stellung eingeräumt worden zu sein als es in Oxford der Fall war, aber auch dabei traf man nicht selten eine sonderbare Auswahl der Hülfsmittel. Nach den Statuten Elisabeth's sollte für die öffentlichen Vorlesungen in der Arithmetik „Tonstall oder Cardan etc.“, in der Geometrie „Euklid“, in der Kosmographie „Mela, Plinius, Strabo oder Plato“, in der Astronomie „Ptolemäus“ zu Grunde gelegt werden(²). Daselbst werden als Lehrbücher der Philosophie genannt: „Aristoteles Problemata, Ethik oder Politik, Plinius oder Plato“, für die Logik „des Aristoteles Bücher von der Auffindung der Trugschlüsse oder Cicero's Topik“, für Rhetorik „Quintilian, Hermogenes oder Cicero“. Die Autobiographie des Simonds d'Ewes, der sieben Jahre vor Milton in das St. John's College eintrat und daselbst

zwei Jahre verweilte, dient vortrefflich dazu, das Bild des üblichen Studienganges zu ergänzen. Er nahm, wie er berichtet, aus freien Stücken an den theologischen öffentlichen Vorlesungen Theil, desgleichen an denen über Rhetorik und Griechisch. In seinem College wohnte er „den Problemen, Sophismen, Deklamationen und anderen scholastischen Uebungen" an, zu eigener Mitwirkung gelangte er aber wegen der Kürze seines Aufenthaltes in Cambridge nur zwei Mal im Disputiren und zwei Mal im Deklamiren (1). Nebenher giengen die Studien mit dem Tutor. Die ganze Logik des Seton wurde durchgenommen, das beliebteste Lehrbuch dieser Art, daneben Theile von B. Keckermann und P. du Moulin. In der Ethik legte der Tutor Gelius (?) und einen Theil des Al. Piccolomini zu Grunde, in der Natur-Lehre einen Theil des J. Magirus (2), in der Geschichte einen Theil des Florus. Dazu traten die Privat-Arbeiten des Schülers. Er vollendete die Lektüre des Florus und machte sich Auszüge aus dem Buche, die anderen erwähnten Schriftsteller las er fleissig für sich durch. Ausserdem erwähnt er als Gegenstände des Einzel-Studiums: Gellius attische Nächte, einen Theil von Macrobius Saturnalien, vor allem aber Aristoteles Physik, Ethik und Politik nebst verschiedenen Büchern über Logik. Zur Erholung dienten in den Abendstunden Stephens' Vertheidigung des Herodot und Spenser's Feenkönigin. Daneben durfte der Versuch nicht fehlen, einige Oden und die Poetik des Horaz in die Muttersprache zu übersetzen. Selbstständige Essays wurden gewagt, und nach dem Muster von A. Gellius u. a. entstanden unter der Feder des eifrigen Studenten Excerpte und Sammlungen.

Milton war mehr als der ehrenwerthe Sir Simonds d'Ewes, seine Erziehung war eine ungemein sorgfältige gewesen, er verweilte fast sieben volle Jahre in Cambridge, und sein Vater sah nicht ängstlich auf's Geld. Nicht nur, dass der Unterricht im College bei den Tutoren und in Gemeinschaft mit den übrigen Studien-Genossen ihm nach den hergebrachten Regeln zu Theil wurde, auch ausserhalb des College, besonders während des Trienniums bot sich Gelegenheit, den Vorlesungen

der Universitäts-Professoren zu folgen. Da lehrten Downes und Herbert, denen beiden Creighton in ihren Stellen folgte, Griechisch und Rhetorik. Den Lehrstuhl des Hebräischen hatte Robert Metcalfe inne, vermuthlich gehörte auch Milton unter die Zahl seiner Schüler(1). Es erscheint nicht unmöglich, dass er auch den Vorlesungen des gelehrten Holländers, des Dr. Dorislaus, beiwohnte, dessen staatsrechtliche Theorie sich in Milton's späteren Schriften wiederfindet. Auf eine Stiftung des Lord Brooke hin und mit Erlaubnis des Königs 1627 nach Cambridge gesandt, um Geschichts-Vorträge zu halten, nahm er Tacitus Annalen zu seinem Thema und sprach bei der Gelegenheit aus, es gebe kein Recht der Monarchie, woferne es nicht in der freiwilligen Unterwerfung des Volkes liege. Selbstverständlich gieng das nicht ohne Rüge hin, und man bedeutete dem leidener Juristen, dass, was in seinem Vaterlande mit Beifall proklamirt werde, unter dem Scepter Karl's I. keine Duldung finden könne(2). Unzweifelhaft gewann Milton durch siebenjährige Studien der Art, mit denen sich ein eiserner Fleiss ausserhalb der Lehrstunden verband, jene umfassende Kenntnis der Schriften des Alterthums, von der beinahe jede Seite seiner späteren Werke Zeugnis ablegt. Schon jene Jugend-Gedichte, die der cambridger Epoche angehören, geben einen vollgültigen Beweis für seine erstaunliche Belesenheit. Er spielt mit den Gleichnissen, mit den gesammten Anschauungen der Antike, er zielt, häufig beinahe nur um seine Gelehrsamkeit auf den Markt zu bringen, so absichtlich gesucht auf Namen und Thatsachen aus dem Kreise griechischer und römischer Bildung ab, dass es mitunter recht schwer ist, die ursprüngliche Quelle aufzufinden, aus der er seine Kunde geschöpft hat.

Aber wenn die philologischen Kenntnisse, die er sich hier erwarb, seine Anschauung erweiterten und seinen Geschmack läuterten, konnte er sich durch jenes zweite hauptsächliche Bildungs-Element beglückt fühlen, das Cambridge ihm bot? Fand er, wie der junge Richard Baxter, vorzügliches Gefallen „an den Büchern der Aquinas, Scotus, Durandus, Ockam und ihrer Schüler“, zu denen man mit gutem Gewissen manche

der Autoren rechnen konnte, die ihm in die Hand gegeben werden? Dünkte es auch ihn erspriesslich sich mit den „Definitionen, Distinktionen, dem Quod sit, Quid sit oder dem Quotuplex“ u. s. w. zu beschäftigen? (1) War er stolz auf jenen Jargon der Schule, der, wie man noch im achtzehnten Jahrhundert klagte, einzig und allein dazu diente, end- und nutzlose Streitigkeiten rein formaler Natur in barbarischem Latein zu führen? (2)

Er hat selbst die Antwort darauf gegeben in einigen Erzeugnissen seiner Feder, die noch aus den Studienjahren stammen, ja welche durch die bestehenden Vorschriften gefordert wurden. Es sind sieben „rhetorische Versuche“, einige jener „Probleme, Sophismen, Deklamationen und scholastischen Uebungen“, an denen im College, wie in der Universität sich zu betheiligen auch Milton genöthigt ward. Zuerst im Jahre 1674, dem letzten Lebensjahre Milton's, zugleich mit seinen Privat-Briefen dem Buchhändler zu Gefallen veröffentlicht, um das Bändchen zu füllen, und öfter ohne Sorgfalt wieder abgedruckt, haben sie nur selten eine genauere Beachtung gefunden (3). Sie enthalten indessen nicht nur sehr schätzbare biographische Notizen, sondern sie geben auch eine erwünschte Aufklärung darüber, wie Milton über den Werth gewisser Cambridger Studien dachte, und welchen Weg seine eigene Neigung nahm. Um ein vollständiges Bild seiner damaligen Epoche zu gewinnen, darf man nicht unterlassen, sie genauer zu betrachten. Die erste der im College gehaltenen Reden (No. 1) gehört, wie ich glaube begründen zu können, dem Frühjahr 1628 an. Ihr Thema lautet: „Was ist herrlicher, der Tag oder die Nacht?“ (4) Milton nimmt die Partei des Tages. Er führt seine Aufgabe nicht ohne Geist und Phantasie durch. Die liebevolle Ausmalung des Kleinlebens der Natur, wie der Tag durch den Gesang der Vögel begrüsst wird, wie der Hahn die Schläfer erweckt, wie Butterblume und Rose ihre Kelche der Sonne öffnen und sie leise bitten, mit ihrem Kuss die Thau-Thränen zu trocknen, dies alles, fein ausgeführt, kündet den Dichter des „Allegro“ schon voraus. Nicht minder gelingt ihm ein „Lied in Trauertönen von der Einsam-

keit der Nacht", in deren Schatten sich Wüstlinge und Spieler, Räuber und Mörder bergen, deren einziges Gutes, der Schlaf, selbst nur ein Bild des Todes ist. Bei weitem höher indess als das sachliche Interesse dieser Schulübung, der es an mythologischen Gleichnissen und witzigen Wendungen nicht fehlt, ist das biographische. Indem sich Milton im Beginn der alten rhetorischen Regel erinnert, vor allem gelte es die Gunst der Hörer zu gewinnen, beklagt er sich, dass ihm die Lösung dieser Aufgabe wohl nicht gelingen werde. „Wie kann ich, ruft er aus, auf euer Wohlwollen hoffen, da ich in dieser grossen Versammlung fast ebenso viele mir feindlich Gesinnte sehe, wie ich Köpfe erblicke? So viel kann Eifersucht, Verschiedenheit der Studien oder die Verschiedenheit der Ansichten bei Betreibung dieser Studien, auch auf der Universität, zur Erzeugung von Streitigkeiten beitragen. . . Nichtsdestominder sehe ich, um nicht ganz muthlos zu werden, wenn ich nicht irre, hier und dort einige, die mir stillschweigend deutlich zu verstehen geben, wie sehr sie mir wohlwollen. Deren Beifall, wie wenig ihrer sind, soll mir lieber sein als der Beifall der zahllosen Hunderte von Unerfahrenen, denen Verstand, Kritik und gesundes Urtheil fehlt, die sich auf einen schäumenden und wahrhaft lächerlichen Wortschwall etwas einbilden. Nimmt man solchen die von modernen Autoren zusammengebettelten Lappen weg, beim unsterblichen Gott splitternackt würden sie aussehn und nach Verbrauch der unnützen Worte und gedrechselten Phrasen könnten sie keinen Laut von sich geben gleich Stummen oder den Fröschen von Seriphos" (¹). In diesem Tone werden die „Zwerge der Rednerkunst" noch eine Weile angegriffen, dann fährt Milton fort: „Wenn einer hier anwesend ist, der jede Friedensbedingung abweist und mir ewigen Krieg zugeschworen hat, so halte ich es nicht unter meiner Würde, ihn jetzt zu bitten und anzuflehn, dass er seinen Groll einen Augenblick vergesse und ein billiger Richter dieses Streites sei, denn die Schuld des Redners, wenn er überhaupt schuldig, soll der Güte und Vortrefflichkeit der Sache nicht schaden. Wenn ihr aber glaubt, das Gesagte sei zu bissig und zu

bitter gewesen, so will ich bekennen, dass dies in meiner Absicht gelegen. denn der Beginn meiner Rede soll dem ersten Grauen eines Morgen gleichen, aus dessen leichtem Gewölk der schönste Tag hervorgeht." Hiermit wird der Uebergang zum eigentlichen Thema, dem Lobe des Tages, gewonnen. Die biographische Wichtigkeit dieser einleitenden Sätze liegt auf der Hand. Man sieht, dass Milton viele Feinde in seinem College hatte wie es scheint von der Sorte der hohlköpfigen Redekünstler, deren geistlose Art zu studiren seinem Spott nicht entgieng.

Indess sein Verhältnis zu diesen besserte sich, und seine freimüthigen Worte wurden günstiger aufgenommen als er dachte. Man erfährt dies aus einer anderen umfangreichen Rede, die wenige Monate später, nach dem Schluss des Mitt-Sommer-Terms, am Anfang der grossen Ferien 1628 gehalten wurde(¹). Milton hatte die Absicht, diese Ferien angestrengt fleissig in Cambridge auszuhalten (s. S. 70), als ihm der Auftrag wurde, nach alter Sitte die Mühen der vorangegangenen Studienzeit durch eine festliche, erheiternde Rede abzuschliessen, oder, wie er sich ausdrückt, seinen Fleiss „auf Spielereien zu verwenden und neue Thorheiten auszudenken." Der Schauplatz war wieder die Halle oder Kapelle des eignen College, aber das Publikum bestand dies Mal aus der ganzen akademischen Jugend. „Mich bewog, sagt Milton am Anfang seiner Rede (No. 6), zur Uebernahme dieser Rolle, eure mir ganz kürzlich erwiesene Freundlichkeit, meine College-Genossen; denn als ich vor mehreren Monaten eine Rede vor euch zu halten hatte, glaubte ich eine Arbeit von mir, wie immer geartet. würde euch wenig gefallen, und Aeacus und Minos würden mir mildere Richter sein als irgend einer von euch. Da erntete ich ganz gegen meine Erwartung und Hoffnung . . . einen ungewöhnlichen, allgemeinen Beifall selbst von denen, welche mir sonst wegen zwiespältiger Ansichten in Betreff der Studien ganz feindlich und gehässig gesinnt waren"(²). Ueber die Feinde in seinem College hatte sich Milton also nicht mehr zu beklagen. Ohne Befangenheit konnte er sich dies Mal an die Thesis, um die es sich handelte, machen,

„dass gelegentliche spasshafte Uebungen den philosophischen Studien nicht im Wege stehn“. Wie man bemerkt, fordert die Aufgabe selbst den Redner schon auf, Witz und Humor zu entfalten, wie es der Zweck der Versammlung verlangte. Denn besser liess sich ja die Vereinbarkeit strengen Studiums und munterer Laune gar nicht zeigen, als wenn diese durch einen auf's Ernste gerichteten Geist kundgegeben wurde, der, wie er selbst andeutet, von Haus aus zu solchen Suiten und Schwänken gar nicht hinneigte. Er häuft daher zunächst, vielleicht nicht ganz ohne ironische Nebengedanken, einen wahren Bombast von Komplimenten für seine Zuhörerschaft, welche er der des Demosthenes und Aeschines, Hortensius und Cicero vergleicht. Mochte dies schon die Heiterkeit erregen, so noch mehr der Versuch, aus der Geschichte der Literatur und der Staaten die These zu beweisen, wobei denn Homer als Dichter des Frosch-Mäuse-Krieges, Sokrates als Witzbold gegenüber Xantippe, Perikles und Philipp von Macedonien, Caesar und Pompejus ihre Rolle spielen müssen.

Aber unter dem Scherz wird sich auch manches Körnchen Ernst verbergen. Viele der Universitäts-Brüder Milton's mögen ihm sehr verargt haben, dass er sich dem üblichen Gange studentischer Denk- und Lebensweise nicht anschloss. Er war, das musste man wissen, ein sehr selbstständig denkender Kopf, bis tief in die Nacht brannte in seinem kleinen Zimmer die Studir-Lampe, unerschöpflich quoll ihm die Ader der Dichtung, was andere als rechte, würdige Gegenstände des Studiums betrachteten, entgieng seinem Spott nicht, und gegen die Anmassung hohler Gesellen richtete sich seine Ironie. Er war zwar nicht der griesgrämige Puritaner, zu dem ihn die Parteileidenschaft kurzsichtiger Gegner hat stempeln wollen, aber wie seine Studien-Neigungen sich nicht in der breiten Fahrstrasse bewegten, so liess er sich auch in den Stunden der Erholung nicht von den Banden studentischer Gewohnheit fesseln und hatte seine eigne Art, sich an Welt und Menschen zu erlustigen. Wenigstens klingt es fast wie eine Art von Selbstvertheidigung, wenn er in einem Athem nicht sehr respektvoll vom „Dornge-

strüpp der Logik" spricht, Witz, gute Laune, artige Scherze dagegen preist und dann fortfährt: . . . „Wenn jemand aber nicht für witzig und feinsinnig gelten will, dann nehme er es nicht übel, wenn er bäurisch und rüpelhaft genannt wird. Wir kennen eine gewisse engherzige Sorte von Menschen recht wohl, die selbst ganz ohne Witz und Humor sind, aber ihre Nichtigkeit und Einfältigkeit stillschweigend für was Rechtes halten, und wenn sie irgend eine witzige Bemerkung hören, diese sofort auf sich beziehn. Und wahrlich verdienen sie so behandelt zu werden, wie sie es mit Unrecht argwöhnen, dass sie vom Spotte aller gegeisselt werden, bis sie beinahe daran denken, sich aufzuhängen. Aber dieser Abfall von Menschen soll der Freiheit einer feinen Ironie keinen Zügel anlegen." Auch nach einer anderen Seite theilt Milton fühlbare Hiebe aus. Die Ausschreitungen der übermüthigen Studenten-Laune bei den Disputationen waren von der akademischen Obrigkeit vielfach scharf getadelt worden. Im Jahre 1608 wurde verordnet, dass „jede Possenreisserei und närrische und unpassende Spässe, die theatralisches Gelächter hervorrufen", bei den Disputationen am Commencement-Day vermieden werden sollten, obwohl „graziöse Witze mit gelehrter Eleganz geläutert" für die Philosophen erlaubt und namentlich bei dem Praevaricator erwünscht waren. Ein ähnliches Dekret war 1626 mit Bezug auf die College- und Universitäts-Disputationen ergangen (1). Die Studentenschaft auf das pochend, was ihr als gutes Recht erscheinen mochte, nahm diese Verbote, welche die Strenge veralteter Statuten wieder hervorkehrten, ohne Zweifel schlecht auf. In Cleveland's College- und Universitäts-Reden kommen offenbar mehrere Anspielungen hierauf vor (2). Ohne Zweifel treffen ebenso Milton's Worte diese Seite: „Vielleicht sind einige bärtige Magister hier, sehr finstere und pedantische, die sich für grosse Catos nicht bloss für kleine Catochen halten, das Gesicht in die Falten stoischer Strenge gelegt und mit seitwärts nickendem Kopfe. Die klagen und wimmern, wie doch alles heute sich verwirre und verschlechtere, dass, statt einer Erklärung der „Pricrum" des Aristoteles durch

die neugebackenen Bakkalaureaten([1]), Spöttereien und thörichte Witze schamlos und unzeitig gemacht werden, und dass auch die heutige Uebung, die unsre Ahnen mit gutem Recht und Takt angeordnet haben. um für die Rhetorik oder Philosophie daraus eine herrliche Frucht zu gewinnen (dies ist wohl ironisch gemeint!), seit kurzem zu einem schalen Possenspiel verschlechtert sei. Für diese habe ich sofort eine Antwort bereit. Mögen sie erfahren, wenn es ihnen unbekannt ist, dass die Wissenschaften kaum von fernher zu unsern Küsten verpflanzt waren, als die Gesetze unsrer Universität zuerst gemacht wurden. Und weil die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache damals sehr wenig verbreitet war, so war es ganz passend, um so fleissiger und eifriger nach dieser zu streben und zu trachten. Wir aber, obwohl wir im Moralischen den Vorfahren nachstehn, sind doch gebildeter. dürfen diejenigen Studien verlassen, die uns nicht viel Schwierigkeit machen und uns zu denen wenden, die sie, wenn sie Zeit dazu gehabt, auch ergriffen hätten." Gesetze werden ja auch meistens von Haus aus mit grösserer Schärfe abgefasst, damit sie sich allmählich dem geänderten Zeitbewusstsein anschmiegen können. Dass aber eine officielle Billigung dieser Scherze dem Ernst des Studiums schade, ist nicht zu fürchten, wer ganz in diesen „Kindereien und diesem theatralischen Spielwerk" aufgeht und seine Studien darüber vernachlässigt, wird weder hier wie dort etwas leisten, denn auch zu rechtem Scherz gehört die Grundlage ernster Arbeit.

Auf die Rede (Oratio) folgt nun das unterhaltende Spiel (Prolusio), dessen Ton plötzlich ein ganz anderer wird als der des Vorhergehenden. Es scheint Sitte gewesen zu sein, bei diesem zweiten Theile der s. g. Festlichkeit die tollsten und derbsten Hanswurstiaden aufzutischen, je toller und derber, desto erwünschter. Wenn man diese immer in gewähltem Latein ausgedrückten, aufeinandergehäuften Rohheiten und Unfläthigkeiten durchliest, so wird man eine sehr geringe Meinung von der Höhe des damaligen studentischen Geschmacks und Feingefühls erhalten, aber zugleich bedauern, dass ein

Milton genöthigt war, diese Seiltänzer-Sprünge des Witzes eines niedrigsten Theater-Clowns mitzumachen, die selbst dem Naturell eines Cleveland zu bedenklich vorkommen mochten. Es macht beinahe den Eindruck, als ob Milton, wie um sich für den angethanen Zwang zu rächen, nun auch alle Grenzen des guten Geschmacks überspringen wollte, und wunderbar bleibt nur, dass er diese jugendliche Leistung, die fast allein zur Beleuchtung eines Stückes Kulturgeschichte von Werth ist, später der Presse anvertraute. Manches muss uns freilich befremdlich erscheinen, weil wir die Sitte und die Kunstausdrücke der Zeit nicht hinlänglich genau kennen. Der Redner klassificirt und charakterisirt die um ihn versammelte Studentenmasse wie ein Koch die Gerichte seiner Speisekarte (1). Ohne Zweifel verstecken sich hier Anspielungen auf einzelne Klassen der Studenten, wie der Graduates und Undergraduates, auch wohl auf einzelne Colleges, deren jedes seinen Spitznamen haben mochte. Möglicher Weise liegen auch Wortspiele vor, indem die Namen einzelner der Anwesenden satyrisirt wurden, in welchem Fall die officiellen Bücher vielleicht noch Aufschluss geben könnten, wenn sich die Mühe des Suchens verlohnte. Gleichfalls werden, wenn ich die Worte recht verstehe, die Universitäts-Beamten, Pedelle u. s. w. welche die unruhige akademische Schaar in Ordnung zu halten hatten, mit einigen Seitenhieben bedacht, die eines stürmischen Beifalls gewiss sein konnten(2).

Sodann forderte ein im Herkommen begründeter Ausdruck schon von selbst zu den gesuchtesten und nicht immer sehr anständigen Witzeleien heraus. Es war vermuthlich Gebrauch, dass der jedes Mal bei dieser Gelegenheit als Festredner Erwählte mit dem Titel „Vater“ bezeichnet wurde, ähnlich wie bei einer anderen akademischen Feier (s. S. 93), und dass ihm wieder mehrere der Anwesenden, gleichsam als Gehülfen, unter der Bezeichnung von „Söhnen“ beigegeben wurden, mit denen in Gemeinschaft er eine Art dramatischen Scherzes in Scene zu setzen hatte (3). Natürlich war es ein erwünschter Stoff, diese plötzlich, in so jungen Jahren erlangte Vaterschaft nach allen Seiten hin zu beleuchten. Milton's Fall

war aber noch ein besonders humoristischer. Man pflegte ihn in Cambridge wegen der ausserordentlichen Schönheit und Reinheit des Teints „das Fräulein von Christ-College“ zu nennen(¹). Das plötzlich zum Vater gewordene Mädchen lässt sich diese Gelegenheit nicht entgehn, den Spottvögeln zu antworten und sich gegen Vorwürfe zu vertheidigen, die man gegen seine Mannhaftigkeit, in dem Sinn, wie der studentische Comment sie auffasste, erhoben haben mochte. „Von einigen, ruft Milton aus, bin ich kürzlich „das Fräulein“ genannt worden. Warum scheine ich ihnen zu wenig zu einem Mann? . . . Etwa weil ich mich nie dazu aufgeschwungen habe, mit Gewalt die grössten Humpen zu leeren, oder weil meine Hand nicht am Pfluge rauh geworden, oder weil ich nie wie ein Viehbube von sieben Jahren bis in den Mittag hineingeschnarcht habe, oder vielleicht deshalb, weil ich meine Mannheit niemals auf die Art erprobt habe wie diese liederlichen Mädchen-Jäger; ach könnten sie nur eben so leicht den Esel los werden wie ich das, was Weibisches in mir ist. Seht, wie einfältig und unbedacht sie mir das vorwerfen, was ich mir mit gutem Recht zur Ehre anrechne“.

Milton hält sich nicht viel länger bei diesem interessanten Thema auf, sondern theilt unter beständigen Wortwitzen und lächerlichen Verdrehungen seine Absicht mit, seine Söhne mit den Namen der zehn Prädikamente des Aristoteles zu bezeichnen und mit ihnen in englischer Sprache den Scherz fortzusetzen. Hier aber bricht die Rede mit der Bitte um aufmerksames Gehör ab, ohne die Fortsetzung, die in Aussicht gestellt war, zu liefern.

Sie ist unschwer in einem der englischen Gedichte Milton's zu erkennen, das denjenigen Erklärern, die seinen Zusammenhang mit der Rede nicht erriethen, grosse Schwierigkeiten machen musste(²). Man hat das Gedicht mit Glück als das „Maskenspiel der zehn aristotelischen Prädikamente“ charakterisirt. Es ist in der That auf dialogische Form berechnet, nur dass freilich einige „Scenen“, die noch zu dieser scholastischen Maske gehörten, vermuthlich, weil sie in Prosa geschrieben waren, ausgefallen sind. Ein spröderer poetischer

Stoff liess sich nicht denken. Allerdings würde es König Jakob's höchstes Wohlgefallen erregt haben zu hören, wie Milton in seiner Eigenschaft als „Vater", die Rolle des „Ens" gegenüber seinen „Söhnen", agirte, zehn Studenten, die in der gelehrten Maskerade die zehn aristotelischen Kategorieen darstellten; wie die „Substanz" als „ältester Sohn" zuerst angeredet wurde, „Quantität und Qualität" in Prosa sprachen, darauf „Relation" bei Namen aufgerufen ward u. s. w. Aber in Milton's Worten würde er schwerlich viel von dem scholastischen Jargon bemerkt haben. Der Dichter hat hier in der That das Möglichste geleistet. Aus der kalten Masse logischer Definitionen weiss er noch den Funken der Poesie herauszuschlagen. Allerdings nimmt er zunächst bei der Ueberleitung von der lateinischen Rede, auf sein eigentliches Thema keine Rücksicht. Er begrüsst die Muttersprache, die er um Gunst für seine Aufgabe anfleht, und man merkt ihm an, dass er sich erst hier in seinem wahren Elemente fühlt. Er sagt es geradezu, dass, was vorangegangen, das „Schlechteste" gewesen sei, ihrer unwerth. Und schon dämmert in seiner Seele die Sehnsucht, diese geliebte Muttersprache einst für eine epische Dichtung zu verwenden, für die Schilderung der Wunder von Himmel und Erde, der Thaten von Königen, Königinnen und Heroen, mit einem Worte für einen würdigeren Gegenstand, wie man seinen Gedanken auszuführen versucht ist, als für diese geistlosen, scholastischen Spielereien, zu denen die Sitte der Zeit verdammte. Indessen selbst die Anrede an die „Substanz" wird poetisch durchhaucht, und auf einen Stoff, welcher der Phantasie so wenig Nahrung bot, wird sinnig das Mährchen von den guten Feen und der bösen Fee, die der Wiege des Neugeborenen nahen, angewandt. Bei dem Aufruf der „Relation" endlich: „Rivers, steht auf, mögt ihr der Sohn des Tweed oder Ouse oder Don sein" etc.: muss ein Wortspiel zwischen dem Namen des Studenten, der diese Rolle zu agiren hatte, eines Neulings im College und dem englischen „Rivers" (Flüsse) herhalten, um die humoristische Frage nach der Abkunft dieses „neuen Gewässers" anzuregen und durch eine poetische

Aufzählung englischer Flüsse vom Tweed bis zur Themse die Dürre des philosophischen Themas wohlthätig zu befeuchten.

Dasselbe Spiel scholastischer Begriffe und Schulausdrücke wie hier waltet in der College-Rede (No. 4), deren schwerlich freiwillig gewählte Thesis lautet: „Bei der Zerstörung irgend eines Dinges findet keine Wiederauflösung zur ursprünglichen Materie statt." (1) Es wäre qualvoll, die Windungen, in denen sich die Schulfrage bewegt, zu verfolgen und die technischen Ausdrücke, mit denen Milton seine Hörer überschüttet, die „entitas actualis", das „essentiale", die „formae accidentariae" und den „uralten Lehrsatz, dass die Quantität der Materie folgt, die Qualität der Form" weitläuftig zu erklären. Er selbst empfindet die Qual und hält mit seinem Urtheil über diese Art von Philosophie nicht zurück. Seine Worte sind beinahe die des Schülers im Faust. „Es ereignet sich oft, dass, wenn man dicke Bände der Philosophie durchliest und sich Tag und Nacht mit ihnen beschäftigt, dass man das Buch dummer aus der Hand legt als man vorher war." Was der eine behauptet, wird sofort vom andern widerlegt, der Streit geht in's Unendliche fort, und der arme Leser kommt sich vor, als stände er zwischen zwei reissenden Thieren. „Und, um aufrichtig zu sein, es verlohnt der Mühe nicht, zu untersuchen, bei wem die Wahrheit sei, denn oft entbrennt der furchtbarste Streit von Hunderten von Philosophen über Dinge von der allergeringsten Bedeutung". Milton macht kein Hehl daraus, dass ihm diese geistlosen Spitzfindigkeiten zum Ueberdruss und Ekel sind, und selbst darin scheint eine leise Ironie zu liegen, wenn er bei Anführung einer Stelle aus Aristoteles Metaphysik bemerkt: Wer diesem widerspricht, wahrlich, den darf ich einen wahren Ketzer nennen.

Indessen nicht allein die Disputationen im College, sondern auch die in den öffentlichen Räumen der gesammten Universität nöthigten Milton, seine Kraft und Zeit an Dinge zu wenden, die ihm innerlich widerstrebten. Es genüge auf den Titel der fünften Rede hinzuweisen (2). Man darf dreist behaupten, dass Milton die Einleitung zu eigner Erholung geschrieben hat. Sie handelt in Kürze über die Grösse des

römischen Reiches und die Völkerwanderung, und von hier zu den „formae partiales" liess sich in der That nur ein sehr gezwungener Uebergang finden. Eine andere der Universitäts-Reden, nach dem bescheidenen Ton zu schliessen eine der Erstlingsarbeiten dieser Art, hielt sich wenigstens auch an's Uebersinnliche (No. 2). Sie handelte über „die Harmonie der Sphären"(1), ein Thema, dessen geheimem Zauber sich Milton auch in seinen Gedichten nicht hat entziehen mögen. Und so berichtet er hier über die Meinung des Pythagoras „jenes Gottes der Philosophen" und des Plato „jenes besten Dolmetschers der Mutter Natur." Den ersten vertheidigt er gegen die Verdrehungen seiner bildlichen Ausdrücke durch Aristoteles, „des Pythagoras und Plato Nebenbuhler und beständigen Verläumder, der sich aus den erschütterten Ansichten solcher Männer einen Weg zum Ruhme bahnen wollte". Wenn wir die „Symphonie der Gestirne", die „Melodie des Himmels" nicht hören, so haben wir die Schwäche unsres Ohres anzuklagen, das solchen himmlischen Gesängen zu lauschen nicht im Stande oder nicht würdig ist. Schuld daran ist die Auflehnung des Prometheus, der den Menschen dieses Glück genommen (in anderem Zusammenhang würde es heissen der Sündenfall Adam's); nur wenn wir reine und sündlose Herzen hätten, schliesst der junge Puritaner, würde jenes goldene Zeitalter, jener paradiesische Zustand der Unschuld wiederkehren, der uns in den Stand setzte, die Musik der wandelnden Himmelskörper zu vernehmen. Die lateinische Prosa drückt ganz denselben Gedanken aus wie die englischen Verse des Gedichtes „Auf ein geistliches Musikstück" (2).

Vermuthlich in späterer Epoche, als der schüchterne Ton verlassen werden durfte, ist jene merkwürdige Universitäts-Rede (No. 3) gehalten worden, in welcher sich die zahlreichen kleinen Ausfälle gegen das scholastische System zu einem energischen Massen-Angriff zusammengefasst finden (3). Milton erklärt, dass ihn bei diesem Angriff der Wunsch beseele, seine Zuhörer zu veranlassen, „jene riesenhaften und wahrhaft monströsen Bände der sogenannten subtilen Doktoren seltener vorzunehmen und die

rauhen Streitfragen der Sophisten mit etwas weniger Eifer zu betreiben". Dem einzelnen gewähren sie weder Freude noch Bildung, dem Gemeinwesen nützen sie nichts. Man merkt ihnen an, dass sie aus mönchischen Höhlen stammen, will sagen, den Geist des Mittelalters. Wer sich in diese Erzeugnisse des Wahnwitzes vertieft, verdummt und macht sich durch grobe Unwissenheit höchst lächerlich, sobald er ein Mal einen anderen Gegenstand zu behandeln hat. „Oft habe ich, wenn mir hie und da der Zwang aufgelegt wurde, diese Spitzfindigkeiten zu durchforschen, und Verstand und Augen mir durch die Lektüre eines Tages blöde geworden waren, oft habe ich Halt machen müssen, um Athem zu schöpfen und habe dann, ein trauriger Trost, das Pensum mit dem Auge gemessen; da ich aber immer sah, dass noch mehr übrig blieb, als ich schon durchlesen hatte, so wünschte ich mir, statt mich mit diesen Narrheiten zu nudeln, lieber den Stall des Augias zu reinigen und pries den Hercules glücklich, welchem Juno in ihrer Gutmüthigkeit eine solche Qual zu tragen niemals auferlegt hatte . . . Glaubt mir, werthe Genossen, wenn ich wider meinen Willen mich in dieser geistlosen Kasuistik bewege, so kommt es mir vor, als wanderte ich zwischen rauhen und unebenen Haiden, weiten Einöden und steilen Gebirgsthälern." Die Musen haben mit diesen dunklen Studien nichts zu thun, auf dem Parnass ist ihren Anhängern höchstens ein kleines, dorniges, abgelegenes Winkelchen angewiesen. Poesie, Rhetorik, Geschichte, jede in ihrer Art erhebt und veredelt den menschlichen Geist. Aber diese „nichtigen Wort-Gefechte" erfreuen höchstens ein rohes, streitsüchtiges Naturell. Der Fortschritt der Wissenschaften ist durch die Scholastik, wie „durch einen bösen Geist", unberechenbar aufgehalten worden, und dem Vaterlande hat sie weder Ehre noch Nutzen gebracht. Zwei Dinge heben und schmücken ein Land: hohe Beredtsamkeit und tapfere Thaten: weder jene noch diese sind durch die scholastischen Streitigkeiten gefördert oder hervorgerufen.

Hören wir nun nach diesen Aeusserungen der Erbitterung, welche anderen Gegenstände des Studiums der jugend-

liche Redner seinen Genossen empfiehlt, welche neue Grundlage der Bildung er an Stelle der veralteten, von ihm der Zertrümmerung preisgegebenen zu setzen gedenkt: „Wie viel besser würde es sein, ihr Glieder dieser Akademie, wie viel würdiger eures Namens, bald mit den Augen gleichsam die ganze Erde zu durchwandern, wie sie in den Karten dargestellt ist, und die Stätten, welche die alten Heroen betreten haben, zu schauen und die Lande zu durchschweifen, welche Kriege, Triumphe und die Gesänge berühmter Dichter geadelt haben; bald die stürmische Adria zu durchschiffen, bald ohne Gefahr den flammenspeienden Aetna zu besteigen, dann wieder die Lebensweise der Menschen und vortreffliche Verfassungs-Zustände der Völker zu studiren; ferner die natürliche Beschaffenheit aller lebenden Wesen zu untersuchen und sodann den Geist auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden. Auch solltet ihr nicht zaudern, meine Zuhörer, euch zum Himmel aufzuschwingen und dort die vielgestaltigen Erscheinungen der Wolken und die zusammengepresste Kraft des Schnees und den Ursprung der Thau-Thränen des Morgens betrachten; alsdann durchschaut ihr die Behältnisse des Hagels und späht die Geräthe der Blitze aus, und es sollte euch die Absicht Jupiters oder der Natur nicht verborgen sein, wenn ein grausiger und ungeheurer Komet dem Himmel Brand droht, und die kleinsten Sterne sollten euch sichtbar sein, so viele ihrer zwischen den beiden Polen ausgestreut sind; ja dem Lauf der Sonne solltet ihr als Gefährten folgen, die Zeit zur Messung aufrufen und Rechnung ihres ewigen Ganges fordern. Aber euer Geist soll nicht durch die Schranken unseres Erdkreises begrenzt und gefesselt werden, sondern über die Marken der sinnlichen Welt hinausschweifen und zuletzt, was das Höchste ist, lernen sich selbst zu erkennen und zugleich jene heiligen Geister und ideellen Mächte, mit denen ihm nach diesem Leben ewig zusammenzuwohnen bestimmt ist. Doch wozumehr? In allem diesem sei euch der geliebte Aristoteles der Meister, welcher uns dies grössten Theils in seinen gelehrten und vortrefflichen Schriften zum Lernen hinterlassen hat. Schon

sein Name bewegt euch, akademische Freunde, wie ich bemerke, ihr werdet schrittweise zu dieser Ansicht gebracht und gleichsam unter seiner Führung schneller zu ihr hinübergezogen."

Den würdigen Abschluss dieser jugendlichen Reden bildet die siebente, die möglicher Weise unter den Vorbereitungen auf die Erlangung des Magister-Grades ihre Stelle fand und dann vielleicht im Winter 1631 auf 1632 in der Kapelle von Christ-College gehalten worden ist(¹). Es handelt sich wieder um eine jener weitgefassten Thesen, welche vielmehr darauf angelegt waren, den jungen Männern Gelegenheit zu geben, ihre Beherrschung der lateinischen Sprache zu zeigen und mit klassischen Reminiscenzen zu prunken, als sachlich Bedeutendes und Neues vorzubringen. Einer sollte den Satz vertheidigen, dass die Wissenschaft (Ars im scholastischen Sinne) die Menschen glücklicher mache als die Unwissenheit, ein anderer umgekehrt, dass die Unwissenheit die Menschen glücklicher mache als die Wissenschaft. Offenbar war anfangs diese letzte Aufgabe Milton zugewiesen, man darf vermuthen, dass er sie, auch ohne sich auf Rousseau's Discours sur les sciences et les arts stützen zu können, geistreich gelöst haben würde. Aber wir haben doch dabei gewonnen, dass die Unwissenheit einen anderen Kämpen gefunden hat, und Milton nunmehr Gelegenheit wurde, in ungebundener Rede dem Wissen ein Triumphlied zu weihen, welches eines der bezeichnendsten Erzeugnisse seiner Jugend ist. Es sind nicht die scharfen, verstandesklaren Sätze Bacon's aus der Einleitung des Buches „Ueber die Werth und die Ausdehnung der Wissenschaften", denen wir hier begegnen. Milton's Latein ist voller, gewählter als das des Philosophen, aber der Geist seiner Rede ist der Bestrebungen seines grossen Zeitgenossen nicht unwerth. Mit seinen vierundzwanzig Jahren hat Milton erkannt, dass Wissen die Grundlage alles Grossen und Herrlichen, Unwissenheit die Wurzel alles Niedrigen und Lasterhaften ist. Nicht, als ob ihm das ethische Moment hinter dem intellektuellen zurückträte, als ob ihm selbstzufriedene Buch-Gelehrsamkeit die Energie frischen Handelns ersetzen

könnte. Ich weiss, ruft er aus, dass Genuss wahren Glückes ohne Reinheit des Charakters nicht möglich ist, und dass oft die gelehrtesten Männer die Sklaven aller schlechten Leidenschaften, die ungelehrtesten die edelsten Naturen waren. Aber damit ist für den Gegner nichts bewiesen. Es gilt vielmehr Wollen und Wissen zu vereinigen, dieses zum Führer jenes zu machen, nur so lässt sich das höchste Glück der Individuen und der Nationen begründen. Freilich der Weg zu diesem Ziele ist beschwerlich; „die Kunst ist lang und kurz ist unser Leben", der alte Spruch drängt sich der Erinnerung des Redners auf, aber er weist ihn ab, er ist sicher, dass Fleiss und Methode ihn in sein Gegentheil wandeln können. Sollen wir uns durch den „nächtlichen und morgendlichen Fleiss von Handwerkern und Landleuten" beschämen lassen, sollen wir unsre Gesundheit ängstlich schonen, statt die Schätze unsres Geistes zu mehren? Nein, kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, dass ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. „Recht handeln ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben."

Sucht man nun zu ergründen, welche Zweige des Wissens Milton am höchsten stellt, so trifft man wieder denselben Gedankengang, der die bisher behandelten Reden so überaus merkwürdig macht. Von denjenigen Gegenständen, welche Jahrhunderte lang als die eigentlichen Grundlagen der Bildung betrachtet worden waren, sagt er: „Wie zahlreich sind die verächtlichen Possen der Grammatiker und Rhetoren? Man meint die einen bei Behandlung ihrer Kunst barbarisch, die anderen geradezu kindisch reden zu hören. Was ist Logik? Die Königin der Wissenschaften fürwahr, wenn sie würdig behandelt wird, aber ach, welch ein Wahnsinn herrscht in der Untersuchung? es sind nicht Menschen, sondern Gimpel, die von diesen Disteln und Dornen leben." Den höchsten Genuss gewährt dagegen das Studium der verschiedenen Länder und der Geschichte der Staaten und Völker, ihrer Verfassung und Kultur, aber vor allem das Studium der Natur

und ihrer Kräfte. „Wie herrlich, das Wesen des Himmels und der Gestirne zu erfassen, alle Bewegungen und Schwankungen der Luft, mag sie durch den erhabenen Schall des Donners oder durch den Schein der Kometen unerfahrene Gemüther erschrecken, mag sie zu Schnee und Hagel erstarren, oder sanft und mild in Regenform oder im Thau niederwallen, dann die wechselnden Winde kennen zu lernen und alle Dämpfe und Dünste, die Erde und Meer aushauchen; die geheimen Kräfte der Pflanzen und Metalle zu wissen, die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehn, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes und der s. g. Laren, Genien und Dämonen, wenn irgend eine Kenntnis von diesen zu uns hat gelangen können." Wer sich zu dieser Höhe aufgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, das Unvorhergesehene im Leben weg, seinem Gebot scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Winde und Stürme sind ihm unterthan; Mutter Natur selbst hat sich ihm zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung, wie seinem Statthalter, überwiesen hätte."

Man darf Milton's Rede eine Apotheose der Aufklärung nennen und zwar einer Aufklärung, welche aus dem Schosse der Naturwissenschaften hervorgehn soll. Noch ahnt er deren Bedeutung mehr, als dass er sie im einzelnen begründen könnte oder wollte, er giebt nur die allgemeinsten, nicht immer klaren Gesichtspunkte an, und reisst sich selbst von gewissen mystischen Begriffen nicht völlig los, aber das Ziel, welchem die folgenden Generationen zustrebten, erkennt er in voller Deutlichkeit, und seine Hoffnungen eilen dem Zeitalter entgegen, welches den Gedanken des Kosmos verwirklichen werde.

Das Fehlen dieser Universitäts- und College-Reden in Milton's Werken würde eine unausfüllbare Lücke zurücklassen. Schon in formeller Beziehung würden wir sie ungern unter den Jugend-Arbeiten des Dichters vermissen. Ihr Latein ist nicht immer frei von absichtlicher Geziertheit, aber es legt ein so kräftiges Zeugnis für die unvergleichliche Beherrschung der Sprache ab und bewegt sich nicht selten in so schwungvollen Perioden,

dass wir unaufhörlich an den Dichter der Elegieen gemahnt werden. John Cleveland genoss wegen seiner lateinischen Universitäts-Reden eines besonderen Rufes, aber ein ruhiges Urtheil wird unschwer zugestehn, dass dieselben auch nach der äusseren Form nicht entfernt mit den fein ausgearbeiteten, umfangreichen Vorträgen seines College-Genossen zu vergleichen sind. Eine ausserordentliche Belesenheit lässt sich ferner in diesen nicht verkennen. Mit vollen Händen schöpft der Autor auch hier wieder aus den Schätzen der antiken Literatur, aber er citirt zugleich Werke wie Brant's Narrenschiff und Erasmus Lob der Narrheit, er berührt die Geschichte der Völkerwanderung und skizzirt den Zustand des türkischen Reiches. Unschätzbar ist aber der Einblick in Milton's Denkweise, Studien und Neigungen, mit einem Worte in die Entwicklungs-Geschichte seines Geistes, den die Kenntnis dieser jugendlichen Versuche ermöglicht. Ein durchaus selbstständig denkender Geist tritt uns entgegen, der sich vor der Autorität des Hergebrachten nicht beugt, sondern in Lehre und Leben seine eignen Wege zu wandeln den Muth hat. Er widersetzt sich dem Zwange der üblichen Lehrmethode in gleicher Weise, wie er von dem rohen, renommistischen Treiben der Studentenwelt sich fern hält. Und jedes Mal kleidet sich seine Kritik in das Gewand so schneidiger Worte, dass die Ueberlieferung sehr wahrscheinlich klingt, welche schon dem cambridger Kollegiaten einen gewissen Grad von Selbstbewusstsein zuschreibt (1). Dies Bewusstsein des eignen Werthes gründete sich zum Theil unzweifelhaft auf die Ueberlegenheit im Wissen und Können, ebensosehr aber, wenn nicht hauptsächlich, auf das Gefühl sittlicher Reinheit und Würde. Wenn uns bei flüchtiger Rückschau auf die gesammte jugendliche Thätigkeit des Dichters etwas als hervorstechendes Merkmal erscheint, so ist es die Thatsache, dass er das Gebiet derberer Sinnlichkeit fast niemals und nur mit scheuem Flügel streift, das Gemeine vollends liegt hinter ihm (2), in Stoff und Form strebt seine Muse wie seine Rede nach dem Höchsten und Göttlichen, Himmel und Erde zugleich möchte sie umfassen und selbst niederem Vorwurf ringt sie erhabene Seiten ab. Wenn irgend

jemand, so erscheint der jugendliche Milton als eine idealistische Natur. Dass sein sittenstrenger Ernst, der sich denn doch der Ironie über die Thorheiten der anderen nicht enthalten konnte, ihm anfangs wenig Freunde unter den Genossen verschaffte, beweisen die besprochenen Reden ganz klar. Unläugbar hatte Milton gegen zahlreiche Widersacher zu kämpfen, die an der Selbstständigkeit seines Wesens Anstoss nahmen und seine scharfe Zunge fürchteten, erst im Frühjahr 1628 scheint er sich die allgemeine Gunst erworben zu haben. Jener ersten Periode gehört auch die briefliche Klage an, in der er sich gegen Gill über die Unebenbürtigkeit seiner College-Genossen ausspricht. Gleichfalls in diese Zeit fällt sein Streit mit dem Tutor Chappell, seine vorübergehende Verbannung von Cambridge, und erst in diesem Zusammenhang betrachtet wird das Ereignis klar. Neben der Strenge seines Lehrers war es „anderes seinem Naturell Unerträgliches", worüber sich Milton beschwerte, wogegen er ankämpfte. Die Streitigkeiten mit der Masse der Studenten hatten, wie er ausdrücklich sagt, hauptsächlich ihren Grund in „Verschiedenheit der Studien oder Verschiedenheit der Ansichten bei Betreibung dieser Studien", womit, wie nach allem Vorigen wahrscheinlich ist, auf die von Milton verabscheute Scholastik, namentlich die scholastischen Disputationen, angespielt wird, die von der grossen Masse der Universität als Krone aller Wissenschaft betrachtet wurden. Da nun Chappell in eben diesen Disputationen seine vorzügliche Stärke hatte, so liegt es nahe zu vermuthen, dass er seinen Schüler in diesen Künsten mit Eifer zu üben suchte, dass dieser sie aber seinem Naturell unerträglich fand und gegen den Lehrer eben so wenig mit der Sprache zurückhielt wie gegen seine Mitschüler.

Es macht den Eindruck, als ob sein Widerwille gegen ein System, das sich unter den schützenden Namen des Aristoteles stellte, hie und da gegen diesen selbst seinen Zorn hervorrufe. An anderen Stellen spricht er von dem grossen Denker indess mit hoher Achtung und scheint sich des Unterschiedes zwischen ihm und denen, die diese Firma benutzten, wohl bewusst zu sein. Seine ganze Neigung wendet sich

jedoch anderen geistigen Mächten zu, durch die er sich an stärkenden Ideen zuführen lässt, was er an scholastischem Ballast über Bord wirft. Man weiss, dass Petrus Ramus im sechzehnten Jahrhundert mit Energie versucht hatte, die Fesseln der alten Methode zu brechen und sie auf ihrem eigentlichen Gebiet, der Logik, durch selbstständige Arbeiten zu bekämpfen. Es lässt sich nicht genau feststellen, in wie weit die Universität Cambridge in den Krieg verwickelt wurde, der in der Folge zwischen Ramisten und Aristotelikern entbrannte. Während in Oxford die alte Partei jeden Widerspruch durch Mittel bekämpfte, die der Würde der Lehrfreiheit wenig anstanden (¹), wurde in Cambridge gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts George Downame (Downham) der Apostel der ramistischen Lehre, in deren Geiste auch seine „Commentarii in P. Rami . . . Dialecticam, Frankfurt 1616" abgefasst sein sollen. Aber es scheint doch nicht, als wenn sie sich lange gegen ihre Vorgängerin hätte behaupten können. Immerhin mag sie gerade während Milton's Studienzeit noch bedeutende Anhänger gehabt haben, und es ist beachtenswerth, dass er selbst in späteren Jahren schriftstellerisch in dieser Richtung thätig war.

Unvergleichlich wichtiger war es indessen, dass sich für Milton wie einst für die Jünger der Renaissance und des Humanismus ein reicher Quell geistigen Genusses in den Schriften Plato's eröffnete, durch deren emsiges Studium er sich für die Qualen entschädigte, die eine verhasste Lehrmethode ihm auferlegte. Nach den Statuten scheinen die platonischen Werke allerdings nur eine unbedeutende Stellung im Lehrplane eingenommen zu haben, aber gänzlich ausgeschlossen waren sie doch nicht (²). Während nun Milton in die Geheimnisse der platonischen Philosophie eingeführt wurde, musste er bemerken, dass seine eigene Vorstellungsweise in so manchen Punkten mit der des athenischen Weisen übereinstimmte. Die Lehre von der Präexistenz der menschlichen Seele, von der Seelenwanderung, und dass alles Wissen nur ein Rückerinnern sei, passte zu jenem schon öfter bemerkten Hange Milton's, die Kluft zwischen dem Gebiet des Irdischen und Ueberirdischen zu überbrücken. Seine puritanische Denkart, die sich

8*

immer über das Sinnliche zu den reinsten Begriffen des Moralischen zu erheben suchte, musste sich jener Lehre von den Ideen kongenial fühlen, welche einen anderen verwandten Dichter-Geist, Edmund Spenser, schon früher so mächtig berührt hatte([1]). Als hätte er selbst unter jenen Platanen den Worten des Philosophen gelauscht, spricht er es aus, dass „niemand die Urbilder, die Ideen der menschlichen und göttlichen Dinge würdig anschauen und betrachten könne, dessen Geist nicht durch Bildung und Zucht verfeinert und geadelt worden sei“. Fortan tritt der Einfluss Plato's auf Milton's Anschauung an zahlreichen Stellen seiner Schöpfungen deutlich hervor. Er ist zu erkennen in der mystischen Vorstellung von der Musik der Sphären, er spielt in seine Ansichten von Ehe und Gatten-Liebe hinein, seine Auffassung des Verhältnisses von Herrschern und Beherrschten knüpft an die platonische an, und noch im Alter gefällt er sich in einer preisenden Schilderung der Akademie, die doch nicht deshalb alle Bedeutung einbüssen kann, weil sie vom Munde des Satans ausgesprochen wird([2]). In diesen Kreis gehören vor allem die lateinischen Jamben „Ueber die platonische Idee, wie sie Aristoteles verstanden hat“, die in halb humoristischer Form eher eine Verspottung der prosaischen Ausleger des Aristoteles als eine Verurtheilung dieses selbst enthalten([3]). Man sollte meinen, dass sie noch aus der cambridger Epoche stammen, vielleicht als poetische Umschreibung einer These nach bekannter Sitte unter die Zuhörer vertheilt worden seien, und diese Vermuthung wird durch die Bemerkung ein wenig bestärkt, dass jene wirklich zu solchem Zwecke verfassten Verse: „Die Natur ist nicht im Zustande der Abnahme begriffen“: im Drucke unmittelbar vorausgehn. Bei höchster Verehrung des Meisters der Akademie war aber Milton's kritischer Geist weit davon entfernt, allen phantastischen Flügen desselben zu folgen. Er theilte mit ihm das Bestreben, letzte, allgemeinste Grundsätze für Denken und Handeln aufzustellen, aber wenn der Philosoph seine Republik mit Gesetzen beglücken wollte, welche bewiesen, wie wenig er mit den Erfordernissen des wirklichen Lebens rechnete, so zögerte Milton keinen Augen-

blick, über diese Theorieen wie über alle Irrthümer, denen er sonst begegnete, die Lauge herber Satyre auszugiessen [1]. — War es der Denker Plato, welcher abgesehn von solchen Einzelheiten eine gewaltige Anziehung auf den cambridger Studenten ausübte, so nicht minder Plato der Dichter.

Angewidert von der schalen Kost fader Scholastik fand Milton hier die erhabenste Beredtsamkeit und die lieblichste Schilderung, die wundervollsten Bilder schöpferischer Phantasie in Gleichnis, Allegorie, Fabel und die treffendsten Aussprüche der Lebensweisheit, künstlerische Führung eines angeregten oft witzigen Dialogs und eine tiefe Kenntnis der menschlichen Natur: Alles durch das Streben nach Harmonie, nach dem Ausdruck reiner Schönheit bedingt. Die Form der platonischen Schriften, durch welche sie unsterblich gemacht würden, auch wenn ihr spekulativer Inhalt werthlos geworden wäre, fesselte den Dichter, hier trat ihm der „grösste Fabulator" entgegen, und die Philosophie erschien ihm

> Göttlich reizend,
> Nicht hart und rauh, wie stumpfe Thoren wähnen,
> Harmonisch gleich der Laute des Apoll [2].

Es war zum Glück dafür gesorgt, dass die ideelle Einwirkung des „grössten Fabulators" auf Milton's Bildung ein heilsames Gegengewicht erhielt. Im Zeitalter Kepler's und Galilei's unterwühlten andere, mächtigere Kräfte den unsicheren Boden, auf welchem die fortgeerbte Bildung der vergangenen Jahrhunderte ruhte. In England selbst war ein reger Wetteifer für das Studium der Naturwissenschaften erwacht. Erst sechs Jahre, ehe Milton die Universität verliess, war die Feder der Hand entfallen, die den kühnen Versuch gemacht hatte, die Wirkungen des neuen Geistes in einem grossartigen System zusammenzufassen, einen Plan der gesammten Wissenschaften zu entwerfen, der das Wesen der Scholastik in ihrer ganzen Nichtigkeit enthüllte. Wie viele Blössen der wissenschaftliche nicht weniger als der politische Charakter Franz Bacon's sich auch gegeben hat, wie mangelhaft und anfechtbar seine Versuche und Einzel-Angaben auch sind, sein Ruhm als Bahnbrecher, als Prophet der modernen Richtung wird unvergänglich bleiben.

Indem er von der sinnlichen Erfahrung ausgieng, die Untersuchung der natürlichen Dinge als nothwendige Grundlage der Forschung betrachtete, die mühsame Arbeit kleiner Experimente den allgemeinen Abstraktionen, wenn nicht selbst konsequent vorausgehen liess, so doch vorausgehen zu lassen aufforderte, drehte er die aus dem Mittelalter überkommene Denkweise der Menschen geradezu um und eröffnete den Blick in eine neue Welt. Auf die Universitäten war die Bacon'sche Philosophie allerdings noch ohne merklichen Einfluss geblieben (1). Ihr Schöpfer fühlte selbst, dass die Luft von Oxford und Cambridge seinem eignen Genius feindlich sei. Aber es lässt sich nicht glauben, dass die Werke des Mannes John Milton während seiner Studienzeit unbekannt geblieben sein sollten. Mit Cambridge war Bacon's Name mannichfach verknüpft. Hier hatte er seine Studienjahre verbracht und zuerst jene tiefe Abneigung gegen die pseudo-aristotelische Philosophie gefasst, der Universität Cambridge hatte er seine Schrift „über die Weisheit der Alten" gewidmet, in ihrer Bibliothek ein Pracht-Exemplar der „Instauratio magna", mit einer eigenhändigen Dedikation versehn, kurz vor seinem Tode niedergelegt. Milton, der so leicht Gelegenheit hatte, die Bücher seines grossen Zeitgenossen kennen zu lernen, musste sich durch die Uebereinstimmung von dessen Ansichten mit den seinigen auf's äusserste betroffen und gestärkt fühlen. Abgesehn davon, dass sich einzelne Lieblings-Gedanken, wie z. B. über die Musik der Sphären, auch hier leise angedeutet fanden, dass hier wiederholt wenn auch mitunter in kritischer Weise auf Petrus Ramus Bezug genommen wurde: vor allem, wie Bacon mit epigrammatischer Schärfe über die Scholastik und ihre Ausläufer urtheilte, und was er ihren leeren Wortspielereien entgegensetzte, war Milton aus der Seele gesprochen. Hier wurde die „Schule des Aristoteles eine dreiste und prahlerische" genannt, wie er selbst sie nennen mochte. Hier las er, dass, wer sich die Freiheit seines Urtheils zu wahren, von dem gewöhnlichen Gange abzuweichen erkühne, allein stehe und als ein Revolutionär verschrieen werde, was er selbst erfahren hatte (2). „Die jetzt gebräuchliche Logik dient mehr dazu, die

Irrthümer, welche auf üblichen Begriffen beruhen, zu befestigen und zu stützen als die Wahrheit zu erforschen, sodass ihr Schaden grösser ist als ihr Nutzen.“ „Vergebens wird ein grosser Fortschritt in der Wissenschaft erhofft aus dem Aufhäufen und Aufpropfen von Neuem auf Altes, sondern der Anfang ist von den untersten Fundamenten aus zu machen, wenn man sich nicht in einem beständigen Kreise drehen soll“. „Es bleibt uns nur die eine und einzige Art der Lehre, dass die Menschen zu den einzelnen Erscheinungen selbst und ihren Reihen und Ordnungen hingeführt werden, dass sie sich eine Zeit lang ihrer Dogmen begeben und beginnen sich mit den Dingen selbst vertraut zu machen“ (1). . . Waren es nicht eben diese Anschauungen, welche jene rednerischen Versuche Milton's durchdrangen, hatte er nicht mit Nachdruck im Gegensatz zu den Nichtigkeiten der Wortgefechte auf das Studium von Astronomie, Meteorologie, Geologie, Botanik u. s. w. hingewiesen, ganz im Geiste des Vaters von Salomon's Haus in der „Neuen Atlantis“, welcher als den Endzweck desselben bezeichnet: „Die Erkenntnis der Ursachen und geheimen Bewegungen der Dinge und die Erweiterung der Marken der menschlichen Herrschaft zur Hervorbringung alles Erreichbaren“ (2). In der That suchte Milton, ähnlich wie in späterer Zeit John Locke, bei der Abwendung von der Scholastik eine Zuflucht in der Betrachtung der Natur und ihrer Gesetze, und war seine Neigung auch nur die eines Dilettanten, mischt sie sich, seinem Genius gemäss, mit trügerischen Bildern dichterischer Phantasie, so war doch damit eine Saite angeschlagen, deren Stärke sich in der Folge nichts weniger als abschwächte.

Schon diese Hinneigung zum Studium der Natur, mit der sich unverkennbar eine Hinneigung zum Studium von Politik und Geschichte verband, zeigt deutlich genug, dass der überfleissige Jüngling weit entfernt davon war, in ein Gewebe beschaulicher Gedanken eingesponnen, dem Leben und seinen reellen Anforderungen fremd zu bleiben. Er hatte vielmehr das Bestreben, in sich den ganzen Menschen zu bilden, ohne das nie ein grosser Dichter geworden ist. Seine Stimme formte

sich zu reinem Wohlklang, vom Vater hatte er gelernt die Orgel zu spielen, sein Ohr war geübt, und bei der Aufführung von Vokal- oder Instrumental-Musik war er im Stande eine Partie zu übernehmen. Er war nicht unerfahren in Fechterkünsten, übte sich täglich im Gebrauch des Degens und hielt sich, mit diesem an der Seite, auch dem Stärkeren gewachsen, „bereit jeden offenen Angriff wie ein Mann zu strafen.“ Von Wuchs war er nicht hervorragend, ein wenig unter Mittelgrösse, aber seine Bewegungen drückten Grazie, seine Haltung Muth und Energie aus. Hellbraunes, langes Haar umrahmte ein ovales Gesicht von reiner, gesunder Farbe, aus dunkelgrauen, nicht eben sehr scharfen Augen leuchtete der Genius hervor. In erzwungener Selbstvertheidigung sagt er später mit berechtigtem Stolz: „Für hässlich bin ich, so viel ich weiss, von niemandem gehalten worden, der mich gesehen hat,“ und sicher sollte es nicht in diesem Sinn verstanden werden, wenn ihn seine Genossen das „Fräulein von Christ-College“ nannten (1). Eine Mischung von mädchenhafter Weichheit und männlicher Entschlossenheit wird jeden eigenthümlich berühren, der des Einundzwanzigjährigen Bild betrachtet, von dem das Original leider bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden ist (2).

Die Gesammtheit dieser Eigenschaften hatte ihn fast allen Mitgliedern der Universität, die ihn kannten, lieb und werth gemacht, namentlich den Fellows seines eigenen College. Es ist sehr glaublich, dass am Ende seiner Studien-Zeit die letzten Reste jener früheren, feindlichen Stimmung verflogen waren, und viele den Wunsch ausdrückten, Milton möge bei ihnen bleiben, auch nach seinem Weggang briefliche Verbindung zum Zeichen der Achtung und Freundschaft mit ihm erhielten (3). Aber sein scharfes Urtheil über den allgemeinen Zustand der Universität konnte sich, klar wie er dachte und aufrichtig wie er sprach, trotz dieser Anerkennung seiner Persönlichkeit nicht ändern, geschweige, dass er sich hätte versucht fühlen sollen, seine Tage in den klösterlichen Mauern von Christ-College zu beschliessen. Noch im Jahre 1642, als ein Gegner ihm vorwarf, dass er nach einer „leichtsinnigen und liederlichen Jugendzeit von der Universität in eine londoner

Vorstadt-Kloake ausgespieen worden sei", spart er in Beurtheilung der gemeinten Hochschule und der Schwesteranstalt nicht die herbsten Worte. „Die Vorstadt, sagt er, in der ich wohne, ist meines Bedünkens ein anständigerer Platz als seine Universität. Ich habe diese in der Zeit ihres besseren Zustandes und meiner eigenen jugendlichen Anschauung niemals sehr bewundert, jetzt aber thue ich es um so viel weniger" ([1]). Man sucht, ruft er in demselben Jahre aus, auf den Universitäten „gute und solide Kenntnisse" zu erlangen, aber man wird „mit nichts gefüttert als mit den mageren und dornigen Vorlesungen mönchischer, elender Sophistik." Die jungen Leute verlassen die Universität entweder mit einer armseligen „Bedienten-Bildung", die mit Heuchelei im Bunde vollkommen ausreicht zum Broterwerb und zur Verblendung des unwissenden Publikums, oder „überstudirt in unfruchtbaren Kontroversen". Die Universitäten, welche die „Quellen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit sein sollten", erscheinen ihm unter der Leitung der Staatskirche „vergiftet und strangulirt". Die Theologen zumal tadelt er wegen der ungenügenden Bildung, die sie vom Studium mit sich fortnehmen. Sie wissen nicht in „reinem Stil zu sprechen oder zu schreiben", ihr Latein ist „barbarisch", Griechisch ist den meisten unbekannt, im Hebräischen sind mit wenigen Ausnahmen „ihre Lippen gänzlich unbeschnitten", und ihre Philosophie besteht in dem „saftlosen Aberwitz des alten Paris und Salamanca". „Wenn irgend ein Zimmermann, Schmied oder Weber ein solcher Pfuscher in seinem Handwerk wäre, wie es die meisten von ihnen in ihrem Berufe sind, so würde er aus Mangel an Kundschaft verhungern". Hebung der Universitäts-Bildung, anständige Fürsorge für „fähige Professoren jeder Wissenschaft" erwartet er erst von der Zukunft ([2]). Aber auch nach einer anderen Seite traf das Universitäts-Leben noch später sein Zorn. Im Jahre 1656 verweist er einem jungen Freunde, der in Oxford studirte, die blinde Bewunderung jener dort beliebten studentischen Leibesübungen, mit denen die Jugend zu renommiren pflegte, und fordert ihn auf, sich nicht an den Heroen physi-

scher Stärke, sondern an den Vorbildern der Gerechtigkeit und Mässigkeit ein Beispiel zu nehmen (1).

Mit einem Worte: Das Wesen der damaligen englischen Universitäten nach der Seite wissenschaftlichen Strebens wie nach der Seite jugendlicher Erholung war nicht der Art einen Milton zu befriedigen. Man mag bedauern, dass er beim Rückblick auf die sieben in Cambridge verlebten Jahre die Wirklichkeit und das Ideal der Seele nicht in Einklang zu bringen vermochte, für seine nächste Zukunft und für seine ganze Lebensbahn waren die Eindrücke, die sein Geist hier empfangen hatte, dennoch von grösster Bedeutung.

---

## Drittes Kapitel.

### Kirche und Staat.

---

Um die Zeit als Milton die Universität verliess, vielleicht schon nachdem er von Cambridge geschieden war, nahm er Gelegenheit, seine Gedanken über Lebens-Pläne und -Hoffnungen, wie sie sich im Herzen jedes zum Manne Werdenden bilden, gegenüber einem älteren Freunde auszusprechen. Dieser Freund, dessen Name uns unbekannt ist, möglicher Weise einer der Genossen des Christ-College, hatte ihm Vorwürfe über sein so rast- wie planloses Studium gemacht und ihn ermahnt, sich auf den geistlichen Beruf, als ein festes Ziel, mit ernster Zusammenfassung seiner Kräfte vorzubereiten. Milton antwortet Tags darauf in einem längeren, in zwei Entwürfen erhaltenen Briefe(1). In einigen einleitenden Sätzen dankt er dem Mahner, an dessen redlichen Absichten er nicht zweifelt und schickt sich an, ihm „ungefragt Rechenschaft über die Langsamkeit seines Lebensganges zu geben". „Wenn Sie, wie Sie sagten, der Ansicht sind, dass allzugrosse Lust des Studirens mein Fehler ist, und dass ich ganz und gar darin aufgehe, meine Jahre im Schosse einer fleissigen Einsamkeit zu verträumen, wie Endymion und der Mond nach der Sage von Latmos, so bedenken Sie, dass, wäre es auch nur die Lust des Studirens, mag sie nun aus bewusst schlechtem, gutem, oder natürlich gegebenem Grunde hervorgehn, diese nicht so lange so starken und mannichfaltigen entgegen-

wirkenden Kräften Stand halten könnte. Denn wäre der Grund schlecht, warum sollten nicht alle die Lieblings-Hoffnungen, mit denen kecke Jugend und Eitelkeit flügge sind, zusammt der Aussicht auf Vortheil, Stolz und Ehrgeiz mich mächtiger vorwärts treiben, als eine armselige, gering geachtete und unvortheilhafte Sünde der Wissbegier fähig wäre mich festzuhalten? Durch diese schneidet sich ja der Mann den Weg zum Handeln ab und macht sich zum hülflosesten, schwachmüthigsten und waffenlosesten Geschöpf der Welt, ganz unfähig das auszurichten, wonach alle Sterblichen am eifrigsten streben: Seinen Freunden zu nützen oder seinen Feinden zu schaden? Ist es aber als ein unwiderstehlicher Drang der Natur anzusehn, so wirkt dem ein viel mächtigerer, eingeborener Hang entgegen, der um diese Zeit sich im Leben des Mannes geltend macht: Die Sehnsucht nach eigenem Haus und Heerd, der nichts förderlicher zu sein gilt als der frühe Eintritt in ein achtbares Gewerbe, und die nichts mehr durchkreuzt als diese übertriebene Zurückgezogenheit. . . . Auch arbeitet eben die Natur noch in feinerer Weise, uns dem Dunkel zu langer Verborgenheit zu entreissen, nämlich in dem Verlangen nach Ehre und Namen und unsterblichem Nachruhm, wie es in der Brust jedes wahren Gelehrten wohnt. . . . Endlich würde die Lust des Studirens, da sie doch immer etwas Gutes erstrebt, . . rasch von der nutzlosen und phantastischen Jagd nach Schatten und Einbildungen zu dem wahren Gute hingelenkt werden, das aus schuldigem und schleunigem Gehorsam jenes biblischen Befehls hervorgeht, der aus der schrecklichen Züchtigung dessen erhellt, welcher sein Pfund vergrub.

„Es ist also wahrscheinlicher, dass nicht die ziellose Freude blosser Beschaulichkeit, sondern gerade die Erwägung jenes grossen Befehles mich nicht mit derselben Hast, wie viele andere, vorwärts drängt *etwas* zu wagen, sondern mich zurückhält mit einer Art heiliger Scheu und frommer Vorsicht, wie *am besten* etwas zu wagen wäre. Und mir bangt nicht davor, zu spät zu kommen, wenn ich dadurch nur den Vortheil erreiche, besser gerüstet zu kommen. Denn die

letzten verloren nichts, als der Herr des Weinbergs jedem seinen Lohn austheilte. Und hier bin ich an einer Quelle angelangt, voll genug, sich wie der Nil mit sieben Mündungen in's Meer zu ergiessen. Aber dann müsste ich mich auch in den Widerspruch gleichzeitiger Ebbe und Fluth verwickeln und dasjenige thun, wegen dessen Unterlassung ich mich ja vertheidige: Predigen und nicht Predigen. Damit Sie aber sehen, dass auch ich etwas argwöhnisch gegen mich selbst bin und recht wohl eine gewisse Saumseligkeit in mir bemerke, bin ich so kühn, Ihnen einige meiner vor einiger Zeit(1) niedergeschriebenen nächtlichen Gedanken zu senden, da sie sich hier ganz passend anschliessen, eingekleidet in eine Petrarca'sche Stanze, wovon ich Ihnen erzählte."

Und nun folgt jenes ernste, charakteristische Sonett, von dem ich nur die vier ersten Zeilen in gebundener Rede wiederzugeben wage:

Wie bald der Jugend schlauer Dieb, die Zeit,
Im Flug mir dreiundzwanzig Jahre stahl;
Die Tage fliehn mit Windes-Schnelligkeit,
Doch bleibt mein Spät-Lenz knosp- und blüthenkahl.

Der Dichter gesteht sich, dass sein Aussehn vielleicht noch nicht verrathe, wie nahe er dem Mannes-Alter gekommen und mag sich noch weniger „innere Reife" zusprechen. Aber er will sich an dem Loose genügen lassen, mag es „kleiner oder grösser, eher oder später" ihm zu Theil werden, zu dem ihn „die Zeit und des Himmels Wille hinleiten". Der Puritaner, der gläubige Calvinist, fühlt sich bei allem, wenn er „begnadet wird, es so zu nützen", „immer wie unter dem Auge seines grossen Werkmeisters".

„Und nun, denke ich, — schliesst der Brief, — werden Sie bereuen, diese Angelegenheit überhaupt berührt zu haben; denn wenn ich Sie nicht diese Zeit her überzeugt habe, so habe ich Sie sicher gelangweilt. Dies allein mag daher schon ein genügender Grund für mich sein zu bleiben, wie ich bin, damit ich nicht, nachdem ich Sie allein ermüdet habe, mit einer ganzen Gemeinde noch schlimmer verfahre" . . . .

Nicht ohne Grund finden sich jene Hindeutungen auf

den Beruf des Predigers, als denjenigen, für den sich Milton zu erklären aufgefordert wird und Bedenken trägt. Als er die Universität bezog, geschah es in der That mit dem Gedanken, sich für das Amt der Kirche vorzubereiten. Dahin waren seit seiner frühesten Jugend die Pläne und Hoffnungen von Eltern und Freunden gegangen, den talentvollen Jüngling eines Tages als Diener des göttlichen Wortes zu erblicken ([1]). Nach dem Abschluss der siebenjährigen Studienzeit galt es sich zu entscheiden, ob diese Pläne ausgeführt werden sollten. In welchem Sinne die Entscheidung erfolgte, wird man schon vermuthen. Diese Kirche und diese Kirchengewalt, deren Dienst der junge Magister sich weihen sollte, hatte ihn schon bei so manchem Anlass die Härte und Unlauterkeit ihres Wesens wie ihrer Mittel kennen und verabscheuen gelehrt. Hatte nicht eben vor ihrer Verfolgung ein geliebter Lehrer zeitweise den heimischen Boden fliehen müssen, so hatte sie einen andern, als Verbündete der weltlichen Macht, mit schmachvoller Strafe zu treffen gesucht. In Cambridge musste sie dem Studenten bei der Geschichte der Kanzler-Wahl Buckingham's verächtlich und bei der Katastrophe des Dr. Butts wenigstens nicht schuldfrei erschienen sein. Sodann aber war der gesammte Eindruck, den Milton auf der Universität von dem Geiste der herrschenden Theologie und ihrer Schüler erhalten hatte, kein günstiger gewesen. Hier hatte er jene jungen Gottesgelehrten kennen gelernt, über deren Künste ein Predigtchen zusammenzuflicken er sich so ironisch ausspricht, hier war ihm jene „pfäffische Unwissenheit“ entgegengetreten, die er so bitter beklagt. Die ganze Einrichtung der Universität, vor allem aber jene zwingenden Eidesformeln, an welche die Gewährung der akademischen Grade geknüpft war, liessen ihn den Druck der geistlichen Gewalt fühlen, deren Bestreben dahin gieng, vor allen Dingen eine Gesinnung zu erzeugen, oder doch als vorhanden erscheinen zu lassen, die der Gesinnung der kirchlichen und staatlichen Gewalten entspräche. Und möglicher Weise wurde in Cambridge Milton's Abneigung gegen das Betreten der theologischen Laufbahn noch von einer andern Seite her bestärkt. Es war nicht so schwer

einzusehn, dass die herrschende kirchliche Richtung keine treuere Bundesgenossin hatte als die Scholastik. Diese gewöhnte die Geister schon früh daran, Fesseln zu tragen, und erblickte eine gefährliche Feindin in der Naturwissenschaft, die zu beständigen Zweifeln an den auf Mysterien begründeten Ansprüchen der hierarchischen Autorität anregen musste. Wie Milton über Scholastik und Naturwissenschaft dachte, ist nun aber schon hinlänglich bekannt, und auch in diesem Falle mochte seinen Erwägungen ein Wort seines Bacon zu Hülfe kommen (1). Den grössten Einfluss auf seine Entscheidung übte aber die Betrachtung aus, die sich über persönliche Erfahrungen hinweg auf den Gesammtzustand der englischen Kirche und des englischen Staates hinlenkte, wie er damals war und wie er sich in seiner weiteren Entwicklung für die folgenden Jahre unschwer vorausahnen liess.

Puritanisch gesinnte Eltern hatten eine Zeit lang hoffen können, ohne allzu grossen Gewissenszwang ihre Söhne im Kirchendienst unterzubringen. Auf den erzbischöflichen Primat des zelotischen Bancroft, welcher in den ersten Zeiten König Jakob's die kirchliche Konformität mit allen Mitteln der Gewalt zu erzwingen suchte, war bald nach Milton's Geburt derjenige George Abbot's gefolgt, in dessen Augen puritanische Gesinnung durchaus kein Fehler war, und der dem System der Verfolgungen ihrer Anhänger ein Ziel setzte. Nachdem sein Einfluss durch das Emporkommen des Gross-Siegelbewahrers Williams, Bischofs von Lincoln, verdrängt worden, hatte der Puritanismus wenigstens keinen engherzigen Gegner zu fürchten. Williams war viel mehr Politiker als Kleriker, und die staatsmännische Ader war zu stark in ihm, als dass ihn religiöser Eifer gegen diese oder jene Richtung hätte Partei nehmen lassen. Es war die Zeit, in der sich Milton zum Besuch der Universität vorbereitete, aber schon war eine andere Strömung in der Kirche hervorgetreten, die während seiner Studienjahre immer mächtiger wurde und bald die herrschende genannt werden konnte. Man mag es schon aus psychologischen Gründen erklärlich finden, dass die ersten Würdenträger der anglikanischen Kirche die Tendenz erhielten,

ihrer Stellung eine höhere Weihe zuzuschreiben und für das Bisthum sowohl gegenüber der Laienschaft wie der übrigen Geistlichkeit eine unerhörte Gewalt in Anspruch zu nehmen. Bei der unbedingten Abhängigkeit des kirchlichen Organismus vom königlichen Supremat gab es kein anderes Mittel für die Bischöfe, einige Selbstständigkeit gegenüber den bürgerlichen Gewalten zu erlangen, als für ihren Stand einen übermenschlichen Ursprung zu behaupten und durch diesen Zuwachs an ideeller Macht auch eine thatsächliche Macht zurückzuerobern, ähnlich der, welche sich auf dem Boden der alten Kirche fand. Bestrebungen dieser Art, die deshalb nichts an Kraft verloren, weil man sich ihrer nicht immer deutlich bewusst war, wurden durch die Kampfweise des Puritanismus selbst sehr entschieden unterstützt. Der leidenschaftlichste der puritanischen Vorkämpfer im Zeitalter Elisabeth's hatte sich nicht begnügt, die bestehende Kirchenverfassung mit Gründen der Vernunft anzugreifen, sondern die presbyteriale, als die durch die Bibel allgemein vorgeschriebene Norm, ihr gegenübergestellt. Der Dogmatismus von dieser Seite rief den Dogmatismus von der anderen Seite hervor. Ehe zwei Jahrzehnte verflossen waren, tauchte die neue Behauptung auf, die göttliche Vorschrift fordere den Episkopat, die Bischöfe, als Genossen eines wesentlich unterschiedenen Standes, hätten kraft göttlichen Rechtes die Kirche und den ihnen unterworfenen Klerus zu regieren, und ein Läugnen dieser Sätze sei ketzerisch. Aus einem solchen Princip liessen sich die wichtigsten Folgerungen ableiten. Einerseits konnte dadurch der Zusammenhang der englischen Kirche mit den übrigen reformirten Kirchen gelockert, und die Wirksamkeit jeder nicht bischöflichen Ordination in Frage gestellt werden. Andrerseits wurde eine grössere Annäherung an das System der alten Kirche ermöglicht, und dem Bisthum eine Bedeutung gegeben, mit der sich der reformatorische Begriff des Priesterthums nicht mehr vertrug.

Indessen war, was man damals zu Gunsten eines göttlichen Rechtes des Bisthums vernommen hatte, zunächst nur ein vereinzeltes Vorzeichen geblieben. Hooker's Epoche

machendes Werk, in welchem die grossen Streitpunkte in voller Freiheit von dogmatischer Voreingenommenheit beleuchtet wurden, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Strom der Kontroverse in ein sanfteres Bett zu leiten, und eine Zeit lang liess man die Frage der kirchlichen Verfassung ruhn. Aber die Ideen, welche noch das Zeitalter Elisabeth's anzudeuten gewagt hatte, waren darum nicht erstorben. Sie gewannen in Verbindung mit anderen an Stärke unter dem Schutze König Jakob's und sie errangen den Sieg unter der Gunst König Karl's. Eine Schule bildete sich im englischen Klerus aus, reich an Kenntnissen, gelehrten und künstlerischen Interessen hingegeben, freier von dogmatischen Banden als ihre Gegner, aber entschlossen zur Anwendung gewaltsamer Mittel, geneigt aus äusseren Formen ein Idol zu machen und nicht gewillt, des Armes der Staatsmacht zu entrathen, um eine widerstrebende Bevölkerung unter das Joch ihrer Vorschriften zu beugen. Abgestossen von der fatalistischen Strenge der genfer Prädestinationslehre, hatte diese Schule die mildere arminianische Doktrin, trotzdem die Synode von Dordrecht sie verdammt hatte, auf ihre Fahne geschrieben und schon Jakob I., der in den eifrigsten Calvinisten auch die eifrigsten Gegner seiner inneren und äusseren Politik erblicken musste, für jene freiere Anschauung gewonnen. Ausserordentlich bewandert in den Schriften der späteren patristischen Theologie, erfüllt von bewundernder Ehrfurcht vor Ritualien, die ein graues Alter zu heiligen schien, fühlte sich eben diese Schule in schroffem Gegensatz zu einer Lehre, welche gegen den Begriff einer geistlichen Kaste ankämpfte und alle schmückenden Formen verschmähte. Sie schrak zurück vor der starren Energie eines religiösen Bewusstseins, welches keines äusseren Zeichens und keines höheren Mittlers bedurfte und das so manchen in den heissen Kampf gegen die Söldner Philipp's von Spanien und gegen die Schaaren der Ligue begleitet hatte. Sie durchdrang sich mit dem festen Glauben an eine unerlässliche Einwirkung des Göttlichen auf das menschliche Gemüth durch sinnliche Mittel, darauf berechnet, die Phantasie zu erregen, und durch eine kirchliche Organisation,

deren Spitzen vom Glanze überirdischer Weihe umflossen wären. In diesem Zusammenhang fand der Gedanke vom göttlichen Ursprung und vom göttlichen Rechte des Bisthums seine Stelle. Es gab nur eine Kirchen-Verfassung, welche dem Willen Gottes entsprach, — die bischöfliche. Der Parole „ohne Bischof kein König“ schloss die andere sich an, „ohne Bischof keine Kirche“. Das Amt des Bischofs selbst, seinem Wesen nach von allen übrigen kirchlichen Aemtern unterschieden, verlieh seinem Inhaber eine Summe besonderer Gnadengaben. Alle Befugnisse des Episkopats erschienen mit dem Anspruch seiner geheimnisvollen höheren Weihe gesteigert. Für geistliche Aufsicht und Gerichtsbarkeit, für Durchführung der alten und Einführung neuer Formen wurde ein stärkerer Rückhalt gewonnen.

Das Streben nach einer solchen Erhöhung des Bisthums hätte den Argwohn der monarchischen Gewalt erregen müssen, wenn dieser nicht selbst die Aussicht eröffnet worden wäre, aus jenen hochkirchlichen Theorieen Gewinn zu ziehn. Der kirchliche Supremat der Krone wurde mit ihnen keineswegs geläugnet, und es war ein Akt geschichtlicher Nothwendigkeit, dass diejenigen den göttlichen Ursprung und das göttliche Recht des Königs betonten, die trotz ihrer eigenen angenommenen Erhabenheit doch nur aus dieser Quelle ihre thatsächlichen Machtvollkommenheiten ableiten konnten. Auch hatte die Vergangenheit gelehrt, dass nicht das Königthum, sondern die parlamentarische Opposition den bestehenden Institutionen der Kirche Gefahr drohe, und jede Erhöhung der königlichen Gewalt war einer Schwächung der parlamentarischen gleich zu achten. Ein natürlicher Trieb und ein wohlverstandenes Interesse wirkten zusammen, um die Verfechter der neuen kirchlichen Grundsätze auch zu Verfechtern politischer Theorieen zu machen, die wenn nicht völlig neu, so doch seit langer Zeit auf englischem Boden nicht mit so anspruchsvoller Autorität geäussert worden waren. Schon die Canones der Konvokation von 1606, welche allerdings das Licht der Oeffentlichkeit nicht sahen, betonten den Grundsatz des duldenden Gehorsams für alle Fälle, und diese Doktrin

konnte dadurch nichts an entwürdigender Niedrigkeit verlieren, dass sie durch die aufreizende Ermuthigung popularen Widerstandes seitens des Pabstthums hervorgerufen zu sein schien.

Das Rechts-Lexikon Cowell's, das 1607 erschienen und nicht ohne gute Gründe dem Erzbischof Bancroft gewidmet war, hatte den Nutzen parlamentarischer Mitwirkung bei der Gesetzgebung nicht läugnen wollen, aber den Monarchen doch für „absolut, . . über dem Gesetze stehend“ erklärt und in seinem Krönungseid kein Hindernis gefunden, von sich aus „einzelne Gesetze zu ändern oder aufzuheben“ ([1]). Man konnte die Unterdrückung von Cowell's Buch erwirken, aber nicht die Unterdrückung von Cowell's Ansichten. Häufig genug wurden sie von den Anhängern der neuen kirchlichen Schule offener oder versteckter geäussert. Im Jahre 1627 machten die Predigten Sibthorpe's und Manwaring's das grösste Aufsehn. Der eine hatte dem König die Befugnis „Gesetze zu machen“ zugeschrieben und den Unterthanen selbst dann ein Recht zum Widerstand abgesprochen, wenn jene Gesetze etwas Unmögliches oder gegen Gott und Natur auflegen sollten. Der andere hatte vor dem König selbst zwei Mal verkündigt, dass die Unterthanen sich einer Sünde schuldig machen würden, wenn sie in „dringenden Fällen“ auch unbewilligte, mässige Steuern „der höchsten Obrigkeit“ zu entrichten sich weigern würden, und er hatte bei dieser Gelegenheit die heftigsten Ausfälle gegen das Parlament nicht gespart. Sein Begriff von der monarchischen Gewalt war der höchst denkbare, wenn schon er sie zu gleicher Zeit in idealster Weise auffasste. Das Königthum göttlichen Ursprungs, durch nichts in der Welt beschränkt, erhaben auch über den Grössten, sollte dazu bestimmt sein, auch dem Niedrigsten „seine sanfte Sorgfalt und Vorsorge“ zu widmen und über den kleinlichen Rücksichten der Partei, als ein Abbild göttlicher Weisheit und Gerechtigkeit, die grossen nationalen Interessen vertreten ([2]). In einer Zeit, da der Kampf um die Frage der Gesetzlichkeit von Zwangs-Anlehen auf's heftigste entbrannt war, mussten solche Lehren, mit dem ganzen Gewicht geist-

lichen Ansehns vorgetragen, doppelt zum Widerspruch reizen. Auch zeigte die Folge sehr bald, dass bei dieser „Gottähnlichkeit“ des Königthums der Begriff der Allgüte und der Allgerechtigkeit in dem einzigen Begriff der Allmacht, welcher keine Grenze gezogen sein sollte, vollständig untergieng. Die Weigerung des Erzbischofs Abbot, jener Predigt Sibthorpe's die nöthige Druck-Erlaubnis zu ertheilen, hatte nur dazu gedient, ihm die Strafe zeitweiliger Internirung und der Wegnahme seiner geistlichen Jurisdiktion zuzuziehn. In Montaigne, dem Bischof von London, dem selbst die Genossen seiner Partei einen sehr ungeistlichen Lebenswandel vorwarfen, erlangte Karl I. ein gefügigeres Werkzeug, und fortan wurde Sibthorpe's wie Manwaring's Ansichten, die an höchster Stelle sehr wohlthuend berührt hatten, die weiteste Verbreitung gegeben. Auch blieben gegenüber der Strafe, die das Parlament Manwaring zuerkannte, demonstrative Anzeichen der königlichen Gunst durch rasche Beförderung im Kirchendienst nicht aus. Es war nur ein Beispiel für viele, in denen man eben die zu Würden und Aemtern erhoben sah, die sich durch Wort und Schrift besonders verhasst gemacht hatten. Immer deutlicher trat es hervor, dass die monarchische Gewalt mit ihren absoluten Neigungen und die hochkirchliche Partei mit ihren anspruchsvollen Bestrebungen gleichsam einen Versicherungs-Vertrag auf Gegenseitigkeit gegründet hatten. Der Ausspruch eines der hauptsächlichsten Vorkämpfer jener kirchlichen Richtung: „Schütze du mich mit dem Schwert, und ich will dich mit der Feder schützen“ ([1]), konnte als Motto des engen Bundes gelten, zu welchem Kirche und Staat, in Auffrischung mittelalterlicher Grundsätze, gegen gemeinsame Widersacher sich vereint hatten, und wirksamer noch als die Feder sollte das Wort jener grossen geistlichen Hülfsschaar werden, die in immer strafferer Abhängigkeit von den Befehlen der wachsamen Oberen gehalten ward.

Schon seit geraumer Zeit hatte die hochkirchlich-arminianische Faktion, die sich zu gleicher Zeit zur Verfechterin absolutistischer Grundsätze aufwarf, ein geistiges Haupt erhalten, dessen Ansehn beständig wuchs. Ein Jahr nachdem

Milton die Universität verlassen hatte, wurde dem anerkannten Führer auch die erste Stelle der Kirche zu Theil. William Laud, durch bedeutende Kenntnisse unterstützt und durch unruhigen Ehrgeiz vorwärts getrieben, war ohne grosse Mühe allmählich in den Besitz einträglicher Stellen gelangt und von Staffel zu Staffel auf der Leiter hierarchischer Würden emporgestiegen. Auch traten gewisse Züge seiner Natur, die ihn später eine so verhängnisvolle Rolle spielen liessen, schon ehe er zum Gipfel der Macht gelangt war, deutlich hervor. Es mag dahin gestellt bleiben, ob er schon als Vorsteher des St. John's College in Oxford den Denuncianten von Theologen missliebiger Richtung gespielt und über die Erzeugnisse der Presse in demselben Geiste eine Art privat-polizeilicher Aufsicht geführt hat. Im Jahre 1616 zum Dechanten von Gloucester ernannt, hatte er im Auftrage König Jakob's nichts eiligeres zu thun, als mit allem Nachdruck eine Aenderung der dortigen Stellung des Abendmahls-Tisches zu fordern, da er es für eine Lebensfrage hielt, dass derselbe am östlichen Ende des Chores hochaufgerichtet und noch dazu durch Kniebeugungen der eintretenden Kirchendiener geehrt werde. Die Aufregung, welche ein solches Vorgehn unter der Bevölkerung Gloucester's hervorrief, war seinem Emporsteigen nicht hinderlich. Wenige Jahre später erhielt er den Bischofssitz von St. David's und erlangte damit einen grösseren Wirkungskreis für die Durchführung seiner Grundsätze. Aber erst nachdem Karl I. den Thron bestiegen hatte, eröffneten sich ihm weitere Aussichten. Er stand schon seit einigen Jahren im vollen Vertrauen Buckingham's und gelangte alsbald auch beim König zu einem Ansehn, wie er es gegenüber Jakob niemals genossen hatte. Eine von ihm verfasste Liste, in welcher die Namen englischer Geistlicher mit O. und P. als orthodox und puritanisch bezeichnet waren, gab der Staatsgewalt die nöthige Anleitung, um die Gutgesinnten zu befördern und die Schlechtgesinnten zurückzusetzen. Seine Predigt vor dem König nach der Eröffnung des ersten Parlaments hatte den Monarchen als „unmittelbaren Stellvertreter Gottes auf Erden“ bezeichnet und erklärt, dass selbst das Parlament

nur von „diesem Verwalter Gottes“ . . „Einfluss und Macht erhalte“ (1). Die Worte, die er bei Eröffnung des zweiten Parlaments von der Kanzel herab hören liess, hatten kein anderes Ziel und suchten den Satz von der Nothwendigkeit strengster Einheit von Kirche und Staat mit allem Nachdruck einzuprägen (2). Als er das dritte Mal an der gleichen Stelle stand, sprach er bei einem Rückblick auf die erlebten Konflikte etwas elegisch, sein Auftreten hatte ihn schon zu einer Zielscheibe der oppositionellen Angriffe gemacht. Zwar hatte er vor der Veröffentlichung von Manwaring's Predigten gewarnt, aber seine Billigung der Ansichten Montague's, welche den orthodoxen Calvinismus verletzten, sein vertrautes Verhältnis zu dem verhassten Minister, seine Vertheidigung absolutistischer Theorieen liessen auch seinen Namen in der Remonstranz erscheinen, welche im Juni 1628 dem König überreicht ward (3).

Inzwischen waren ihm immer mehr Gnadenbeweise zu Theil geworden. Er war seit 1627 Mitglied des geheimen Raths. Er erlangte im Sommer 1628, als eine allgemeine Beförderung von Anhängern der hochkirchlichen Richtung eintrat, das Bisthum von London und damit den unberechenbaren Einfluss auf eine grosse, durch und durch puritanische Diöcese. Der einzige Mann seines Standes, dessen Begabung er zu fürchten gehabt hätte, der Gross-Siegelbewahrer Williams, hatte schon seit drei Jahren wegen seines Gegensatzes zu Buckingham sein Amt aufgeben müssen. Der einzige Mann, der ihm überhaupt in der Gunst des Königs vorangieng, Buckingham selbst, wurde durch den Stahl des Mörders weggerafft. Noch lebte Abbot, der Erzbischof von Canterbury, aber auch auf diesen Primat waren Laud schon Hoffnungen gemacht. Ehe er ihn wirklich erlangte, trat jene kritische Wendung im Staatsleben ein, welche dazu führte, England ein eilfjähriges parlamentarisches Interregnum erdulden zu lassen. Beim Wiederzusammentritt desselben Parlaments, aus dessen Schoss die Petition des Rechtes hervorgegangen war, im Januar 1629, hatte der Zwiespalt, der schon vor der Prorogation hervorgetreten war, wiederum seinen schärfsten

Ausdruck gefunden. Mochte der König die Petition des Rechtes in dem Sinn, wie er sie verstand, nicht gebrochen haben, nach der Meinung des Hauses der Gemeinen war sie gebrochen. Mochten Laud und seine Genossen noch so gute Protestanten sein, nach der Meinung des unduldsamen und schwarzsichtigen Puritanismus war die Landesreligion durch ihr Gebahren gefährdet. Nach den heftigsten Debatten über geistliche und weltliche Gegenstände, inmitten der grössten Aufregung, unter leidenschaftlicher Verwahrung gegen Neuerungen der Religion, Erhebung und Zahlung des Tonnen- und Pfundgeldes, gieng die Versammlung auseinander. Einige der Führer der Opposition wurden festgenommen, und Eliot hatte nach langer, qualvoller Haft in den düsteren Mauern des Tower den Märtyrertod für die Sache zu sterben, der er mit solchem Feuer gedient hatte.

Der Beginn der parlamentslosen Zeit bedeutete zugleich das Ende der Epoche des Krieges. Nach dem Abschluss des Friedens mit Frankreich waltete noch der Gedanke vor, England freie Hand zu geben, um sich in Verbindung mit den nordischen Mächten, den Niederländern und den Hansastädten, den Fortschritten der ligistischen und kaiserlichen Waffen entgegenzuwerfen. Als aber der Rücktritt Dänemarks Pläne der Art scheitern liess, wurden die Absichten gegen das Haus Habsburg aufgegeben, und der Friedensvertrag auch mit Spanien kam zu Stande. Die Staatsmänner, welche die spanischen Interessen vertraten, gelangten wieder zu Ansehn, dem Gross-Schatzmeister Weston, der ohne Parlament für die Finanzen zu sorgen hatte, war eine friedliche Abkunft erwünscht, der König liess sich in Betreff der pfälzischen Frage an einer allgemeinen Versicherung für die Zukunft genügen. Zwar verlor er die grossen europäischen Angelegenheiten nicht aus dem Auge, und es gab Momente, in denen er auf's neue in dieser oder jener Richtung in sie einzugreifen versuchte. Er verhandelte mit Gustav Adolf wie mit Oxenstjerna zu Gunsten seiner pfälzer Verwandten und liess sich zu beträchtlichen Geldopfern herbei. In dem Bestreben, der mächtigen niederländischen und der aufstrebenden französischen

Marine entgegenzutreten, war er mehr als einmal einem Bündnis mit Spanien nahe, während er sich zu anderen Zeiten in den grossen europäischen Machtfragen enger mit Frankreich verknüpft und einer Allianz mit dem starken Leiter seiner Politik geneigt fühlte. Er hat einmal den Versuch gemacht, sich mit dem Kaiser über die Wiederherstellung seines Neffen, des jungen Kurfürsten von der Pfalz, zu verständigen und einige Jahre nachher den verfehlten Plan begünstigt, ebendenselben an die Spitze des verwaisten Heeres Bernhard's von Weimar zu stellen (1). Aber bei allen diesen hin und her schwankenden Unternehmungen hielt er sich von einer thätigen Einmischung in die festländischen Dinge zurück. Die Sache des Protestantismus erschien dem argwöhnischen, grob urtheilenden Engländer, der sich in das Zeitalter Elisabeth's zurückträumte, und dem die wirklichen Verhältnisse wenig bekannt waren, überall wie absichtlich aufgegeben. — In einem Punkte jedoch hatte das gemeine Urtheil Recht, dass im Wegfall des Parlamentes und der Unterstützung, die ein solches allein gewähren konnte, die hauptsächliche Ursache jener zweideutigen und schwächlichen auswärtigen Politik zu suchen sei.

Karl I. war indessen entschlossen, so bald nicht auf's neue ein Parlament zu berufen, mit dem er drei Mal so üble Erfahrungen gemacht hatte. Seine Absicht gieng dahin, gestützt auf die dehnbaren Befugnisse weltlicher und kirchlicher Gewalten, die königliche Macht den absoluten Regierungen jenseits des Kanals innerlich anzunähern. In diesem Sinne hatte das grosse Wort, welches Sir Robert Phelips im Parlamente von 1625 hatte fallen lassen: „Wir sind die letzte Monarchie in der Christenheit, die ihre ursprünglichen Rechte und ihre alte Verfassung bewahrt hat“: eine tiefe, historische Bedeutung (2). Strebten die Gemeinen über diese alte Verfassung selbst schon mit mehr oder weniger Bewusstsein hinaus, liess sich über das formale Recht in diesem und jenem Fall streiten, sie vertraten dennoch jenes ursprüngliche Recht des Volkes, das durch keine Zeit verjähren konnte, und durch dessen zähe Vertheidigung sie mittelbar noch mehr als die Zukunft allein des eigenen Vaterlandes bestimmten. Mit

ihrem Widerstande hatte der König nun auf Jahre hinaus nicht mehr zu rechnen, und die Bahn für die Einführung unumschränkter Monarchie schien frei zu sein. Das Privy-Council, schon längst zu einem formlosen Kabinetsrath geworden, als Mittelpunkt der ganzen Regierung, dehnte seine unbestimmten Befugnisse in einer Weise aus, welche die Landesverfassung gänzlich zu beseitigen drohte. Seine Verordnungen, die schonungslos selbst in das Privatrecht eingriffen, „befahlen, was durch Gesetze nicht befohlen, und verboten, was durch Gesetze nicht verboten war“. Seine diskretionäre Strafjustiz, vom Bedürfnis früherer Zeiten gefordert, mit Umgehung des nationalen Instituts der Geschworenen, in der Sternkammer (1) ausgeübt, diente zu gleicher Zeit dazu, den ungesetzlichen Verordnungen Gehorsam zu erzwingen und die Staatskasse zu bereichern. Büssung und Zwangssteuer, Internirung und Ausweisung, Haussuchung und Verhaftung, Straferkenntnisse auf Geldzahlung von kleinen Summen bis zu Tausenden von Pfunden, auf Gefängnis von kurzer Dauer bis auf Lebenszeit, auf Ausstellung am Pranger und öffentliches Auspeitschen, auf Abschneidung der Ohren und Aufschlitzen der Nase: Das alles war auf die Thätigkeit der einen Behörde zurückzuführen, welche ihre Verordnungsgewalt in derselben Weise missbrauchte wie ihre Administrativ-Justiz, für welche keine der Bürgschaften von Freiheit und Eigenthum des Engländers vorhanden, und von der eine Appellation an eine höhere Instanz nicht möglich war.

Die grossen ausnahmsweise bestehenden Provinzial-Behörden, dem Muster des Privy-Council angepasst, einst durch besondere örtliche Verhältnisse hervorgerufen, waren gleichfalls geeignete Mittel, um die üblichen Formen der Verwaltung, des gemeinen Rechts und der volksthümlichen Rechtspflege zu durchbrechen. Energischen Inhabern wurden durch die Summe von Gewalten, die mit diesen Aemtern verknüpft waren, zweischneidige Waffen in die Hand gegeben, gleich fähig, zum gemeinen Besten wie zum Unheil verwandt zu werden. Schon machte sich an der Spitze einer dieser Behörden, als Lord-Präsident des Rathes des Nordens, der

Mann einen grossen Namen, dessen Vergangenheit nicht auf diese Laufbahn gedeutet hatte, dessen Zukunft Höheres barg: Thomas Wentworth, der spätere Graf Strafford.

In den ersten Jahren der parlamentslosen Zeit traten allerdings die Massregeln der absoluten Verwaltung noch nicht in solcher Schärfe hervor wie in den späteren. Es war noch nicht nöthig, auf Processe zu rechnen, um verurtheilen zu können und auf Verurtheilungen, um die Strafsummen möglichst hoch zu schrauben. Den Bedürfnissen des Staates wurde vorzüglich durch Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes genügt, über dessen Bewilligung kein Einverständnis erzielt worden war, das der König trotzdem als ihm zuständig betrachtete(1). Vorzüglich die Kaufleute fanden darin einen Grund gerechten Missvergnügens. Aber bald tauchten neue ungesetzliche Forderungen auf, die ein Gefühl des Unwillens in weiteren Kreisen der Bevölkerung verbreiteten, und mit der Auflegung des Schiffsgeldes langten der Absolutismus der Krone und die Erregung der Massen auf ihrem Gipfel an (2).

Neben den Gewaltsamkeiten auf diesem Gebiet nahm das Kirchen-Regiment immer entschiedener einen Charakter an, der das Misstrauen breiter Volksschichten auf's äusserste herausforderte und den einzelnen im Besitz seiner theuersten Güter und Freiheiten gefährdete. Hier war William Laud das treibende Element. Der kleine, bewegliche Mann mit dem rothen Gesicht gelangte erst jetzt zur vollen Entfaltung seiner Pläne. Er versäumte nicht, mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit über seine Träume Buch zu führen, aber er verlor über persönlichen Stimmungen und Verstimmungen niemals die klaren und einfachen Ziele aus den Augen, die ihm vorschwebten. So häufig ihm der Widerspruch dieses und jenes Kollegen im geheimen Rath entgegentrat, so wusste er den König völlig für sich einzunehmen und einen Einfluss auszuüben, der weit über das eigentlich kirchliche Gebiet hinausgieng. Auf diesem selbst trat er auch äusserlich an die Spitze, als ihm nach dem Tode des Erzbischofs Abbot im Sommer 1633 der Sitz von Canterbury zu Theil ward. Von

jeder parlamentarischen Kontrole befreit und zugleich jeder Mitwirkung einer geistlichen Konvokation enthoben, des Vertrauens seines Herrn gewiss und von grösstem Eifer für seine Ideale erfüllt, arbeitete er unermüdlich mit den gleichgesinnten Genossen, um durch königliche Verordnungen, scharfe Aufsicht, Anmahnungen und Strafen den Zustand der Kirche in seinem Sinn zu ändern. Er hatte ein offenes Auge für manche ihrer Schäden, wie für die ungenügende Besoldung vieler Vikare, er suchte die gelehrten Studien mannichfach zu befördern, aber die Aufgabe seines Lebens war ihm jene „heilige Einigkeit", jene vollkommene Konformität auch im Aeusserlichen herzustellen, ohne die ihm die Kirche „allen Batterien des Teufels offen zu liegen" schien (1). Zelot, wie er war, begnügte er sich nicht mit jenen moralischen Mitteln, die er einst als unerlässlich für diesen Zweck angegeben hatte, sondern schrak vor der Billigung folterähnlicher Strafen nicht zurück. Auf's engste mit der Staatsgewalt verbündet, wie er sich wusste, hatte er nicht zu fürchten, von ihr gehindert zu werden, sondern konnte vielmehr ihren starken Arm in Anspruch nehmen, um mit den Feinden der wahren Religion auch die Gegner des Königs aus göttlichem Rechte zu treffen. Er nutzte die Verbindung, wie sie zwischen der anglikanischen Kirche und der monarchischen Gewalt bestand, in einer Weise aus, die beiden das gleiche Verderben heraufbeschwor. Alle Unbilden, die man vom Kirchenregiment zu erdulden hatte, waren nur unter Mitwirkung der Staatsmacht möglich, alle Rechtsbrüche, deren sich diese schuldig machte, fanden in den höchsten Dienern der Kirche ihre Vertheidiger.

Auf diese Weise gelang es dem neuen Prälatenthum, wie es in Laud verkörpert erschien, die Gegner seines Kirchenregiments und die Gegner der Willkürherrschaft zu einer festgeschlossenen Phalanx um das Banner des Puritanismus zu versammeln und im Puritanismus selbst gleichzeitig alle jene Antriebe mit verstärkter Kraft wieder aufleben zu lassen, die nacheinander seine Geschichte bezeichnet hatten. Einige der alten Gegenstände des Streites hatten eine Zeit lang als auf-

gegeben gelten können. Es hatte Jahre gegeben, in denen gegen Chorhemd und viereckige Kappe, gegen Ring und Kreuzeszeichen so gut wie gar kein Widerstand zu bemerken gewesen war. Der Streit um die kirchliche Verfassung, wie man sie in der Bibel als vorgeschrieben zu finden glaubte, hatte so gut wie ganz geruht, bis der Episkopat selbst mit seinen neuen Ansprüchen zu seiner Wiederaufnahme reizte. An Klagen über ungebührliche Ausdehnung der kirchlichen Disciplin, über Pfründenhäufung und Sinekuren, über Anstellung unfähiger Geistlicher und Nichtresidenz am Amtssitze hatte es niemals gefehlt. Die „sabbatharische Frage", der Streit um die Heilighaltung des Sonntags, der sich gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts erhoben hatte, war unter der Regierung Jakob's an einer Stelle mit grösserer Heftigkeit aufgeflammt. Der Kampf um die calvinistischen Grundlehren, welcher auch auf dem Felde des Dogmas die Puritaner unter die Waffen rief, hatte erst damals begonnen. — Die Massregeln Laud's brachten zu Wege, dass alle diese vereinzelten und zeitweise beruhigten Strömungen zu einer mächtigen und reissenden Fluth zusammenflossen.

Unzweifelhaft war Laud in mehr als einem Punkte seinen Gegnern an Freiheit der Anschauung überlegen. Aber die Art und Weise, mit der er sie zu dieser freieren Anschauung zu bekehren suchte, liess sie den besten Theil ihres Werthes verlieren. — Die Sonntagsfeier, wie der Puritanismus sie anstrebte, konnte nicht nach jedermanns Geschmack sein und war dem englischen Volksgeist von Haus aus etwas durchaus fremdes. Während die meisten, vom Hofmann bis herab zum Bauern, am Sonntag nach dem Gottesdienst sich einer heiteren, oft ausgelassenen Musse hingaben, und um den Maibaum das Lachen der tanzenden Paare, aus der Schenke der Jubel fröhlicher Zecher erscholl, flüchtete sich der ernste Puritaner am Tage des Herrn aus dem Getümmel der Welt in die stille Beschaulichkeit seiner eigenen, frommen Gedanken und empörte sich über die lärmenden Entweihungen des „Sabbath" durch seine Mitmenschen. Streitigkeiten über die Sonntagsfeier in Lancashire hatten 1618 König Jakob bewogen,

eine Deklaration, das s. g. Book of Sports, zu erlassen, worin nicht wenige Belustigungen aufgezählt waren, deren Genuss den Unterthanen Sonntags nach dem Gottesdienst gestattet und nicht von anderen durch Wort oder That behindert werden sollte. Der Befehl, welcher der gesammten Geistlichkeit des Landes zur Pflicht machte, die Deklaration von der Kanzel herab zu verlesen. hatte schon damals eine solche Aufregung hervorgerufen, dass er zurückgezogen werden musste. Die Gemüther schienen sich beruhigt zu haben, aber es bedurfte nur eines neuen Anstosses, um die Bewegung wieder hervorzurufen. In einer Zeit, da von oben herab so manches Beispiel der Frivolität gegeben wurde, und die Bande von Zucht und Sitte auch in den unteren Ständen sich vielfach lockerten, klammerten sich ernste Naturen um so fester an eine äussere Form der Selbstzucht und Entsagung, welche nichts mehr als die Willensstärke des einzelnen erforderte. Indessen liessen sich Reibungen zwischen den Bewohnern derselben Stadt, desselben Dorfes nicht immer vermeiden. Das Ideal der Keuschheit und Mässigkeit, welches die einen mit weltverachtender Strenge zu verwirklichen suchten, reizte den Spott ihrer Nachbarn. Der brausende Uebermuth, welchem diese zum Trotz alle Zügel schiessen liessen, gab jenen zu tugendstolzen Klagen und Beschwerden Veranlassung. Diese Gegensätze hatten sich in Somersetshire zu solcher Schärfe zugespitzt, dass richterliche Verfügung hier die Abstellung gewisser Kirchweihfreuden geboten hatte, durch welche Rohheit und Unsittlichkeit befördert worden waren. Die Verfügung war mit Umgehung der geistlichen Oberbehörde zur Veröffentlichung an die Pfarrer ergangen. Nicht genug damit, dass dieser Eingriff in das Gebiet des kirchlichen Beamtenthums seine Strafe fand: die Deklaration König Jakob's ward wieder hervorgesucht und der Pfarrgeistlichkeit in ganz England eingeschärft, sie zur allgemeinen Kenntnis zu bringen (18. Oktbr. 1633)(1). Puritanisch gesinnte Geistliche hatten vor einer Gemeinde, deren Mehrheit vielleicht im Herzen gleichfalls puritanische Ueberzeugungen hegte, von derselben Stelle, an der das Wort Gottes ertönte, mit vor Unwillen zitternder

Stimme zu verkündigen, dass Tanzen und Bogenschiessen, Springen und Schwingen, Mai-Spiele und Pfingst-Bier dem Tage des Herrn wohlanständig seien. Mochte der Geist, den die Deklaration athmete, unendlich freier sein als der Geist des Puritanismus: es war ein schwerer Gewissenszwang, die amtliche Stellung des Klerus in dieser Weise auszubeuten und die Vernachlässigung jenes Befehls zu einem strafwürdigen Verbrechen zu machen.

Ein gleiches Verfahren wurde in den dogmatischen Streitigkeiten eingehalten, die bis auf die letzten Jahre König Jakob's zurückgiengen. Die theologische Ansicht William Laud's strebte über die Schranken hinaus, in welchen der gläubige Calvinist, dessen Denken sich um das Geheimnis der Erwählung und Verwerfung bewegte, eine Stellung einnahm, die ihm selbst den höchsten Grad moralischer Sicherheit geben, aber zugleich zu einer unduldsamen Verachtung von Millionen von Mitmenschen führen konnte. Der Calvinismus mit seinem unerbittlichen Satze der Vorherbestimmung hatte Grosses geleistet, als es galt, im verzweifelten Ringen mit der wieder erstarkten Macht von Rom den Gegensatz zu ihren Principien bis in die äussersten Folgerungen schonungslos durchzuführen und den einzelnen mit einer todverachtenden Glaubens- und Siegesgewissheit zu erfüllen. Aber dieses Gefühl, das Leben als einen Kampf zwischen den Auserwählten und den Verworfenen zu betrachten und sich selbst in den furchtbaren Kreis eines ausschliessenden Dogmas gebannt zu denken, hatte bei vielen Naturen milderen und versöhnlicheren Anschauungen Platz gemacht. Der Arminianismus hatte in England eine neue Zuflucht gefunden, nachdem er in Holland zeitweise zurückgedrängt worden war. Die Männer der hochkirchlichen Partei hatten ihn in ihren Reihen freudig aufgenommen, mit dem Bewusstsein, ihn mit ihren übrigen Bestrebungen in Verbindung setzen und ihn als Waffe gegen den starren Puritanismus benutzen zu können. „Kein grösserer Dienst konnte dieser milderen Anschauung geleistet werden, als ihr zu gestatten, sich auf dem Wege der Ueberzeugung Bahn zu brechen. Kein grösseres Unrecht konnte ihr zu-

gefügt werden, als ihr Macht zu geben, ihre Gegner mit Gewalt zum Schweigen zu bringen" (1). Eben dies war aber geschehn, sobald die Staatsgewalt für diese Ansicht gewonnen worden war. Jakob hatte 1622 nicht in Form eines Rathschlags, sondern eines Befehls verkünden lassen, dass „kein Prediger unter dem Range eines Bischofs oder Dechanten sich künftig erkühnen solle, vor einer Zuhörerschaft aus dem Volke über die tiefen Fragen der Prädestination, Erwählung, Verwerfung oder der Universalität, Wirksamkeit, Widerstehlichkeit oder Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade zu predigen" (2). Ein Schrei der Entrüstung hatte sich unter den Puritanern erhoben. Das Wort Gottes zu predigen und auszulegen sei ein heiliges Recht des Christen, und die höheren Würdenträger der Kirche seien nicht allein mit der Fähigkeit richtiger Einsicht begnadet. Auch sah man die Unparteilichkeit nur dem Scheine nach gewahrt, da bei Besetzung der höheren Stellen nun auch auf die gewünschte dogmatische Richtung geachtet ward. In der That schloss das Beiwort „orthodox" in der Liste Laud's auch die Bedeutung „arminianisch" in sich ein. Je mehr er zu Einfluss gelangte, desto sichtlicher wurde das Eindringen des arminianischen Elements in den Kirchendienst gefördert. Bei der Besetzung vakanter Bisthümer und Dechaneien, bei der Vergabung königlicher und bischöflicher Pfründen wurden arminianisch Gesinnte entschieden bevorzugt. Die 1628 erlassene Deklaration, welche dem officiellen Druck der neununddreissig Artikel vorgesetzt worden war, hatte auf's neue das Verbot, streitige Dogmen in Wort oder Schrift zu berühren, eingeschärft und der Konvokation des Klerus unter Vorbehalt königlicher Erlaubnis Gegenstände der Art überwiesen. Eben gegen diese Deklaration, die während seines Recesses erlassen worden war, hatte das Parlament noch die leidenschaftlichsten Angriffe richten können, aber allen Verwünschungen zum Trotz blieb sie bestehn, und ihre Uebertretung wurde schwer geahndet. Hervorgegangen aus dem ehrlichen Wunsche, „faktiöse" Bewegungen zu beruhigen, erschien sie selbst als Aeusserung einer Faktion. Es war erreicht worden, dass man die Theologie

William Laud's und seiner Genossen als untrennbares Glied eines verhassten kirchlich-politischen Systems betrachten musste. Wie Arminianismus und Papismus als ziemlich gleichbedeutende Worte gebraucht wurden, so galt der grossen Masse der Glaube an die unbedingte Prädestination und der Widerstand gegen die Gelüste der Absolutie als unzerreissbares Symbol ein und derselben Gesinnung.

Das grösste Gewicht indessen legte das herrschende Kirchenregiment auf die strenge Beobachtung jener äusseren Formen, durch die es dem einzelnen die Einwirkung der vermittelnden Kirche bei jedem Schritt seines Lebens zum Bewusstsein zu bringen und das Amt des vermittelnden Priesters selbst zu einer geheimnisvollen Erhabenheit zu steigern gedachte. Alle die antiquarischen und ästhetischen Neigungen der hochkirchlichen Schule kamen hier zur Verwendung. Alle Hebel wurden angesetzt, um jene „Uniformität und Decenz", jene „Schönheit der Heiligkeit" durchzuführen, wie der Laud'sche Lieblingsausdruck für diese Seite seines Systemes lautete. Nicht nur, dass mit lobenswerther Sorgfalt auf die Herstellung verfallener Kathedralen und Kirchen gedrungen, auf Ordnung und Würde beim Gottesdienst gehalten wurde: der ganze künstlerische, auf sinnliche Wirkung berechnete Apparat wurde wieder heraufbeschworen, von welchem für das rigorose Gefühl des Puritanismus ohnehin noch allzu viele Reste vorhanden waren. Das Innere der Gotteshäuser wurde durch eine Fülle von Bildern, Schnitzereien und Figuren geschmückt. In bunten Fenstern brach sich das gedämpfte Licht. Krucifixe und die Gestalt der Mutter Gottes tauchten wieder auf. Ueberall hatte sich in der östlichen Nische des Chores der geweihte, mit Schranken umgebene Hochaltar zu erheben, dem durch Kniebeugung in den Kathedralen Ehrfurcht zu erweisen war. Wie Kirchen und Kapellen, so wurden die dem Kultus dienenden Geräthschaften, vor allem die Abendmahlsgefässe, geweiht. Hie und da glich das Bild, welches sich dem Beschauer des erzbischöflichen Gottesdienstes bot, die zahlreichen Verneigungen, Elevationen und Adorationen, die Ceremonieen des geschmückten Würdenträgers

und seines geistlichen Gefolges, der Glanz der brennenden Kerzen in prunkvollem, von Orgelton und Chor-Gesang durchbraustem Raume, ganz und gar dem blendenden Schauspiel, das an den berühmten Kultusstätten der alten Kirche die überwältigten Sinne berauschte. Die Formen des Messopfers erschienen nachgeahmt. Laud machte kein Hehl daraus, dass der Altar die heiligste Stätte der Wohnung Gottes auf Erden sei, heiliger als die Kanzel, „denn dem Leibe des Herrn gebühre eine grössere Verehrung als dem Worte des Herrn"(1). Auch wurden an hoher Stelle Coelibat und Ohrenbeichte mitunter warm empfohlen.

Man ist heute der Mühe überhoben, die Nichtigkeit der Anklage nachzuweisen, welche am meisten dazu beigetragen hat, Laud's tragisches Schicksal herbeizuführen und den Verdacht zu entkräften, dessen blinde Gewalt nicht am wenigsten dazu mitgewirkt hat, auch den König zu Fall zu bringen. Laud hat nicht daran gedacht, den Katholicismus als Landes-Religion zurückzuführen, und der König war weit entfernt davon, sich bekehren zu lassen. Wenn man in Rom eine Zeit lang mit solchen Hoffnungen sich trug, so musste man bald die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung einsehn. Der Kleriker, welcher einst gegen den Jesuiten Fisher die protestantische Religion vertheidigt hatte, liess sich auch durch die Aussicht auf den Kardinals-Hut nicht verlocken. Der Herrscher, welcher sich als Mensch und König durch zahlreiche Schranken in seinem Denken vom römischen Pontifikat und dessen Lehren getrennt sah, erklärte dem päbstlichen Agenten offen: „Zu einem Papisten werdet ihr mich nicht machen." Allerdings für Karl I. wie für Laud war der Gegensatz zum Katholicismus durchaus nicht von gleicher Stärke wie für die grosse Masse des Volkes. Der Pabst war ihnen nicht mehr der Antichrist, und Rom nicht mehr das apokalyptische Thier. Mit dem Erzbischof urtheilten nicht wenige Glieder der vornehmen, feingebildeten Gesellschaft, dass die anglikanische und die römische Kirche „nicht in wesentlichen, sondern nur in nebensächlichen Dingen" verschieden seien, und bei denjenigen, welche nicht geradezu im sicheren römischen Hafen nach

stürmischer Lebensfahrt ankerten, brach der Gedanke einer höheren Einheit sich Bahn. Aber sie waren noch nicht im Stande, sich jene höhere, humane Einheit als möglich zu denken ohne die Einheit äusserer Zeichen, der sie mit Bewusstsein zustrebten. Indem sie sich von der Unduldsamkeit der bisherigen Ueberlieferung freizumachen suchten, liessen sie sich selbst zu den grausamsten Zwangs-Massregeln fortreissen, um jede Abweichung von ihren Geboten zu unterdrücken. Indem sie zwischen der Unfehlbarkeit von Rom und der Unfehlbarkeit von Genf einen Mittelweg zu finden strebten, erklärten sie das System ihrer eigenen Erfindung für unfehlbar, das weder katholisch war, weil es die Spitze des Pabstthums verschmähte, noch reformirt, weil es unentbehrliche Grundpfeiler der Reformation umzureissen drohte..

Es sind nur zu oft die irrigen Ideen, welche die treibenden Kräfte der Geschichte bilden. Die Masse des englischen Volkes war im Irrthume, wenn sie Laud für einen verkappten Papisten und den König für geneigt hielt als reuiges Glied in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Aber dieser Irrthum bestimmte mehr als alles sonst die Geschicke der Nation, und es gab Anzeichen genug, die ihn als unwiderlegliche Wahrheit erscheinen lassen konnten. Im Dogma wurde die äusserste Spitze, zu der die Reformation im Kampf gegen Rom sich geschärft hatte, gewaltsam abgebrochen. Im Ritus wurde die engste Annäherung an das katholische Muster erzwungen. In der Verfassung der Kirche trat das priesterliche Element mit unerhörten Ansprüchen auf. Verhandlungen zwischen der Kurie und den Leitern von Staat und Kirche fanden Statt, und dass man ihren wahren Charakter nicht kannte, gab dem Misstrauen einer reizbaren Bevölkerung den weitesten Spielraum. Einem Agenten der katholischen Königin in Rom entsprach ein Agent des Pabstes am Hofe. Richard Smith, Titular-Bischof von Chalcedon, übte in Lancashire in voller Freiheit und mit allem äusseren Pomp aus päbstlichem Auftrag bischöfliche Gerichtsbarkeit(¹). Die ausländischen Jesuiten-Seminare sandten zahlreiche, eifrige Zöglinge zu Zwecken der Propaganda über den Kanal, und am Sitze der

päbstlichen Macht widmete man dem Seelenheil der Ketzer von der fernen Insel eine besondere Sorgfalt. In der That vermehrten sich die Uebertritte zum Katholicismus von Jahr zu Jahr. Vornehme Engländer, die den heimischen Boden als überzeugte Protestanten verlassen hatten, kehrten nach einem Besuch der romanischen Länder mit den Gefühlen eines Mortimer zurück. In England selbst verstanden nicht selten die zarten Hände hochgestellter Damen das Netz der Bekehrung auszuwerfen. Die Weston, Windebank, Cottington, Porter und vor allen Sir Kenelm Digby und Sir Toby Matthews waren entweder offene oder heimliche Anhänger und Förderer des Katholicismus, und wenn nicht alle, die dieser Genossenschaft angehörten, die wichtigsten Staats-Aemter inne hatten, so wurde durch sie doch bei Hofe der mächtigste Einfluss ausgeübt.

Nichts konnte der Sache der Gewissensfreiheit gefährlicher sein als der finstre Argwohn, den ein Ueberblick aller dieser Erscheinungen in den Herzen der Puritaner erregte. England hatte in den Zeiten, da politische und religiöse Gegensätze sich zu decken schienen, eine unsühnbare Schuld gegen diejenigen seiner Söhne auf sich genommen, deren einziges Verbrechen darin bestand, der alten Kirche treu zu bleiben. Flammten auch keine Scheiterhaufen mehr auf, so bestand das System der schweren Geldstrafen für die Rekusanten und der Verfolgung katholischer Priester gesetzlich noch fort. Seit den geheimen Versprechungen, die Karl I. in seinem Ehe-Vertrage zu Gunsten der englischen Katholiken gemacht hatte, waren diese Gesetze, je nach der politischen Lage und dem financiellen Bedürfnis, milder oder strenger ausgeführt worden, und die letzte Rücksicht scheint in der Zeit des parlamentarischen Interregnums niemals ihren Werth verloren zu haben. Aber alles in allem hatte sich doch die Lage der katholischen Unterthanen ausserordentlich gebessert. An manchen Orten konnten sie ungestört Gottesdienst halten, ihre Priester wurden nicht mehr verfolgt, die Geldstrafen häufig gemindert oder erlassen. Sie versicherten niemals bessere Zeiten gesehen zu haben, obgleich das Dasein der

alten Gesetze ihnen noch immer gerechten Grund zu schweren Besorgnissen gab. Aber auch dies Mal war ihr Unglück, dass ihre gute Sache in der engsten Verknüpfung mit anderen Interessen erschien, welche die schlechtesten Bundesgenossen im Kampfe um die Glaubens- und Kultus-Freiheit sein mussten.

Als der spanische Gesandte Gondomar unter Jakob I. die unterdrückten Rechte seiner Glaubens-Genossen vertrat, hatten sie einen Beschützer gewonnen, der den Zwiespalt des Königs und des Parlamentes das „grösste Glück" nannte, das sich seit dem Auftreten des Ketzers Luther ereignet habe, der den Staatslenkern an der Themse den Plan einer Theilung der Niederlande unterbreitete, und dessen verstecktes Ziel die Rekatholisirung von England bildete. Als unter dem Kirchenregimente Laud's eine gewisse Erleichterung eintrat, war sie demselben Manne zu verdanken, der die Lehre vom leidenden Gehorsam der Unterthanen verkündigte, der verdächtige Neuerungen auf dem Gebiet des religiösen Lebens einführte, und dessen Duldsamkeit auf der einen Seite im bedenklichsten Gegensatz zu seiner Unduldsamkeit auf der anderen erschien.

In der That sahen sich die Anhänger des Puritanismus in der Geistlichkeit immer schwereren Bedrückungen ausgesetzt, und die Laienschaft, die ihre Gesinnungen theilte, immer heftiger durch das herrschende System verletzt. Die Bischöfe der beiden Kirchen-Provinzen, in die das Land zerfiel, hatten durch Visitationen die strengste Aufsicht über den kirchlichen Zustand ihrer Diöcesen zu üben und auf strikte Einhaltung der vorgeschriebenen Formen zu achten. Zum grössten Theile Anhänger der Laud'schen Richtung, giengen sie meistens mit dienstbeflissenem Eifer an's Werk. Ihr inquisitorisches Verfahren erstreckte sich auch auf Glieder des Laienstandes. Die Kirchenvorsteher der einzelnen Kirchspiele wurden eidlich verpflichtet, sich an die Frage-Bogen zu halten, in denen die Visitations-Artikel verzeichnet waren, und unter den 897 Fragen, deren Beantwortung Bischof Wren von Norwich forderte, war noch nicht die geringste, ob die Pfarrkinder beim Kommen und Gehen sich gegen den Chor

hin verneigten, und ob die Gräber in der Richtung von Ost nach West gegraben, und die Leichen mit dem Kopf nach Westen gelegt seien[1]. Viele der Kirchenvorsteher weigerten sich, den verlangten Eid zu leisten, und fortan wurde nicht nur diese Weigerung, sondern auch der Versuch, sie in Wort oder Schrift zu rechtfertigen, ein neuer Gegenstand der Strafe.

Die bischöfliche Jurisdiktion trat der Visitation ergänzend zur Seite. In jener Diöcese von Norwich sollen im Zeitraum von zwei Jahren und vier Monaten fünfzig Geistliche abgesetzt oder mit schweren Strafen belegt worden sein. Die Laienschaft sah sich in unzähligen Fällen, von Erbschafts- und Ehe-Processen bis zu Streitigkeiten über Kirchenstühle und Stol-Gebühren den Erpressungen der geistlichen Gerichtsbarkeit Preis gegeben, und die kirchliche Strafgewalt dehnte sich in demselben Masse aus, in dem es praktisch erschien, die Pönitenzen in Geldbussen umzuwandeln. Auf anderen Gebieten konnte Laud selbst eingreifen, wie er denn seit 1630 Kanzler von Oxford war und einige Jahre später das Recht erlangte, als Metropolitan die beiden Universitäten zu visitiren.[2] Aber der Haupthebel seiner Macht wurde jener hohe Kommissionshof, der einst unter Elisabeth seine definitive Gestalt erhalten hatte, und bei dessen Verfolgung von „Ketzereien, aufrührerischen Büchern, Ungehorsam, Verschwörungen, falschen Gerüchten, verläumderischen Worten gegen Supremats- und Uniformitäts-Akte etc." die grausamen Formen des reinen Inquisitions-Processes zur Anwendung kamen[3]. Es waren zum Theil dieselben Männer, welche hier und in der Sternkammer sassen, und beide Tribunale griffen durch ihre Thätigkeit ergänzend ineinander ein. Der alte Kampf zwischen Juristen und Klerus über die Kompetenz der geistlichen Gerichtsbarkeit schien auf allen Stufen ganz und gar zu Gunsten des letzteren entschieden zu sein. Wie das Schwert der Staatsgewalt nicht säumig war, auszuführen, was der Mund des geistlichen Richters gesprochen hatte, so suchten die geistlichen Tribunale den Kreis ihrer Befugnisse rücksichtslos zu erweitern.

Von den Fällen barbarischer Straf-Justiz aus den ersten Jahren der Laud'schen Epoche machte derjenige Alexander Leighton's ein ausserordentliches Aufsehen. Leighton war ein Schotte von Geburt, trat in seiner Heimat in den geistlichen Stand, hatte aber ausserdem in Leyden den medicinischen Doktorgrad erworben. Nach London verschlagen, scheint er sowohl eine kleine religiöse Privat-Gemeinde um sich versammelt, wie auch ärztliche Praxis ausgeübt zu haben, aber das eine wie das andere suchte man ihm unmöglich zu machen. Im Jahre 1628 wurde er zum Fürsprech einer Anzahl von Männern, die ihn „wegen der besten Art dem Parlament ihre Beschwerden vorzulegen“ um Rath gefragt hatten. Er erfüllte sie mit der Ueberzeugung, dass nur eine Abschaffung des ganzen bischöflichen Systems das Heil bringen könne, gewann sich, wie er lange nachher rühmte, für eine darauf gerichtete Petition ein Paar hundert Unterschriften und besorgte in den Niederlanden den Druck jener Schrift, welche seine Ansichten näher darlegte und ihn zum Märtyrer machte. In diesem „Appell an das Parlament oder Sion's Klage gegen Prälatenthum“ waren die leidenschaftlichsten Angriffe gegen die Bischöfe und den bischöflichen Stand, Schmähungen der Königin, „der Tochter Heth's“, Freudenbezeugungen wegen Buckingham's Ermordung aneinandergereiht. Ein erstes Zeichen des wieder erwachenden Presbyterianismus, der seit Jahren in England geschlummert hatte, zog das Libell des fanatischen Schotten die Aufmerksamkeit der herrschenden Gewalten besonders auf sich. Als der Autor im Juli 1629 nach England zurückkehrte, war das parlamentarische Interregnum angebrochen. Am 17. Februar 1630 wurde er auf einen von Laud unterzeichneten Haftbefehl des hohen Kommissionshofes hin ergriffen und funfzehn Wochen lang in einer ungesunden Zelle gefangen gehalten. Am 4. Juni fand die Verhandlung vor der Sternkammer Statt. Dass der Angeklagte die ganze Urheberschaft des Pamphletes auf sich allein nahm und sich weigerte, irgend einen der Anstifter und Mitwisser zu nennen, hat der einstimmig gefällten Sentenz jenen abschreckenden Charakter barbarischer Härte gegeben. Das

Urtheil lautete auf lebenslängliches Gefängnis, Zahlung einer Strafsumme von 10,000 Pf. St., Degradirung, Auspeitschen am Pranger, öffentliche Brandmarkung des Gesichtes, Aufschlitzen der Nase, Abschneiden der Ohren, und dies, um die Quälerei zu verstärken, zu verschiedenen Terminen. Nachdem der Spruch verkündet worden war, entblösste Laud sein Haupt, um Gott mit erhobenen Händen für diesen Sieg zu danken. Den Abend vor dem 5. November, welcher für den Beginn der Marterung bestimmt war, gelang es Leighton mit Hülfe von Freunden in einer Verkleidung zu entfliehen. Vierzehn Tage darauf wurde er wieder gefasst, und man zögerte nicht, mit peinlicher Genauigkeit dem Richterspruch gemäss zu verfahren. Als ihm das lange Parlament nach zehn Jahren die Freiheit wiedergab, konnte er kaum gehen, sehen und hören(1).

Es dauerte geraume Zeit, bis dieses Beispiel von Brutalität erneut wurde, aber wenn hier die Art der Strafe den tiefsten Eindruck hervorgebracht hatte, so trug die Masse der Heimsuchungen nonkonformistischer Kleriker, welche von Jahr zu Jahr stärker anschwoll, die Wirkung der bischöflichen Kirchen-Politik gleichfalls in die weitesten Kreise. Man hätte eine gewaltige Namensliste anzufertigen, um alle Opfer der geistlich-weltlichen Verfolgung aufzuzählen. Der eine hatte gesündigt, weil er über die „fünf Punkte“, der andere, weil er gegen die Bilder gepredigt hatte, dieser, weil er sich geweigert, bei Nennung des Namens Jesus das Knie zu beugen, jener, weil er einer Verlesung des „book of sports“ ausgewichen war. Glücklich, wer mit Geldstrafe oder zeitweiliger Enthebung vom Amte davon kam. Wie viele wurden ihrer Pfründen gänzlich beraubt, für Monate in's Gefängnis geworfen und mit ihren Familien dem Elend Preis gegeben. Auf diese Weise wurde alles gethan, um „die Kirche mit Glauben und Milde zu einer heiligen Einheit zusammenzuschmieden“(2) und jeden puritanischen Auswuchs abzuschneiden. Es gab eine Klasse von Geistlichen, durch welche der Puritanismus hoffen mochte, seine Ideale zu retten. Das Institut der Lecturers, denen nach Unterschreibung des Supremats, des Common-prayer-book und der 39 Artikel von

den geistlichen Behörden Licenz ertheilt wurde, war zur Zeit Elisabeth's emporgekommen und hatte manchem, der durch Uebernahme einer ständigen Seelsorge leicht mit seinem Gewissen in Konflikt kommen konnte, die Möglichkeit zur Ausübung des geistlichen Berufes gegeben. Die feurige, zwanglose Predigtweise der Lecturers fand unter einer puritanisch gesinnten Bevölkerung grossen Anklang. Sie zogen im Lande umher, predigten in den Städten, namentlich an den Markttagen und Sonntagnachmittagen, und bildeten im Dienst einzelner Familien oder Korporationen gefährliche Nebenbuhler für die bepfründete Pfarr-Geistlichkeit. Im Jahre 1626 hatten sich zwölf Puritaner, Geistliche, Juristen und reiche Kaufleute, zu einer Compagnie vereinigt, deren Zweck war, impropriirte Pfründen([1]) aufzukaufen, damit man über eine Anzahl von Stellen verfügen und einen Theil der Einkünfte zur Besoldung von Lecturers, als Reiseprediger, aufwenden könne. Aber Laud's scharfes Auge hatte die drohende Gefahr nicht übersehen. Den Aufkauf von Impropriationen zu verhindern, war einer der Vorsätze, den er in sein Tagebuch niederschrieb. Auch wurde jene Gesellschaft 1632 aufgelöst, und das von ihr angesammelte Kapital konfiscirt. Und schon Ende 1629 waren die schärfsten Instruktionen zur Beaufsichtigung der Lecturers ergangen, „dieser Kreaturen des Volkes, — wie sie in dem ursprünglichen Entwurf genannt werden, — die die Blasebälge seiner Empörung aufblasen“([2]). In der That wurde eine systematische Verfolgung der Lecturers mit den bekannten Mitteln eingeleitet und siegreich durchgeführt.

Auf allen Seiten angegriffen, in ihren Pfarreien, während ihrer Wanderung durch das Land, bis in's Innere des Familien-Lebens von dem wachsamen Auge der geistlichen Oberen verfolgt, in Burgen und Schlössern vornehmer Gesinnungs-Genossen, in den gastlichen Häusern wohlhabender Bürger vor dem Späherblick der Häscher nicht sicher, in beständiger Gefahr, ihres Gutes, ihrer Freiheit beraubt, wo nicht gar schmählich verstümmelt zu werden, sahen viele der puritanischen Prediger kein anderes Mittel zur Rettung vor

Augen, als ihr Vaterland zu verlassen und Stätten aufzusuchen, wo sie von hoher Kommission und Sternkammer nicht erreicht werden könnten. In mehr als einer der norddeutschen und niederländischen Städte waren seit langer Zeit englische Kaufmanns-Gesellschaften ansässig, denen eigene Kapläne dienten. Vor allem war es Holland, das ein Asyl für die Vertriebenen wurde, an zahlreichen Orten die Bildung englisch-schottischer Gemeinden nach calvinistischem Muster duldete und selbst independentischen Kongregationen Schutz gewährte. Und schon waren jenseits des Oceans jene kolonialen Gründungen begonnen worden, denen die politische und kirchliche Gewaltherrschaft der Heimat immer neue Kräfte zuführte.

Jahr für Jahr sammelten sich die Schaaren der Auswanderer in den englischen Hafenstädten, und die Regierung sah sich bald veranlasst, scharfe Massregeln gegen den freien Abzug von Nonkonformisten zu treffen, so sehr es in ihrem Interesse gelegen hätte, den Gährungsstoff aus dem Lande selbst zu entfernen. Aber sogar jene fernen Gebiete suchte Laud seinem Willen zu unterwerfen. Es wurde 1634 dem geheimen Rathe eine Vorlage unterbreitet, nach der nur solche Geistliche bei den englischen Regimentern und Kaufmanns-Gesellschaften im Auslande zugelassen werden sollten, die sich in allen Dingen der Staatskirche konformirt hätten. Auch sollte jeder Geistliche zur Verantwortung gezogen werden, der als englischer Unterthan, wenn schon in irgend einem Lande jenseits des Meeres, durch Wort oder Schrift die Staatskirche angriffe. Im Sinne dieser Vorschläge richtete Laud selbst einen warnenden Brief an die Kaufleute von Delft(1). Bemühungen der Art blieben Dank der weiten Entfernung und der Toleranz der Niederländer erfolglos. Um so unnachsichtiger verfuhr Laud in seinem eigenen Machtgebiet gegen die Gemeinden holländischer und wallonischer Kaufleute und Handwerker, die seit langer Zeit in England angesessen, ihren eigenen Kultus ausübten und sich hiefür auf frühere Freibriefe beriefen. Die scharfen Verordnungen, nach denen die in England geborenen Kinder der

Fremden sich der anglikanischen Kirche konformiren sollten, hatten zur Folge, dass zahlreiche dieser gewerbthätigen, wohlhabenden Familien das Land verliessen. Man rechnet, dass allein aus der Diöcese Norwich an dreitausend Wollen- und Tucharbeiter auswanderten (1). Vollends die zerstreuten kleinen Konventikel von Separatisten, die sich aus der grossen puritanischen Masse noch aussonderten, mochten sie als Brownisten. Anabaptisten, Fanatiker oder wie sonst gebrandmarkt werden, hatten auf keine Gnade zu rechnen. Sie gehörten fast durchgängig den niederen Ständen an und versammelten sich in ärmlichen Schlupfwinkeln der Vorstädte von London und in einigen anderen Orten des Landes, woselbst sie die im Dienst der Kirche arbeitende Polizei unschwer aufzuspüren im Stande war (2).

Es war eine nothwendige Ergänzung der Bestrebungen Laud's, dass er sein Ideal kirchlicher Konformität auch in Schottland und Irland zu verwirklichen suchte. Schon war es unter Jakob gelungen, im Kampfe mit dem Presbyterianismus seines Erbreiches dort eine Organisation herzustellen, die mehr als den blossen Titel von Erzbischöfen und Bischöfen zurückführte, und durch Aufdrängung der fünf Artikel von Perth im Rituellen wenigstens auf dem Papier ein Stück des strengen Calvinismus verschwinden zu lassen. Aber die mangelhafte Durchführung dieser Artikel zeigte deutlicher als alles sonst, welche Widerstandskraft dem schottischen Presbyterianismus innewohnte. Sobald Laud zu Ansehen gekommen war, machte er seinen Einfluss geltend, um diesen Widerstand zu brechen. Bei Gelegenheit des Krönungsbesuches Karls, in dessen Begleitung auch Laud erschien, im Sommer 1633, musste man in Edinburg die Formen des anglikanischen Rituals bemerken. Das bischöfliche Element, wie es in bevorzugter Stellung dem Parlament eingefügt worden war, fand auch im geheimen Rath von Schottland eine starke Vertretung. Ein neues Bisthum von Edinburg wurde geschaffen. Ein höchster geistlicher Gerichtshof war in Thätigkeit, dessen Charakter dem der hohen Kommission für England angenähert war. Die kirchlichen General-Versammlungen

kamen in Abgang, der Adel hatte für seinen Einfluss, für den Besitz der in seine Hand gefallenen Kirchengüter zu fürchten, die Geistlichkeit für die Freiheit des Wortes und die Unabhängigkeit ihrer Stellung, und die ganze Masse des Volkes für die alten Gebräuche, die sie bereit war, mit ihrem Leben zu vertheidigen.

In Irland bestand eine bischöfliche Kirche, deren äussere Organisation sich stattlich genug ausnahm. Aber nicht nur, dass die überwältigende Masse der Bevölkerung, von nationalem und religiösem Hass durchglüht, mit grimmigen Blicken das aufgedrungene Geschöpf räuberischer Eroberung betrachtete, diese Kirche selbst, die kaum über 200.000 Bekenner gebot, entsprach sehr wenig den Laud'schen Idealen. Ihre materielle Lage war die elendeste, da die Laien bei der Säkularisation den Löwen-Antheil für sich genommen hatten, ihre Aufgabe des Unterrichts und der Seelsorge war äusserst vernachlässigt, ihre Jurisdiktion gegenüber der mächtigen, katholischen Volkskirche wenig mehr als ein blosses Wort, und beim Ausbau ihrer Verfassung, ihres Kultus und ihres Dogmas hatte sie Eigenthümlichkeiten angenommen, die sie sehr bedeutend von der bischöflichen Kirche Englands unterschieden. Der Einwirkung hinübergewanderter presbyterianischer Schotten und englischer Puritaner war es zu danken, dass die Bischöfe auf manchen ihrer Ansprüche verzichteten, und dass die Artikel vom Jahre 1616 bei weitem freier von Anklängen an das Alte waren als die 39 Artikel der Kirche von England. Auch hier beschloss Laud einzuschreiten. Männer aus seiner Schule, Anhänger der hochkirchlichen und arminianischen Grundsätze erhielten gegenüber starren Calvinisten bei Vergabung der Kirchen-Aemter den Vorrang. Der Plan einer würdigeren Ausstattung der dortigen Kirche wurde gefasst. Vor allem der Gedanke, die irischen Artikel von 1616 abzuschaffen und durch die 39 Artikel zu ersetzen, gieng seiner Verwirklichung entgegen.

Man sieht, zu wie umfassender Bedeutung die Bestrebungen Laud's und seiner Genossen sich steigerten. Ob er selbst daran gedacht hat, das Erzbisthum von Canterbury

zu einem Patriarchat der britannischen Inseln zu erweitern, bleibt ungewiss, unzweifelhaft bemühte er sich, die kirchliche Einheit wie in England so in Schottland und Irland nach Kräften herzustellen. Die Idee eines grossbritannischen Reiches wurde, wie bereits unter Jakob, durch die Tendenzen des Prälatenthums befördert, und diesem selbst eben deshalb auch bei der äussersten Steigerung seiner Ansprüche die thätige Beihülfe der Staatsmacht gesichert. Denn wie hoch sich auch immer die bischöfliche Gewalt erhob, sie blieb nach wie vor der königlichen untergeordnet, bereit, das absolutistische Verfahren der Monarchie aus Gehorsam und Interesse zu vertreten.

Inmitten der ineinandergreifenden Bestrebungen von Kirche und Staat stand der Hof. So locker die Sitten und die Sprache der Gesellschaft auch sein mochten, die sich hier versammelte, so bot er doch nicht mehr das grelle Bild der Zuchtlosigkeit, wie zur Zeit Jakob's, in welcher der französische Gesandte Tillières, der keinen Grund hatte, den Moral-Prediger zu spielen, sich scheute, die Dinge, die er zu sehen bekam, in wahrheitsgetreuen Ausdrücken wiederzugeben, weil es unmöglich sei, sie vor keuschen Ohren auszusprechen (¹). Karl I. galt für ein Muster häuslicher Moralität, eine vornehme, gemessene Art kennzeichnete sein Auftreten. Aber man hatte schon übergenug Erfahrungen darüber sammeln können, dass ihm für das Sittliche im höheren Sinn der Massstab fehle, und dass der äusserliche Anstand nur die Maske eines ungezügelten Eigenwillens sei. Ein tief unwahrer Zug beherrschte sein ganzes Wesen, und je weniger starke Leidenschaften und ein weitreichender Verstand ihm zu Hülfe kamen, desto mehr gewöhnte er sich daran, in absichtlichen Zweideutigkeiten ein erlaubtes Mittel zu erblicken, um sich aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu befreien. Ein Versprechen galt ihm als Nothbehelf und ein Wortbruch als erlaubte Waffe. Die Königin hatte in der ersten Zeit der Ehe, die durch so manche Streitigkeiten verbittert worden war, keinen politischen Einfluss ausgeübt. Erst mit den Jahren gelang es ihr bestimmend auf die Rathschlüsse ihres Gemahls einzuwirken, der ihr in aufrichtiger Neigung ergeben,

von ihrer geistvollen Lebendigkeit entzückt war. Vom Vorzug ihrer Religion wie von der Höhe des Herrscheramtes gleich innig überzeugt, musste sie für alle antipuritanischen Elemente die stärkste Stütze werden und in diesem Sinn beständig auf ihre Umgebung, auf den ganzen Hof zurückwirken. Hier liefen alle die Fäden zusammen, an welchen sich das Dasein dieser geistreichen, vornehmen, lebensfrohen Gesellschaft bewegte. Auf diesem glatten Parket begegneten sich der gewiegte Staatsmann, der fremde Diplomat, die verführerische Schöne, der leichtfertige Kavalier und der umschauende Sendling der Kurie. Rauschende Feste, glänzende Maskenzüge, alle Künste, zu vereinter Anstrengung aufgefordert und von einem feingebildeten Publikum gewürdigt, schmückten das Leben. Meisterwerke des Alterthums, aus weiter Ferne herbeigebracht, Perlen der italienischen Malerei, durch glückliche Ankäufe erworben, entzückten das Auge. Inigo Jones verwandte seine reiche Phantasie im Dienste dieser Kreise. Van Dyck fand Vorwürfe, die es verdienten, von seiner Hand auf die Leinwand gezaubert zu werden. Rubens erschien in doppelter Eigenschaft als Künstler und als politischer Agent. Ben Jonson spendete dieser bunten Welt seine schmeichlerischen Verse. — Die absolutistischen Massnahmen der Regierung, die katholisirenden, künstlerischen Bestrebungen der Kirche, die freie, höfische Bildung mit ihrem Sinn für das Schöne: Das alles, sich gegenseitig verstärkend, verschmolz zu einem imponirenden Ganzen.

Aber nicht minder schlossen sich die entgegengesetzten Kräfte, die in der Nation wirksam waren, fest aneinander. Viele Mitglieder des hohen Adels hielten sich vom Hofe fern. Ein Theil der landsässigen Gentry, die grosse Masse der städtischen und ländlichen Bevölkerung blickte mit ganz anderen Gedanken in die Zukunft, als die der herrschenden Kreise waren. Es galt gerüstet zu sein für die Tage des Kampfes, mit Zähigkeit auszuhalten in den Tagen der Versuchung. Aber wer es mit den feindlichen Mächten aufnehmen wollte, musste sich selbst erst überwinden. Frei von der modischen Frivolität in Sprache und Gebahren, ernst und

gemessen auch in den Stunden der Musse, gestärkt durch das mahnende Wort der Bibel, bildete sich das tapfere Geschlecht, dessen Härten und Schroffheiten mit seiner Energie und Selbst-Zucht untrennbar verknüpft waren. Die sittliche Strenge des starren Calvinismus, die argwöhnische Furcht vor gewaltsamer Religions-Aenderung, der unbeugsame, männliche Freiheitssinn gegenüber der brutalen Tyrannei kirchlicher und staatlicher Gewalten: Das alles verband sich zu der einen, geschlossenen Macht des Puritanismus. Wie sich das gottentstammte Königthum mit dem Schimmer religiöser Weihe umgab, so war die Partei der kirchlichen Reform und der politischen Opposition auf's innigste mit einander verwachsen. — Es gab zwischen beiden Gegensätzen keine Versöhnung. Denn über allem Getriebe persönlicher Feindschaften, kirchlicher Streitigkeiten, politischer Kämpfe erschienen sie, von einem höchsten Gesichtspunkt aus betrachtet, als zwei sich befehdende Weltanschauungen, die im Begriff standen, sich den Besitz der Nation streitig zu machen.

---

In dem Augenblick, als Milton sich über seine Zukunft zu entscheiden hatte, waren die Verhältnisse in Kirche und Staat noch nicht in dem Masse gespannt, wie wir sie, hie und da vorgreifend, hier skizzirt haben. Aber die Ziele, denen das kirchliche und staatliche Regiment zustrebte, die Mittel, die es zur Erreichung derselben verwandte, lagen schon damals vor aller Augen. Es war fast ein Akt der Nothwendigkeit, dass Milton mit jenen Jugend-Träumen einer geistlichen Thätigkeit vollkommen brach. So stark war seine theologische Ader überhaupt nicht, dass er sich hätte angezogen fühlen sollen zum Märtyrer, zum Opfer der Sternkammer oder der hohen Kommission zu werden. Und zum geschmeidigen Diener, zum Vertheidiger der geistlichen und politischen Gewalt war er nicht geboren. „Als ich sah, welche Tyrannei in die Kirche sich eingedrängt hatte, dass der, welcher in den geistlichen Stand treten wollte, sich durch seine Unterschrift zum Sklaven zu machen und einen Eid darauf abzulegen

habe, der, ohne Dehnung des Gewissens, ein Meineid sein oder ihn mit seinem Glauben in Widerspruch setzen musste, da zog ich ein tadelloses Schweigen dem heiligen Amt des Redens vor, das nur durch Knechtschaft und Falschschwören erkauft und begonnen werden konnte" (1).

Was Milton bei der Hindeutung auf einen geforderten Eid im Auge hatte, ist nicht ganz klar. Wir wissen, dass er schon zwei Mal, als er die Würde des Baccalaureus und die des Magister zu erlangen im Begriff war, eine Eidesformel zu unterschreiben hatte - und ohne Anstand unterschrieb In der That enthielten aber die Eide, welche den angehenden Geistlichen abverlangt wurden, wesentlich nichts anderes, als jene Universitäts-Eide. Freilich mochte man die Nöthigung zur Unterschrift im einen Fall als eine akademische Formalität, im andern als eine mit den ernstesten Folgen verbundene Verpflichtung betrachten. Und überhaupt wollte Milton das sklavische Verhältnis, in das der Geistliche zu seinen Oberen zu treten hatte, wohl nur so drastisch wie möglich bezeichnen (2). Genug, er leistete für immer auf die Kanzel und das geistliche Gewand Verzicht. Der alte Milton, wie alle Väter besorgt, den Sohn frühzeitig in einer festen Lebensstellung zu sehen, scheint nun eine Zeit lang daran gedacht zu haben, ihn auf die juristische Laufbahn zu verweisen. Es existirt ein Exemplar des Buches „Natura Brevium" von Fitz Herbert, einem bedeutenden Juristen aus der Zeit Heinrichs VIII. (3), in der Ausgabe von 1584, auf dessen Titelblatt Milton's Name, von seiner Hand geschrieben, zu lesen ist (Johes Milton: me possidet). Auf einem Vorsatzblatt am Anfang steht von derselben Hand: Det Christus studiis vela secunda meis (Christus möge meine Studien begünstigen), und auf demselben Blatt etwas tiefer von einer anderen Hand: Det Christus studiis vela secunda tuis (Christus möge deine Studien begünstigen). Ich weiss nicht, ob dieser zweite Wunsch, der sich doch wohl auf den Inhalt des juristischen Werkes beziehen soll und wie eine Antwort auf den ersten klingt, aus der Feder des alten Milton geflossen ist (4). Man mag es vermuthen, wenn man einige

Verse eines lateinischen Gedichtes betrachtet, welches Milton wahrscheinlich bald, nachdem er die Universität verlassen hatte, an seinen Vater richtete (s. o. S. 20). Das ganze Gedicht athmet die höchste Verehrung für den Vater und soll als kleines Gegengeschenk für dessen grosse Gaben dargebracht werden. „Verachte die heiligen Musen nicht und halte ihre Werke nicht für eitel und fruchtlos", ruft er dem soliden auf's Reale Gerichteten zu und erinnert ihn wie im Scherze daran, dass er als Musiker selbst halb zu dieser Zunft gehöre. „Warum solltest du dich also wundern, wenn du einen Dichter zum Sohne hast. . . . Wenn du auch die zarten Kamoenen zu hassen vorgiebst, so glaube ich doch nicht an diesen Hass. Denn du hast mich nicht gezwungen, mein Vater, auf der breiten Strasse zu gehen, wo der Markt leichten Gewinnes sich öffnet, und die sichre, glänzende Hoffnung Gold aufzuhäufen blinkt. Du drängst mich nicht zum Studium der Gesetze und der schlecht bewachten Rechte des Volkes und verdammst mich nicht zum Anhören des läppischen Process-Gezänks. Vielmehr leitest du mich, beseelt von dem Wunsche meinen Geist durch Bildung zu bereichern, fern von dem Getöse der Stadt zu einsamer Stelle und lässt mich an der Seite Apoll's, als seinen glücklichen Jünger, in seliger Musse die aonischen Fluren durchwandern"([1]). „Du drängst mich nicht" soll doch wohl nichts anderes heissen als: „Du hast zwar gewünscht, mich in Amt und Würden zu sehen, aber meine Abneigung gegen die Juristerei, (und sie tritt noch mehrfach in Miltons Schriften hervor)([2]), hat den Sieg über deine Wünsche davon getragen." — Mit diesen Plänen war es also auch nichts, und so blieb denn das übrig, was in jenen Versen mit dem Gefühl innerer Befriedigung und Seligkeit im Stil der Renaissance ausgesprochen wird. Milton erwählte zunächst gar kein Nährfach, er durfte sich, Dank der Grossherzigkeit seines Vaters, mit den Seinigen wieder vereinigt, in ländlicher Stille den Musen widmen. Wie mächtig hatte sich in den vergangenen Jahren die dichterische Ader, die schriftstellerische Neigung schon in ihm geregt! Was er geschaffen, war mehr als ein ärmliches Häufchen werthloser

Jugend-Versuche. Schon fanden seine Lehrer und Freunde, dass in dem, „was er in Ausführung von Aufgaben oder nach eigener Wahl in englischer oder einer anderen Sprache hervorgebracht hatte, Prosa oder Poesie, zumal aber in der letzten, der Stil, gewissen lebendigen Anzeichen nach zu schliessen, nicht untergehen werde" (1). Die folgenden Jahre bildeten den Dichter.

Bevor wir diese Entwicklung betrachten, ist es unerlässlich, einen Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur England's zu werfen. Nur so wird es möglich sein, zu beurtheilen, welche Stellung Milton damals in ihr einnahm.

---

## Viertes Kapitel.

### Blick auf die gleichzeitige poetische Literatur Englands (1).

Zwei und ein halbes Jahrhundert war beinahe verflossen, seit Geoffrey Chaucer die schöpferische That vollbracht hatte, die Elemente des angelsächsischen und normannischen Geistes zu verschmelzen, Formen, die sich guten Theils ausländischen Vorbildern anschlossen, mit einem durch und durch volksthümlichen Gehalt zu füllen und der Nation in einem unvergleichbaren Werke freischaltenden Dichter-Genius durch den Zauber der Kunst die einheitliche Sprache zu weihen, in der sich fortan ihr geistiges Leben bewegte. In den folgenden wilden Jahrzehnten innerer und äusserer Kämpfe wurde die weitere Entfaltung der poetischen Blüthen freilich gewaltsam zurückgedrängt. Erst als der festgefügte nationale Staat mit der Tudor-Dynastie sich aus den Wirren hervorgearbeitet hatte, fand die englische Muse Zeit sich auf sich selbst zu besinnen. Das Wieder-Erwachen der Antike, der Aufschwung der Wissenschaften, die Ausbreitung überraschender Kenntnisse durch den Druck: Alles, was die Grösse der Epoche des Humanismus ausmacht, kam auch der englischen Bildung, der englischen Dichtung zu Statten. Man lernte die grossen Muster des Alterthums besser verstehn und liess sich von dem breiten Strome jener neuen Anschauung der grossen und der

kleinen Welt treiben, dessen Wellen von Italien aus Europa überflutheten.

Nach erfolgtem Bruch mit Rom, durch die Jahrzehnte langen Kämpfe, im Inneren unter wechselnden Tendenzen der Monarchie um die Gestaltung einer reformirten Staatskirche, nach aussen gegen den Landesfeind um die Erhaltung der politischen Selbstständigkeit, durch jene grossartige Anspannung aller Volkskräfte, im Wettbetrieb des Kaufmanns und des Kriegers zu Wasser und zu Lande, war ein tiefer Ernst des Gedankens und ein kühner Schwung der Phantasie zur Geltung gekommen, deren vereinte Gewalt in erhabenen Werken der Poesie unvergänglichen Ausdruck fand, als jene vielumstrittenen Güter gesichert waren. Während die volksmässige Dichtung in Liedern und Balladen fortlebte, Lyrik und Epos von kunstvollen Händen gepflegt wurden, war aus verschiedenen Wurzeln das Drama erwachsen und hatte sich nach einer wilden Periode von Sturm und Drang zu jenen reinen Gebilden abgeklärt, die man nicht nöthig hat mit Namen zu bezeichnen.

Unter Elisabeths ruhmvoller Herrschaft hatten sich alle jene Elemente der höchsten Entfaltung nationaler Poesie strahlend vereint gefunden. In den Jahren Jakobs I. hatte sie sich noch üppig ausgebreitet und war zum Gemeingut geworden. In den Zeiten Karls I. sahen schon die Epigonen mit neidischer Bewunderung auf den Glanz der Vergangenheit zurück. Dennoch prangte auch um das Jahr 1632, als Milton den Entschluss gefasst hatte, sich ganz dem Berufe des Schriftstellers zu widmen, der englische Dichterwald noch in reicher Fülle.

Wie ein alter verwitterter Stamm, die Zweige über einen dichten Nachwuchs junger Schösslinge ausgebreitet, ragte Ben Jonson in das Zeitalter Karls I. hinein. Ein Leben voll von Kämpfen und Abenteuern lag hinter ihm. Das überschwellende Kraftgefühl jener selbstständigen Naturen der Renaissance-Zeit und der ganze Reichthum ächt englischen Humors und ächt englischer Laune waren in dem Manne verbunden, der in seinen guten Tagen den Degen wie die Feder gleich wacker geführt, mit Feinden und Gläubigern, dem Publikum und den

Genossen seines Berufes sich herumgeschlagen hatte und nun, gekrönter Hofdichter, aber elend und gichtisch, „sein Leib wie ein Berg, sein Gesicht wie ein Fels“, die Tage hinschleppte. Vergangen waren die Zeiten, da er in berühmter Taverne beim Glase Sekt mit Shakespeare und Raleigh, Beaumont und Fletcher geistsprühende Gespräche ausgetauscht hatte, vergangen die Zeiten seines höchsten Ruhmes, da er mit souveräner Meisterschaft das bunte ihn umgebende Leben mit allen seinen Thorheiten und „humours“ abschilderte, da er mit einem Aufwand von prunkender Gelehrsamkeit und rednerischem Pathos zu ersetzen suchte, was ihm an höchster dramatischer Kraft zu erreichen versagt war, da er in geistvollen Maskenspielen groteske und liebliche Gestalten zu einem schillernden Reihen verschlang, der sich, wie es der Zauberstab des Meisters gebot, nach den Weisen von Scherz und Ernst, Allegorie und Satyre vor den Augen des entzückten Hofes bewegte. — Allerdings war Ben Jonson's dichterische Kraft noch nicht erschöpft. Aber Eigenschaften seines Genius, die ihn schon früher um den ersten Lorbeer gebracht hatten, traten mit dem Alter in unverminderter Schärfe hervor. Er hatte eine angeborene Neigung, in der Zeichnung der Charaktere bis an die Grenze der Karrikatur zu gehn, er liebte mit seinem Wissen zu prunken, er trug eine bittere Verachtung gegen herrschende Richtungen des Geschmacks und der Sitte zur Schau und wagte hie und da seine Zuhörerschaft abzukanzeln, während sie nur von ihm belustigt sein wollte. Als er nach langer Pause 1625 mit seinem „Markt von Neuigkeiten“ wieder auf der Bühne erschien, fand er keine begeisterte Aufnahme. Sein „neues Wirtshaus“ wurde fünf Jahre später bei der ersten Aufführung ausgezischt. Der Dichter rächte sich durch Verse, die in sehr unhöflichen Ausdrücken seinen Zorn kundgaben(1), wies dem ausgestossenen Kinde seiner Muse im Druck eine Zufluchtsstelle an und suchte sich, die unentbehrlichen Spenden Karls I. im Beutel und das perlende Lieblings-Getränk im Becher, über die Ungunst der Zeit solange zu trösten, bis er diese Quellen des Genusses wieder erschöpft hatte. Auch so bewahrte sein Name noch immer seinen alten Klang. Von

Alt und Jung, von Vornehm und Gering war „König Ben“ gekannt. Die jungen Schöngeister, Männer des Hofes und der Wissenschaft, angehende Juristen und Kleriker, drängten sich um seine charakteristische Gestalt und lauschten mit Ehrfurcht und Begeisterung den scharfen Epigrammen und den lustigen Einfällen, die aus seinem Munde erklangen. Diese „Zunft Ben's“, in welche aufgenommen zu werden für eine hohe Ehre galt, hielt ihre Sitzungen unter Becherklang und Liederschall in dem berühmten „Apollo-Saale“ der alten Teufels-Taverne bei Temple Bar. Fand der alte Dichter hier nicht wie ehemals ebenbürtige Genossen, an deren Witz der seine sich reiben konnte, so herrschte er dafür über die jüngeren Genossen mit dem ganzen Anspruch und Gewicht eines literarischen Orakels.

Nur wenige der grossen Dramatiker jener früheren Tage weckten neben ihm noch durch ihre Persönlichkeit die Erinnerung an das heroische Zeitalter englischer Poesie: Der ehrwürdige fünfundsiebzigjährige Chapman, der Uebersetzer Homers, welcher ehemals mit Ben Jonson und Marston in Gemeinschaft gearbeitet hatte, Marston selbst und Thomas Dekker, beide einst mit Ben Jonson in poetischem Kriege, der vielseitige Anthony Munday und der noch fruchtbarere Thomas Heywood. Aber andere Talente, die ihre dichterische Kraft der Bühne widmeten, waren emporgekommen und standen guten Theils unter dem Einfluss Ben Jonson's, wofern sie nicht förmlich zu seinen „Söhnen“, den Mitgliedern seiner „Zunft“ gehörten.

Philipp Massinger hatte gleich Ben Jonson die rauhe Seite des Lebens erprobt und wusste gleich ihm in überscharfer Zeichnung die niedrigen Triebe der menschlichen Natur zu schildern und mit majestätischer Rhetorik die grössten Wirkungen zu erzielen, während er hie und da mit Shakespeare's erschütterndem Pathos zu wetteifern gewagt hatte [1]. Mit John Webster, dessen „Vittoria Corombona“ und „Herzogin von Malfi“ bereits veröffentlicht waren, hätte es so leicht keiner in der nackten Darstellung des übertrieben Grässlichen aufgenommen. Der wenig jüngere John Ford war bis dahin nur

durch seine „Melancholie des Liebenden" weiteren Kreisen bekannt geworden. Aber bald trat in „Annabella und Giovanni", dem „gebrochenen Herzen", „Perkin Warbeck" u. s. w. die ganze bezaubernde Gewalt seiner ergreifenden Darstellung glühendster Leidenschaft, seiner verführerisch melodiösen Ausdrucksweise frei und selbstständig hervor, ohne dass Vorzügen, die ihn als eines der ersten dramatischen Genies seines Volkes erscheinen lassen, weise Beschränkung im Gebrauch seiner Mittel und sichere Beherrschung eines höchsten ethischen Masses entsprochen hätte. Jünger an Jahren, bei weitem schwächer an Talent, aber ein erklärter Anhänger Ben Jonson's war Thomas May, der damals zu den Schöngeistern des Hofes gehörte, später der Geschichtschreiber des langen Parlamentes wurde. Auch auf Cartwright und Randolph blickte Ben mit Vaterstolz wie auf seine geistigen Söhne, und auch sie standen zu den herrschenden Kreisen in enger Beziehung oder doch in Wahlverwandtschaft zu ihren Bestrebungen. Der eine, in Oxford gebildet, begann erst eben seine vielseitige, bewundernswerthe Begabung zu entfalten, die keineswegs auf das dramatische Feld beschränkt blieb. Der andere, in Cambridge geschult, hatte ebendort, während Milton daselbst studirte, vor den Majestäten jenes Stück zur Aufführung gebracht, das sich durch den unschuldigen Inhalt in den Augen des Hofes vor dem seines anzüglicheren Universitäts-Genossen Hausted ausgezeichnet hatte (s. o. S. 92) Nicht minder war James Shirley, damals noch im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn, vollständig in der Atmosphäre der „Kavaliere" gross geworden, wenn es erlaubt ist diese Bezeichnung schon auf die frühere Zeit anzuwenden. Wie seine Bühnen-Schöpfungen, reife, schillernde Früchte einer ausserordentlichen Phantasie, die mit den Stärken und Schwächen Beaumont's und Fletcher's wetteiferte, die bedenklichen Sitten und Anschauungen der „guten Gesellschaft" wiederspiegelten, so hatten zu seiner eigenen Bildung alle die Elemente zusammengewirkt, die ihn naturgemäss auf jene Seite drängen mussten. Im St. John's College zu Oxford gewann er die Gunst William Laud's, als dieser Vorsteher der Anstalt war. In den geistlichen Stand

aufgenommen, bewerkstelligte er seinen Uebertritt zum Katholicismus, dem sich das damalige Hochkirchenthum ohnehin in so vielen Stücken anzunähern bestrebt schien. Bald darauf kam er in die Hauptstadt, begann für die Bühne zu schreiben, und wurde ein Schützling der Königin. William Davenant, schon 1632 als Verfasser mehrerer Dramen und zahlreicher schmeichlerischer Gedichte bekannt, errang in der vornehmen Welt noch grössere Auszeichnung. Er war 1606 in jenem Wirtshaus zur Krone in Oxford geboren, das für Shakespeare bei seinen Reisen zwischen Stratford und London häufig als Absteige-Quartier diente. Spätere luftige Sage hat darin einen Anhalt gefunden, ihm statt des Wirtes den grossen Dichter zum Vater zu geben. Er selbst, nach kurzem Aufenthalt im Lincoln College zu Oxford als Page der Herzogin von Richmond, sodann Lord Brooke's, an den Hof gelangt, hatte dies Geschenk der öffentlichen Meinung nicht nöthig. Seine ersten poetischen Leistungen hatten, trotz mancher Rohheiten und Gewaltsamkeiten Talent genug gezeigt, um ihm eine ruhmvolle Dichter-Laufbahn vorauszuverkünden. Sein ganzes Wesen hatte so viel Anziehendes, dass er als witziger und galanter Genosse der lebenslustigen Aristokratie Jahre lang unter den ersten glänzte, bis jenes leichte Spiel der Hoffeste und dramatischen Masken-Scherze, an deren Erfindung er selbst so lebhaft betheiligt war, durch ernstere Ereignisse abgelöst wurde(1).

Ueberblickt man diese stattliche Schaar dramatischer Schriftsteller, die neben Ben Jonson thätig waren, erwägt man, dass eine Reihe von weniger Bedeutenden den Genannten sich anschloss, so wird man von einem Untergang des englischen Dramas in dieser Zeit nicht sprechen wollen. Es trieb nicht mehr so herrliche Blüthen wie wenig Jahrzehnte vorher, es fiel mitunter in die bombastischen Gewaltsamkeiten der vorshakespeareschen Zeit zurück, es liess nicht selten hinter gekünstelten Formen die Tiefe der Leidenschaft vermissen, aber es war doch noch reich an eigenartigen, bedeutenden Schöpfungen in Tragödie und Komödie. Im engsten Zusammenhang damit standen die Verhältnisse der Bühne. Noch immer bildete

sie ein ungemein bedeutendes Element des hauptstädtischen, des nationalen Lebens, wenn schon man sagen darf, dass sie ihre Zeit des höchsten Glanzes gehabt hatte. Das Globus-Theater unweit des Süd-Endes von London-Bridge und das Fortuna-Theater in der Pfarrei St. Giles Cripplegate waren nach den Bränden von 1613 und 1621 prächtiger als sie zuvor gewesen aus der Asche erstanden. Auf diesem spielte die Schauspieler-Gesellschaft des „Prinzen", jenes hatte im Sommer die Truppe „des Königs" inne, während ihr im Winter die Bühne von Blackfriars zu Gebote stand. Mit Stolz konnte diese Gesellschaft auf ihre Vergangenheit zurückblicken, Richard Burbadge, Shakespeare hatten ihr angehört, auch in Milton's Jugendzeit nahm sie eine hervorragende Stelle unter den Kunst-Genossen ein. Das Theater „zum rothen Ochsen" am oberen Ende von St. John's Street, kurz vor dem Jahre 1633 erweitert und wahrscheinlich der Wirkungsplatz der „Kinder der Lustbarkeiten" (children of the revels), stand in ziemlich schlechtem Rufe, auch das „Phönix- oder Cockpit-Theater" in Drury-Lane, auf dessen Brettern die „Schauspieler der Königin", agirten, trug nicht eben zur Hebung der Moral und zur Erhaltung eines anständigen Tones bei. „Rose" und „Schwan" hatten schon längst aufgehört theatralischen Zwecken zu dienen, und in dem Musentempel zur „Hoffnung" (Bankside) wechselten, nicht ganz unbeschadet der Geruchsnerven des Publikums, dramatische Darstellungen mit Bärenhetzen ab. Erst 1629 war auf dem Platze des alten Klosters von Whitefriars ein neues Schauspielhaus in Salisbury-Court errichtet worden, wo eine Gesellschaft unter Führung eines gewissen Richard Heton der Natur den Spiegel vorhielt, nachdem die „Truppe des Prinzen" vor 1635 diese Räume mit der grösseren Fortuna vertauscht hatte([1]). — Der Hof bezeigte auf alle Weise seine Theilnahme an der Bühnenkunst. Während der König mit Gewalt sich ungesetzliche Einnahme-Quellen verschaffte, war das Budget seines Intendanten der Lustbarkeiten keineswegs gering, und die Königin war entzückt davon sich selbst mit ihren Damen auf den Brettern zu sehn. Um dem von oben gegebenen Beispiel zu folgen, drängten sich die Mit-

glieder der grossen Rechts-Kollegien, die auf vielfache Weise mit dem Hofe zusammenhiengen, in einer Art von Begeisterung dazu, dem Fürstenpaare zu schmeicheln. Maskenspiele, melodramatische Aufführungen, kostumirte Aufzüge, wechselten mit einander ab; kaum irgend eine Zeit war reicher an glänzenden Gelegenheits-Darstellungen der angedeuteten Art als diese.

Folgte das englische Drama der Zeit mit mehr oder weniger Glück noch immer den Impulsen, die es in der Epoche Elisabeth's und Jakob's empfangen hatte, konnte Ben Jonson auf diesem Gebiete für den vornehmsten lebenden Zeugen ruhmreicher Erinnerungen gelten, so übte für die lyrische und erzählende Dichtung ein anderer Name, welcher der Vergangenheit angehörte, eine ausserordentliche Macht aus. Edmund Spenser ruhte schon über dreissig Jahre im Grabe, aber es war, als wenn sein Genius gleich einem jener mächtigen Zauberer, die in der wunderbaren Mährchenwelt der romantischen Poesie ihren geheimnisvollen Stab schwingen, die Geister noch immer gefesselt hielte. Eine ganze poetische Welt war mit seiner Feenkönigin und mit seinen kleineren Gedichten, wenn nicht in's Leben gerufen, so doch mit neuen reizvollen Gebilden erfüllt worden. Sie hatte ihre fahrenden Ritter und irrenden Jungfrauen, ihre gewaltigen Riesen und ihre winzigen Zwerge, ihre rauschenden Turniere und ihre dunklen Felsverliesse, ihre grässlichen Ungeheuer und ihre verzauberten Schlösser. Sie hatte auch ihre sanften Schäfer und ihre reizenden Schäferinnen, ihre zarten Lämmer und ihre klagenden Nachtigallen, plätschernde Quellen und grüne Matten, wehmüthige Rohrpfeifen und lustige Ringelreime. Bald beschwor die magische Gewalt des Dichters die ganze Romantik des Mittelalters herauf, bald flüchtete sich seine Phantasie in die erträumte Unschuld und die erkünstelte Natürlichkeit eines pastoralen Daseins. In beiden Fällen folgte Spenser dem Geiste seiner Zeit, dem Geiste der Renaissance, der die überkommenen Stoffe und Formen mit neuem Leben zu durchdringen suchte, die Grazien des Heidenthums und die Engel des christlichen Himmels miteinander verband. Unter den Abenteuern seiner frommen

Ritter erschienen die „Götter Griechenlands“ in üppiger Farbengluth, und aus den bukolischen Weisen erklangen die zarten Töne des Minnegesangs. Niemand wird behaupten wollen, dass der Engländer seine Aufgabe immer mit gleichem Glücke gelöst habe wie die grossen Meister Italiens, die von so mächtiger Wirkung auf die Entwicklung der Literatur jener ganzen Epoche gewesen waren. In den Gesängen des Epos kann die sorgsamste Beschreibung und Aufzählung von Einzelheiten uns die sinnliche Frische Ariost's nicht ersetzen. Die Gestalten, ohne plastische Rundung, vielfach schattenhafte Träger abgezogener Begriffe, zerfliessen zu blutlosen Phantomen, und das fortgesetzte Räthselspiel doppelter Allegorieen lässt ein Gefühl der Ermüdung und Uebersättigung zurück. Gleicher Weise wird in den kleineren Dichtungen der reine Genuss nicht selten gestört durch die gezierte Ausdrucksweise und die gesuchte Beziehung auf Persönlichkeiten und Gegenstände des öffentlichen Lebens, für welche die einförmigen Motive jenes vom Boden der Wirklichkeit abgelösten Hirtenlebens doch nicht mehr hinreichen. Trotz alledem war es begreiflich, dass Spenser auch auf die folgende Generation von ausserordentlichem Einfluss war, dass er ihr, wie einem seiner Zeitgenossen, mindestens unter den nicht dramatischen als „der wahrste englische Dichter“ galt.

Hier fand sich eine Einbildungskraft von verschwenderischer Fruchtbarkeit, verbunden mit einer Sprache von entzückendem Wohllaut. Vor allem waren die Schöpfungen dieses keuschen Geistes gekennzeichnet durch einen hohen Idealismus, der Plato's Spuren zu folgen schien. Im Tone der Begeisterung suchte der Hymnus sich über die irdische Erscheinung zur Anschauung der göttlichen Urbilder zu erheben und die weite Kluft antiker und christlicher Weltansicht zu überfliegen, die seit Jahrhunderten den Kultus des Schönen vom Kultus des Guten getrennt hatte.

Es würde den Rahmen dieser leichten Skizze überschreiten, wenn im einzelnen nachgewiesen werden sollte, wie die verschiedensten Geister mehr oder weniger jenen spenserschen Anregungen gefolgt sind. Uebersetzungen und Original-

Werke, Fairfax' vielbewunderte Anglisirung des befreiten Jerusalem und Drayton's langathmige poetische Topographie von England, erzählende und lyrische Gedichte jeder Art hatten die geistige Verwandtschaft mit den Kindern der spenserschen Muse nicht verläugnet. Spenser's Vorliebe für alterthümliche Formen wurde von vielen der jüngeren Dichter getheilt. Seine melodisch aufsteigenden und abfallenden Stanzen, seine farbenreichen Beschreibungen mit ihrer Fülle glücklich erfundener Beiworte und Vergleiche erschienen als nachahmenswerthe Vorbilder. Bis nach Schottland hatte sich die Macht seines Genius erstreckt, und die grünen Wälder von Hawthornden, in deren Schatten John Drummond sich ein romantisches Heim gegründet hatte, klangen von den harmonischen Weisen wider, die Spenser zuerst mit so feiner Anempfindung an das Schöne in den wechselnden Erscheinungen der Natur angeschlagen hatte. Eine förmliche Dichter-Schule hatte sich an ihm gebildet, die sich, wie er, in der gefährlichen Kunst des Symbolisirens und Allegorisirens gefiel, welcher gleich ihm die Fiktion des Hirtenlebens als eine besonders glückliche poetische Form galt, und selbst das Drama hatte sich mitunter in diesen beliebten Geleisen zu bewegen.

Als Repräsentanten jener Spenserianer, für welche die Allegorie zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens wurde, konnten in der Zeit, da Milton's Genius sich zu entfalten begann, die beiden Brüder Phineas und Giles Fletcher gelten, ohne dass man sie als blosse Nachahmer geringschätzen dürfte ([1]). Aus einer rechten Schriftsteller-Familie, Verwandte des grossen Dramatikers gleichen Namens, beide in Cambridge gebildet und Diener des geistlichen Standes, hatten sie sich durch zwei Gedichte vor allem berühmt gemacht und ausdrücklich als Mitglieder der grossen Gefolgschaft Edmund Spenser's erklärt. Der jüngere, Giles, hatte in seinem „Sieg und Triumph Christi im Himmel und auf Erden“ u. s. w. eine überaus reiche Einbildungskraft gezeigt. Er übertrug die Sprache Spenser's auf einen rein religiösen Gegenstand, indem er Erscheinung, Versuchung, Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi schilderte, und erfüllte den biblischen Stoff in Spenser's Art und

doch in origineller Schöpferkraft, mit Personifikationen und Schilderungen, von denen manche, wie die Ausmalung der Höhle der Verzweiflung, den Zeitgenossen im allgemeinen unvergesslich gewesen zu sein scheinen, andere, wie die der himmlischen Heerschaaren, des Satans und seiner Verführungs-Versuche, insbesondere dem Schöpfer des „Verlorenen und Wiedergewonnenen Paradieses“ wohl frühe bekannt wurden. Ueberhaupt wird sich nicht läugnen lassen, dass das grossartige Gedicht mit seinen Betrachtungen über Sündenfall und Sündenvergebung, dessen Inhalt und Form Milton gleich sympathisch sein mussten, einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat, der selbst in vielen einzelnen anklingenden Wendungen erkennbar ist(1).

Giles Fletcher war 1623, dreizehn Jahre nachdem sein Gedicht in Cambridge erschienen war, gestorben. Sein Bruder Phineas überlebte ihn um einige Jahrzehnte. Als frühere poetische Leistungen P. Fletchers mögen hier nur erwähnt werden jene von Hass gegen den Jesuitismus getränkte, kraftvolle Dichtung, die in lateinischer und englischer Gewandung als „Locustae“ und „Apollyonists“ 1627 in Cambridge herauskam, das vielumstrittene, farbenglühende „Brittain's Ida“, ein Seitenstück zu Shakespeare's Venus und Adonis, das so lange unter Spenser's Namen gegangen ist, unter welchem es sich einführte (1628), und das 1631 anonym erschienene College-Schauspiel „Sicelides“. Indess erst 1633 trat, wiederum in Cambridge, neben anderen Gedichten, wie den „Fischer-Eklogen“, sein Hauptwerk an's Licht, „die Purpur-Insel“, ein Titel, der an sich auch den scharfsinnigsten Kopf im voraus schwerlich etwas vom Inhalt hätte ahnen lassen. „Die Purpur-Insel“ oder die „Menschen-Insel“, an deren pedantische Beschreibung die kunstvollsten Verse verschwendet werden, war nichts Geringeres als der Mensch nach allen seinen körperlichen und seelischen Kräften, wenn man so will, eine poetische Anatomie, Physiologie und Psychologie in einer Zusammenfassung. Adern und Nerven werden als Ströme und Bäche dieses Inselreiches mit der Genauigkeit eines Generalstabs-Werkes und eines medicinischen Atlas dargestellt. Der Ver-

stand ist der Fürst, der die Insel beherrscht, seine Räthe, Klugheit, Phantasie, Gedächtnis und die fünf Sinne, das ganze Heer der Tugenden helfen ihm das Reich gegen den gefährlichen Angriff der Laster vertheidigen. Einem so spröden Stoff sind noch immerhin glänzende Seiten genug abgewonnen. Viele der vorkommenden Personifikationen zeugen von ausserordentlicher Gestaltungskraft. Man weiss, dass Milton auch hier für eigene Schöpfungen die lebhafteste Anregung empfangen, überhaupt Phineas Fletcher, auf welchen, wie auf seinen Bruder, er nothwendig in Cambridge aufmerksam werden musste, so eingehend studirt hat, wie kaum einen zweiten der zeitgenössischen Dichter. Spuren dieses Studiums lassen sich ungezwungen beinahe in jedem Milton'schen Gedichte finden; am unverkennbarsten tritt der Einfluss der Fletcher'schen „Locustae" und „Apollyonists" auf die Ausbildung von Allegorieen wie Tod und Sünde, die Zeichnung der höllischen Mächte und namentlich der Figur des Satans im verlorenen Paradies hervor (1).

Die beiden Fletcher hatten keineswegs darauf verzichtet, sich in ihrem dichterischen Beruf der konventionellen Redewendung gemäss als Hirten einzuführen, die an den Ufern des Cam ihre Heerden weiden und sich gegenseitig mit den angenehmen Tönen ihrer Rohrpfeifen beglücken; indess das pastorale Element der Spenser'schen Schule hatte nicht in ihnen, sondern in William Browne seinen vollsten Ausdruck gefunden (2). Browne war 1588 in Tavistock (Devonshire) geboren, hatte das Exeter-College in Oxford besucht, sodann manches Jahr in London als Mitglied des Rechts-Kollegs von Clifford Inn und Inner Temple geweilt, dort einen Freundschaftsbund mit vielen der angesehensten Kunstgenossen geschlossen und lebte seit 1624 von der Hauptstadt entfernt. Als erste Probe seines Talents war 1613 seine Elegie auf den Tod des Prinzen Heinrich, Karl's I. Bruder, bekannt geworden, dessen frühes Ende so grosse Hoffnungen täuschte. Die Elegie fand später mit leichten Aenderungen Aufnahme in jenes grosse Werk, welches den Hauptruhm Browne's ausmachte: „Britannia's Schäfergedichte", dessen zwei erste Bücher 1614 (?) und

1616, sodann schon 1625 in zweiter Auflage erschienen waren, während das dritte erst in unseren Tagen bekannt geworden ist. Hier fand man sich ganz und gar im lieblichen Wunderlande jenes „süssen . . göttlichsten Spenser, . . der am besten von allen Sterblichen die Klage eines Liebenden singen konnte“ (I. 193, 86). Britannien ist Arcadia, bewohnt von wackren, sangeskundigen Hirten und huldvollen oder spröden Schäferinnen, wie sie die Sonne nie schöner beschienen hat. Die Paare suchen und fliehen sich, Nymphen tanzen durch den Wald und nehmen mit allen heidnischen Göttern von Land und Gewässer an den Schäfer-Freuden und -Leiden Theil, Lämmer gehn verloren, Altäre flammen von ländlichen Opfer-Gaben, Rosmarin und Hagebutte erquicken das Auge, und aus grünen Zweigen singen Rothkehlchen und Nachtigall mit dem Chore der Hirten um die Wette. In Wahrheit sind uns alle diese Schäfer und Schäferinnen ebenso gleichgültig wie die „sanften Heerden“ der Schafe, die sie weiden. Wir sind kaum im Stande, den Abenteuern dieser Celandine und Remond, Marina und Fida zu folgen und noch weniger in jedem Falle eine Lösung der mannichfachen Räthsel zu ahnen, die sich nicht selten unter diesen allegorischen Wendungen verbergen mögen. Wir werden wenig Geschmack gewinnen an so vielem, was William Browne seinen Zeitgenossen als einen der würdigsten Nachfolger Spenser's erscheinen liess: an seinem anspruchsvollen Prunken mit homerischen und virgilischen Reminiscenzen, an seiner Liebhaberei für die Personifikation abstrakter Begriffe, wie Wahrheit, Streit, Erinnerung, so schöpferisch im einzelnen seine Phantasie hier waltet, an seiner Ausmalung des „Hauses der Reue“, an dessen Wänden „Christall-Fläschchen mit Thränen“ aufgehängt sind (I. 146), oder an seiner Schilderung der „Höhle des Hungers“ mit ihren Bildern vom belagerten Jerusalem, Hagar und Ismaël und Erysichthon (I. 184). Aber dabei hat das Gedicht Schönheiten, welche den Genius seines Schöpfers als erhaben über die engen Schranken des damals herrschenden Geschmacks zeigen. Er benutzt den schwachgezimmerten Rahmen der Handlung, um ihn mit eingestreuten Schilderungen zu füllen. Wo sie sich frei erhalten

von lästiger Allegorie, entrollen sie die lieblichsten Bilder, die mit hingebendem Verständnis für die Kleinmalerei ausgeführt sind. Die Reize des Landlebens, Sonnenaufgang und Abendruhe, Pflanzen- und Thierleben sind selten in englischer Sprache mit so frischen Farben geschildert worden. Hier wetteifert Browne nicht nur mit Spenser, sondern auch mit Chaucer, mit dem er die Form der üblichen gereimten Verspaare theilt, um sie unter seiner Hand zu weicher Biegsamkeit umzuschmelzen. Auch er verwendet mit Glück den reichen Schatz volksmässiger Lieder- und Balladen-Dichtung und flicht dem Kranze seiner Pastoralen solche am Wege abgeflückte „Blumen" ein. Man braucht nur (I. 148) seine Schilderung der lieblichen Jungfrau zu lesen, die sich Abends in ihrer Kammer entkleidet, um mit Achtung vor seinem Talent erfüllt zu werden und sich zugleich zu überzeugen, wie zart und sittsam er eine so verfängliche Scene wie diese zu nehmen weiss. Denn darin zeigte er sich gleichfalls als echter Schüler Spenser's, dass seine Muse bei aller Freude an sinnlicher Schönheit immer keusch und „mädchenhaft" blieb und jenen platonischen Flug zum Idealen nahm, in dessen Nähe nichts Rohes und Gemeines Duldung finden konnte. Eben dies hat ohne Zweifel Browne zu einem Lieblings-Dichter Milton's gemacht. Es wird sich noch Gelegenheit finden darauf hinzuweisen, dass die Bekanntschaft mit Browne auf einige der vorzüglichsten Gedichte Milton's eingewirkt zu haben scheint. Hier sei nur erwähnt, dass man ein Exemplar der (ersten) Folio-Ausgabe der „Britannia's Pastorals" kennt, in welche eine Anzahl erklärender Randbemerkungen eingezeichnet ist, die nach dem Urtheil bewährter Autoritäten von keines anderen Hand als John Milton's, des damaligen Besitzers jenes Exemplares, herrühren sollen und die beweisen würden, mit welcher Aufmerksamkeit er das Werk studirt habe ([1]). Auch die übrigen Dichtungen Browne's scheinen lebhaften Anklang gefunden zu haben und spiegeln einen ähnlichen Geist wider wie sein Hauptwerk. Es sind des „Schäfers Pfeife" (1614), eine Sammlung von Eklogen, vielfach von biographischem oder wohl gar politischem Interesse, berühmt besonders durch eine Elegie auf den Tod eines in Frankreich

ertrunkenen Freundes, das Maskenspiel des „Inner Temple" (1615), das die längst populäre Erzählung von Odysseus und Circe behandelt, während die „vermischten Gedichte", in denen sich sehr feine Züge finden, erst jetzt in einer sehr brauchbaren Sammlung vorliegen.

Die Spenser'sche Dichterschule hatte unzweifelhaft selbst in ihren spätesten Ausläufern noch viel von der eigenthümlichen Grösse ihres Schöpfers bewahrt. Der ausgeprägte Sinn für das Schöne im ganzen Bereich der Natur, die lebenswahre und doch poetisch-duftige Farbengebung in der Beschreibung, die formelle Gewandtheit in der Behandluug der Sprache: Das alles waren Züge, die sich selbst noch in den meisten der untergeordnetsten Erzeugnisse der Spenserianer erkennen liessen. Aber zu gleicher Zeit waren in den Werken der Nachfolger jene Schattenseiten immer stärker hervorgetreten, die man schon in den glänzendsten Leistungen des Meisters hatte bemerken können. Die Sucht, durch das Mittel der Allegorie allgemeine Begriffe, deren Wesen für eine dichterische Behandlung zu spröde war, dem Gebiet der Prosa zu entrücken, hatte in erschreckender Weise zugenommen. Die Freude an der reinen Beschreibung hatte nicht selten dazu geführt, diese, statt sie einem höheren Zweck unterzuordnen, zur Hauptsache zu machen und zu einem dürren Kataloge einzelner Erscheinungen umzuwandeln. Die englische Poesie, die noch eben erst im Wunderlande der Romantik und Arkadiens geschwärmt hatte, drohte schon wenige Jahrzehnte später in einer Wüste ausgeklügelter Prosaismen zu verschmachten. Ohne dass man sich dessen immer deutlich bewusst gewesen wäre, trat eine Reaktion gegen die Spenser'sche Richtung ein. Man war nicht mehr fähig, die schwere Ritterrüstung zu tragen, in deren Glanze sich Spenser noch einmal gespiegelt hatte, und man wurde des Schäferkleides, unter dem er sich zum Quell der Natur geflüchtet hatte, bald überdrüssig. Eine Dichterschule, nach ihren Varietäten etwas willkürlich als philosophische, metaphysische, dialektische bezeichnet, kam im Gegensatz zu dem ursprünglichen Wesen der Spenser'schen Schule empor, von welcher sie die Vor-

liebe für geistreiches Spielen mit Vorstellungen von zweifelhaftem poetischen Werth und zügelloses Schwelgen in der Detailschilderung übernahm, ohne ihre Naivetät und ihre Phantasie, noch auch in allen Fällen ihre Reinheit und ihren Adel zu theilen. Ihre Ausdrucksweise, selbst in den frühesten Gedichten Milton's bemerkbar, erinnerte mitunter an den Jargon des Euphuismus und war wie dieser unzweifelhaft stark beeinflusst von den Geboten des literarischen Geschmackes Italiens, welcher schon vor Marini in gesuchten Concetti sich zur Geltung zu bringen gewusst hatte. Je geringer die schöpferische Kraft, desto erwünschter musste es sein, unter der schützenden Flagge der Mode gesuchte Vergleiche und affektirte Wendungen für Poesie ausgeben zu können, aber auch Dichter von bedeutendem Talent liessen sich ohne Widerstreben nach dieser Richtung hin fortreissen.

Man hat bemerkt, dass die Entwicklung der englischen Wissenschaft, welche seit dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und besonders unter der Regierung Jakob's I. einen so mächtigen Aufschwung genommen hatte, sehr viel dazu beigetragen haben wird, diese Geistesrichtung zu befördern. Mag man über Bacon's Methode denken, wie man will, sie übte unzweifelhaft auf die Hinwendung zum Studium der Naturwissenschaft einen nachhaltigen Anstoss aus. William Harvey überraschte durch seine epochemachenden Entdeckungen. In dem umfassenden Geiste John Selden's, der mit so vielen der zeitgenössischen Dichter befreundet war, erhielt die Rechtswissenschaft ihren glänzendsten Vertreter. Profan- und Kirchen-Geschichte, klassische und orientalische Philologie hatten durch Speed, Cotton, Camden, Spelman, Hakewill, Ussher und viele andere Männer von Scharfblick und Fleiss eine ausserordentliche Anregung empfangen. Mit unglaublichem Eifer gefiel man sich darin, Einzelheiten aus dem Gebiet der Historie und Geographie zu sammeln, Inschriften und Antiquitäten aller Art nachzugehn. Die Entwicklung der heimischen Industrie, die Ausdehnung des überseeischen Handels, die durch Reiseberichte täglich zunehmende Kunde von fernen, erst jüngst erschlossenen oder kolonisirten

Erdtheilen erweiterte den geistigen Gesichtskreis und führte den Gebildeten eine erdrückende Fülle von Thatsachen zu, die stark genug war, um den freien Flug der Phantasie mit bleiernem Drucke niederzuziehn. Eine berühmte Stelle aus der „Anatomie der Melancholie“ von Robert Burton (Ed. 1660 p. 3), der selbst als ein ächter Zögling dieser encyklopädischen Bildung gelten konnte, klärt in deutlichster Weise darüber auf, welchen mehr als Rabelais'schen „Karneval von Ideen“ diese berauschende Masse von politischen und historischen, astronomischen und zoologischen, geographischen und physikalischen Wahrheiten oder Annahmen in den Köpfen hervorrief. — Man möchte sagen: in der ersten kampferfüllten, jugendlichen Epoche der „Kultur der Renaissance“ waren Kunst und Wissenschaft wie Zwillings-Geschwister, zu einem Streben verbunden, Hand in Hand gegangen, abgewandt von dem mönchisch-scholastischen Ideal, dessen Stolz darin bestanden hatte, das Fleisch zu ertödten, mit freudigen Schritten der neuen Zeit entgegen, die das so lange für sündlich gehaltene Natürliche wieder zur Geltung brachte. Als der schwere Sieg erfochten, die jugendliche Begeisterung verflogen war, als im leidenschaftlichen Kampf um die Fragen von Staat und Kirche der Raum für das künstlerische Behagen knapper ward, und für die von mittelalterlichen Fesseln befreite Wissenschaft die ernste Arbeit der Einzelforschung begann, da änderte sich das Verhältnis der Geschwister, und wenn Jahrzehnte hindurch eine Art von Gleichberechtigung beider gegolten hatte, so trat für lange Zeit ein Uebergewicht des mächtig erstarkten Wissens ein. Die reine Freude am Schönen machte nicht selten der reinen Freude am Wahren Platz. Das ganze Reich von Natur und Geschichte wurde geplündert, nicht um es wie früher mit dem Feuer dichterischer Begeisterung zu durchdringen, sondern um seine Schätze wie in einem Museum vor den Augen der erstaunten Lesewelt aufzuspeichern.

Ein Werk, wie die Purpur-Insel P. Fletcher's hatte schon bedenkliche Spuren dieser Geschmacksrichtung gezeigt. Nächst den mit Reflexionen durchtränkten Versen des Sir John Davies

und des Grafen von Stirling waren ferner die Dichtungen des edlen Fulke Greville, Lord Brooke († 1628), guten Theils mit politischen und national-ökonomischen Gedanken überladen gewesen([1]). Indess als das eigentliche Haupt der neuen Dichterschule ist mit Recht John Donne betrachtet worden, der erst ein Jahr, ehe Milton die Universität verliess, als Dechant der St. Paul's-Kirche gestorben war, dessen nachwirkende literatur-geschichtliche Bedeutung ohne allzu grosse Kühnheit beinahe über die ganze Lebenszeit Milton's bis tief in die Restaurationsepoche hinein erstreckt werden darf([2]). Dem Manne, welcher zu Raleigh's Tafelrunde und zu Ben Jonson's Freunden gehört hatte, dem die Atmosphäre des Hofes bekannt war, und der von der Kanzel herab an sein Wort eine grosse Zuhörerschaft zu fesseln wusste, konnte unstreitig eine bedeutende Welt- und Menschen-Kenntnis, scharfer Verstand und umfassende Belesenheit, lebhafte Phantasie und beissender Witz nicht abgesprochen werden. Alle Erzeugnisse seiner Feder, die zu seinen Lebzeiten und bis zu der ersten Ausgabe der Gedichte von 1633 fast sämmtlich nur handschriftlich umliefen, hatten Zeugnis dafür abgelegt: seine poetischen Episteln und seine Satiren, Elegieen, Sonette und Lieder nicht minder wie die „göttlichen Gedichte“ und die vielfachen prosaischen Stücke aus der späteren Zeit seines geistlichen Amtes. In den Satiren vor allem offenbarte sich eine seltene Schärfe in der Beobachtung, mit der sich eine erfrischende Lebhaftigkeit des Ausdrucks verband. Von den Liebesgedichten und namentlich denen in Form der Elegie hat manches den Reiz leidenschaftlicher Beredtsamkeit, wie z. B. des Dichters Verweigerung der Bitte seines jungen Weibes, „ihn als Page auf einer Reise in's Ausland begleiten zu dürfen“. Die Poesieen religiösen Inhalts, die zum Theil noch aus Donne's katholischer Epoche stammen([3]), nehmen nicht selten einen begeisterten Aufschwung. Die Kühnheit des Gedankens und die Grazie des Ausdrucks überraschen oft bei ihm in gleicher Weise. Aber zugleich wird man fast auf Schritt und Tritt in dem künstlerischen Genuss gestört durch das eitle Gepränge gelehrter Anspielungen und die gezwungene

Verknüpfung verstandesmässiger Bilder, in denen der bewegliche Geist des Dichters sich bis zur Ermüdung gefällt. Eine seiner Elegieen endigt mit den Worten: „Vergleiche sind gehässig" (1), aber in der Praxis hat er sich wenig aus dieser Gehässigkeit gemacht. Er plündert das Wörterbuch der Technik und Chemie, des Militärwesens und der Geographie, um seiner Neigung originell zu erscheinen, genug zu thun. Die Geliebte ist ihm sein „Amerika" und sein „Neufundland", seine „Mine voll kostbarer Steine". Ein anderes Mal ist sie ihm „mehr als der Mond", indem sie „Meere" von Thränen anzieht, „um ihn in ihrer Sphäre zu ertränken". Ein Gedicht über die Unbeständigkeit veranlasst ihn zu der Bemerkung, dass die See ausser der Donau auch noch den Rhein, die Wolga, den Po in sich aufnimmt, und man muss froh sein, dass er es hierbei hat bewenden lassen. Um in einem seiner geistlichen Lieder zu zeigen, dass die Form des Kreuzes sich überall in der Natur wie von selbst vorgezeichnet finde, genügt es ihm nicht, u. a. auf die Gestalt des schwimmenden Menschen und des fliegenden Vogels hinzuweisen, sondern er setzt noch hinzu:

„All the globe's frame and sphaeres is nothing els
But the Meridians crossing parallells".

Mit diesem Behagen an qualvollen Gedankenspielen, das auch die hässlichen Bilder abzuwehren sich nicht überwinden konnte, verband sich sehr natürlich der Kitzel, ein Ganzes in seine Theile zu zerlegen und die Vorstellung läppischer oder gewagter Situationen für irgend eine Pointe auszubeuten, welche den Anspruch erhob, geistreich zu sein, aber die Poesie völlig zu Grunde richten konnte. In den Elegieen „das Anagramm" und der „Vergleich" geht diese in Ernst und Ironie durchgeführte Specifikation der „Elemente der Schönheit" oder ihres Gegentheils in's Widerliche, nicht einmal die „Schweisstropfen auf der Brust seines Mädchens" werden uns von Donne geschenkt. In einem anderen Gedicht „der Floh" sieht sich der Dichter, trotz des Murrens der Eltern, mit seiner Geliebten unwiderruflich vereint, da das nützliche Insekt so freundlich gewesen ist, beide zu beissen und somit ihr Blut

zu verbinden. Es ist ihr „Hochzeit-Bett und -Tempel“ geworden, es tödten hiesse „ein Sakrilegium und einen dreifachen Mord“ begehn.

Aus der grossen Zahl der jüngeren Schöngeister, die der bestechenden Weise Donne's nacheiferten, verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden, deren Namen in mehrfacher Beziehung zu den Ereignissen erscheinen, die Milton's Zeit bewegten und in Milton's Leben selbst eine gewisse Rolle spielen. Dem einen sind wir schon als einem der Studiengenossen im Christ-Collège begegnet, John Cleveland. Er wurde 1634 Fellow im St. John's College und gewann schon damals wegen seiner literarischen Gaben hohen Ruhm, der in Folge seiner späteren Schicksale noch grösser ward. Wie die Rede, die er einst, fast noch ein Knabe, vor dem französischen Gesandten und Lord Holland gehalten, künstliche Verschnörkelungen aufgewiesen hatte, so strotzten seine viele Jahre später veröffentlichten Gedichte, in jeder Weise Zeugnisse seiner antipuritanischen Moral und Gesinnung, und oft werthvolle Kommentare zu den politischen Ereignissen, von den gesuchtesten Bildern und Vergleichen. Wenn sich auf Phillis' Wangen Roth und Weiss mischen, so „trennt kein Bürgerkrieg ihr York und Lancaster“. Wenn der König verkleidet flüchten, der „fürstliche Adler in eine Fledermaus zusammenschrumpfen“ muss, so ist das eine „abscheuliche Stenographie der Politik“. — Bei weitem vielseitiger war Abraham Cowley, der Sohn eines londoner Gewürzhändlers, 1632 erst vierzehnjährig, aber schon als zehnjähriger Zögling der Westminster-Schule ein Dichter. Er wurde mit fünfzehn Jahren nach Veröffentlichung seiner „poetischen Blumen“ ein anerkannter Autor, dessen Ruhm bis in die Tage von Milton's Alter beständig wuchs, dessen Gesinnung, entschieden royalistisch wie die Cleveland's, seine spätere Parteistellung und seinen Lebensweg bestimmte (1). Hier genügt es, vorläufig darauf hinzuweisen, dass er sich auf jedem Gebiet der Poesie versucht hat, als Lyriker aber die grössten Erfolge errang. Ein leichter, gefälliger Witz stand ihm ebensowohl zu Gebote wie ein gedankenvoller Ernst. Aber auf die zartesten Blüthen

seiner Muse legte sich der Mehlthau der Donne'schen Affektation. Cowley's spätere Zeitgenossen mochten es unübertrefflich finden, wenn ein Liebesgedicht vom „sanften Ocean“ sprach, der sein „schönes Albion“ in seine Arme schliesst, oder ein anderes darüber grollt, dass das geliebte Mädchen drei volle Stunden bei der Morgentoilette verbringt, und die Schönheit, sonst ein „konstitutioneller Staat“, sich damit in die „Absolutie“ verwandelt. Ein jüngeres Geschlecht wird, von Geschmacklosigkeiten der Art abgestossen, kaum begreifen, dass derselbe Autor sich ihrer schuldig gemacht hat, dessen Feder die musterhaften prosaischen „Essays“ entstammt sind.

Niemandem, welcher die Erzeugnisse der Donne'schen Schule betrachtet, kann es entgehn, wie bedeutend in ihnen ein grob sinnliches Element vorwaltet. Zudringliche Hände hatten den zarten Duft abgestreift, mit dem Spenser's Genius alle Gegenstände überhaucht, den schützenden Schleier gelüftet, mit dem seine keusche Muse das rein Animalische verhüllt hatte. Das Verweilen bei Einzelheiten, das Haschen nach Pikantem führte von selbst dazu, schlüpfrige, unreine Vorstellungen zu begünstigen und in dem Verhältnis beider Geschlechter die physiologische Seite vorwiegend hervortreten zu lassen. Schon Donne, dessen sittlichem Wandel später nichts vorzuwerfen war, und der im Alter so manchen poetischen Reflex stürmischer Jugendtage bedauerte, hatte hier den Weg gewiesen. Seine Elegie „An seine Geliebte, als sie zu Bett gieng“, leistet in der Behandlung des Nackten alles nur Mögliche. Wenn der feingebildete Cowley durch die gesuchte, aber ebendeshalb im Grunde kalte Galanterie seiner erotischen Verse meistens in gewissen Schranken gehalten wurde, so that sich Cleveland später in Gedichten, wie „das Fest der Sinne“, „eine schöne Nymphe verspottet einen Mohren, der ihr den Hof macht“ u. a., durchaus keinen Zwang an und wurde schon dadurch einer der Lieblinge der Kavaliere. Vor ihm hatte bereits Thomas Carew vielleicht das Stärkste auf diesem Gebiete geleistet, was die englische Literatur der Zeit aufzuweisen hat(1). Carew, 1632 etwa vierunddreissig Jahre alt, hatte alle Freuden der Hauptstadt

durchgekostet und eine epikuräische Weltanschauung aus seinen jugendlichen Erfahrungen entnommen, die bis zu seinem frühen Ende (1638) vorhielt. Einer angesehenen Familie entsprossen, im Corpus Christi-College zu Oxford gebildet, hatte er, taub gegen die Ermahnungen seines Vaters, ein liederliches Leben geführt und es nur kurze Zeit in der Stellung eines Gesandtschaftssekretärs bei Dudley Carleton, dem Vertreter Englands im Haag, ausgehalten. Indessen war er in den höheren Schichten der Gesellschaft als ein witziger, poetischer Kopf bekannt geworden, der sich durch Reisen und Lektüre feine Bildung angeeignet hatte. Ben Jonson, Davenant, Hyde gehörten u. a. zu seinen Freunden. Karl I. fand an ihm besonderes Wohlgefallen, gab ihm eine Stelle im Hofdienst und überhäufte ihn mit Wohlthaten. Zahlreiche Gedichte Carew's auf den König, die Königin und sonstige Mitglieder der Hofkreise beweisen, wie nahe er ihnen gestanden hat. Uebrigens lag seine Hauptstärke in der erotischen Lyrik, und hier zeigte er nicht selten eine anmuthige Leichtigkeit, ja selbst zartes Gefühl in Sinn und Vers. Aber die Grazie seiner tändelnden Lieder wird nur zu häufig entstellt durch jene Verirrungen des guten Geschmacks, die er dem „grossen Donne", wie er ihn nennt, entlehnte, „dem König, der das ganze Reich des Witzes beherrschte". Echt Donne'sch ist die Beschreibung aller Körpertheile der Schönen, in der der Kopf einen „Wunder-Globus", der Leib ein Land reich an Schätzen, der Fuss „die Wurzel dieser göttlichen Ceder" darstellen muss (1), aber wie hier bei aller Glätte der Form die Zote nicht vermieden wird, so mischt sich fast immer ein Tropfen des verführerischen Giftes in den perlenden Trank, den der galante Kavalier in glänzender Schale kredenzt. Das zierlich-neckische „Gebet eines Mädchens an Cupido" schliesst mit einer unanständigen Zweideutigkeit, an mehr als einer Stelle wird die unbedenkliche Moral des Wüstlings gepredigt und die gluthvollen Verse, welche den Titel die „Entzückung" führen, können es dreist mit dem Gewagtesten aufnehmen, was in der Zeit der Restauration geschrieben worden ist. Solchen Ausschreitungen der Phantasie hätte als Motto jenes

„Erlaubt ist, was gefällt“, dienen können, dem Carew selbst in dem bezeichneten Gedichte ohne alle Scheu Ausdruck lieh:

> All things are lawful there that may delight
> Nature or unrestrained appetite.

Es ist keine seltene Erscheinung, dass ein und derselbe Zeitgeist in grob-sinnlichen und religiös-inbrünstigen Dichtungen sich kundgiebt. Auch der Hymnus kann sensualistischen Trieben dienen, und in der Epoche William Laud's, als der Anglikanismus sich in seinen Formen zu künstlerischer Schönheit zu erheben, durch äussere Mittel auf die Sinne zu wirken suchte, war es begreiflich, dass eine schwärmerische geistliche Poesie in denselben Kreisen mit Entzücken aufgenommen wurde, die sich an frivolen Liedern der Lust ergötzten. Wiederum hatte John Donne, der Dechant von St. Paul, hier den Weg gezeigt und in seinen Versen auf die Jungfrau Maria, die Heiligen u. s. w. einen Ton angeschlagen, der ganz in Uebereinstimmung mit Laud's Bestrebungen sehr stark an katholische Weisen anklang. Selbst der leichtfertige Carew hatte sich nicht enthalten können, einige Psalmen in's Englische zu übertragen. Als der vornehmste Vertreter der kirchlichen Poesie konnte indess George Herbert gelten (geb. 1593), der den höfischen und gelehrten Kreisen gleich nahe gestanden hatte([1]). Er war orator publicus der Universität Cambridge gewesen, als Milton diese bezogen hatte. Weltmännisch gebildet und nicht ohne den Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, hatte er sich erst durch innere Kämpfe hindurch zu arbeiten, bis er in der bescheidenen Stellung eines Landpfarrers volle Befriedigung fand und ein vielbewundertes Muster seines Standes wurde. Donne, den Freund und Meister, dem er nacheiferte, überlebte er um zwei Jahre. Erst nach seinem Tode, datirt zuerst 1633, erschien eine Sammlung seiner geistlichen Gedichte, „der Tempel“, welche sofort grossen Absatz fand. Was Laud, sein Gönner, unter der „Schönheit der Heiligkeit“ verstand, war hier von einem Manne, der als Ideal des Anglikanismus dieser Zeit erschien, in gebundener Rede kunstvoll, vielfach mit Donne'scher Gesuchtheit ausgedrückt. Das glatte Mosaik des Kirchenflurs,

die bunten Fenster der Kapellen werden Gegenstände der Verherrlichung und allegorischen Deutung. Ein förmliches Verlangen nach der alten Heiligenanbetung bricht hie und da durch.

In der ganzen mystischen Ueberschwänglichkeit und sinnlichen Weichheit des katholischen Stils erschien die geistliche Lyrik allerdings erst später in den Werken des hochbegabten Richard Crashaw, des Sohnes eines hervorragenden londoner Geistlichen (1). Damals (1632) studirte der Neunzehnjährige in Cambridge (Pembroke-Hall) und folgte in seinen poetischen Jugendversuchen mehr dem Muster Spenser's als Donne's. Das Erscheinen von Herbert's „Tempel" machte auch auf ihn grossen Eindruck. „Stufen zum Tempel" hiess die Sammlung seiner „heiligen Gedichte", die zusammen mit den „Freuden der Musen", Poesien weltlichen Inhalts, erst 1646 an's Licht trat. Das Spielen mit sinnlichen Vorstellungen von Liebe und Brautschaft, auf Gegenstände der religiösen Verehrung übertragen, die schmachtende Weichheit seiner bilderreichen Verse erschien dort um so natürlicher, da Crashaw selbst den Uebergang zum Katholicismus gemacht hatte und als Kanonikus der Kirche von Loretto endigte. An dem entgegengesetzten Ende der Skala religiöser Dichtung standen die Werke von Francis Quarles, der in Milton's College in Cambridge gebildet, im Dienste Elisabeth's, der Winterkönigin, gestanden hatte, später Sekretär des Erzbischofs Ussher in Irland geworden war (2). Was bis 1632 von ihm erschienen war, hatte wenig Aehnlichkeit mit jenen lyrischen Ergüssen frommer Gemüther, welche auch dem religiösen Gebiet vorwiegend eine ästhetische Seite abzugewinnen suchten. Er hatte sich mit Vorliebe Gegenstände des alten Testamentes ausgesucht, wie Jonas, Esther, Hiob, Samson, seine Vorlage nicht ohne poetisches Geschick, aber oft mit gesuchten Concetti in weitschweifigen englischen Versen wiedergegeben und zwischen die einzelnen Abschnitte allgemeine „Betrachtungen" in gebundener Rede eingeschoben. Auch die Klagelieder Jeremiae und das hohe Lied hatte er unter dem Titel Sion's Elegieen und Sion's Sonette in der Muttersprache dichterisch umschrieben. Indem er sich mit jenem Zwiegespräch des Liebenden und der Geliebten beschäftigte, das

ihn selbstverständlich ein Zwiegespräch zwischen „dem Bräutigam Christi und der Braut, der Kirche“, zu sein dünkte, hatte er einen Kreis von Vorstellungen gestreift, zu dem er sonst sich wenig hingezogen fühlte. Die Gedanken an Tod und Verwesung, an die sündige Natur des Menschen und die göttlichen Gerichte bewegen ihn mehr als alle anderen. Er liebt es, darauf zurückzukommen, dass die Erde ein Jammerthal, und der Mensch ein Frass für die Würmer ist; zu schildern, wie die Posaunen des jüngsten Tages blasen, und die Gräber sich öffnen. Dass er seiner Ueberzeugung an das Dogma der Prädestination energischen Ausdruck gab, hieng damit zusammen([1]). Alles dies machte ihn zu einem Lieblings-Schriftsteller der puritanischen Massen, noch ehe 1635 seine „Embleme“ erschienen, die sein populärstes Werk wurden.

Man würde ein sehr unvollständiges Bild vom Zustande der schönen Literatur Englands jener Jahre erhalten, wenn man sich nicht erinnerte, dass ausser den Genannten eine grosse Zahl von beliebten Lyrikern blühte, die weder in der Lascivität eines Carew, noch in der Mystik eines Crashaw, noch in dem Pessimismus eines Quarles etwas suchten, sondern in einer allgemein passenden und verständlichen Sprache innerlich und äusserlich individuell Erlebtes je nach Neigung und Talent dichterisch gestalteten. Viele von den Meistern des Dramas wären hier zu nennen, denen auch dies Gebiet nicht fremd blieb, vor allen Ben Jonson, dem so manches Gedicht in Form der Elegie, der Ode, des Liedes wie des Epigramms und der Epistel gelang. Andere sind Lyriker schlechtweg. Mancher von ihnen geht mitunter über die Grenze des Schicklichen hinaus. Mancher erscheint hie und da angesteckt von Donne'scher Manier. Aber auch, wo jenen schlüpfrigen und affektirten Gedankenspielen gar kein Raum gewährt wird, stellt sich die Lyrik des Tages doch grundverschieden von der der Spenser'schen Schule dar. Der grosse Stil, die Kraft des Gedankens, das Feuer mächtiger Leidenschaft, die durch die künstliche Verhüllung hindurchgeleuchtet hatte, war geschwunden. Für das Zierliche und Anmuthige war noch Raum. Man wetteiferte darin, in der graciösen

Sprache der vornehmen Gesellschaft kleine Gegenstände der Galanterie, ein Band, einen Gürtel, eine Blume, poetisch zu fassen, und durch die anakreontisch tändelnde Form blickt oft genug wahres Gefühl hindurch. Besonders wohlthuend werden mitunter die höfischen Schmeicheleien durch glückliches Zurückgreifen auf den Ton des volksmässigen Liedes unterbrochen, das in dieser Zeit neben dem gedrechselten Kompliment noch eine stiefmütterliche Duldung fand.

John Suckling und Robert Herrick, dieser geb. 1591, ein alter Genosse der „Zunft“ Ben Jonson's, seit 1629 in Folge der Gunst des Königs Vikar einer Pfarre in Devonshire, jener geb. 1609, durch Reisen gebildet, Soldat unter Gustav Adolf, nach seiner Rückkehr in die Heimat als einer der witzigsten und leichtlebigsten Kumpane am Hof und in der Hauptstadt gekannt, wussten in hundert Abwechslungen lachenden Mundes das unerschöpfliche Thema von Rebensaft und Liebe zu behandeln. Das „Pflücket die Rose, eh' sie verblüht“ (1), ist der beständig wiederkehrende Refrain ihrer von Witz und Frohsinn übersprudelnden Verse. Suckling weiss dabei fast noch besser als Herrick jene gesunde Volksweise meisterhaft zu treffen, wie in seiner berühmten „Ballade auf eine Hochzeit“. Dagegen finden in den Gedichten des mit Catull wetteifernden Vikars und namentlich in denen aus seiner späteren Zeit auch die weichen Hymnen des guten Anglikaners ihre Stelle, wie in jener „Litanei an den heiligen Geist“, die Herbert keine Schande gemacht haben würde. Früher als Herrik und Suckling, deren poetische Erzeugnisse erst in den vierziger Jahren erschienen, war William Habington vor der Oeffentlichkeit aufgetreten. Der Spross einer streng katholischen Familie aus Worcestershire, nach zweifelhafter Ueberlieferung am Tage der verfehlten Pulververschwörung zur Welt gekommen, erhielt er seine Erziehung im Auslande in jesuitischen Anstalten. Als er nach England zurückgekehrt war, wurde seine Liebe zu einer vornehmen Dame, deren Hand er erlangte, für ihn als Menschen und Dichter bestimmend. Eben sie ist die „Castara“, die er in einer Reihe von Gedichten verherrlichte, welche unter diesem Namen zuerst 1634 bekannt

wurden. Die Leidenschaft des Liebenden, die Zuneigung des Gatten, wie sie hier zum Ausdruck kommen, erscheinen von einem zarten, oft beinahe kühlen Duft keuscher Empfindung überhaucht, die von den groben Lascivitäten zeitgenössischer Dichter nichts weiss, ohne indess ihre Affektation in der Form immer zu verschmähen. Wärmer sind Habington's geistliche Gedichte gehalten, die den frommen Katholiken nicht verbergen(1). Was für ihn die „Castara", wurde für Richard Lovelace die „Lucasta", ohne dass er so glücklich gewesen wäre wie jener. Seine tragischen Schicksale wie seine Dichtungen, die ihn gleicher Weise berühmt gemacht haben, gehören einer späteren Zeit an; 1632 war er erst vierzehnjährig, aber bald wurde er auf der Universität und am Hofe durch Schönheit und Liebenswürdigkeit bekannt und in seiner geistigen Richtung durch den Geschmack der vornehmen Welt bestimmt. Von allen Vertretern dieser modernen, höfischen Lyrik, wie man sie nennen möchte, hat indess schwerlich einer einen grösseren Namen erlangt als Edmund Waller(2). Nur drei Jahre älter als Milton war er, als dieser die Universität verliess, in politischen und literarischen Kreisen schon kein Fremder mehr. Der Vetter John Hampden's und Oliver Cromwell's, der frühe in Besitz des reichen väterlichen Erbes gekommen, in Eton und in Cambridge gebildet war, hatte bereits drei Mal im Parlament gesessen, ohne doch eine politische Rolle zu spielen. Soviel indess war schon damals sicher, dass Waller's schwankendes Naturell und die Einwirkung seiner streng royalistischen Mutter, trotz der nahen Verwandtschaft mit jenen späteren Häuptern des Puritanismus, ihn selbst nicht zu einem begeisterten Puritaner stempeln konnten. Er stand auf dem besten Fusse mit dem Hofe, und seine ersten Gedichte hatten sich auf Ereignisse und Persönlichkeiten der höchsten Kreise bezogen. Schon hier hatte er die Eigenschaften seines Talentes gezeigt, die in der Folgezeit noch deutlicher hervortraten, als er nach dem frühen Tode seiner Gemahlin jene „Saccharissa", die schöne und spröde Lady Dorothea Sidney, und „Amoret" verherrlichte. Glätte des Reimes, Eleganz des Ausdrucks, Vermeidung geschmack-

loser Bilder sind ihm eigen, ohne dass man darüber vergessen könnte, wie arm an tieferem Gefühl diese stets salonfähigen, mühsam ausgefeilten Verse häufig erscheinen.

---

Wenn man bedenkt, dass die englische Nation in jener Zeit gleichsam in zwei Heerlager gespalten erscheint, bis dahin nur zum Geisteskampf gerüstet, um bald mit den Waffen in der Hand als Kavaliere und Rundköpfe im Schlachtgetümmel sich entgegenzutreten, und wenn man zu erkennen sucht, welche der beiden grossen Parteien von der schönen Literatur des Tages wesentlich unterstützt wird, welcher diese selbst im allgemeinen sich geistesverwandt fühlt, so kann kein Zweifel darüber sein, wie man sich zu entscheiden hat. Es wird zwar immer misslich erscheinen, die freien Jünger der Kunst den engen Begriffen bestimmter Parteien des öffentlichen Lebens unterzuordnen. Sobald indessen diese als der Ausdruck von zwei entgegengesetzten Weltanschauungen sich darstellen, und die Thatsachen so deutlich sprechen wie hier, wird ein solcher Versuch eher als erlaubt gelten können. Sicherlich waren es nicht die Puritaner, zu denen die Masse der genannten Dichter gezählt werden wollte, war es nicht der Geist des Puritanismus, aus dem die Masse jener poetischen Schöpfungen geboren wurde. Wie die übrigen Künste, so erblühte auch die Poesie damals noch vor allem am Strahl der Fürstengunst. Mit dem Hofe waren alle ästhetischen Bestrebungen der Zeit auf's engste verknüpft. Wie viele der erwähnten Schriftsteller haben hier Aufnahme und Unterstützung gefunden, wie viele haben später ihre Treue für die Sache des Königs mit ihrem Blute besiegelt, Gefängnis, Verbannung, bittere Noth für ihn getragen! Gleicher Weise stand das herrschende kirchliche System zur zeitgenössischen Poesie durchaus nicht in feindlichem Verhältnis. Es war in sich selbst von künstlerischen Bestrebungen erfüllt. Seine Würdenträger, vielfach so enge mit den Hofkreisen und den Familien des hohen Adels verbunden, gewährten, wie diese, dem Schö-

nen nicht nur Duldung, sondern Ermuthigung. Einzelne hatten selbst den Dichter-Lorbeer errungen und gewusst, ihre Verse mit dem Geiste des Laud'schen Anglikanismus zu durchdringen. Ein und dieselbe Weltansicht und Moral erfüllte jene glänzende, verwöhnte Gesellschaft, die im Theater die besten Plätze einnahm, zu den Festen des Hofes zusammenströmte, Morgens am ceremoniellen anglikanischen Kultus sich erbaute und Abends galanten Abenteuern nachgieng. Ihrer Anschauung waren die aufregenden Scenen der Bühne, die prunkvollen Maskenspiele, die weltlichen Lieder in ihrer Geziertheit und Freiheit, die geistlichen Gesänge in ihrer Süsslichkeit und Weichheit wesentlich angepasst. Aus diesen Kreisen konnten die Dichter auf lebhaften Beifall rechnen, wenn sie den biederen londoner Bürger als arglosen Hahnreih oder als beschwindelten Gläubiger mit unermüdlicher Wiederholung dem Gelächter Preis gaben.

Oft genug hatten sie einen offenen Angriff auf die feindliche Macht des Puritanismus gewagt. In dem satyrischen Werke John Marston's, der „Geissel der Schurkerei", waren seine Anhänger einst als Heuchler mit zum Himmel gerichteten Blick gebrandmarkt worden, welche „die Religion zur Kupplerin der Liederlichkeit machen". Der lustige Bischof Corbet, dessen muntere Gedichte damals zwar noch nicht gesammelt waren, versetzt den näselnden Brüdern, die Kreuz, Chorhemd, Mitra verabscheuen und „neun Mal täglich predigen", mit seiner poetischen Pritsche fühlbare Hiebe. Unzählig waren die hämischen Anspielungen, welche von der Bühne herab gegen die „Gesichter ziehenden" Puritaner gemacht wurden, die sich „die Kehle wund beten", die „aussehen als wären sie aus Heiligkeit zusammengesetzt, mit ihrem Haare, kürzer geschnitten als ihre Augenbrauen und ihrem Gewissen grösser als der Ocean".

Aber währenddess gewann der Puritanismus in den Jahren des Druckes in Stadt und Land immer grösseren Anhang und blieb selbst auf die Bewegungen der schönen Literatur nicht ohne Einfluss. Tausende, für welche die Frage der Verwerfung oder Erwählung Mittelpunkt des Denkens, die Bibel

tägliche Geistesnahrung, die calvinistische Predigt eines Richard Sibbes die liebste Erbauung war, betrachteten alle jene theatralischen Aufführungen, jene bunten Maskenspiele, jene leichten Liedchen von Liebe und Wein mit denselben vorwurfsvollen Blicken, wie die marmornen Hochaltäre, die glänzenden Gefässe, die prangenden Priestergewänder in den vom Orgelklang durchbrausten Kathedralen. Die Zeit, in der so viele von der Staatskirche verfolgte Brüder im Gefängnis schmachteten oder über das Meer hatten fliehen müssen, dünkte sie zu ernst für den Kultus des Schönen und Sinnlichen. Sie sahen die Gerichte Gottes vor der Thür stehn und forderten Einkehr des Menschen in sich, Abwehr der weltlichen Lust.

Seit alten Zeiten hatte das Theater sich den besonderen Groll der Puritaner zugezogen(1). Damals, unter der Regierung Karl's I., waren sie um so rücksichtsloser in ihren Angriffen geworden, je mehr sie sich ihrer wachsenden Macht bewusst wurden, und je mehr die Bühnendichtung zu verwildern begann. Sie sahen in der dramatischen Darstellung jeder Art nicht nur aus persönlicher, sondern aus grundsätzlicher Gegnerschaft eine Quelle der Verführung und Immoralität. Wüstlinge und Spieler fanden sie mit immer grösserem Behagen gezeichnet, Ehebruch und Blutschande mit lockenden Farben dargestellt, Schwören und Fluchen zum förmlichen Jargon gemacht, Redewendungen gemeiner Häuser ohne Scheu vor Jung und Alt ausgesprochen, das Grässliche und Ueberspannte mit raffinirter Berechnung der Wirkung ausgemalt, und nicht einmal in allen Fällen, wenn sich das Laster erbrochen hatte, die Tugend wenigstens zu Tische sitzend. Selbst wo das Unsittliche als nicht geschehen gedacht werden konnte, wurde das Ohr durch die reizende Schilderung seines möglichen Geschehens gekitzelt, und es ist nichts bezeichnender, als dass die Idee zu Shirley's „Spieler“, einem Lustspiel, das hierin das Höchste leistete, vom König selbst stammte, wie sich denn das Stück seines grössten Beifalls erfreute. Schon im ersten Parlament Karl's I. wurde eine provisorische Akte beschlossen, nach der neben Bären- und Stierhetzen auch Zwischenspiele und öffentliche Schauspiele „am Tage des

Herrn" für unstatthaft erklärt wurden (1). In demselben Jahre erschien ein „kurzer Traktat gegen Bühnenspiele", gespickt mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern, den Koncils-Schlüssen und den Pandekten, heidnischen und christlichen Autoren, um nachzuweisen, dass das Theater nicht in die Reihe „der erlaubten Vergnügungen" gehöre (2). Eben damals während der Pestzeit erschollen die bitteren Klagen eines Pastoren in White-Chapel darüber, dass die Nachmittagspredigten in Abnahme kämen, während die Theater, „wo man dem Satan dient", vergrössert und erweitert würden. Als 1629 zum ersten Male Schauspielerinnen, einer französischen Truppe angehörig, aufzutreten wagten, wurden sie mit Zischen, Schreien und Geschossen von Obstkernen von den Brettern vertrieben. Drei Jahre später erschien jenes mit Gelehrsamkeit und puritanischem Eifer getränkte Werk des Juristen William Prynne, die „Schauspieler-Geissel" (Histrio-Mastix), in welchem allen Theatern, diesen „Geschwisterkindern und Nachbarn der Bordelle", dasselbe Schicksal angewünscht wurde, welches das alte Globus- und das alte Fortunatheater „mit höllischen Flammen" verzehrt hatte (3). Es war die Frucht siebenjähriger Arbeit, ein literarisches Ereignis, das in gewissem Sinne zugleich ein politisches wurde. Der dicke Quartband, in dem man einen versteckten Angriff selbst auf die Königin zu erkennen glaubte, kostete, von anderem abgesehn, dem Verfasser nicht nur seine Freiheit und seine Ohren, sondern rief zugleich in den höheren Schichten der Gesellschaft einen wahren Wetteifer hervor, sich in der Begünstigung der dramatischen Kunst als loyal gesinnt zu erzeigen, und verhalf somit dem Theater in den nächsten Jahren zu einem neuen Aufschwung (4).

Inzwischen waren auf anderen Gebieten der schönen Literatur Spuren der Einwirkung puritanischen Geistes zu bemerken, die im Laufe der Zeit nicht geringer wurden. Gerade darin zeigt sich die Gewalt einer ideellen Macht am deutlichsten, dass sie selbst solche mit einem geheimen Banne zu fesseln weiss, die ihr äusserlich feindlich gegenüber stehen. Man erstaunt, aus den lachenden Liedern jener Kinder der

Welt mitunter die ernsten Töne der Schwermuth und Entsagung herausklingen zu hören. William Cartwright's Strophen durchweht mitunter ein Hauch von Weltschmerz, der wenig zu dem lebenslustigen, auch im tiefsten Unglück optimistischen Sinn der Kavaliere passt, in deren Reihen er gehörte. Der resignirten Verse des eifrigen Royalisten Drummond, in denen er das Leben einer Jagd vergleicht, den Menschen dem Wilde, den Tod dem Nimrod, Lust, Krankheit, Neid, Sorge seinen flinken Hunden, hätte sich keiner derer zu schämen gebraucht, die später in den Schaaren der Cromwell'schen auserwählten Heiligen standen. Francis Quarles, der im Bürgerkriege für den König litt, erscheint, wie erwähnt, als Dichter durchaus von den Gedanken calvinistisch-puritanischer Weltanschauung beherrscht. Unter den Spenserianern insbesondere lassen sich Züge der religiösen Denkweise und des politischen Freiheitsgefühls des Puritanismus hie und da erkennen, wie denn Spenser selbst mit seinem Tugendenthusiasmus wie mit seinem Hass gegen Rom, mit seinem sittlichen Ernste wie mit seinem Lobe des genügsamen, guten Hirten offen dem Puritanismus das Wort redete, ohne sich von ihm die Freude an form- und farbenreicher Schönheit rauben zu lassen. William Browne verwahrt sich dagegen, dass seine „freigeborene Muse“ wie Danae mit Gold gewonnen werden könne, um den Grossen zu schmeicheln, und will nichts wissen von den Freuden des Hofes und der Paläste (1). Die beiden Fletcher hatten in ihren Hauptwerken religiöse und ethische Fragen in einer Weise behandelt, die das Wohlgefallen puritanischer Geister erregen musste, Phineas, der ältere der beiden Brüder, in dem nach einer Zeit jugendlicher Leidenschaft eine innere Wandlung vor sich gegangen zu scheint, zeigt sich wie in seinen „Apollyonists“ so in den prosaischen Traktaten, die er hinterlassen hat, als Gegner des Arminianismus und strengen Calvinisten (2).

Und einen Dichter hatte jene Zeit, welcher ganz und gar als bewusster Vertreter des Puritanismus gelten konnte, und der die Mode-Schriftsteller des Tages auf ihrem eignen, dem literarischen Gebiet mit scharfen Waffen bekämpfte, wie er

später als einer der Officiere des Parlaments-Heeres der Hof-Partei auf dem Schlachtfeld entgegentrat.

George Wither aus Hampshire stand 1632 mit vierundvierzig Jahren bereits auf der Höhe seines Ruhmes und konnte auf eine ereignisreiche literarische Laufbahn zurückblicken. Während seiner Studienzeit im Magdalen-College zu Oxford, später in London, wo er in Lincoln's Inn sich zum Rechtsgelehrten bilden wollte, hatte sich seine Neigung zur Schriftstellerei entwickelt, die mit der Fähigkeit unglaublich rascher Produktion verbunden war([1]). Er war, wie so viele der damaligen Poeten, mit Klagegedichten auf den Tod des Prinzen Heinrich und Epithalamien auf die Hochzeit der Prinzessin Elisabeth und des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz hervorgetreten. Es sollte wohl mehr als blosse konventionelle Form sein, wenn er in den Epithalamien (p. 466) betonte, dass er nicht zu „jenen helikonischen Schöngeistern gehöre, deren gefällige Weisen für die bekannte Stimmung des Hofes passe, sondern nur ein armer Schäfer vom Lande sei, der nöthigenfalls Hirtenlieder auf der Rohrpfeife blasen könne.“ In der That waren fast gleichzeitig seine zwei Bücher Satyren (Abuses stript and whipt) erschienen, die der „bekannten Stimmung des Hofes“ wenig angepasst waren. Er hatte den Muth, sie hohen und höchsten Persönlichkeiten in eigenen Dedikations-Exemplaren zuzustellen. Als indess einzelne Stellen des Werkes beleidigend für Männer in Amt und Würden erfunden wurden, musste der Verfasser für einige Zeit in's Gefängnis wandern. Auch im Kerker blieb seine Muse nicht still. Hier entstand nicht nur eine Reihe von Eklogen (The Shepheards Hunting), den Freunden, die ihn besucht und getröstet hatten, gewidmet, sondern auch eine freimüthige Appellation an den König, die, wie man annimmt, zu seiner Freilassung führte. Von nun an überschwemmte er den Bücher-Markt förmlich mit literarischer Waare von seiner Hand. Weltliche und geistliche Gegenstände wechselten miteinander ab. Jenem Gebiete gehörte z. B. sein „Motto“ an: „Ich habe nichts, brauche nichts, sorge um nichts“ (Nec habeo, nec careo, nec curo), eine Art von moralischem Glaubens-

bekenntnis, seine „Elegische Epistel Fidelia's", die Pastorale „Tugend-Schön, die Geliebte Philaretes", diesem seine metrische Paraphrase des Glaubensbekenntnisses und des Vaterunser, seine „Gesänge Mosis und Hymnen des alten Testaments", seine „Hymnen und Gesänge der Kirche". Im Jahre 1622 war unter dem Titel „Juvenilia" ein Theil seiner Dichtungen gesammelt erschienen (¹). Indessen war sein Leben nicht frei von mancherlei Verfolgungen gewesen. Er hatte zeitweise wiederum Freiheits-Strafe und empfindliche Verluste an Geld zu leiden gehabt. Er war sodann mit der Gesellschaft der Buchhändler (Stationers Company) in heftige Streitigkeiten gerathen. Diesen war das ihm vom König gewährte Privelegium, seine „Hymnen und Gesänge der Kirche" selbst zu drucken, ein Dorn im Auge, um so mehr, da der König, um ihnen weitere Verbreitung zu geben, gestattet hatte, sie jedem Exemplar des englischen Psalm-Buches anzuhängen. Bei dem reissenden Absatz entgieng der Korporation ein Verdienst, den sie als ihr gehörig betrachtete. Sie suchte das Publikum auf alle Weise vom Kaufe abzuschrecken, verklagte Wither vor dem Parlament als „Monopolisten", hemmte den Verkauf seiner übrigen Werke und schrak selbst vor Angriffen auf seinen Privat-Charakter nicht zurück. In einer eigenen Schrift: „Das Fegefeuer des Gelehrten, entdeckt in dem Reiche der Stationers" suchte er sein gutes Recht zunächst vor dem Erzbischof von Canterbury, als zuständiger Behörde, und der Konvokation des Klerus (c. 1625) zu vertheidigen und die Missbräuche jenes Institutes aufzudecken, dessen Mitglieder sogar gewagt hatten, bei ihrem Vorgehn sich auf die Billigung der geistlichen Autorität zu berufen. Auch Diener der Kirche wurden hier von Wither mit scharfen Worten getadelt, da ihr Standesdünkel sie zu Verbündeten der habsüchtigen Stationers gegen den Laien gemacht hatte.

Dies alles hatte dazu gedient, Wither eine Popularität zu verschaffen, die weniger seinem Talent als seinem Charakter, weniger der Form als dem Inhalt seiner Schriften zu danken war. Man übersah, dass seine endlos hervorsprudelnden Verse häufig nur als gereimte Prosa erschienen und hielt

sich an die Gesinnung des Autors. In ihm, als Menschen und Schriftsteller, erblickte der ernste, nüchterne, durch und durch puritanische Mittelstand gegenüber jenen frivol und geistreich tändelnden Hofdichtern eine Art Ideal, und Wither konnte nicht ohne Grund sich rühmen, dass Tausende und Tausende sich um seine Bücher rissen. In manchen seiner Erstlings-Werke hatte er sich unverkennbar als Spenserianer bezeichnet, wie er denn u. a. mit William Browne, dem Verfasser von „Britannias Schäfergedichten“ durch innige Freundschaft verbunden war (1). Eine gewisse Zartheit und innige Naturempfindung war auch Wither's arkadischen Dichtungen nicht abzusprechen. In der Zerlegung des Schönen bis in die kleinsten Einzelnheiten und ihrer verführerischen Beschreibung wetteifert er mit jedem zeitgenössischen Autor, der sich an der Arcadia oder an der Feenkönigin gebildet hatte (2). Aber sein Naturell gebot ihm, noch mehr als den übrigen Schülern Spenser's, gegenüber der sinnlichen Aufwallung eine keusche Zurückhaltung zu wahren oder den Sturm der Gefühle wohl gar durch kalte Vernunftgründe zu beschwichtigen (so z. B. Sonnet 3, S. 818). Und bald kam die Zeit, da er jene „kindischen Unvorsichtigkeiten“ seiner jugendlichen Muse beinahe bereute und bittere Worte über „die endlose Menge thörichter Lieder und Balladen“ zu machen wusste, „die auf den Dienst des Fleisches und des Teufels berechnet sind.“ Er sah in den „leichtfertigen und lockeren Gedichten“ nur eine „Schändung des Schriftsteller-Berufs, einen Verderb der Jugend“, Bausteine zum „Reiche der Sünde und des Satans“, und beschloss daher statt ihrer die „herrlichen Aeusserungen des heiligen Geistes“ in dichterischer Form wiederzugeben (3). Aber schon früher hatte er sich auf einem anderen Felde versucht, auf dem er ebenso sicher war, puritanischen Geistesverwandten zu begegnen, wie auf dem der biblischen Lyrik. Als Satyriker hatte er allerdings unmittelbare Vorgänger gehabt. Der Satyren von Donne und Marston haben wir schon gedacht, die Joseph Hall's werden in anderem Zusammenhang gewürdigt werden. Was Wither's gleichartige Verse auszeichnete, war die rücksichtslose Schärfe, mit der er

sich gegen die höheren Stände gewandt, der religiös-politische Eifer des Puritaners, mit dem er den herrschenden Gewalten entgegengetreten war. Er hatte nicht nur gewusst, mit sicherer Hand einzelne Leidenschaften, wie Jähzorn, Eifersucht, Grausamkeit abzuschildern, mit der feinen Beobachtungs-Gabe eines Sebastian Brant so manche Modethorheiten der Gesellschaft darzustellen, sondern er war muthig genug gewesen, auch das Feld der Staatsverwaltung zu streifen. In den Zeiten Jakob's musste es anzüglich erscheinen, auf die Hinneigung zu Spanien und die vernachlässigte Kriegsrüstung des Landes hinzuweisen. Ebenso unliebsam klang das Wort, dass mancher „die Mittel des Heiles verabsäume aus Furcht, als Puritaner gekennzeichnet zu werden.“ Beschwerden über die ungesetzliche Duldung von Rekusanten am Hofe, die „Ueberfüllung der Religion mit Ceremonieen“, die Missbräuche der Universitäten, die Mängel des Rechtes und der Gerichte waren sämmtlich aus derselben Quelle puritanischer Anschauungen geflossen (1). Mit gutem Grunde hatte Wither in dem Vorwort an den Leser sagen können: „Erwartet nicht die künstlich gefügten Reime Spenser's oder Daniel's (2) oder die tiefen Gedanken des jetzt hochangesehenen Jonson; sagt, es ist ehrlich und offen geredet, das ist alles, was ich verlange.“

Der stolze Sinn, unbekümmert um Autoritäten, sich seinen Weg zu bahnen, nur der Stimme des Gewissens zu folgen, war überhaupt einer der wesentlichsten Züge dieser starren Natur. „Wenn sich niemand um meine Lieder kümmert, — sagt er ein Mal, — lasse ich mir an mir selbst genügen und bin mit meinem Beifall so zufrieden, als wenn die halbe Welt mich hörte“ (3). Diese echt puritanische Hervorkehrung des individuellen Urtheils erschien beinahe zum Grotesken gesteigert, wenn Wither in der Form der Widmung alles Gute seinem eigenen Selbst wünschte, dem er „nächst Gott, seinem Fürsten und Lande am meisten verpflichtet sei.“ Sie gab den Anlass zur Abfassung jenes selbstbewussten „Motto“, welches auf dem Titelbilde den Dichter mit Lorbeeren gekränzt, durch göttliche Macht vor den Pfeilen seiner Feinde geschützt zeigte und mit den Worten schloss: „Meine Seele

ist mein Reich, und keines anderen Wille soll es beherrschen; denn ich bin frei, und niemand hat mir die Freiheit gegeben, niemand soll sie mir nehmen."

Ein so streitlustiger und stolzer literarischer Charakter musste nicht nur bei der Obrigkeit, sondern in den Kreisen seiner eigenen Berufsgenossen Anstoss erregen. Je höher seine Popularität anwuchs, desto nöthiger schien es, den gefährlichen Nebenbuhler zu bekämpfen. Ben Jonson, obwohl Wither ihm sein Lob gespendet hatte(1), das alte Haupt der lebenslustigen Dichter-Genossenschaft, dem nichts ferner lag, als die ängstliche Moral des Puritanismus, hatte es schon 1624 unternommen, den mürrischen, hochmüthigen Sitten-Prediger anzugreifen. In einem Maskenspiele, das am Hofe zur Aufführung kam, stellte er ihn in der Figur des „Chronomastix" des „wackren Satyrs" mit glücklicher Benutzung seiner Schwächen an den Pranger und suchte ihn in jeder Weise lächerlich zu machen(2). Indess blieb Wither die Antwort nicht schuldig. In seinem Gedicht „Britannien's Mahner" (Britains Remembrancer 1628) schilderte er jenen weinseligen Apollo-Club, das Tribunal, welches sich ein höchstes Urtheil über die Dichter der Zeit anmasse, und berief sich auf seine Verdienste. Zugleich hatte er einen neuen Ton angeschlagen, mit dem er die erregte Stimmung der Massen traf. Er erschien als Prophet und kündete seinem Volke Tage des Unheils voraus, die sein geistiges Auge erblickte. Heer und Flotte, Häfen und Festungen schienen ihm zum Untergang bestimmt, der Reichthum der Städte, die Früchte des Feldes, die ganze Fülle irdischer Güter und Freuden reif zur Vernichtung, Gottes Gerichte nahe und die Schalen seines Zornes voll. Es war die Vorahnung einer grossen Umwälzung, die schon damals in der Dichtung des Tages zum Ausdruck kam.

In dieser Art wogten auf dem Gebiet der schönen Literatur die Geister durcheinander, als Milton sich entschloss, frei von den Fesseln eines Amtes, in ihre Reihen einzutreten. Nachklänge der gewaltigen Kraft des Dramas, dunkle Stimmen allegorischer Dichtung, arkadische Flötentöne, künstlich verschnörkelte Weisen, leichtfertig-tändelnde Liedchen, gluthvolle

und ascetische Hymnen flossen zu einem verwirrenden Chore zusammen. Aber auch hier war zu erkennen, dass man sich einem grossen Wendepunkt näherte. Die Zeiten des „lustigen Alt-England", der Romantik, der ungetrübten Freude am Schönen und Idealen giengen zu Ende. Der Ernst der Reflexion und der bürgerlichen Arbeit, des Ringens im politischen Kampfe, der calvinistischen Strenge und Ausschliesslichkeit drängte sich vor. Eine Epoche brach an, welche dem freien Aufschwung des dichterischen Genius wenig günstige Aussichten versprach.

## Fünftes Kapitel.

### Die Lehrjahre in Horton.

---

In Buckinghamshire nahe bei dem Flecken Colnbrook, vier bis fünf Stunden westlich von London, liegt das kleine Dorf Horton. Die alte ehrwürdige Pfarrkirche inmitten des Kirchhofes und die ringsum verstreuten Häuser des Dorfes tauchen zwischen Bäumen und Buschwerk aus einer reichen fruchtbaren Niederung auf, die zu Milton's Zeiten nicht weniger als in unseren Tagen hundert abwechselnde Scenen ländlichen Friedens darbot. Das Land ist von üppigen Wiesen bedeckt, plätschernde Rinnsale führen durch sie hin die Wasser des zertheilten Flusses Colne der Themse zu, alter herrlicher Wald ladet auf allen Seiten in seinen kühlen Schatten, und über die dichten Wipfel ragen westwärts die stolzen Zinnen von Windsor empor. Hierhin nach Horton hatte sich Milton's Vater zurückgezogen, um nach so manchem Jahre angestrengten Fleisses seine alten Tage in gesunder Landluft zu geniessen. Noch lebte ihm die treue Gefährtin; die Tochter Anna, seit dem August 1631 verwittwet (1), blieb mit ihren zwei kleinen Söhnen in London wohnen, ebendort begann im September 1632 des Dichters Bruder Christoph im Inner Temple das Studium des Rechtes, für das er bestimmt wurde (2).

Möglicher Weise fand der Umzug kurz vor oder in dem Jahre 1631 statt, wenigstens liess sich annehmen, dass der Dichter

die Herbstferien dieses Jahres inmitten der Reize von Wald und Feld verbrachte, deren er in seiner siebenten College-Rede mit solcher Bewunderung gedenkt (1). Vermuthlich stand das nun längst vom Erdboden verschwundene Haus und der zugehörige Landbesitz im Eigenthum der Familie Bulstrode, die seit Jahrzehnten das Herrenhaus hinter der Kirche, gewiss das stattlichste Privat-Gebäude im ganzen Orte, einnahm. Es ist dieselbe Familie, aus welcher von mütterlicher Seite der nachmals als Jurist und Politiker berühmte Bulstrode Whitelocke stammte, der nur um wenige Jahre älter war als Milton. Zu den Honoratioren des Ortes gehörte selbstverständlich der Inhaber der Pfarrei, Edward Goodal, in früheren Zeiten Gehülfe des puritanischen Geistlichen Thomas Gataker, seit 1631 im Genuss der Pfründe von Horton (2). Auch seine kleine Kirche entgieng nicht den prüfenden Blicken der geistlichen Visitatoren. Unter den Kirchenstühlen, an denen etwas auszusetzen war, vermuthlich weil sie einen Zoll höher waren als die uniforme „Schönheit der Heiligkeit“ zuliess, befand sich auch derjenige des alten Milton (3). In diesen eng umschriebenen Kreis trat Milton ein, als er seine Studien beendet hatte und den Entschluss nicht fassen konnte, einen praktischen Lebensberuf zu ergreifen. Wie wohl er sich aber in diesem sorglosen Stillleben befunden habe, mag man sofort aus den Worten schliessen, mit denen er die sechs Jahre jener Lebensepoche kennzeichnet: „Auf dem Landgut meines Vaters, wohin sich dieser auf seine alten Tage zurückgezogen hatte, vertiefte ich mich in schönster Musse ganz und gar in die Werke der griechischen und lateinischen Schriftsteller. Mitunter vertauschte ich jedoch das Land mit der Stadt, sei es um hier Bücher zu kaufen, oder um etwas Neues in der Mathematik und Musik zu lernen, womit ich mich damals erfreute“ (4).

Mit gutem Grunde betont Milton bei dem kurzen Ueberblick über sein Thun und Treiben während jener Jahre sein Studium der klassischen Literatur. Man hat behauptet, er habe in jenem Zeitraum sämmtliche überhaupt zugängliche lateinische und griechische Schriftsteller gelesen, und wenn

eine solche Behauptung auch unzweifelhaft übertrieben ist, so wurden doch sicherlich die schon während der Schul- und Universitäts-Zeit erworbenen Kenntnisse nach dieser Richtung hin ungemein erweitert. Exemplare eines Lykophron und eines Euripides, die, wie man weis, im Jahre 1634 in Milton's Besitz übergiengen, neben der Einzeichnung seines Namens mit Noten von seiner Hand versehn, mögen nur als vereinzelte Stücke einer anwachsenden Bibliothek gelten, und es gab andere Gelegenheiten genug, die ersehnten Schätze der Alten sich zu verschaffen (1). Eben jene Jahre wird man als die reifereren betrachten dürfen, in denen ihn noch stärker als zuvor die „göttlichen Werke Plato's und des ihm ebenbürtigen Xenophon" beschäftigten (2). Ein Brief, der gegen Ende dieses Lebens-Abschnittes am 23. Sept. 1637 an Diodati gerichtet ist, giebt dem Freunde gleichsam einen Rechenschafts-Bericht über die Studien des Schreibers: „Die Geschichte der Griechen habe ich durch ununterbrochene Lektüre bis zu dem Momente verfolgt, in dem sie aufhörten Griechen zu sein. Ich habe mich lange bei der dunklen Partie der Geschichte der Italiener unter den Longobarden, Franken, Deutschen aufgehalten, bis zu der Zeit, da ihnen durch Rudolf, der Deutschen König, die Freiheit gegeben wurde; von da an wird es wohl rathsamer sein, die Geschichte jedes einzelnen Staates Italien's gesondert zu lesen." Und am Schlusse des Briefes bittet Milton den Adressaten, ihm die Geschichte Venedigs, man weiss nicht, ob von Bernardo oder Pietro Giustiniano leihweise zu übersenden (3). Ueber der Geschichte der Völker der Neuzeit wurde ihre Sprache und Literatur nicht vernachlässigt. Wenigstens des Französischen, und Italienischen, wohl auch des Spanischen, mag Milton damals mächtig geworden sein. Beatrice's und Laura's Lob verstand er in der Ursprache zu lesen, noch ehe er die Stätten betrat, auf denen Dante und Petrarca gewandelt hatten (4).

Ein so fleissiger Verkehr mit den grossen Geistern längst entschwundener Zeiten wurde am besten durch einen Ausflug nach der nahen Hauptstadt unterbrochen. Hier empfieng den Jüngling das rauschende Leben des Tages, beim Bruder

oder im Hause der Schwester fand er sichere Unterkunft, durch Paternoster-Row schlendernd konnte er unter den neuen Waaren des Büchermarktes wählen und sich mit den eben ausgegebenen Stücken der Dramatiker oder den jüngsten theologischen Traktaten beladen, an solchem Platz liess sich am leichtesten ein Stelldichein mit den alten Freunden geben ([1]). Aber hier in London fand sich auch Gelegenheit zu lernen und ein angeborenes Talent weiterzubilden. Wer der Lehrer der Mathematik gewesen sein mag, ist nicht zu sagen. Dagegen unter den bekannten und wegen ihres Unterrichtes allgemein geschätzten Musikern kamen ohne Zweifel zwei Männer in Frage, mit deren einem Milton nachweisslich eben damals in enge Verbindung trat.

William und Henry Lawes, die Söhne des William Lawes von Steeple Langford, nahmen unter den musikalischen Grössen ihrer Zeit einen hohen Rang ein. Beide waren in ihrer Kunst von John Cooper unterrichtet worden, der sich, nach auch uns bekannter Art, in einen Giovanni Coperario zu verwandeln für nöthig gehalten hatte. Die beiden Lawes wurden Mitglieder der königlichen Kapelle, eines Instituts, das schon lange vor der Zeit der Reformation bestanden hatte und wegen der Vortrefflichkeit seiner Leistungen im Kirchen-Gesange hoch berühmt war. Die Brüder gehörten gleichfalls zu den Kammer-Musikern Karl's I., lieferten zahlreiche Kompositionen beliebter Dichterwerke und verkehrten in der besten Gesellschaft ([2]). Noch bedeutender und geschätzter als der ältere Bruder scheint Henry gewesen zu sein. Mit neunundzwanzig Jahren trat er in die königliche Kapelle ein und stieg hier von einer Ehrenstelle zur anderen empor. Die ersten Dichter der Zeit, ein Waller, Carew, Cartwright, Herrick, später auch Lovelace, waren stolz darauf, ihre Verse von Lawes in Musik gesetzt zu sehen, mit vielen von ihnen war er befreundet, Waller, Herrick u. a. widmeten ihm schmeichelhafte Strophen, auf Hobbes Tische pflegte fast immer ein Heft seiner Lieder zu liegen. Mit Bewusstsein kämpfte er gegen die Mode des Tages an, fast lediglich italienische Texte, welche die wenigsten verstanden, für singbar zu erklären, er

ironisirte diese Leidenschaft der Gesellschaft, diesen humour, wie Ben Jonson gesagt haben würde, und drang auf die nationale Einbürgerung seiner Kunst. Seine Stärke war die Komposition von Liedern für eine Stimme, hier verstand er nach Waller's preisendem Ausdruck „den Versen Leben zu geben", die Worte mit der Melodie, die poetische mit der musikalischen Phrase kunstgerecht zu decken ([1]). Henry Lawes ertheilte in vornehmen Kreisen, vorzüglich im Gesange Unterricht, er mag auch Milton's Lehrer gewesen sein und seine musikalischen Neigungen mannigfach angeregt haben.

Die Bekanntschaft mit den in allen Künstlerkreisen heimischen Brüdern Lawes diente unzweifelhaft dazu, noch ein anderes Interesse Milton's zu beleben. Man erinnert sich, welches Entzücken Milton schon früher in dem „pomphaften Rundbau des Theaters" empfunden und wie kühl er dagegen die gespreizten Dilettanten-Versuche seiner Universitäts-Genossen beurtheilt hatte. Welche angenehmere Unterbrechung der ruhig und gleichmässig dahin fliessenden Tage des Landlebens konnte es geben, als dann und wann die wahren Stätten der Kunst aufzusuchen und inmitten der lauschenden Masse ein Bild aller menschlichen Leidenschaften entrollen zu sehen. Eben damals drängte sich die Theilnahme an den Schöpfungen der dramatischen Dichtung auf's neue mächtig vor. Der Histriomastix von William Prynne, dessen Process sich im Februar 1634 abspielte, hatte jene Bewegung der höfischen Kreise zu Gunsten der Bühne entfesselt, die in der Aufführung von Shirley's Maskenspiel „Der Triumph des Friedens" ihren glänzendsten Ausdruck fand. Die vier Rechts-Kollegien veranstalteten sie für Lichtmess 1634, um auf diese Weise ihren vollen Abscheu vor dem puritanischen Berufsgenossen zu erkennen zu geben, der es noch dazu gewagt hatte, sein Werk den Vorstehern von Lincoln's Inn zu widmen. Was die Kunst und die Gelehrsamkeit des Tages vermochte, war aufgeboten, um dies Fest zu schmücken. Ein Selden vergeudete seine antiquarischen Kenntnisse an die Einrichtung des Schaugepränges und die Wahl der Kostume, Inigo Jones gab die Scenerie an, William Lawes lieferte grossen Theils

die Musik. Wenn wir die glänzende Beschreibung lesen, in welcher Bulstrode Whitelocke, damals eines der Mitglieder des Comité, den Strassen-Aufzug, die Aufführung, den ganzen Pomp dieses Festes schildert, so schenken wir der Nachricht Glauben, dass sich die Kosten auf beinahe 21,000 £ belaufen haben. Eine zweite Aufführung fand acht Tage später im Kaufhause auf Kosten des Lordmayor statt. Hinter solchem Luxus konnte der Hof nicht zurückbleiben, schon Fastnacht desselben Jahres brachte er unter Mitwirkung des Königs und vieler Adligen Carew's Coelum Britannicum zur Darstellung. Nach dem Urtheil des königlichen Intendanten war es das schönste Maskenspiel seiner Zeit, und die Königin erklärte: „Pour les habits elle n'avait rien vue de si brave". Dies Mal hatte Henry Lawes die Komposition beigesteuert (1).

Es ist schwer glaublich, dass Milton, der den Lawes so nahe stand, der an einem Ort mit den Bulstrodes, Verwanden jenes Bulstrode Whitelocke, lebte, dass er, dessen Bruder im Inner Temple studirte, von jenen Aufführungen und Proben, die ganz London theils mit lautem Entzücken, theils mit verhaltenem Ingrimm besprach, gar keine Notiz genommen haben sollte. Wohl mochte ihm die hehre Kunst durch Schaustellungen der Art, bei denen sich eine grobe Wirkung auf die Sinne mit niedriger Schmeichelei verband, entweiht erscheinen. Auch die Strafe, welche Prynne zu erdulden hatte, musste seinen Zorn erregen. Aber niemals konnte er ein Puritaner in dem Sinne werden, dass er die Leistungen der dramatischen Poesie als solche verworfen hätte. In seinem jüngst entdeckten Kollektaneenbuche sieht man ihn sich gegen einen rigoristischen Kirchen-Vater ereifern und den Ausspruch verfechten, dass es „in der ganzen Philosophie nichts Ernsteres, Heiligeres oder Erhabeneres gebe als eine richtig angelegte Tragödie" (2).

Auch von anderer Seite her musste seine Theilnahme an den theatralischen Ereignissen der Hauptstadt geweckt werden. Sein Freund und Lehrer, der jüngere Gill, der uns schon von früher her als ein zungenfertiger Spottvogel bekannt ist, wurde eben damals in eine literarische Fehde mit keinem Geringeren verwickelt, als dem alten Ben Jonson. Seit geraumer Zeit

war der Dichterkönig jener Tage gegenüber den Gills in Kriegszustand. Er hatte es dem Vater Gill nicht verziehen, dass er den puritanischen Lieblings-Poeten, den moralisirenden, strengen Wither, an einer Stelle seiner Logonomia Anglica den englischen „Juvenal“ genannt hatte. Indem er Wither dem Gelächter Preis gab, versetzte er auch seinem Apologeten einige Seitenhiebe, „dem Schulmeister“, der die Schuljugend gleichsam nach den scharfen Sentenzen des modernen Juvenal abstrafte, dem alten Gill, über dessen handgreifliche Unterrichts - Methode wir schon früher ein artiges Liedchen haben singen hören. (s. o. S. 31.) Ende 1632 fand sich eine passende Gelegenheit für den jüngeren Gill, den geschmähten Vater an dem gewaltigen Angreifer zu rächen. Das Fiasko, welches damals Ben Jonsons Drama „Das magnetische Fräulein“ machte, scheint den Misserfolg, den sein „Neues Wirtshaus“ 1630 erfahren hatte, noch übertroffen zu haben. Es war voraus zu setzen, dass auch dies Mal der gekränkte Dichter die bedenkliche Ehrenrettung seines Dramas vornehmen würde, welche eine auf der Bühne erlittene Niederlage nur schlecht verdeckt: vom Theater-Publikum an's Lese-Publikum zu appelliren. Da blies der jüngere Gill wenig edelmüthig zum Angriff. Er räth dem alten kranken Dichter sein Machwerk doch lieber zu verbrennen, Clio und Polyhymnia zu lassen, sich der Arbeit seiner jungen Jahre wieder zuzuwenden, Trog und Kelle wieder aufzunehmen. Ben Jonson's Antwort blieb nicht aus. Ihr grober Ton zeigt, was man sich damals in literarischen Fehden bieten konnte, zudem fasst sie den Gegner an dem Punkte, wo er am verwundbarsten war: sie erinnert ihn an seinen Process vor der Sternkammer, in dem er mit so grosser Mühe seine Ohren gerettet hatte (1).

Von Unterhaltungen mit den Freunden über Gegenstände dieser Art, von dem so mannichfach anregenden Leben und Treiben der Hauptstadt kehrte John Milton immer wieder zu seinem friedlichen Horton zurück. Hier konnte er, von Sorgen frei, im frohen Gefühl der Gesundheit, unter einfachen unverdorbenen Menschen alle die unschuldigen Freuden des Landlebens kosten. Es waren vielleicht seine glücklichsten

Jahre. Sie bildeten ohne Zweifel seinen Natursinn, der von nun an immer stärker in allem, was er dachte, hervortritt. Die Morgendämmerung fand ihn wach, wie manches Mal mag er auf freiem Felde den Aufgang der Sonne anbetend begrüsst haben. Nah und fern winkte der Wanderung ein schönes Ziel, durch Wiesen und Aecker führte der Weg zur Seite des rauschenden Colne zu den Ufern der Themse. Hier mahnte die Haide von Runnymede an die alte Zeit, da sie Schauplatz der Beschwörung der magna charta gewesen war. Dort erzählte die Hernes-Eiche unweit Datchet von den lustigen Abenteuern John Falstaff's. Die Thürme von Windsor riefen durch den üppigen Park den Wandrer zu sich, und am westlichen Abhang des Schloss-Hügels lockten die stattlichen Gebäude des College von Eton zur Einkehr. — Dem schöpferischen Genius wird das Leben zum Gedicht, und so halten wir uns für berechtigt, das poetische Spiegelbild der mannichfaltigen angedeuteten Erscheinungen von Land und Stadt, Natur und Kunst in einigen Dichtwerken Milton's zu erblicken, welche wohl sämmtlich aus der Epoche von Horton stammen (1). Dabei liegt es uns ebenso fern in diesen Gedichten mit ängstlicher Sorgfalt biographische und lokale Beziehungen aufzuspüren, — so gewiss auch einzelne Theile der landschaftlichen Umgebung Modell für den Dichter gewesen sind, — als seine Kunstwerke nach dem Vorgange von Warton und Todd zu einer Musterkarte von Reminiscenzen aus Ovid, Statius, Burton, Spenser, Browne, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Bocaccio, Tasso und vielen anderen zu machen, so viel es auch für sich hat, dass u. a. namentlich Burton's beliebte „Anatomie der Melancholie“ dem Dichter von „l'Allegro“ und „il Penseroso“ genau bekannt war. Nicht darauf kommt es hier an zu erkennen, welche Bilder und Ausdrücke Milton von anderen entlehnte, sondern was den Zauber seines eigenen Genius ausmacht. Billig steht das melodiöse Sonett „an die Nachtigall“ an der Spitze jener Reihe von Gedichten aus der Zeit des ländlichen Still-Lebens (2). Der Wortlaut seiner Verse lässt sich nicht in einer Uebersetzung wiedergeben, man wird mit einiger Verwunderung bemerken, dass Milton den auch sonst

häufig von ihm berührten Gegenstand so zu sagen weltlicher fasst als William Drummond, dessen schönes Sonett „Die Nachtigall" sich mehr im puritanischen Gedankengang bewegt (¹). Auch das kurze Frühling und Freude athmende Lied auf den „Mai-Morgen" reiht sich seinem Gedankengang nach hier an. Man hat mit Recht bemerkt, dass dieser Lenz-Gruss besonders reizvoll wirkt durch den unerwarteten Wechsel des Metrums, ein einfaches Mittel, dessen sich Milton auch sonst mit feinem künstlerischen Takte bedient (²).

Das Lieblichste aber, was vermuthlich die Muse von Horton geschaffen, ist unstreitig „l'Allegro" und „il Penseroso", dieses „Doppelgestirn beschreibender Poesie", welches einen Händel nicht ohne Grund zum Wetteifer seiner Kunst augefordert hat.(³) Jedes dieser beiden Stimmungs-Gedichte ist an sich ein Schatz, zu wahrer Geltung aber kommen sie doch nur nebeneinander gehalten, ähnlich den bezaubernden zusammengehörigen Reliefs von Tag und Nacht, wie sie Thorwaldsen's Phantasie geboren hat. Denn wie in Strophe und Antistrophe treten sich die Glieder dieser beiden Selbst-Gespräche in ganz regelmässigem Aufbau entgegen. Beide beginnen mit einigen präludirenden Zeilen, deren Gedankengang sich völlig entspricht: hier heisst der Dichter die „verhasste Melancholie" gehen, die „von Cerberus und Nacht Geborne", um die Freude einzuladen, „Zephir's und Aurora's liebliches Kind", dort verjagt er die „eitle trügerische Lust" um die Schwermuth, die heilige Göttin, zu begrüssen. Beide Bilder sind so geordnet, „dass sie sich vom Landschaftlichen zum Menschlichen erheben" (⁴). In beiden Dichtungen erstreckt sich die Antithese bis auf die einzelnen Sätze, die überlegt gewählten Beiworte und selbst bis auf das Versmass.

„Der heitere Mann tritt hinaus in den lachenden Morgen, er hört die vielstimmige Frühmusik des Landlebens, die wirbelnde Lerche, den krähenden Hahn, die gluckende Henne, die von Ferne bellende und schmetternde Jagd, den pfeifenden Bauer, das singende Milchmädchen, kurz eine ganze Pastoralsymphonie". Sein Auge schweift mit Entzücken über die Landschaft, Wald und Feld, Berg und Thal, die Zinnen des

hohen Schlosses und das Dach der niederen Hütte umspannend. Er belauscht ein ländliches Paar beim frugalen Mahle und mischt sich unter das fröhliche Völkchen der Burschen und Mädchen, die sich zum Klang der Fiedel im Tanze schwingen:

Wo der Lust sich alle weihn
An dem Tag voll Sonnenschein,
Bis der Abendstern erwacht
Und der Thau im Grase lacht. —
Dann wird gezecht ein braunes Bier
Und viel erzählt von dort und hier.
. . . . . . . . . . . . . .
Die klagt wie manche liebe Nacht
Ein schwerer Alp sie stöhnen macht,
Und der spricht, wie er neulich da
Des Kobolds böses Irrlicht sah;
Wie treu ein Hausgeist sich bewies,
Und nie als träg sich finden liess (1).

Nach solchen Gesprächen geht man zur Ruhe, „in Schlaf gelullt durch die flüsternden Winde". Ein neuer Tag (2) führt den Weg zur Stadt „in das geschäftige Summen der Menge" zum Anblick glänzenden Turniers, wo Ritter und Barone vor schönen Damen um den Preis kämpfen, zu festlichen Aufzügen und pomphaften Maskenspielen. Und dann lockt das Theater zu sich, wo neben dem „gelehrten Jonson", der „süsseste Shakspeare" herrscht, der „Sohn der Phantasie, der des heimischen Waldes freie Lieder singt" (3). Endlich wiegen sanfte Töne die Seele ein, die bezaubernde Stimme des Sängers bewegt sich in reizvoller Koloratur, — wie sie Freund Lawes so trefflich anzuwenden versteht, — und die geheimen Kräfte der Harmonie sprengen ihre Fesseln. So sind die Tage „des heiteren Mannes". Im Anklang an ein altes Lied ruft der Dichter aus:

Kannst du solche Freuden geben,
Frohsinn, will mit dir ich leben!

Wie anders „Il Penseroso", der sinnige, ernste Träumer! Er lauscht am Abend dem melancholischen Liede der Nachtigall, der Mond bricht ab und an aus zerrissenen Wolken vor, von ferne werden über den See die Schwingungen der Abendglocke herübergetragen. Oder er sitzt träumerisch im einsamen, dämmrigen Gemach, blickt sinnend in die glühende

Asche, hört durch die Stille nur das Heimchen auf dem Heerde und den Segensspruch des Wächters. Beim Schein der Lampe wacht er die Mitternacht heran. Er blickt zu den Sternen empor, die seine Phantasie, aus platonischer Quelle schöpfend, mit den Gestalten eines höheren Lebens bevölkert. Gleich dem Dr. Faust hält er mit den Elementar-Geistern, den Natur-Dämonen geheime Zwiesprache. Und dann entfaltet er die Bücher der Dichtung: die majestätischen Gestalten der antiken Trgödie steigen vor ihm auf, neben ihnen finden die Helden der heimischen Barden ihre Stelle: Chaucer's, Spenser's und der anderen Sänger ritterlicher Romantik, deren Allegorie „mehr meint als sie sagt".

„Ein düsterer Morgen bricht an, die Winde seufzen und stöhnen, und der Regen tröpfelt melancholisch". Die Sonne dringt indess durch, vor ihren Strahlen flieht der Dichter in den schattigen, abgeschiedenen Hain. An Baches Rande legt er sich nieder, die summende Biene, die murmelnden Wellen singen ihn in Schlaf, und wunderbar-geheimnisvolle Träume umspielen seine Stirne. Erwacht, glaubt er die liebliche Musik der Wald-Genien zu hören, er wandert seiner Stimmung gemäss zur alten Kloster-Kirche, bewundert die mächtigen Säulen, die gewölbte Decke:

> Wo gedämpft und ernst das Licht
> Durch bemalte Scheiben bricht,
> Feierlicher Orgel-Klang
> Dröhnt zu vollem Chor-Gesang,
> Dass die Gottes-trunkne Brust
> Schwelgt in höchster Himmelslust.

Und zuletzt wünscht er sich für seine alten Tage eine „friedliche Einsiedelei", ein „härenes Gewand", eine „moosige Zelle", um als Klausner in dem grossen Buch der Natur, in Sternen und Pflanzen lesen zu können:

> „Bis die Erfahrung, reif und alt
> Wächst zu prophetischer Gewalt (¹).
>
> Kannst du mir solche Freuden geben,
> Melancholie, so will mit dir ich leben".

So klingen beide Gedichte, wie sie die verschiedene Wirkung der Musik auf den menschlichen Geist an rechter

Stelle benutzt zeigen, gleichsam selbst musikalisch in sich entsprechenden und doch verschiedenen Schwingungen aus. Welchem von beiden der Vorzug zu geben, darüber ist in England kaum je ein Streit gewesen. Wenn Goethe sich erinnert, dass er, und mit ihm die gebildete deutsche Jugend gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, so wesentlich durch den ernsten, ja schwermüthigen Charakter der englischen Poesie beeinflusst worden, so bemerkt er, dass Milton's Allegro erst in heftigen Versen den Unmuth verscheuchen muss, ehe er „zu einer sehr mässigen Lust" gelangen kann([1]). Milton's Temperament war nun einmal der Art, dass er sich dem Penseroso näher verwandt fühlte als dessen Gegensatz. Wie lieblich auch das Bild der sonnenglänzenden Landschaft sein mag, das er entrollt, wie glücklich er mit den eigenen Betrachtungen die naiven Einfälle der Volks-Sage und Volks-Dichtung, würzige Feldblumen, aus dem Bezirk des lustigen Alt-England, verwebt: selbst durch Scherzen und Lachen zieht sich der Faden ernster Beschaulichkeit, in seinem Frohsinn ist, wie man gesagt hat, immer ein Stück von Melancholie. Und diese Erscheinung wird durch eine andere Betrachtung noch erklärlicher. Man hat die feine Bemerkung gemacht, dass der Kontrast beider Gedichte sich über das Individuelle erhebe, dass sie die Antithese durchklinge, „durch welche die eine Hälfte der Nation von der andern, der Kavalier von dem unter Schmerzen sich losringenden Puritaner geschieden werde"([2]). Der grosse Gegensatz, den wir im englischen Volks-Geiste überhaupt unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution als vorhanden anzunehmen uns für berechtigt halten, wird im Allegro und Penseroso in idealer Weise verkörpert, und zu welcher Partei sich Milton schlagen werde, kann nicht zweifelhaft sein. Aber der freie Genius des Dichters ist fähig, in raschem Fluge beide Gebiete des Denkens und Fühlens zu streifen, die ernste Beschaulichkeit des Puritaners sich zu wahren, ohne gegen die schönen Güter des Kavaliers sich abzuschliessen, und über dem Zwiespalt der Parteien das Ideal des Menschen zu retten. Wird doch der melancholische Träumer von einem religiösen Kunst-Enthusiasmus er-

fasst, der mit dem strengen Calvinismus wenig gemein hat und des Beifalls William Laud's und seines Königs sicher sein konnte, bis denn doch die nüchterne Aufklärung, frei von jeder Schwärmerei, lediglich auf die Naturwissenschaft gegründet, bei ihm durchbricht.

---

Wenn l'Allegro und il Penseroso Gelegenheits-Gedichte im besten Sinne sind, insoferne sie als der natürliche Ausdruck individueller Stimmung erscheinen und dabei doch der Darstellung allgemein menschlicher Ideen dienen, so trägt ein anderes Erzeugnis der Muse Milton's, das gleichfalls der Epoche von Horton angehören wird, den Stempel einer auf Bestellung gelieferten Arbeit, ohne dass der Dichter sich dabei etwas vergeben hätte.

Nicht weit von Horton in Harefield-House, eine Stunde von Uxbridge, residirte die verwittwete Gräfin von Derby, Alice, Tochter des Sir John Spencer von Althorpe, welche auch nach dem Tode ihres zweiten Gatten, des Lord-Keeper Sir Thomas Egerton, den stolzen Namen ihrer ersten Wittwenschaft beibehalten hatte. Dem zahlreichen jungen Nachwuchs ihrer Sippe mochte sie wie eine ehrwürdige, lebendige Erinnerung an die elisabethanische Epoche erscheinen. Der poetische Duft jener romantischen Tage umwob ihre Gestalt, und Warton hat wohl Recht, wenn er sagt, „das Adelsbuch dieser Gräfin sei die Dichtung ihrer Zeit." In ihrer Jugend war sie mit ihren Schwestern von Edmund Spenser, der sich mit Stolz dieser Verwandtschaft rühmte, in zierlichen Versen gefeiert worden. Der Dichter der „Feenkönigin" widmete ihr 1591 seine „Thränen der Musen", pries sie als „Amaryllis" in seinem Schäfergedicht „Colin Clout's come home again" und bejammerte daselbst den frühen Tod ihres 1594 verstorbenen ersten Gatten, „Amyntas", „des edelsten Hirten, der je auf dem Hafer-Rohr geblasen". Denn dieser selbst, Ferdinando Stanley, Lord Strange, seit 1593 Graf von Derby, galt für einen Meister des Verses und war jedenfalls ein Mäcen der dichterischen Genossenschaft seiner Zeit, wie denn Nash,

Greene u. a. dem vornehmen Gönner ihre dankbare Huldigung darbrachten([1]). Die Verbindung mit dem zweiten Gemahl, dem hochgestellten Staatsbeamten, knüpfte den Namen der Lady Alice noch enger an die grosse literarische Bewegung jener Zeit. Zu ihren Ehren bei Gelegenheit eines Besuches, den sie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, der Gräfin und dem Grafen von Huntingdon, in Ashby-de-la-Zouch abstattete, wurde 1607 ein Maskenspiel aufgeführt, gespickt mit Komplimenten, von Marston verfasst. Bei Hoffesten wirkte sie selbst in theatralischen Unterhaltungen mit. An panegyrischen Widmungen und dichterischen Huldigungen aller Art hat es ihr zu keiner Zeit gefehlt ([2]).

Die ehrwürdige, durch das Leben geprüfte Dame konnte sich einer zahlreichen, vornehmen Nachkommenschaft und Verwandtschaft rühmen. Einer ihrer Töchter, der verwittweten, durch schwere Schicksale heimgesuchten Lady Chandos und ihren Kindern, hatte sie ein ständiges Asyl auf ihrem eigenen Wittwensitz eingeräumt, aber oft genug wurde der schattige Park von Harefield durch die muntere Gesellschaft der übrigen von nah und fern herbeigeeilten Verwandtschaft belebt, vorzüglich bei Gelegenheit von Familienfesten, wenn der blühende Kranz der Enkel und Enkelinnen die Herrin des Schlosses umgab. Eine stattliche Zahl dieser Enkel gehörte dem Hause John Egerton's, des Grafen von Bridgewater an; denn dieser hatte sich um dieselbe Zeit mit der zweiten Tochter der Gräfin von Derby verbunden, in welcher diese selbst seinem Vater, Sir Thomas, verwittwet wie sie, die Hand reichte. Wie in anderen vornehmen Familien, ertheilte Henry Lawes auch in der des Grafen von Bridgewater Unterricht in seiner Kunst. Zweien von dessen Töchtern, Alice und Mary, hat er 1653 seine „Ayres und Dialogues“ gewidmet und sich ihrer in seiner Dedikation ausdrücklich als würdiger Schülerinnen im Gesange gerühmt.

Wurde Milton, wie zu vermuthen ist, durch die Liebe zur Musik mit Henry Lawes häufig zusammengeführt, so lag es für diesen nahe, das Talent des poetischen Freundes in Anspruch zu nehmen, als es sich darum handelte, den Text

zu einer musikalischen Aufführung zu erhalten, mit welcher die jugendlichen Angehörigen der Gräfin von Derby diese überraschen wollten. Freilich fehlt auch dafür der direkte Beweis, dass gerade Lawes den musikalischen Theil der Aufgabe auf sich genommen habe, indess seine spätere Mitwirkung bei der Darstellung des Comus lässt diesen Rückschluss unschwer zu (¹). Genug, dass Militon's Genius diesem vornehmen Kreise eine kostbare Gabe darbrachte: Die „Arkadier", „Theil einer theatralischen Unterhaltung" („Part of an Entertainment"), „aufgeführt vor der verwittweten Gräfin von Derby zu Harefield von einigen edlen Mitgliedern ihrer Familie, welche im Hirtengewand auf der Bühne erscheinen und sich mit folgendem Gesang dem Ehren-Sitz nahen" (²). Die Scene war offenbar im Freien, im Park, wo für die Gefeierte, deren Geburtstag vielleicht Anlass zu dem fröhlichen Fest gegeben hatte (s. v. 4), ein erhöhter Sitz unter einem Baldachin, etwa von bunten Lampen umgeben (s. v. 18), errichtet worden war. Man hat sich den ländlichen Schauplatz von der ganzen aristokratischen Gesellschaft, welche in Harefield-House abgestiegen war, in belebten Gruppen erfüllt zu denken, die jüngeren „edlen Mitglieder der Familie" verkleidet, im Dunkeln verborgen, auf das Zeichen des Beginns wartend. Ohne Zweifel waren Lawes' sachkundige Schülerinnen, Mary und Alice, die Töchter des Grafen von Bridgewater, unter ihrer Zahl, nicht minder ihre Brüder John und Thomas, die bereits Fastnacht 1634, noch halbe Kinder, bei der Aufführung von Carew's Maskenspiel „Coelum Britannicum" bei Hofe mitwirkten.

Man hat angenommen, dass das Festspiel bei weitem länger gewesen sei, als das uns Vorliegende, durch Prosa und Maschinerie ausgefüllt (³). Auch scheinen die Worte im Titel: „Theil eines Theaterstückes" darauf hinzudeuten, wenn sie nicht etwa den verbalen Theil des Spieles als getrennt von dem musikalischen auszudrücken bestimmt sind. Gewiss ist, dass, was Milton zu dem Werke beigetragen hat, drei Gesänge und ein vielleicht recitativischer Monolog, als ein in sich wohl abgeschlossenes Ganzes erscheint. Ein Chor der herbeieilenden Nymphen und Hirten eröffnet das Spiel. Sie staunen

über den Glanz der Majestät, erkennen in der Göttergleichen die von ihnen Gesuchte, welcher sie ihre Wünsche darbringen und deren Hoheit sie einigermassen bombastisch preisen. Der Genius des Waldes tritt ihnen entgegen (1), bereit, die bunte Schaar zu dem ersehnten Ziele zu führen. Damit ist die Möglichkeit einer Handlung schon abgeschnitten. Auf diese kam es hier aber nicht an, wurde nur für den hauptsächlichen Bestandtheil des Schaustückes, die Musik, der nothwendige Text geboten. Und doch kommt der Dichter in dem episch ausgesponnenen Monolog des Wald-Genius zu seinem vollen Recht. Wie dieser von seiner Vielgeschäftigkeit berichtet: die schlanken Bäume zu nähren, säuselnde Lüfte zu wecken, von den Pflanzen schädlichen Hauch abzuwenden, bösen Thau von den Zweigen zu streifen, das Unheil von Blitz und Gift-Wurm wieder zu bessern, im Abend-Dämmern die wachsame Runde zu machen, beim Morgen-Grauen Sprossen und Ranken zu überzählen: erinnert er an jene Mähren von dem geheimnisvollen Walten der Elementar-Geister, die von den ersten Neigungen celtischer Bildung her tief im Volksglauben und heimischer Sage wurzelnd, so häufig bei dem grossen Dramatiker der Nation hervorblicken und der wahre dichterische Ausdruck für das sinnige Sich-Versenken in das Natur-Leben sind. Aber im Verlauf seiner Rede verlässt der Wald-Genius diesen gesunden Boden seiner Heimat und zeigt, dass er, wie sein Schöpfer, bei Plato in die Schule gegangen ist. „Tief in der Nacht, wenn Müdigkeit der Menschen Sinn verschlossen hat, dann lausche ich der Harmonie der himmlischen Sirenen, die auf den neun verschlungnen Sphären thronen und denen singen, die die Todesscheere halten und die demantne Spindel dreh'n, um die der Götter und der Menschen Loos sich windet.“ Wohl wäre die Sphären-Musik am ehesten würdig, den Ruhm der Gefeierten des Tages zu verkünden, da dies aber unmöglich ist, verspricht der Genius die Kunst geringerer ihm dienstbarer Geister aufzurufen. An seine lange Rede schliesst sich ein kurzer Gesang, die Aufforderung, ihm mit Saitenklang zum Thron der „ländlichen Königin“ zu folgen. Ein Chor setzt ein, offenbar von den Landesbewohnern an

die Nymphen und Hirten gerichtet: „Verlasst Arkadiens Flüsse und Berge, kommt mit euren Heerden zu uns, der Herrin dieses Gebietes zu dienen, einer Königin, wie sie ganz Arkadien nie gesehen hat.“

---

Unter den Darstellern der „Arkadier“ liessen sich auch die Kinder des Grafen von Bridgewater vermuthen, in dessen Hause Henry Lawes als Musiklehrer wirkte. Eben diese vornehme Familie ist es, für deren Kreis ein dramatisches Werk Milton's bestimmt war, das an innerem Werth die Arcades bei weitem übertrifft: „Der Comus“. — Der Schwiegersohn der Gräfin von Derby, John Egerton Graf von Bridgewater, nahm unter der Regierung Jakobs I. und Karls I. eine sehr bedeutende Stellung ein. In seiner Jugend diente er als tapferer Soldat gegen die irischen Rebellen. Nach dem Tode seines Vaters, des berühmten Juristen und Lord-Kanzlers (1617), ward ihm die diesem bestimmte Grafen-Würde verliehen. Seine Talente und Kenntnisse machten ihn zu einer der hervorragendsten Erscheinungen der englischen Aristokratie, und seine Verbindung mit Lady Frances Stanley, der Countess von Derby schönen und liebenswürdigen Tochter, der eine zahlreiche Nachkommenschaft entspross, diente dazu, seine gesellschaftliche Stellung noch zu erhöhen. Im Jahre 1631 vertraute ihm der König einen hochwichtigen Posten an, indem er ihn zum Lord-President des Rathes von Wales, der Marken und der vier dazu gehörigen englischen Grafschaften ernannte. Die Inhaber dieses beinahe vicekönigliehen mit umfassender gerichtlicher und militärischer Machtvollkommenheit ausgestatteten Amtes pflegten in dem altberühmten romantisch über der Stadt Ludlow gelegenen Schlosse zu residiren. Der Graf von Bridgewater siedelte indess nicht sofort nach seiner officiellen Residenz über. Erst gegen Ende des Jahres 1633 scheint er sich auf den neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit begeben zu haben. Seine Installation erfolgte unter grossen Feierlichkeiten, aus der ganzen Nachbarschaft strömte Adel und Gentry zusammen, um ihn zu begrüssen,

auch seine Familie folgte ihm, vielleicht erst etwas später, nach. Einige seiner Kinder mögen den Gedanken gefasst haben, die vielfachen Festlichkeiten, welche auf dem alten Schloss zu Ludlow gegeben wurden, nach der Sitte der Zeit durch eine theatralische Vorstellung zu krönen, die ihnen selbst eine neue Gelegenheit böte, sich vor der versammelten vornehmen Gesellschaft zu zeigen. Die beiden jüngsten Söhne und die jüngste Tochter des Grafen haben in der That die Hauptrollen des Fest-Spiels übernommen. Diese, Lady Alice, zur Zeit der Aufführung vierzehn- oder fünfzehnjährig, erscheint nach alten Bildnissen als eine überaus liebliche Mädchen-Gestalt; jene, John, Viscount Brackley und Thomas Egerton, beide nur um wenige Jahre jünger als die Schwester, werden als vielversprechende, anmuthige Knaben geschildert ([1]). Man setzte den Michaelis-Abend 1634 für die Aufführung an und wandte sich ein zweitesmal an Henry Lawes, den vertrauten Rathgeber in Kunst - Angelegenheiten dieser Art, welcher die Inscenirung, die Lieferung des musikalischen Beitrags und sogar eine der Rollen des Stückes auf sich nahm. Er hatte den guten Geschmack, wiederum seinen Freund Milton um die Anfertigung dessen in Anspruch zu nehmen, was damals oft genug als Nebensache erschien, aber in Wahrheit das Schwierigste war: des poetischen Textes. So entstand der Comus, gleich den Arcades, aber freilich weit werthvoller, ein Beispiel einer Dichtungs-Gattung, die sich bei uns, noch dazu in verdorbener Form, höchstens auf den vorstädtischen Bühnen zweiten Ranges erhalten hat, damals aber, wie schon bemerkt, selbst bei Hofe in hoher Gunst stand: ein Maskenspiel (Mask).

Die Maskenspiele, wie es scheint, wesentlich aus den „Dumb shows“ (Pantomimen) hervorgegangen, bewahrten insofern die Erinnerung an ihren Ursprung, als prunkende Kostume, überraschende Dekorationen, Ballet und Musik auch in ihnen immer die wichtigste Stelle einnahmen, während das gesprochene Wort, der Dialog, nicht selten etwas stiefmütterlich behandelt wurde. Der grosse hofmännische Philosoph giebt in einem seiner Essays sehr genaue Anweisungen über die

Musik, die Tanzbewegungen, die Anzüge und Verkleidungen, die sich am besten für Maskenspiele eignen, er entwickelt, welche Farben bei Kerzenlicht am meisten Wirkung machen, nichts, was dem Aeusseren angehört, ist ihm entgangen: über den dichterischen Gehalt verliert er kein Wort (1). In der That kam es den meisten Maskenspielen auf regelmässigen Aufbau der Handlung, sorgfältige Durchführung der Situationen, feste Zeichnung der Charaktere gar nicht an. Allegorien und mythologische Gegenstände, untermischt mit Anklängen an die Romantik der Ritter-Zeit, gaben Gelegenheit, Halbgötter, Heroen, Nymphen, Elfen, Kavaliere und Ungeheuer in bunter Fülle vor den Augen der staunenden Zuschauer auftauchen zu lassen. Der Maschinist hatte für Blitz und Donner, Meeres-Rauschen und Wolken-Flor, Licht-Effekte und Versenkungen zu sorgen, Tanz und Gesang, dem phantastischen Charakter des Uebrigen angemessen, war einzuflechten. Der Maske schloss sich parodistisch-possenhaft die sog. Antimaske (anticmask) an, in welcher Personen des wirklichen Lebens einen grotesken Gegensatz gegen die romantische Zauberwelt zu bilden hatten. Dem Schäferspiel verwandt und gleich diesem eine Nebengattung der Komödie, erschien das Maskenspiel, vorwiegend auf sinnliche Wirkung berechnet, nur als eine untergeordnete theatralische Gelegenheits-Dichtung, und diente daher vorzüglich festlichen Anlässen, den Feierlichkeiten von Krönungen, hoher Besuche, Hochzeiten, Geburtstagen. Mit Freuden bemächtigte sich die vornehme Welt eines Mittels, welches geeignet war, wie kein anderes, Schönheit, Grazie, Gewandtheit, gepaart mit dem Glanze von Perlen und Edelsteinen, kostbaren und verführerischen Kostumen in blendender Beleuchtung, unter den Klängen berauschender Melodien, sehen zu lassen, und als die pedantische Gelehrsamkeit König Jakobs und die Prunkliebe seiner Gemahlin in gleicher Weise ihre Rechnung bei diesen mit mythologischen Anspielungen gespickten Schaustücken fanden, erreichten die Maskenspiele ihre höchste Höhe. Ben Jonson's Phantasie und Belesenheit waren unermüdlich, immer neue poetische Rahmen zur Aufnahme des farbenbunten, prächtigen Bildes zu erfinden, in

welchem jede Schöne des Hofes und jeder Kavalier seine Stelle haben wollte. Nächst ihm, erklärte er, könne nur noch Fletcher und Chapman ein Maskenspiel machen ([1]). Er gab dem Maskenspiel eine gleichmässigere Gliederung. Er trennte schärfer als bisher und durch Wechsel der Scene die eigentliche Maske von der sog. Antimaske. In jener erschienen meistens voll Würde und Pracht die aristokratischen Liebhaber (Maskers im engeren Sinn) als Götter und Göttinnen, personificirte Tugenden und Genien in luftigem Wolkensitz, schönen Landschaften, hochragenden Tempelhallen, nur an den schicklichen Menuets betheiligt. In dieser, dem komischen Widerspiel der Maske, traten oft voll kecken Humors Satyrn, Zwerge, Dämonen, Neger, Rüpel etc. auf, häufig durch gemiethete Schauspieler dargestellt, in Ober- und Unterwelt mit tollen Sprüngen und ausgelassenen Tänzen sich umhertreibend. Henry Lawes stattete meistens die Musik bei, derselbe oder ein anderer, wie Thomas Giles, ordnete das Ballet an, aber die grosse Aufgabe des Maschinisten, Mechanikers, Architekten und Malers lag auf den Schultern des genialen Inigo Jones, dessen üppige Gestaltungskraft, an italienischen Mustern genährt, über ein unerschöpfliches Füllhorn wundervoller Erfindungen gebot. Ja mit ihm trat das dekorative Element zum Nachtheil des poetischen so sehr in den Vordergrund, wurde der Dichter als untergeordneter Libretto-Fabrikant von dem Architekten in jeder Hinsicht so sehr übervortheilt, dass Ben Jonson in Streitigkeiten mit seinem langjährigen Mitarbeiter verwickelt wurde und es an Ausfällen gegen ihn nicht fehlen liess ([2]).

Schon diese Angelegenheit zeigt, wie ungesund die Grundlage jener höfischen Kunst war. Die primitive Einrichtung der Bühne hatte den inneren Werth unvergänglicher Meister-Werke der dramatischen Muse um so reiner strahlen lassen. Mit der Begünstigung der äusserlichen Hilfsmittel sank die dramatische Poesie. Dennoch wird niemand läugnen wollen, dass Ben Jonson, trotz mancher abstossenden Rohheit und dick aufgetragenen Schmeichelei, es nicht selten verstanden hat, dieser poetischen Zwitterform, welche zwischen Gesell-

schaftsspiel und Komödie in der Mitte steht, bedeutenden Reiz zu verleihen, und unser Interesse an dieser Dichtungsart wächst, wenn wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, dass selbst Shakespeare, unter dessen Händen freilich aus rohen Bausteinen ein fertiges Kunstwerk wurde, im Sommernachtstraum und im Sturm sich ihrer zu bedienen nicht verschmäht hat.

Ein solches Maskenspiel war es, was am Abend des 29. Septembers 1634 dem neuen Lord-President von Wales, seiner Gemahlin, seinem Hofstaat und der grossen Schaar seiner Gäste in jener stolzen Halle des Schlosses von Ludlow vorgeführt wurde, die noch heute am Orte selbst die „Comus-Halle" genannt wird(¹). Beim Aufgehen des Vorhanges stellte sich den Augen der Zuschauer ein „wilder Wald" dar; der Schutzgeist, kein andererer als Henry Lawes, „schwebte herab oder trat ein", je nachdem die Einrichtung der Bühne es erlaubte. Er begann mit einem kurzen Liede, — ein Zugeständnis, das der Dichter offenbar gegen seine Absicht dem musikalischen Regisseur zu machen hatte. Erst hierauf folgte die pomphafte Anrede, die in Wirklichkeit das Maskenspiel in unseren Milton-Ausgaben einleitet:

> Vor der gestirnten Schwell' an Jovis Hof
> Ist meine Wohnung, wo das ew'ge Heer
> Der lichtgestalten luft'gen Geister thront,
> In milden Zonen ruhig klarer Luft,
> Hoch über'm Qualm und Lärm des trüben Punkts,
> Den Menschen Erde nennen.

Dahin ist der himmlische Bote gesandt, um die gefährdeten Menschenkinder zu schützen, deren reine Tugend in „dem ekeln Dunst der Sünden-Welt" bedroht sein könnte, vor allem die holden Sprossen des edlen Herrn voll Macht und Ruhm, dessen Scepter die abendliche Küste des schönsten Insellandes mit trotzigen, waffenstolzen Bewohnern erst kürzlich unterworfen ist. Sie ziehen des Vaters Hofe zu,

> Jedoch es führt ihr Weg
> Durch dieses Waldes wildverschlungne Pfade,
> Der mit den Schattenwipfeln graunvoll nickt
> Und dem verirrten Wandrer finster droht.

Und was vorzüglich bedenklich: In dieses Waldes Dickicht haust Comus, der gefährliche Sohn des Bacchus und der Circe, der Ausbund üppiger Sinnenlust, der den müden Wanderern nachstellt, sie nach Art der Mutter durch lockenden Trank verzaubert, dass ihr Antlitz zu scheusslicher Thierform entstellt, ihr Sinn zu schamloser Wollust erniedrigt wird. Drum schiesst der Genius „schnell wie ein Stern im Fallen blitzt“, herab vom Himmel, den Zeus-Begnadeten zum sichren Geleit. Doch will er erst das himmlische Regenbogen-Gewand ablegen, um, — hier wie in V. 494 macht der Dichter dem Darsteller Lawes ein Kompliment, — es mit dem Kleide eines Hirten zu vertauschen, der

> In dieses hocherlauchten Hauses Dienst,
> Mit sanftem Lied und süssem Flötenton
> Der wilden Winde Wuth zu stillen weiss.
> Auch ist er treu und wacht kraft seines Amts
> Auf Bergeshöhn, zu helfen schnell bereit
> In solchem Falle. — Doch ich höre schon
> Den Schall verhasster Schritte; schnell hinweg!

Comus tritt auf, den Zauberstab in der einen, den Becher in der andern Hand, mit ihm ein Haufen von Ungethümen, mit Köpfen verschiedener wilder Thiere, sonst in Männer- und Weiber-Gestalt, in glitzernden Gewändern. Sie stürmen, Fackeln in den Händen, mit wildem und wüstem Lärm herein. In bacchantischer, schon nach dem Versmass aufgeregter und aufregender Anrede(1) fordert Comus seine Genossen auf, ein wonnetrunkenes Nachtfest zu begehen; sie mögen eilen, ehe der verrätherische Morgen sie überrasche; Kotytto, die geheimnisvolle Göttin nächtlicher Lust sei ihnen hold:

> Kränze, mitternächtge Schaar,
> Dir mit Rosen-Duft das Haar;
> Finstrer Ernst gieng längst zur Ruh,
> Alter schloss die Augen zu.
>
> . . . . . . . . . . . . . . .
>
> Wer sein Feuer nicht verlor,
> Ahme nach dem Sternen-Chor,
> Der wachsam führt in nächt'gem Gleis
> Der Mond' und Jahre schnellen Kreis.

Der Sund, die See, die Brut, die sie bewohnt,
Hebt sich in schwankem Tanze mit dem Mond.
Es hüpfen über'n Ufersand
Muthwill'ge Feen und Elfen, keck gewandt.
Wo's Bächlein rauscht und Waldquell glänzt,
Spielt und tändelt buntbekränzt
Der Nymphen Schaar und kann nicht ruhn,
Was hat Nacht mit Schlaf zu thun?
Nacht kennt süsseren Genuss,
Venus wacht, weckt Liebes-Kuss.
Kommt, der Festesbrauch beginnt,
Sünde ist des Tages Kind.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Schlingt den Reihn und stampft den Grund
In phantastischem Ringelrund.

Es folgt ein wilder, orgienartiger Tanz. Comus unterbricht ihn, scheucht die ausgelassene Schaar in das Buschwerk zurück, weil er den nahenden Tritt eines Mädchens vernimmt und streut, um ihr Auge zu täuschen, dem er zunächst als ein harmloser Landmann erscheinen will, magischen Staub in die Luft. Der Zauber wurde wahrscheinlich durch ein plötzlich über die Bühne strömendes blaues Licht angedeutet. Während sich Comus zurückzieht, um zu horchen, tritt das Mädchen auf, — es war die anmuthige Lady Alice —, durch den wüsten Lärm von Comus Gefolge an diese Stelle des Waldes gelockt. Sie hat die Brüder verloren, welche seitab gegangen waren, um der ermüdeten Schwester kühlende Beeren zu suchen. Die Nacht ist angebrochen, und tausend ängstliche Gedanken sind durch den von Ferne vernommenen und so plötzlich verstummten Tumult im Herzen der Jungfrau erregt worden:

Von Nachtgespenstern, die versuchend locken,
Von Geister-Zungen, die in grauser Wildnis
An Strand und Moor des Menschen Namen rufen.

Doch sie ruft sich das Gewissen, den Glauben, die Hoffnung zu Hülfe:

Du Engel, auf den goldnen Flügeln schwebend,
Und du, der Keuschheit unbefleckter Bild.

Als ein vom Himmel gesandtes Zeichen sieht sie eine dunkle Wolke sich mit dem silbernem Licht des Mondes säumen(¹) und lässt neubelebt, um sich ihren Brüdern kundbar zu machen, ein Lied an die Nymphe Echo erschallen.

Comus tritt vor in Schäfertracht, noch unbemerkt von dem Mädchen, ganz unter dem Eindruck, den die jungfräuliche Stimme selbst auf sein sinnlich-rohes Gemüth gemacht hat. Die keusche Anmuth der Sängerin reizt ihn noch mehr, er begrüsst sie schmeichlerisch als ein Wunder, als die Königin des Waldes. Sie weist sein Lob schüchtern von sich, erklärt den Grund ihres Gesanges, lässt sich durch Fragen eine Schilderung ihrer unglücklichen Lage entlocken, durch die Theilnahme, die der Fremde zeigt, endlich durch seine Betheuerung, er habe zwei Gestalten, den beiden Brüdern ähnlich, gesehn, durch sein Versprechen, er wolle sie sicher zu den Gesuchten geleiten, unschwer bewegen, ihm vertrauensvoll zu folgen, um wenigstens für die Nacht eine Unterkunft in seiner Hütte zu finden.

Kaum sind sie gegangen, so treten die Brüder auf, die seit lange den Spuren der Verlorenen nachgeirrt. Der jüngere —, Thomas Egerton, — voll Feuer und Leidenschaft, fürchtet Gefahr und Unheil für die Schwester, vor allem dünkt ihn ihre reizende Schönheit in dem nächtigen Dunkel des Waldes unbeschützt vor dem Angriff eines verwegenen Lüstlings(²). Der ältere —, John Viscount Brackley, — gereifter und besonnener, mahnt den Bruder, nicht vor der Zeit schwarzen Befürchtungen Raum zu geben und versichert ihn, dass die Schwester verborgene Kraft in sich trage, durch die sie gegen Verführung und Gewalt gefeit sei:

Verborgne Kraft,
Zwar Himmels Gabe, doch ihr Eigenthum:
Die Keuschheit, mein' ich Bruder, Keuschheit ist's.
Die sie besitzt, trägt rings ein Stahlgewand;
Der Nymphe gleich, die Pfeil und Köcher führt,
Betritt sie öde Haide, ries'gen Wald,
Verrufne Berge, Wüsten voll Gefahr,
Wo vor der Keuschheit heil'gem Strahlen-Glanz
Kein roher Wilder, Räuber und Bandit
Der Jungfrau Reinheit zu beflecken wagt.

Ein Ruf aus der Ferne unterbricht das Gespräch der Brüder, sie lauschen, ungewiss, ob Freund oder Feind nahe, der Aeltere ruft gleichfalls, Antwort tönt zurück, und plötzlich steht Thyrsis, der Schäfer in ihres Vaters Diensten, — oder vielmehr der Schutzgeist in dieses Schäfers Tracht, — vor den Ueberraschten. Er, der sie angstvoll aufsucht, steigert ihre Besorgnisse, erzählt, dass Comus in diesem Walde sein Unwesen treibe und beschreibt, wie er Abends von ferne die süsse Stimme der singenden Herrin erkannt habe. Zitternd für die ahnungslos Gefährdete sei er in ihre Nähe geeilt, aber nur eben recht gekommen, um zu sehen, wie der Dämon, tückisch verkleidet, der Jungfrau in den Weg getreten, und zu hören, wie sie ihn vertrauensvoll nach den Brüdern gefragt. Dem Vorsatz, mit dem Schwert in der Faust dem Zauberer seine Beute abzuringen, tritt Thyrsis entgegen; Waffengewalt vermag nichts gegen jenes Künste, sondern einzig die unscheinbare Wunderwurzel Haemony, die ihm einst zum Dank für manchen Sang ein pflanzenkundiger Schäfer gegeben, unter deren Schutze er eben den Schlingen des Zauberers genaht und kraft deren er ihn in seiner Verkleidung erkannt habe. Dies schützende Wunderkraut verspricht er den Brüdern zu geben, und unter seiner Führung und Anleitung eilen sie dem Befreiungswerke entgegen.

Die Scene verwandelt sich in einen prächtigen mit allen Kostbarkeiten geschmückten Palast: sanfte Musik, Tafeln mit Leckereien aller Art besetzt, Comus mit seiner Rotte, das Mädchen sitzt auf einem verzauberten Sessel, er reicht ihr den Becher, sie stösst ihn zurück und versucht sich zu erheben. Umsonst, ihre Glieder sind von dem Zauberer gefesselt; aber „die Freiheit des Willens“ kann er ihr nicht rauben. Sie weigert sich standhaft von dem Becher zu kosten, und diese Weigerung ruft das lange Zwiegespräch hervor, den Kern des ganzen Maskenspiels, „gleichsam einen Rechtsstreit zwischen Sinnenglück und Sittengesetz“, in welchem dort alle Künste der Sophistik spielen, hier aller Unwille herausgeforderter Unschuld überschäumt.

In schmeichelnder Rede, die das Gefühl bestimmen, den

Verstand überzeugen soll, sucht Comus die Sinnlichkeit des Mädchens zu erregen. Wozu all' der Reichthum der Natur, die unübersehbare Ueppigkeit ihrer Schöpfung, als um uns zum Genuss einzuladen? Es hiesse den Allgütigen beleidigen, seinen Planen entgegenhandeln, wollten wir seine Gaben nicht nutzen, die unverbraucht sich in wuchernder Fülle erdrücken würden:

Hör' Mädchen, sei nicht spröde, lass den Schein
Des blossen Wortes: Keuschheit: dich nicht blenden.
Die Schönheit ist die Münze der Natur,
Zum Umlauf nicht zum Sammeln uns verliehn;
Ihr Segen ruht im wechselseit'gen Glück,
Doch ohne Wonne ist ihr Selbstgenuss.
Lässt du die Zeit entfliehn, welkt sie am Stock,
Vergessner Rose gleich, mit mattem Haupt.

Auf dieses „Carpe diem" antwortet die Jungfrau im Stile einer ächten Puritanerin; ihre Theorie von den äusseren Gütern der Natur und ihrer gerechten Vertheilung lautet ganz anders:

Betrüger, nicht die Unschuld der Natur
Klag' an, als sollten ihre Kinder prassen
Von ihrem Ueberfluss. Sie theilt haushälterisch
Dem Guten nur von ihren Schätzen aus,
Der ihrem nüchternen Gesetz sich fügt
Und heilger Regel karger Mässigkeit.
Wenn jeder Edle, der jetzt darben muss,
Nur mäss'gen Antheil hätte nach Gebühr
An dem, was Schlemmerei und Ueppigkeit
In wüstem Unmass jetzt auf wen'ge häuft,
Dann wär' der Segen der Natur vertheilt
In schönem Gleichmass ohne Ueberfluss.
Sie würde nicht von Fülle schwer erdrückt,
Dem Schöpfer würde bessrer Dank gezollt
Und schuld'ges Lob; denn vieh'sche Völlerei
Blickt nie vom üpp'gen Mahl zum Himmel auf,
Sie stopft sich voll, verdummt und undankbar,
Und lästert den Erhalter. — Fahr' ich fort?
Hab' ich genug gesagt? Ihm, der es wagt
Ruchlos die Zunge mit Verachtungswort
Zu waffnen gegen sonnumstrahlte Keuschheit,

Sagt' ich so gern ein Wort; allein wozu?
Du hast nicht Ohr, nicht Seele zu verstehn
Des Hochbegriffs erhabenes Geheimnis,
Das man enthüllen muss, um darzuthun
Die ernste Lehre der Jungfräulichkeit.
Du bist nicht würdig je ein grössres Glück
Zu kennen als dein gegenwärtig Loos,
Freu dich des Witzes, heitrer Redekunst,
Da du ihr Blendgefecht so gut gelernt,
Du taugest nicht, dich überführt zu sehn.
Versucht' ich's doch, so würde mein Gemüth
Zu solchem Feuer heil'ger Leidenschaft
Von dieser reinen Sache Werth entflammt,
Dass stumme Wesen Mitgefühl empfänden,
Die Erde selbst mir liehe ihre Kraft
Erbebend, bis dein stolzer Zauberbau
Zu Trümmern bräche auf dein falsches Haupt(1).

Dieses Stück prunkender Tugend-Rhetorik lässt einen Augenblick sogar den Vertreter des bösen Princips in innerster Seele erschauern, doch noch ein Mal, und entschiedener, drängt er das Mädchen von dem Zaubertrank zu kosten. Da stürzen die Brüder herein mit gezogenen Schwertern, entringen ihm den Becher, zerschmettern diesen am Boden. Der Haufe der Ungethüme macht Miene sich zu widersetzen, aber alle, Comus eingeschlossen, werden fortgetrieben. Der Schutzgeist in Thyrsis Gestalt, der zugleich mit den Brüdern angelangt ist, bemerkt zu seinem Schrecken, dass sie, seiner früheren Mahnung uneingedenk, Comus mitsammt seinem Zauberstabe haben entfliehen lassen, der zur Entfesselung der Jungfrau nöthig gewesen wäre. Doch ein Schutzgeist weiss Rath: die Göttin des nahen Severn-Stromes, Sabrina, als keusche Jungfrau verfolgter Jungfrauen Schützerin, wird mit einem Liede zur Hülfe aufgerufen. Eine feierliche Beschwörung wird an sie gerichtet, bei der ersten Aufführung im Schloss zu Ludlow auf Lawes' Betrieb, (abweichend von der Angabe unserer Drucke und des ersten Entwurfs), in der Weise, dass der Schutzgeist und die Brüder sich in die Aufgabe theilten (2).

Sabrina, der Beschwörung gehorsam, steigt empor, von

ihren Nymphen begleitet, ein kurzes Lied singend. Sie besprengt den Busen der Jungfrau mit Tropfen aus ihrem reinen Quell, berührt drei Mal ihre Finger, drei Mal ihre Lippen, legt ihre feuchtkalte Mädchenhand auf den glühenden Marmorsessel, — und der Zauber ist gelöst.

Sie enteilt, unter der Bühne versinkend, zu Amphitrite's Schloss, das Mädchen erhebt sich vom Sessel, der Schutzgeist richtet ein Danklied an Sabrina(1) und fordert die Geschwister auf, ihm durch den Wald zu folgen zu dem Schloss des Vaters:

> Wo vereint zu Festes Pracht
> Freundesschaar in dieser Nacht,
> Glück zu wünschen ihrem Herrn;
> Schäferschwarm blieb auch nicht fern
> In ländlich heitrem Tanzgewühl,
> Und wir treffen sie beim Spiel.
> Unsres Kommens späte Zeit
> Mehrt die Lust und Fröhlichkeit.

Die Scene wechselt; die Zuschauer erblicken plötzlich Stadt und Schloss Ludlow; Landleute führen ein bäuerliches Ballet auf(2), es wird unterbrochen durch die Ankunft der Geschwister und des Schutzgeistes. Er heisst in einem Liede die Bauern zurücktreten, da jetzt ein anderer Tanz „von leichteren Zehen nach Hofesart“ zu beginnen sei. Nach Vollendung dieses „hofmässigen“ Tanzes, vermuthlich eines Menuets der Geschwister, führt der Schutzgeist sie mit einem zweiten Liede den Eltern zu und lässt es nicht an Komplimenten für die „drei schönen Sprossen“ fehlen, deren Jugend, vom Himmel früh versucht, über alle Prüfungen gesiegt hat. Auf wiederholten Tanz folgt der Epilog des Schutzgeistes. Nach Milton's Absicht sollte er grossentheils durch einen phantastischen Hymnus gebildet werden, und er stellte es Lawes frei, ihn zu singen oder zu recitiren. Lawes hatte aber für die Aufführung diesem Hymnus schon zwanzig willkürlich veränderte Verse entnommen, um einen Gesang für den Anfang des Stückes zu gewinnen (s. o. S. 220). Er liess daher ohne Zweifel die ganze dort benutzte Stelle fort und gieng, vielleicht mit Abwerfung seiner Hirtenverkleidung(3), zu dem

Schlussgesang über, mit dessen verhallenden Tönen der Schutzgeist den Augen der Zuschauer langsam entschwand:

> Nun mein Werk mit Glück vollbracht,
> Flieg' ich oder hüpf' ich sacht
> Bis zum Erdenrand behend,
> Wo sich langsam neigt das Firmament,
> Schwinge dann mich, wie gewohnt,
> Zu den Hörnern auf am Mond.
> . . . . . . . . . . . . .
> Menschenkinder stimmt mir bei,
> Liebt die Tugend: sie ist frei,
> Sie allein trägt euch empor
> Ueber Stern' und Sphären-Chor,
> Und wenn Tugend Schwäche zeigt,
> Der Himmel selbst sich zu ihr neigt.

---

Die ungezwungene Leichtigkeit, mit welcher sich im Comus der Absicht einer festlichen Huldigung die dichterische Erfindung anschmiegt, kann zu dem Gedanken verleiten, dass wir es hier eben nicht mit einer ganz freien Erfindung, sondern mit einer wirklichen Thatsache, als Grundlage der poetischen Schöpfung, zu thun haben. In der That giebt es eine Ueberlieferung, welche dieses glauben machen will.

Warton erzählt, nach einer handschriftlichen Notiz von Oldys, die Kinder des Grafen von Bridgewater seien nach einem Besuche von Verwandten in Herefordshire im Forst von Haywood von der Nacht überrascht worden, und Lady Alice sei sogar für kurze Zeit von den übrigen getrennt und vermisst worden. Dieser Vorfall habe dem Dichter den Plan des Comus eingegeben. — Diese sonst in keiner Weise verbürgte Erzählung wird nicht ohne Misstrauen aufzunehmen sein. Man weiss, wie leicht aus den Fiktionen des Dichters ein nie Geschehenes mit gläubiger Naivetät als wirkliches Ereignis abgezogen wird, und es wird nicht so bald jemand von jener Anekdote hören, ohne zu argwöhnen, dass sie eher auf dem Comus beruhen möge als Comus auf ihr.

Auch die Worte, mit welchen Lawes später dem älteren

Sohne des Grafen das gedachte Maskenspiel zueignete: es habe den ersten Anlass seines Werdens ihm selbst und anderen Mitgliedern seiner Familie zu danken(1): werden vollständig durch die oben gegebene Entstehungsgeschichte des Dramas erklärt und setzen jenes Waldabenteuer keineswegs, als wirklich geschehen, mit Nothwendigkeit voraus.

Man sieht sich daher genöthigt, um den Quellen des Comus auf die Spur zu kommen, den Kreis der Untersuchung über jene zweifelhafte Ueberlieferung hinaus zu erweitern, und, so wenig es auch die Aufgabe sein kann, jede Zeile des Gedichts mit Parallel-Stellen aus früheren Werken alter und neuer Literatur zu belegen, so unnabweisbar erscheint es, die Hauptergebnisse der kritischen Forschung zusammenzufassen, in welche sich Engländer und Deutsche mit rühmlichem Eifer getheilt haben. Was zunächst die Hauptfigur des Comus selbst betrifft, so weiss man, dass sie dem Alterthume nicht völlig fremd war und dass sie auch in der englischen Literatur schon vor Milton, bei Dekker und Ben Jonson, wenn auch ganz flüchtig auftaucht. Wäre es nun auch nicht undenkbar, dass die unermüdliche Beschäftigung mit den Autoren des Alterthums Milton gleichfalls mit dem älteren Philostrates bekannt gemacht hätte, so haben wir doch allen Grund anzunehmen, dass dessen Schilderung des Gottes ihm vielmehr durch das Medium eines modernen Schriftstellers, erweitert und ausgeschmückt, zugänglich gemacht worden sei. Es ist dies Erycius Puteanus (Hendrik v. Putten 1574—1646), seit 1606 Professor der Beredtsamkeit und klassischen Literatur zu Löwen, ein äusserst fruchtbarer Schriftsteller, welcher 1608 ein Werkchen mit dem Titel: Comus sive Phagesiposia Cimmeria. Somnium (Lovanii): veröffentlichte(2). Da dieses Werk 1634 einen Abdruck in Oxford erlebte, so mochte es Milton, und dies genau zu der Zeit, da er mit der Dichtung des ludlower Festspiel beauftragt war, leicht in die Hand fallen. Denn dass er es in der That benutzt hat, wird jedem einleuchten, der sich die Mühe der Vergleichung nimmt. Zwar die formelle Seite der Schöpfung des löwener Latinisten konnte nicht zur Nachahmung reizen. Er schildert in weit-

schweifiger Darstellung, in welcher langweilige Prosa mit zierlich gedrechselten Versen und poetischen Citaten wechselt, einen Traum, der den Autor mit mehreren seiner Freunde in den Palast des Comus versetzt. Mit mehr Behagen als Grazie unter langen moralisirenden Gesprächen und mit Aufbietung eines schwerfälligen allegorischen Apparats wird die in eine Prügelei auslaufende Feier der lasciven Mysterien dargestellt. Kein Zweifel: Die Charakterisirung des Comus als eines entnervenden Gottes unbändiger Sinnenlust, das Bild seiner äusseren Erscheinung, seines Gefolges, seines Zauberschlosses, die ganze widerliche Verbindung zügelloser Brunst und unmässiger Schlemmerei: Alle diese Züge fand Milton als brauchbare Bausteine für sein Kunstwerk bei Erycius Puteanus vor. Man darf, ohne den Worten Gewalt anzuthun, in einzelnen Ausdrücken, in der Form, die der einen oder anderen Maxime gegeben ist, selbst in dem Liede der Lust, durch welches der Dämon seine Genossen anfeuert (Puteanus p. 46—50), Anklänge entsprechender Stellen des Milton'schen Maskenspiels heraushören([1]). Nur dass hier Anmuth, Leichtigkeit, Rundung an Stelle von Steifheit, Schwerfälligkeit, Plattheit getreten ist, die dort ermüdet.

Ganz von selbst führte eine Stelle in Puteanus Arbeit (p. 26) dazu, den Mythus von Circe mit der Gestalt des Comus in Verbindung zu setzen. Die Ueberlieferung Homers und Ovids liess sich um so leichter vor einem englischen Publikum auffrischen, da auch Spenser gewissermassen in der Feen-Königin IV, 12 und Browne in dem Maskenspiel des „Inner Temple" von ihr Gebrauch gemacht hatten. Das Wunderkraut Haemony als Nachbildung des homerischen Moly, der Zauberstab des Comus, sein thierköpfiges Gefolge war auf diese Weise gegeben. In Circe verschaffte die Phantasie des Dichters der „etwas zweifelhaften Gottheit" eine Mutter, während sie Bacchus ohne viel Besinnen die Rolle der Vaterschaft übertrug. — Einige Züge mag Milton ferner einem Ben Jonson'schen, 1619 bei Hofe aufgeführten, Maskenspiel (Pleasure reconciled to Virtue) entlehnt haben, in welchem Comus, „der Gott der Lust und des Bauches", mit seiner bacchanti-

schen Schaar, vielleicht gleichfalls nach E. Puteanus Anregung, vorgeführt wird. Selbst der Konflikt zwischen Tugend und Sinnenlust, der im Mittelpunkt der Handlung bei Milton steht, ist hier, wie schon der Titel sagt, wenigstens berührt. Aber freilich lässt Ben Jonson „im bunten Gewühl künstlich verschlungener Tänze und unter dem Glanze scenischer Dekorationen“ den Zuschauer die grossen ethischen Gegensätze ganz vergessen, die Lösung erfolgt rein äusserlich durch einen Theatereffekt, indem Hercules den Schwarm des Comus verjagt, und erst die Schlussverse des Maskenspiels rufen wieder unabweisbar die Erinnerung an den moralisirenden Ausklang von Miltons Schöpfung hervor. Wie er überhaupt den Spuren des „gelehrten“ Vorgängers mit Aufmerksamkeit folgte [1], so mag er sich auch, — und durch niemanden war dies leichter zu bewerkstelligen als durch Lawes, — Kunde von jenem Maskenspiel erworben haben, noch ehe es durch den Druck veröffentlicht worden war [1].

Bisher ist indessen, nach Verwerfung jener verdächtigen Anekdote [2], für das Gerüst der eigentlichen Handlung des Comus, sofern von dieser überhaupt die Rede sein kann, kein Vorbild genannt worden. Doch auch hieran hat man es nicht fehlen lassen. Seit langer Zeit ist man gewöhnt, es in einer phantastischen Komödie des lustigen George Peele: The Old Wives Tale (zum ersten Mal gedruckt 1595): zu erblicken, in welcher die üppige Einbildung des Dichters und der unerschöpfliche Strom von Volksmährchen und Volksliedern sich zum tollsten Zauberspuk vermischen [3]. Dass Milton dies Lustspiel gekannt habe, hat nichts Unnatürliches, wie denn der Versuch aus sonstigen Stellen seiner Werke seine Bekanntschaft mit Peele als sicher zu erweisen, mit Glück gemacht worden ist [4]. Genug, dass in Peele's „Altweiber-Geschichte“ inmitten des Gewirres einer bunten Zauberposse zwei Brüder ausgehen, ihre verlorene Schwester zu suchen, dass diese sich in der Gewalt eines Magiers befindet, dass dessen Macht mit Hülfe eines Deus ex machina gebrochen wird. Von irgend welcher weiteren Analogie kann kaum die Rede sein, man müsste denn sonderliches Gewicht darauf

legen, dass auch hier das Mädchen sitzend gefunden wird, dass zu ihrer Entzauberung das Zerbrechen eines gläsernen Behälters nöthig ist, und dass sich eine Scene findet, in der das Echo vorkommt, durch welche immerhin dem Dichter des Comus die erste Idee jenes Liedes eingeflösst worden sein mag (1). Uebrigens hat Sacrapant so wenig Aehnlichkeit mit Comus, und Delia so wenig Gemeinschaft mit der spröden Jungfrau, wie der von den Todten auferstandene Jack mit dem vom Himmel herabgeflogenen Schutzgeist. Zu einer unterscheidenden Charakteristik der Brüder findet sich bei Peele auch nicht der kleinste Ansatz, und von dem Kampfe der Gegensätze der sittlichen Welt, auf welchem Miltons Dichtung beruht, ist hier keine Rede.

Liess sich diese moralische Tendenz in Ben Jonson's „Lust versöhnt mit Tugend" wenigstens flüchtig angedeutet finden, so erscheint sie ausgearbeitet in einem berühmten Schäferspiel John Fletcher's, welchem man mit unbezweifeltem Rechte den bedeutendsten Einfluss auf die Entstehung des Milton'schen Comus eingeräumt hat. „Die treue Schäferin" (2), im neidischen Hinblick auf die Lorbeeren Tasso's und Guarini's gegen 1610 entstanden, hatte das Unglück bei der ersten Aufführung dem londoner Publikum entschieden zu missfallen, dessen derber und, sagen wir, gesunder Geschmack sich in die Sprache und Vorgänge der zarten, pastoralen Welt mit ihren üblichen Schäfer-Freuden und -Leiden, soferne sie auf der Bühne vorgeführt wurden, nicht finden konnte. Das Stück erschien zwei Mal (vor Mai 1610 und 1629) im Druck, blieb aber von den Brettern verschwunden, bis es am Dreikönigs-Abend 1634 einer Aufführung vor dem Hofe in Somerset-House gewürdigt wurde. Nun eroberte es sich auch mit Erfolg für einige Abende die Bühne von Blackfriars, erlebte (1634) eine dritte Auflage und mag in der einen oder andern Weise Milton bekannt geworden sein.

Es war genau die Zeit, in welcher ihn der Comus beschäftigte, und es ist wohl erklärlich, wenn er sich von Fletcher's Muse zum Wettkampf angeregt fühlte. Freilich von dem Gerüste des Fletcher'schen Werkes war so gut wie gar nichts

für ihn zu gebrauchen. Der Plan desselben hat ebensoviel Unnatürliches in seiner Anlage wie Unfertiges in seiner Ausführung. Das Verhältnis Thenot's zu der keuschen Clorin reizt zum Lachen und erhält keine Lösung, der Gegensatz dieser beiden zu Alexis und Cloe, — dieser Philine des Pastoral-Dramas, — ist mehr tastend versucht als streng ausgearbeitet, das Eingreifen der übrigen sich suchenden und fliehenden Paare lässt es wohl zu einem leichten, phantastischen Spiel, aber nicht zu dem Ansatz einer festgeschlossenen Intrigue kommen, die Tugendprobe, welche so ziemlich die ganze Gesellschaft vor Clorin's Hütte zu bestehen hat, ermüdet. Aber neben so zahlreichen Mängeln enthält „die treue Schäferin“ eine Fülle von Schönheit und Lieblichkeit. Je weniger gebunden sich die Phantasie des Dichters im losen Rahmen der Handlung bewegen konnte, desto freigebiger verschwendete sie ihre Schätze in zarten lyrischen Weisen und wundervollen Bildern. Man wird nicht läugnen können, dass viele einzelne Stellen des Comus auf Fletcher's Vorbild zurückzuführen sind, wennschon man oft genug zu weit hierin gegangen ist (1) und nicht genügend getrennt hat, was Fletcher allein angehört, und was er mit der Spenser'schen Schule theilt. Mitunter erstreckt sich die Aehnlichkeit bis auf das Versmass der Lieder, der poetische Duft, der über diesen lyrischen Partien zu schweben scheint, ist beiden gemein. Dazu kommen deutliche Anklänge der Figur des Schutz-Geistes an die des Satyrs, welcher merkwürdiger Weise bei Fletcher eine ähnliche Rolle zu spielen hat, wie Analogieen zwischen Sabrina einerseits und dem Flussgott und Clorin andrerseits. Vor allem aber die Lehre, welche die leitende Idee des Comus bildet, die Lehre von der unbesieglichen Gewalt reiner Jungfräulichkeit, wird in Fletcher's Schäferspiel nicht nur in mehreren kritischen Situationen auf die Probe gestellt und in ihrem Gegensatz gebrandmarkt, sondern Akt 1, Scene 1 von Clorin beinahe ganz in derselben Form ausgesprochen wie im Comus v. 420 ff. von dem älteren Bruder. Nur dass die Darstellung Miltons abgemessener und strenger, seine Auffassung des Gegenstandes würdiger und weihevoller erscheint,

als die Fletcher's, der mit dem Ernst der Frage sein Spiel treibt und sich niemals über die konventionellen Fiktionen erhebt, die er fremden Mustern entlehnte. Wenn sich in Fletcher's Maskenspiel der Satyr, nachdem sein Werk gethan ist, in den abenteuerlichsten Bildern seiner nutzlosen Vielgeschäftigkeit gefällt, so bringt der Schutzgeist bei Milton in sechs kurzen Versen dieselbe Wirkung hervor, ohne durch phantastische Ueberfülle die Reflexion zu ermüden. Wenn sich dort der „tückische Schäfer" (und selbst andere der Auftretenden, wie sogar Perigot Akt 1, Scene 2) mitunter gemeiner Worte bedienen und widerliche Vorstellungen erwecken, so bewegt sich der leichtfertige Comus nur allzusehr in einer gewissermassen aristokratischen Ausdrucksweise. Wenn dort die Romantik so weit getrieben wird, dass die Kräuter des Waldes lediglich dadurch eine heilende und Zauber lösende Kraft erhalten, dass die Hand einer Jungfrau sie auflegt, so muss hier doch wenigstens eine Göttin als Retterin bemüht werden.

Und so bewahrt sich auch der Stil des Comus gegenüber den Quellen, die Milton, sei es bewusst oder unbewusst, während des dichterischen Schaffens benutzt hat, seine volle Selbstständigkeit. Man hat die Analyse dieses Stils mit Glück mit einem Verfahren der Arithmetik verglichen. Denn deutlich lassen sich mehrere Faktoren durch sorgfältiges Studium aussondern. Als erster das klassische Element, welches in dieser wie in den früher besprochenen Dichtungen Milton's auf's stärkste vertreten ist. Die mehrfachen Anklänge an homerische Redeweise, die unverkennbare Einwirkung platonischer Lehren und Bilder, die Nachahmung der griechischen Tragiker in der streng durchgeführten Stichomythie (v. 277—290) und speciell des Milton genau bekannten Euripides in einzelnen Wendungen und in den „processartigen Erörterungen von Gegensätzen" v. 668—813, eine Reihe von Beiwörtern, welche dem Ovid, dem Horaz u. s. w. entlehnt sind, endlich die Aufnahme von Konstruktionen, die dem Genius der englischen Sprache von antiken Mustern her erst aufgedrungen werden müssen (z. B. v. 48): Alles dies gehört

unstreitig hierher, wennschon Vorsicht in sorgsamer Unterscheidung dessen, was direkt der antiken Vorlage abgesehen und dessen, was ohnehin schon sprachliches Gemeingut geworden war, auch hier geboten ist.

Neben dem klassischen Element steht das biblische. Man hat bemerkt, dass es in den späteren Dichtungen Miltons stärker hervortritt; ganz zu übersehen ist indess der Antheil keineswegs, der ihm im Comus gewährt wird. Die Krone, welche die Tugend verleiht (v. 9), die Krone ewigen Ruhmes (v. 973), die Sonne, die der Kammer des Ostens als ihrem Ziele zueilt (v. 101): Das sind Bilder, um welche die biblischen Urkunden das Menschengeschlecht bereichert haben. — Man wäre genöthigt, das halbe Werk abzuschreiben, um im einzelnen nachzuweisen, inwiefern sein Stil sich an den der modernen und zeitgenössischen Dichter anlehnt. Neben den Engländern selbst kommen hie und da die Italiener in Betracht, von denen Ariost und Tasso in den Uebersetzungen von Harrington und Fairfax benutzt werden konnten. Eine genaue Bekanntschaft des Dichters mit den hervorragenden Dramatikern seines Heimatlandes wird man nach manchen Wendungen des Comus annehmen dürfen. Vorzüglich aber an einer Quelle, aus welcher er überreich geschöpft hat, darf man nicht vorbeigehen, der üppigen Fülle von Beiworten, Bildern, Vergleichen, welche die arkadische Schule, die Schule Spenser's, in geschäftigem Eifer aufgehäuft hatte. Spenser selbst, die beiden Fletcher, Browne, Drayton, Sylvester, Drummond, der Graf von Stirling: Bei ihnen allen ist die Muse Milton's zu Gast gegangen. Die ganze Schilderung der Schicksale Sabrina's ist ein treues Echo des Tones Spenser'scher Idyllen, der pastoralen Beschreibung (v. 540 ff.) hätte sich kein Spenserianer zu schämen, die Spenser'schen Lieblingsblumen, wie Lilie und Asphodille, die Perlenschnüre an der Hand der Wasser-Nymphen, die Bernstein-Tropfen, in denen das goldene Haar gleichsam niederfliesst: Der ganze „dekorative Apparat der Schule“ kommt zur Verwendung. Arkadische Lieblingsworte, wie „trim“ (v. 120), das ahnungsvolle „whilom“ (v. 827), Participia wie „interwove“ (544),

„besprent“ (542) finden ihren Platz. Die ganze Bildersprache der Arkadier ist dem Dichter geläufig, seine ganze Phantasie mit ihren Anschauungen durchtränkt.

Aber wie sehr würde man irren, wenn man glauben wollte, alle diese Elemente, das klassische, das biblische, das moderne, fremdländische wie heimische, ständen noch unvermittelt neben einander, und der Dichter habe sich begnügt, Fremdes zu entlehnen, ohne ihm durch eigene Zuthat höheren Werth zu geben. Vielmehr darin zeigt sich seine Kraft, dass er mit freier Benutzung fremder Motive, Geschaffenes neu schaffend, die einzelnen Theile mit einander verschmelzend, den eigenen Stil sich bildet. Wie in seiner Anschauung die Philosopheme des Alterthums und die christlichen Lehren sich durchdringen, so mischen sich die Formen, welche beiden zum Ausdruck dienen, in seiner Diktion. Die Sprache des Psalmisten stösst die Sprache des griechischen Weisen nicht ab, sondern wird mit ihr verwandt. In einzelnen Fällen wird das Ueberfliessen der einen stilistischen Strömung in die andere nachweisbar, in anderen sind sie unmerklich verschwommen, aber immerhin dürfen wir die Art, wie der Künstler verstanden hat, die überkommenen Formen umzugiessen als Neu-Schöpfung, als Renaissance, auch in diesem Sinn des Wortes, bezeichnen. Er ist nicht der Sklave, sondern der frei schaltende Herr des Materials, das er bei andern vorfand und in seine Werkstatt übernahm. Indem er einfache Vergleiche zu ganzen Situationen erweitert ([1]), die höchstmögliche Anschaulichkeit in seine Worte zu legen sucht und unbewusst beständig den Regeln folgt, welche so viel Generationen später der Autor des Laokoon aufgezeigt hat, bringt er ganz neue Wirkungen hervor ([2]). Mitunter giebt er konventionell gewordenen, metaphorischen Ausdrücken die „ursprüngliche Frische sinnlicher Anschauung“ dadurch wieder, dass er auf die erste Bedeutung der Worte zurückgreift, die im Gebrauch so vielfach abgeschliffen war. Mit einem Worte, mögen wir noch so sicher glauben, nachweisen zu können, wo Milton von anderen angeregt wurde: er hat in ehrlicher Arbeit sein Eigenes geschaffen, worüber man jenes vergisst, und der sinnige Ausspruch eines grossen

Meisters, dass in der Kunst der Diebstahl nicht erlaubt sei, wohl aber der Todschlag, passt auch hier.

Gegenüber den angegebenen Vorzügen lassen sich die Mängel des Comus nicht übersehen. Sie sind kaum von jemandem schärfer hervorgehoben worden als von Johnson. Er rühmt den Zauber der Sprache, den Reichthum der Bilder in dem Gedicht, „als eine Reihenfolge von Versen ist es bewundernswerth, aber als Drama", fügt er hinzu, „ist es mangelhaft." Damit hat er den Kern der Sache getroffen. Gewiss lassen sich einzelne dramatische Züge nachweisen, welche auf einer feinen psychologischen Beobachtung beruhen. Es ist der Natur abgelauscht und bringt dramatische Wirkung hervor, wie sogar der sinnliche Comus, überwältigt von dem Gesange des Mädchens, vor dem Göttlichen dieser holden Jungfräulichkeit sich beugt (v. 244 ff.), es ist ebenso ein feiner, bühnenmässiger Zug, wenn derselbe Comus (v. 145) seine Genossen ihren wilden Tanz abbrechen heisst, weil er die Gegenwart eines keuschen Wesens ahnt. Aber einzelne dramatische Züge machen kein Drama, und ein einzelner psychologischer Treffer schafft noch keinen festgeschlossenen Charakter. Beides, - ausreichende Handlung und bestimmte Charakteristik, — wird ein unbestochenes Urtheil im Comus vermissen. Diese ist in der verschiedenen Anlage der „Brüder", des älteren bedächtigeren, des jüngeren stürmischen, allerdings versucht, für die Zeichnung der „Schwester" reicht die dichterische Kraft schon nicht aus, denn dies Mädchen hat kaum ein selbstständiges Leben, sie ist nur die Trägerin des Keuschheitsbegriffs, der Schutzgeist liess sich überhaupt nicht individualisiren, Comus endlich mit seinem Schwarme erscheint nebelhaft und verschwommen. Gerade hier wäre eine derbe, realistische Zeichnung am Platze gewesen, aber der Dichter in dem falschen Drange des Idealisirens scheute vor ihr zurück. Der Kampf der Tugend mit den feindlichen, dämonischen Mächten bewegt sich nur auf der ätherischen Höhe der Rhetorik, und pomphafte Deklamation muss den Mangel an Handlung ersetzen. Man kann Warton Recht darin geben, wenn er eine unbewusste Nachwirkung jener cambridger

Prolusiones annimmt, deren Entstehungszeit hinter der des Comus noch gar nicht so weit zurück lag. Das ganze Gespräch der Brüder (v. 331—480), höchst gedehnt, mit Philosophemen angefüllt, ist in diesem Geschmack gehalten, der moralisirende Dialog zwischen Comus und dem Mädchen (v. 659—800) folgt derselben akadämischen Spur, und Comus scheint sogar plötzlich Geste und Habit eines wohlweisen Baccalaureus anzunehmen, wenn er, der Bacchus- und Circe-Sohn, sich unversehens (v. 707) als Kenner des stoischen Systems enthüllt. Andrerseits liegt in diesen Erzeugnissen majestätischer Rhetorik, reich an tiefen Gedanken und prachtvollen Bildern, wie sie sind, eine der Hauptstärken des Gedichts. Eine zweite ist in seinen lyrischen Partieen zu finden, deren lieblicher Wohllaut nur von einem parteiischen Richter geläugnet werden konnte. Man kann sich wohl entschliessen, über der schönen Verbindung dieser beiden Elemente die Forderung eines festgeschlossenen dramatischen Gefüges zu vergessen, wenn man bedenkt, dass es sich um ein Gelegenheits-Festspiel, um eine blosse „Maske" handelt. In der That hat Milton diese dichterische Zwitterform in einer Weise zu benutzen verstanden, die allein schon den grossen Künstler bezeichnet. Er bemächtigte sich des üblichen Apparates von Wundern, Verzauberung und übermenschlicher Maschinerie, aber weit entfernt, sich dadurch zum Possenhaften und Rohen verleiten zu lassen, wie es z. B. in Ben Jonson's „Lust versöhnt mit Tugend" abschreckend hervortritt, stellte er jene überkommenen Formen in den Dienst des ethischen Grundgedankens, der seine Schöpfung beherrscht. Wenn irgend etwas im Comus an Tendenz anklingt, so ist es dieser Grundgedanke selbst. Es wäre gesucht in den Worten (v. 745) „Schönheit muss sich am Hofe zeigen", eine gehässige Nebenbedeutung finden zu wollen. Es wäre ebenso verfehlt, in einer scherzhaften Wendung des Comus (v. 808) einen versteckten puritanischen Angriff auf die anglikanische Kirche zu vermuthen. Dagegen die leitende Idee des Schauspiels ist ganz und gar der puritanischen Weltanschauung entnommen.

Jenes Thema vom Reichthum der Natur, und seine Ver-

wendung zum Anreiz der Sinnlichkeit, wie Comus sie versucht, ist den Dramatikern der Zeit geläufig. Aber je bereitwilliger die Mode des Tages unter dem Beifall der herrschenden Kreise von der Bühne herab sich den Sieg der Verführung und Unsittlichkeit gefallen liess, desto entschiedener preist der jugendliche Dichter den Triumph keuscher Jungfräulichkeit. Im Gegensatz zu so manchem Genossen seiner Kunst verschmäht er es auch hier nicht, den Spuren Plato's und Spenser's zu folgen und eine vornehme Zuhörerschaft, aus der mehr als einer Zeuge der verschwenderischen Hoffeste gewesen sein mochte, lässt er Worte des Tadels darüber hören, dass Ueppigkeit vieles auf wenige häufe.

---

Der Comus schien für längere Zeit die dichterische Thätigkeit des Still-Lebens von Horton erschöpft zu haben. Denn eine Uebersetzung des 114. Psalms in griechische Hexameter „vor Tagesanbruch, beinahe noch im Bette fertiggemacht", wie Milton dem poetischen Mentor, Alexander Gill, mittheilte, kann nur als ein leidlich gelungener Versuch gelehrter Spielerei betrachtet werden(1). Auch äussere Ereignisse aus dem Leben des Dichters für die nächste Zeit sind nur spärlich zu verzeichnen. Dass er nach herrschender Sitte 1635 der Formalität genügte, sich als Magister artium in Oxford, der anderen Landes-Universität, „inkorporiren" zu lassen, ist ziemlich sicher bezeugt(2). Nicht ohne Interesse konnte er vernehmen, dass am 17. November desselben Jahres sein alter Lehrer Gill gestorben war, und der Sohn, sein Freund, die erledigte Schulstelle erhielt(3). Aber auf's tiefste musste ihn ein anderer Todesfall berühren. Mit dem Sommer 1636 hatte sich die Pest wieder über das Land verbreitet. Auch die Umgegend von Horton wurde von ihr heimgesucht, und so mag ihr vielleicht das Leben von Milton's Mutter zum Opfer gefallen sein, das, laut der einfachen Inschrift in der Dorfkirche zu Horton, am 3. April 1637 endete(4). Das schmerzliche Ereignis, welches den kleinen Haushalt in Horton der leitenden Hand beraubte, konnte nur dazu dienen, Milton

sich immer tiefer in seine Studien vergraben zu lassen. Doch gerieth er darum mit den alten Freunden nicht ausser Zusammenhang. Henry Lawes trat ihm dadurch noch näher, dass er drei Jahre nach jener Aufführung des Comus im Schlosse zu Ludlow, mit Genehmigung des Autors das kleine Stück veröffentlichte. In der Widmung an Lord Brackley, den älteren Bruder, in der sich Lawes als den Schutzgeist, den Thyrsis der Aufführung, bezeichnet, giebt er als Grund der Veröffentlichung an, dass es ihm unmöglich werde, dem Verlangen aller Freunde, ein so „liebliches und vielbegehrtes“ Kunstwerk zu besitzen, durch immer neue Abschriften zu genügen. Milton's Name blieb ungenannt, aber der Dichter hatte für den Druck nicht unbedeutende Verbesserungen und Ergänzungen angebracht (1).

Die fortdauernde Verbindung mit Karl Diodati wird durch zwei bei flüchtigem Aufenthalt in London 1637 geschriebene lateinische Briefe bezeugt, aus denen hervorgeht, dass Diodati vermuthlich in Ausübung des ergriffenen ärztlichen Berufes im Norden weilte, während sein Vater, nicht sehr zu seiner Freude, eine zweite Heirath eingegangen war. Aber auch für die Erkenntnis des Gedankenkreises, in dem sich Milton damals bewegte, sind beide Briefe sehr werthvoll. Hier giebt er jenen Ueberblick über seine Lektüre; und erklärt, nicht ruhen und rasten zu wollen, bis er „eine grosse Periode seiner Studien“, wie er sie sich vorgesetzt, beendet habe. „Was Gott sonst über mich beschlossen hat, weiss ich nicht, aber dessen bin ich gewiss: Er hat mir, wenn irgend einem, eine ausserordentliche Liebe zum Schönen eingeflösst. Ceres kann, nach dem Mythus, nicht mit solcher Inbrunst ihre Tochter Proserpina gesucht haben, wie ich Tag und Nacht der Idee des Schönen (*τοῦ καλοῦ ἰδέαν*) in allen Formen und Erscheinungen nachjage. Denn vielerlei sind die Gestalten des Göttlichen . . . Du fragst mich, was ich denke. Lass' Dir, damit ich nicht erröthe, leise sagen und gestatte mir einen Augenblick ein grosses Wort zu sprechen: Beim Himmel, ich denke an unsterblichen Nachruhm. Ich lasse meine Flügel wachsen und bereite mich zum Fluge, aber noch sind die

Fittiche meines Pegasus zu schwach, um sich aufzuschwingen, wir wollen bescheiden und weise sein“ (1). Er deutet die Absicht an, sich in eine der londoner Rechts-Innungen zurückzuziehen, wo sich Gelegenheit zu „lieblichen und schattigen Spaziergängen“ finde, und unter „einigen Genossen“ eine „bequemere Wohnung“ sich biete, aber der Plan, wenn er überhaupt ernstlich gemeint war, kam nicht zur Ausführung. Milton blieb zunächst bei seinem Vater in Horton.

Eben dort entstand im Winter 1637 die berühmte englische Elegie, welche dem Andenken eines dritten Freundes gewidmet ist. Edward King, der jüngere der beiden Brüder, mit denen Milton während der Studienzeit im Christ-College zu Cambridge in Verbindung getreten war, hatte dort als Fellow und Tutor fortgewirkt und sich auf den geistlichen Stand vorbereitet. Während der langen Ferien 1637 beabsichtigte er einen Besuch in Irland, aber das Schiff, das ihn trug, war noch nicht weit von der englischen Küste entfernt, als es an einer Klippe strandete. Mit fünfundzwanzig Jahren fand der vielversprechende Jüngling in den Wellen sein Grab. Das Ereignis hatte am 10. August stattgefunden. Nach dem Wiederzusammentritt der Universität beschlossen die Freunde des Ertrunkenen ihm ein gemeinsames poetisches Denkmal zu stiften, wie es der Sitte des Tages entsprach und z. B. fast gleichzeitig dem Andenken Ben Jonson's errichtet wurde. Indessen erst 1638 erschien das Bändchen im Druck, das zuerst lateinische und griechische darauf englische Stücke enthielt. In jenen hatten u. a. Richard Crashaw, Henry More, Thomas Farnaby, der Lehrer, und Henry King, ein Bruder des Verstorbenen beigetragen. Derselbe Bruder eröffnete die Reihe der englischen Gedichte, unter denen solche von der Hand J. Beaumont's, John Cleveland's etc. zu bemerken waren (2). An letzter Stelle folgte das Klaggedicht Milton's, der „Lycidas“, wie er den Freund pastoral benannte, nur mit seinen Initialen unterzeichnet, nach dem noch vorhandenen Original-Ms. schon im November 1637 entstanden. Wie es bei weitem das längste der Sammlung ist, so dürfen die übrigen Stücke, dem poetischen Werthe nach nicht einmal mit diesem

verglichen werden. Auch die Verse des Dichters Cleveland, welcher bejammert, dass Neptun mit dem Ertrunkenen „eine ganze Universität“ erbeutet habe, erscheinen schal und gesucht. Einen natürlichen und doch schwungvollen Ausdruck findet das Gefühl dagegen in Milton's melodiösen, beruhigend ausklingenden Strophen, obgleich gerade hier das pastorale Gewand, wie es von der Spenser'schen Schule erborgt war, mit noch grösserer Vorliebe gewählt erscheint als jemals vorher.

Aber die Elegie hat nicht bloss für die Schätzung des Dichters Milton ihre Bedeutung. Inmitten der Klage um den verlorenen Freund, beinahe gewaltsam herbeigezogen, findet sich ein Angriff gegen die herrschenden kirchen-politischen Zustände, welcher den tiefen Gegensatz kundgiebt, in dem sich Milton zu ihnen fühlte. Er lässt die Gestalt St. Peters vor sich aufsteigen, der vom Herren zum Hirten-Amt berufen, wohl in einem Pastoral-Gedicht seine Stelle finden konnte, und legt ihm Worte der Trauer über den Verlust gerade dieses Dieners in den Mund. Wie manchen anderen, dessen Beruf es ist die „Schafe zu weiden“, hätte der Apostel für den angehenden Jünger seines Amtes, der so grosse Hoffnungen erweckte, missen mögen! Wie viele sind ihrer, die nur um des „Bauches willen sich in die Hürde eindrängen“ um „beim Schmause der Schafschur mit Gier für sich etwas zu erhaschen und den geladenen Gast hinwegzustossen“. Wie viele haben nichts von dem gelernt, was zu einem guten Hirten gehört, . . „schnarren auf ihren elenden Stroh-Pfeifen saft- und kraftlose Melodieen“, lassen die Schafe hungern, krank werden, verderben „abgesehn von dem, was der grimme Wolf tagtäglich heimlich packt und rasch zerfleischt“. Aber der entrüstete Dichter, der auch in jenem Bilde nur Spenser's Vorgang zu folgen brauchte, sieht die Rache heranziehn. Schon erblickt er die mächtige „zweihändige Maschine vor der Thür stehn, bereit einmal zum Schlage auszuholen und nicht wieder“, jenes scharfe, zweischneidige Schwert, das nach der Apokalypse aus dem Munde des Allmächtigen geht, und unter dem der puritanische, die biblischen Geheimnisse deutende Engländer zu-

gleich die beiden Theile der parlamentarischen „Maschine" verstehen mochte, die nun schon seit Jahren ausser Wirksamkeit gesetzt war [1]. Wenn es beinahe auffallend erscheint, dass Worte wie diese der Spürkraft der bischöflichen Press-Polizei entgiengen, so begreift man andrerseits, dass Milton später bei der Aufnahme des Lycidas unter seine gesammelten Gedichte mit gerechtem Stolze dem Titel zufügte, dass er damals „den Ruin des Klerus, als er auf seiner Höhe gewesen, vorhergesagt habe".

In der That darf man behaupten, dass das System, wie Laud es vertrat, damals seinen Höhepunkt erreicht hatte. In den wenigen Jahren, die seit der Abfassung des Comus verflossen waren, hatte es sich in einer Weise entwickelt, welche das Gefühl des unerträglichen Druckes in immer weiteren Kreisen ausbreitete. Erst in diesen Jahren erfolgten die Massen-Entsetzungen puritanischer Geistlicher, die Massen-Verurtheilungen durch die Ausnahme-Gerichte. Erst damals nahm die Auswanderung einen grossartigen Masstab an, und auch die Schliche des „grimmen römischen Wolfes", schienen dem argwöhnischen Puritanismus von Tag zu Tage gefährlicher zu werden. In der Verwaltung der Staats-Angelegenheiten gewann das klerikale Element je länger je mehr an Stärke. Nach dem Tode Weston's waren die Geschäfte der Schatzkammer zuerst einer Kommission übertragen worden, zu deren Mitgliedern Laud gehörte. Erst Anfang 1636 erhielt sein Freund, der Bischof von London, Juxon den erledigten Posten. Der bischöfliche Leiter der Finanzen stand zugleich an der Spitze des Admiralitäts-Amtes. Laud selbst war das Haupt des Committee für die auswärtigen Angelegenheiten. So wenig er allen Absichten des Königs ohne weiteres zustimmte, war seine Stellung doch fester als je. Er blieb die Zielscheibe des Hasses derer, die von dem herrschenden Regiment Schädigung an Hab und Gut, Gefängnis und Verstümmelung zu leiden hatten. Dem Jahre 1637, demselben, in dem der Lycidas entstand, gehörten die drei Tendenz-Processe an, die an Härte des Verfahrens alles Frühere hinter sich liessen. William Prynne hatte es auch im Gefängnis für seine Pflicht

gehalten, seine Feder nicht ruhen zu lassen. Er wurde wiederum vorgefordert, um sich wegen der Autorschaft beleidigender Briefe und Flugschriften zu rechtfertigen. Mit ihm zugleich wurden zwei andere puritanisch gesinnte Männer dazu ausersehn, als Gegenstände einer abschreckenden Züchtigung zu dienen: Henry Burton, Prediger in London, und John Bastwick, Arzt aus Colchester. Sie waren gleichfalls schon früher wegen ihrer heftigen Angriffe gegen die Bischöfe und die kirchlichen Neuerungen schwer bestraft worden, aber auch in ihnen wurde durch die Grausamkeit der Verfolgung die Freude am Märtyrerthum förmlich geweckt. Wie Prynne benutzten sie die Musse der Haft, um auf's neue ihrer Entrüstung über das geistliche Regiment Luft zu machen. Das Verfahren der Sternkammer gegen die drei Angeklagten setzte sich über die einfachsten Formen der Gerechtigkeit hinweg, und das Urtheil war dem Verfahren durchaus entsprechend. Wie Prynne und Bastwick früher für unfähig zur Ausübung ihres Berufs erklärt worden waren, so wurde Burton degradirt. Jedem der Angeklagten wurde Zahlung von 5000 £ aufgelegt und lebenslänglicher Kerker zuerkannt. Und um das Mass vollzumachen, wurden alle drei an ein- und demselben Tage, dem 30. Juni 1637, am Pranger ausgestellt, vor aller Augen Burton und Bastwick die Ohren abgeschnitten, Prynne, da er die seinigen nicht zwei Mal verlieren konnte, die Stümpfe abgesägt, und das Brandmal S. L. (Seditious Libeller) auf die Backen eingebrannt. Bastwick's Weib hatte während der grausamen Marterung bei ihm ausgehalten, er selbst, wie die Leidensgefährten, gab der versammelten Masse das Beispiel heroischer Standhaftigkeit. In diesen Männern lebte etwas von der Gluth der ersten Christen, und ihre Leiden weckten den Zorn und die Theilnahme von Tausenden, die noch vor einigen Jahren ruhig und kühl gewesen waren. Blumen waren auf ihren Weg gestreut worden, die Tücher und Schwämme, die ihr Blut getrunken hatten, wurden von grundsätzlichen Reliquien-Verächtern Reliquien gleich verehrungsvoll aufbewahrt. Man mochte sie in einsamer Haft vor der Welt verschwinden lassen, ihr Andenken blieb unauslösch-

lich im Herzen des Volkes. — In demselben Jahre traf der Arm der ausserordentlichen Strafgewalt keinen Geringeren als den Bischof Williams, der seit langer Zeit zurückgezogen in seiner Diöcese lebte, ohne mit einer Kritik über die herrschenden Zustände zurückzuhalten. Er hatte bis dahin der Verfolgung auszuweichen gewusst, aber es gelang dennoch ihm den Process zu machen, der mit seiner Suspension endigte und ihm eine Busse von 10,000 £ und Haft im Tower auf unbestimmte Zeit eintrug (1).

Die fiskalischen Bedürfnisse hatten ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen die gemeinsame Arbeit von hoher Kommission und Sternkammer zu einer ungeahnten Höhe zu steigern. Aus eben dieser Ursache giengen die zahlreichen Geldforderungen hervor, welche die Willkür-Herrschaft in immer grösserem Masstab gegenüber einzelnen Klassen oder gegenüber der Gesammtheit der Unterthanen machte. Alte, vergessene Feudal-Gerechtsame der Krone wurden aus dem Staube hervorgesucht. Die versäumte Einholung der Formalität des Ritterschlags bei der Krönung gab den erwünschten Anlass zur Auflage von Bussen. Antiquirte Forstgerichte zwangen den Eigenthümer von Grund und Boden gegenüber ungeahnten Domanial-Ansprüchen mit grossen Strafsummen sich abzukaufen. Polizei-Vorschriften, selbst wenn sie an sich dazu geeignet waren, dem gemeinen Wohl der hauptstädtischen Bevölkerung zu dienen, verloren ihren Werth, da sie sich in ein Mittel der Geld-Erpressung verwandelten. Die verhasstesten Monopolien tauchten wieder auf, und es gab fast keinen der unentbehrlichsten Handels-Artikel, der nicht in ihren Kreis gezogen worden wäre. — Die Forderung des Schiffsgeldes war das letzte Glied in der langen Kette dieser Gewaltmassregeln. Es ist hier nicht der Ort die Geschichte dieser Zwangs-Steuer zu erzählen, von welcher die Regierung Karls I. schon ein Mal eben den ausgedehnten Gebrauch zu machen gedacht hatte, den kein Vorwand irgend welcher Art rechtfertigen konnte (2). Es ist unmöglich hier darzustellen, in welchem Zusammenhang die Bestrebungen der auswärtigen Politik mit dieser Auflage standen, welchen Eindruck das

oberrichterliche Gutachten zu Gunsten der unerhörten Forderung im Lande machte, mit welcher Spannung der merkwürdige Process verfolgt wurde, in dem John Hampden, seinem Charakter getreu, mit seinem Rechte das Recht der parlamentarischen Verfassung vertheidigte. Undenkbar wäre es, dass Milton nicht mit demselben Eifer, wie irgend einer seiner Landsleute im Winter 1637 jede Nachricht über jene gerichtlichen Debatten aufgenommen haben sollte, in denen sich der Streit um zwanzig Schilling Schritt für Schritt zu einem Streite um das Wesen des englischen Staates erweiterte.

Wenn die kirchlich-politischen Zustände in England ein immer trüberes Bild gewährten, so drohte den Fundamental-Gesetzen des Landes die grösste Gefahr doch von Irland. Auf diesem Boden entfaltete seit 1633 Wentworth' Genius in vicekoniglicher Stellung eine Thätigkeit, die gleichzeitig von der Grösse seiner Fähigkeiten und von dem bedrohlichen Charakter seiner weiteren Absichten Zeugnis ablegte. Wentworth hatte einst zu den glänzendsten Rednern der parlamentarischen Opposition gehört, aber schon damals eine sehr eigenartige Stellung eingenommen. Er war ein Gegner der Kriegspolitik und ein Gegner der Berufung auf Präcedenzfälle. Seine Opposition gieng nicht aus den Grundsätzen des Puritanismus hervor, sondern aus dem Wunsch sich der Regierung unentbehrlich zu machen. Mit seinem glühenden Verlangen nach Macht verband sich die stolze Ueberzeugung, dass Macht in seinen Händen dem Lande zum Besten gereichen werde. Seine Angriffe gegen die Missbräuche der Verwaltung sollten nicht dazu dienen diese für alle Fälle zu binden, und selbst wenn er statt Eliot's eine Zeit lang die Führerschaft des Hauses der Gemeinen in der Hand hatte, suchte er die Freiheiten des Bürgers in einer Weise zu schützen, die der Krone eine diskretionäre Gewalt beliess([1]). Eine Natur, wie die seinige war, konnte indess leicht dazu verführt werden, im wirklichen Besitz der Macht, die Regel zur Ausnahme und die Ausnahme zur Regel zu machen, und der Mann, auf dessen Betreiben einst eine „Akte zur besseren Sicherung des Privat-Eigenthums und der persönlichen Freiheit“ ausgearbeitet wurde, darf immer-

hin ein Apostat genannt werden, wenn man bedenkt, dass er Jahre lang seine besten Kräfte einer Regierung gewidmet hat, deren Handlungen darauf hinausliefen, dem Eigenthum und der persönlichen Freiheit des Engländers jede Sicherheit zu nehmen.

Seitdem sein Versuch zwischen dem König und dem Unterhaus zu vermitteln gescheitert war, hatte seine politische Laufbahn eine neue Wendung genommen. Er erwarb die langersehnte Gunst Karl's I. und Erhebung in die Pairie. Die Präsidentschaft des Rathes des Nordens stellte ihn auf einen der wichtigsten Posten, die Aufnahme in den geheimen Rath (Nov. 10. 1629) machte ihn zum Mitglied der Regierung, die Ernennung zum Lord Deputy von Irland führte ihn auf ein Feld, das seines Ehrgeizes würdig war. Man weiss, wie er hier mit eiserner Hand wilde Zustände zu ordnen suchte, wie er auf die Begründung der Leinwand-Industrie, die Entwicklung des Handels bedacht war, die Küste vor den Piraten, den gemeinen Mann vor den Uebergriffen der Grossen beschützte. Der aufgeklärte Despotismus, wie er ihn vertrat, schrak aber auch vor den Akten reiner Gewalt nicht zurück, er reizte bei aller Vorsicht den Gegensatz von Katholiken und Protestanten thatsächlich neu auf, indem er ihn zur Stärkung der königlichen Autorität zu benutzen suchte, er machte das Parlament zu einer gefügigen Bewilligungs-Maschine, er stellte eine stehende Kriegsmacht her, die leicht noch anderen Zwecken als denen der Sicherung nach aussen und innen dienen konnte. Man mochte, was in Irland geschah, zum Theil mit der Besonderheit der dortigen Verhältnisse entschuldigen. Aber die Gefahr lag darin, dass eine Uebertragung des irischen Regierungs-Systems auf das ganze Reich zu fürchten war und durch die dort angesammelten Mittel der königlichen Macht ermöglicht schien. Wentworth machte in seinem vertrauten Briefwechsel aus seinen Ansichten kein Hehl. Die gewaltsamsten Massregeln, die auf englischem Boden in Anwendung kamen, erhielten nicht nur seine Billigung, sondern sie schienen ihm noch nicht einschneidend genug. Man kann nicht sagen, dass er daran gedacht hat, das Parlament in England ganz auf-

hören zu lassen, aber er wollte es auf den Stand herabdrücken, den das irische unter seiner Diktatur eingenommen hatte. Er wünschte nicht nur für die Seemacht, sondern auch für die Aufstellung eines Landheeres den König von parlamentarischer Bewilligung unabhängig zu machen, und die monarchische Gewalt schien ihm „nur auf einem Beine zu stehn", wenn das richterliche Gutachten über die Rechtmässigkeit des Schiffsgeldes nicht in diesem Sinne ergänzt werde. Die Patrioten wussten wohl, warum sie den Hauptfeind der englischen Freiheit in diesem grossartig begabten Mann zu sehen hatten, dessen hohe Stirn während fieberhafter Arbeit so finster umwölkt schien, und dessen verführerischer Liebenswürdigkeit im freundschaftlichen Verkehr so leicht niemand wiederstehn konnte; der im Kampfe mit seiner schwankenden Gesundheit, gehasst von mehr als einem Mitglied der Hofkreise, vom König selbst nicht immer völlig gewürdigt, mit rastloser Energie den Zielen zustrebte, die er sich gesteckt hatte.

Von Wentworth war zu erwarten, dass er das Seinige thun werde, um den Laud'schen Grundgedanken von der unbedingten Nothwendigkeit kirchlicher Konformität auch in Irland zu verwirklichen. In jener überaus merkwürdigen erst kürzlich aufgefundenen Rede, mit der er sich als Präsident des Rathes des Nordens einführte, hatte er seinen „kindlichen Gehorsam gegenüber der Kirche" betont und die engste Verbindung, die gegenseitige Unterstützung staatlicher und kirchlicher Behörden als unerlässlich für das Heil des Landes gepriesen (1). Mit Laud stand er ununterbrochen in Gedanken-Austausch, und dessen ganzes System, vorzüglich aber sein Ankämpfen gegen die fachmässigen Vertreter des gemeinen Rechtes, hatte seinen vollen Beifall. Freilich machte er aus den grossen Schwierigkeiten kein Hehl, die bei der Eigenthümlichkeit der irischen Verhältnisse einer gewaltsamen Durchführung religiöser Konformität im hochkirchlichen Sinne sich entgegen stellen würden. Aber er brachte denn doch zu Wege, dass sich die geistliche Konvokation 1634 dazu verstand, einen Kanon anzunehmen, durch welchen die 39 Artikel der anglikanischen Kirche anerkannt wurden. Man

musste sich vorläufig an diesem Erfolg genügen lassen und dulden, dass einige Prälaten auch noch die irischen Artikel von den Predigtamts-Kandidaten unterzeichnen liessen, und dass die irische Kirche sich noch manche Abweichung zu bewahren wusste, die mehr den puritanischen Ideen entsprach.

Währenddess hatte Laud seine Vorbereitungen getroffen, um die Annäherung der Kirche von Schottland an diejenige Englands weiter zu fördern. Ein neues Buch kanonischer Gesetze, von den schottischen Bischöfen vorbereitet, unter Laud's Einfluss revidirt und vom König 1635 bestätigt, war darauf angelegt den Presbyterianismus zu vernichten. Es stellte bei Strafe der Exkommunikation den königlichen Supremat fest, machte die Berufung von General-Versammlungen vom Willen des Monarchen abhängig, erklärte jeden Versuch die Schriftwidrigkeit des Bisthums nachzuweisen für strafwürdig, gab den Bischöfen selbst neue, ausgedehnte Rechte, verbot den Geistlichen die Abhaltung der religiösen Privat-Versammlungen sowie extemporirte Gebete und enthielt ausführliche Vorschriften über Taufsteine, Altäre, Kirchenschmuck, Amtskleidung, wie sie dem Sinne Laud's für „Schönheit der Heiligkeit" gemäss waren. Die willkürliche Proklamirung wie der als „papistisch" gebrandmarkte Inhalt dieser Kanones erregte im schottischen Volke einen Sturm des Unwillens. Sein nationaler Stolz und sein religiöses Gefühl bäumten sich auf. Aber man hatte sich noch auf anderes gefasst zu machen. Schon die Kanones kündigten das Erscheinen einer neuen Liturgie an und bedrohten jeden Widerstand gegen dieselbe mit Strafe. Je längere Zeit ihre Vorbereitung in Anspruch nahm, desto lebhafter wurden die Befürchtungen, mit denen man ihrer Veröffentlichung entgegensah. Im December 1636 liess der schottische geheime Rath, erhaltenem Befehl zu Folge, unter Trompetenschall zu Edinburg einen Aufruf verkündigen, durch welchen die Unterthanen bei Strafe aufgefordert wurden, sich den Bestimmungen des neuen liturgischen Buches zu fügen, das auf ähnliche, willkürliche Weise zu Stande gekommen war wie die Kanones. Aber erst im Frühling 1637 bekam man die ersten gedruckten Exemplare zu

Gesicht. Und nun erwachte im Lande John Knox' der alte puritanische Geist. Es war nicht genau die anglikanische Form des Gottesdienstes, der man sich fügen sollte, aber die vorgeschriebenen Worte, das Formular für die Austheilung des Abendmahls regten das calvinistische Gefühl der Massen noch stärker auf, als es durch unveränderte Einführung des englischen Rituals hätte geschehen können. Der Sturm kam am 23. Juli in Edinburg zum Ausbruch, als in der Kirche St. Giles ein wilder Tumult die Vorlesung der Liturgie unmöglich machte. Die einheimischen geistlichen und weltlichen Gewalten standen der Protest-Bewegung, die beinahe das ganze Land erfasste, machtlos gegenüber. Nobility, Gentry, Geistlichkeit und Bürgerschaften hielten fest zusammen, schritten zu einer förmlichen Anklage der Bischöfe und gaben sich eine Organisation, die geeignet war, dem legalen Widerstand gegen das ganze bischöfliche System Nachdruck zu verleihen. Als der König jeden Akt der Nachgiebigkeit schroff zurückwies, die Bischöfe und die verhassten Neuerungen durch seine eigene Autorität deckte, da erhob sich Schottland zu einer grossartigen Manifestation, die das Symbol der Vertheidigung des Presbyterianismus wurde. Wie man sich in früheren Zeiten, als es noch den Kampf mit dem Katholicismus galt, durch feierliches Gelübde verpflichtet hatte, die „wahre Religion" unerschütterlich aufrecht zu halten und alle Veränderungen in Dogma, Ritus und Verfassung abzuwehren, so beschloss man diesen Covenant mit Gott und mit einander gegenüber der drohenden Gefahr zu erneuen. Man gieng auf die Formel von 1580 zurück, fügte die Parlaments-Akten hinzu, durch welche die Beschlüsse der General-Versammlung bestätigt worden waren, und machte die Anwendung von den früheren Bestimmungen auf den gegenwärtigen Fall, indem man in den anglikanischen Neuerungen eben jene papistischen Bräuche fand, welche die Väter verdammt hatten. Mit demselben Enthusiasmus, der einst die Tausende fortgerissen hatte, sich unter dem Zeichen des Kreuzes zu schaaren, drängte sich am 28. Februar 1638 die Masse in der Kirche und auf dem Kirchhof von Greyfriars zu Edinburg, die Per-

gament-Urkunde des Covenant zu unterzeichnen, und dem hier gegebenen Beispiel folgten Stadt und Land in mächtig aufflammender Begeisterung.

Die Frühlingsmonate 1638, in denen die Nachrichten von der wachsenden schottischen Bewegung nach England gelangten, kündigten auch hier eine gefährliche Zunahme der Spannung aller Verhältnisse an. Hampden's Process gieng seinem Ende entgegen, obwohl das Schluss-Urtheil erst im Sommer erfolgte. War je ein Sieg der Tyrannei ein Pyrrhus-Sieg, so war es dieser. Noch während des Processes war der Widerstand gegen die Eintreibung des Schiffsgeldes gewachsen, was man über die Meinungs-Verschiedenheiten der Richter vernahm, hatte die Wirkung, ihn in bedenklicher Weise zu steigern. Deutliche Zeichen der Sympathie des englischen Puritanismus mit den schottischen Covenanters traten hervor und liessen sich durch antikatholische Demonstrationen der Regierung nicht irre machen. Am Hofe durchkreuzten sich die Einwirkungen der spanischen und französischen Politik, mit der sich wiederum so manche persönliche Intriguen und Feindschaften verschlangen. Der König, schon längst durch mehr als einen der vornehmsten Lords auch von deren Unwillen über die herrschenden Zustände unterrichtet, sah sich immer mehr isolirt und war selbst nicht im Stande seine gedrückte und sorgenvolle Stimmung zu verbergen (1).

---

Noch war nicht abzusehen, welche Richtung die öffentlichen Angelegenheiten nehmen würden, als Milton sich entschloss, das eng umschriebene Leben von Horton aufzugeben. Er mochte glauben, jene „grosse Periode seiner Studien" beendet zu haben, deren Abschluss er gegenüber dem Freunde als unerlässlich bezeichnet hatte. Er fühlte sich in gewissem Sinne fertig, und nur im Strom der Welt konnte die Kraft des Charakters gestählt werden, welche das in der Stille gebildete Talent zu ergänzen hatte. — Seine poetische Individualität hatte sich während jener Lehrjahre in entschiedener

Weise gestaltet, und es hält nicht schwer zu erkennen, welche Muster der heimischen Literatur vorzüglich für ihre Ausbildung massgebend gewesen sind. Man hört namentlich in England Shakespeare und Milton so oft in einem Athem nennen, dass es sich wohl der Mühe verlohnt, nachzuforschen, mit welchen Gesinnungen dieser auf jenen zurückblickte, und ob von einer Einwirkung des einen auf den anderen die Rede sein kann. Es darf nicht auffallen, dass in Milton's Kollektaneen-Buch sich kein einziges Citat aus Shakespeare befindet. Dieses Schicksal theilt er, von Chaucer und P. Sidney abgesehen, mit allen Dichtern seiner Nation. Selbst Spenser hat nur wegen seiner Abhandlung über Irland Aufnahme gefunden. Milton hatte nicht nöthig als „geflügelte Worte" oder als besonders verwendbar zum Schmucke eigener Arbeiten sich Stellen von heimischen Autoren zu notiren, die ihm guten Theils im Gedächtnis waren. Aber an Zeugnissen seiner Verehrung für Shakespeare fehlt es darum nicht. Sieht man von den Gelegenheits-Versen „Naturam non pati senium" ab, die doch nur in kleinen Kreisen verbreitet waren, so ist das früheste Gedruckte, das man von Milton besitzt, ein Gedicht auf Shakespeare. Es stammt aus dem Jahre 1630 und ist unter dem Titel: „Ein Epitaph auf den bewundernswürdigen dramatischen Dichter W. Shakespeare": mit anderen Lobversen anonym der Shakespeare'schen Folio-Ausgabe von 1632 vorgedruckt(1). Trägt es auch am Schlusse Spuren des Donne'schen Geschmacks, der sich sonst wohl in den frühesten Gedichten Milton's findet, so legt es doch vollgiltiges Zeugnis für die hohe Verehrung ab, die der cambridger Student Shakespeare widmete:

Wozu braucht meines Shakespeare hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein grosser Erbe,
Was brauchst du Stein, dass nicht dein Name sterbe?
In unserm Geist, der dich bewundernd nennt,
Schufst du dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern deiner Werke

Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Dass, solch erhabnes Grabmal zu erwerben,
Selbst Könige wünschten, so wie du zu sterben.

Höchst bezeichnend ist sodann die Art und Weise, in welcher der „süsseste Shakespeare" im „Allegro" genannt wird (s. o. S. 209). Dem „gelehrten Ben Jonson" wird er gegenüber gestellt als das „Kind der Phantasie, das des heimischen Waldes freie Lieder singt". Es ist kein erschöpfendes Urtheil und soll keines sein. Wie die Erwähnung Shakespeare's im Allegro gemacht wird, so hat man in erster Linie nur an einen Hinweis auf die Komödien zu denken. Aber man sieht, wie glücklich hier eine der grossen Seiten des Dichters getroffen ist, eben die, welche der jungen Genossenschaft unsrer Sturm- und Drang-Periode so ganz kongenial war, und welche Voltaire zu seinem Ausspruch von der „Einbildungskraft eines trunkenen Wilden" verführte. Die Hervorhebung dieses Gegensatzes von Ben Jonson und Shakespeare war eine schon im siebzehnten Jahrhundert durchaus übliche. Sie findet sich in Flecknoe's „Discourse of the English stage" (1664) und in Phillips' „Theatrum poetarum" (1672) ebenso wieder ([1]). Phillips' Aeusserungen haben ein um so grösseres Interesse, da man guten Grund hat in ihnen die seines Oheims, John Milton's selbst, zu sehen. Es muss an anderer Stelle genauer untersucht werden, in wiefern Milton auf die Arbeit seines Neffen eingewirkt hat. Hier sei nur auf die grosse Aehnlichkeit hingewiesen, die selbst in den Worten zwischen Phillips' Urtheil und den Versen des Allegro besteht. Darf man annehmen, dass ihr Milton's Autorität zu Grunde liegt, so wäre es nicht erlaubt daran zu zweifeln, dass er im Alter, nachdem der strenge Puritanismus durch die frivole Reaktion abgelöst worden war, über den grössten Dichter seines Landes noch ebenso dachte wie in der Jugend. Jedenfalls kann nichts verkehrter sein, als in einer Aeusserung aus dem Jahre 1649, in der Shakespeare als einer der Lieblings-Schriftsteller des gefangenen Königs erwähnt wird, eine Veränderung in Milton's

Urtheil zu Ungunsten Shakespeare's erkennen zu wollen (1). So hoch er ihn aber auch halten mochte, sein eigenes dichterisches Werden konnte nicht durch ihn bestimmt werden. Es fällt freilich nicht schwer, in einer ansehnlichen Zahl von Stellen Milton'scher Gedichte Anklänge an Shakespeare, wie an die übrigen Dramatiker der Zeit Elisabeth's und Jakob's nachzuweisen, man mag bei dem Schutzgeist im Comus mitunter an Ariel erinnert werden, aber für den Dichter von wesentlich lyrischer und epischer Begabung war, wenn man ihn sich als Schüler denken will, ein anderer der Meister.

Milton war nach Dryden's Ausspruch der „poetische Sohn Spenser's", und Dryden hielt sich zu einem solchen Urtheil um so mehr für berechtigt, da ihm der Mund des blinden Dichters selbst gestanden hatte, Spenser sei „sein Urbild" gewesen (2). In der That hat die Betrachtung der Gedichte aus der Epoche von Horton gezeigt, wie viel Milton Spenser und den Spenserianern verdankte und wie nahe verwandt er sich ihnen fühlte. Die Freude an der Allegorie, der lebhafte Natur-Sinn, die arkadische Gewandung, selbst so manche Eigenthümlichkeit der Sprache und der Technik des Verses: Das alles liess Milton als einen Ausläufer der Spenser'schen Schule erscheinen. Mit ihr theilt er jene Sehnhucht, die „Idee des Schönen" in allen Erscheinungsformen aufzufinden und dichterisch zu gestalten. Auf dem Boden klassischer Bildung heimischer als irgend eines ihrer Glieder, erscheint er in seiner Jugend als der letzte grosse englische Dichter der Renaissance. Und doch fühlt jeder, dass er kein blosser Nachahmer ist, dass schon damals ein Zug von Ursprünglichkeit durch seine Schöpfungen hindurchgeht, dass seine dichterische Persönlichkeit sich schon damals aus der Reihe der Vorgänger scharf abhebt. Es führt in jeder Weise irre, wenn man sagt, „Milton verhalte sich zu Spenser wie etwa Schiller zu Wieland", durch den „älteren Dichter und dessen Schüler" sei die „Sprache für ihn vorbereitet worden" (3). Aber das ist unbestreitbar, charakteristisch für den jugendlichen Genius Milton's ist die rhetorische Neigung, die ihn vor der Weichlichkeit und Geziertheit mancher Spenserianer bewahrte, aber zugleich auch

die Gefahr mit sich führte, der künstlerischen Unbefangenheit und dem freien Spiel der Phantasie etwas Tendenzmässiges beizumischen. Die Ueberzeugung von der Untrennbarkeit äusserer und moralischer Schönheit, der Glaube, dass jene ohne diese ein „leerer Schein“ sei, die Verachtung „niedriger Geister“, deren Begriff von Liebe, das Erzeugnis „sinnlicher Lust“, sich nicht „über das schwere Irdische zu himmlischen Höhen erheben“ kann, der ganze platonische Idealismus, wie er die Spenser'schen Hymnen durchklingt, erscheint bei Milton zu einer gewissen polemischen Leidenschaftlichkeit gesteigert, wie sie der innigeren Verbindung puritanischer Anschauung mit der Bildung der Renaissance entsprach.

Es lässt sich danach schon denken, wie Milton's Urtheil über einen grossen Theil der zeitgenössischen Dichter lautet. Er steht hier ganz auf der Seite George Wither's, der scharfe Worte hatte hören lassen über die „Poeten dieser Tage, die den Dunst von Lust und Wein athmen und sich gegenseitig mit Lorbeeren bekränzen“ ([1]). In jenem einer College-Rede eingeschobenen Gedichte hatte Milton von der Muttersprache für seine „nackten Gedanken“ die „reichsten und schönsten Kleider“ erbeten, wie sie den „tiefsten Geistern und dem auserlesensten Verstand“ gefallen. Aber er hatte sich verwahrt gegen diese „neumodischen Lappereien und den werthlosen Putz, der die Gecken des Tages entzückt“ ([2]). In einer seiner Prosaschriften, die wenige Jahre nach dem Abschluss der Epoche von Horton erschien, erhob er Klage darüber, dass die „Jugend täglich Gift sauge aus den Schriften und Zwischenspielen (writings and interludes) unkeuscher und unwissender Dichterlinge“. „Sie haben —, so wirft er ihnen vor, — kaum jemals davon gehört, was den Begriff eines wahren Gedichts ausmacht, welche Charaktere der Darstellung werth sind, und was einem jeden von ihnen anständig und schicklich ist. Sie pflegen meistens schlechte Grundsätze so zu überzuckern, dass man die süsse Pille gern herunterschluckt, andrerseits den Vorschriften der Tugend einen herben und sauren Geschmack zu geben.“ Und an dieser Stelle drängen sich Milton die bedenklichen Folgen eines solchen Zustandes in so lebhaften

Farben auf, dass er ernstlich vom Staate Abhülfe verlangt. Er wünscht, dass die Obrigkeit nach dem Beispiel „berühmter Regierungen des Alterthums“ wie um die Erhaltung der Rechtsordnung so um die „Einrichtung der öffentlichen Feste und Lustbarkeiten“ sich kümmere, damit sie nicht wie bisher als „Reizmittel der Trunkenheit und Wollust“ dienen, sondern zur Stärkung von „Gerechtigkeit, Mässigkeit, Tapferkeit“. Er giebt zu verstehn, dass die Kanzel nicht der einzige Ort sein dürfe, der zur geistigen Erhebung und zur sittlichen Kräftigung der Massen verwandt werde, sondern dass eine ästhetische Erziehung bei „bestimmten Festen, in den Theatern und Hallen, oder wo sonst das Volk Erholung und Bildung mit einander zu verbinden geneigt sein mag“, nothwendig hinzukommen müsse(1). — Diese Worte gehören allerdings einer Zeit an, in welcher die puritanische Bewegung in der Nation schon nicht mehr die zurückgedrängte war, aber es wird erlaubt sein, auch aus ihnen zu schliessen, was Milton schon einige Jahre vorher bei einem Umblick auf dem englischen Parnass empfand. Er fühlte sich ebenso abgestossen von der grossen Masse der Erscheinungen dramatischer wie nicht dramatischer Poesie. Webster und Ford, Shirley und Davenant, Donne und Carew, Randolph und Cleveland nach dem, was ihm von ihren Schöpfungen auf die eine oder andere Art bekannt geworden war, mochten zu denen gehören, deren „überzuckertes Gift“ oder deren „werthlosen Putz“ er verachtete. Er selbst hatte, wie seine frühesten Gedichte beweisen, sich von dem Banne der donneschen Manier nicht immer frei zu halten gewusst. Nun aber war in ihm mehr als in irgend einem anderen eingetroffen, was Carew nach dem Tode Donne's als Befürchtung ausgesprochen hatte. Er war einer der „poetischen Freigeister“, welche die von Donne vorgezeichneten Bahnen verliessen und sich den „alten Idolen“ zuwandten, den Idolen Spenser's, und dies nicht deshalb allein, weil er hier wahren dichterischen Gehalt und wahre künstlerische Form vorfand, sondern, weil ihm Spenser auch als der „weise und ernste“ galt, der „Lehrer“ moralischer Grösse(2).

Denn darin fühlte sich Milton vorzüglich so scharf getrennt von der grossen Masse der mitlebenden Dichter, dass er die Aufgabe des Poeten anders auffasste, der Poesie im Leben der Nation eine ganz andere Stelle anwies, als sie es zu thun schienen. Der Dichter war ihm gleichsam eine religiöse Persönlichkeit, wie Wither sich ausgedrückt hatte, „ein Prophet, inspirirt von Gott" (1). Der Genius des Dichters, heisst es in der citirten Prosaschrift, ist „eine Gabe und Offenbarung Gottes, die nur selten, aber doch einigen in jedem Volk verliehen wird, obgleich die meisten sie missbrauchen. Er hat die Kraft, neben dem Predigtamte, in der Masse des Volkes den Samen der Tugend und der Sittlichkeit auszustreuen, die Unruhe der Gemüther zu mildern und die Empfindungen zu schönem Einklang zu stimmen, in erhabenen und schwungvollen Hymnen den Thron und die Herrlichkeit des allmächtigen Gottes zu preisen, und was er in seiner Allweisheit in seiner Kirche schafft und schaffen lässt, den siegreichen Todeskampf der Märtyrer und Heiligen, die Thaten und Triumphe gerechter und frommer Völker zu besingen, die stark durch den Glauben die Feinde Christi schlugen, und den Abfall ganzer Reiche und Staaten von der Gerechtigkeit und der wahren Gottesverehrung zu beklagen. Was in der Religion heilig und erhaben, in der Tugend lieblich und ehrwürdig ist, was in allem Wechsel des äusseren Glückes und in den feinen Windungen und Strömungen des inneren Lebens der Menschen Leidenschaft oder Bewunderung erregt: Alles das schildert der Dichter mit leichten und festen Zügen. Alle Lehren des Guten und Edlen kleidet er in Beispiel und Bild; darum rührt er vornehmlich die sanften und zarten Herzen, die den Anblick der Wahrheit nur dann ertragen können, wenn sie in reizendem Gewande erscheint; und wie jetzt der Weg des Rechten so viele hart und rauh dünkt, wennschon er in Wirklichkeit sanft und lieblich ist, so zeigt ihn der Dichter allen Menschen lieblich und sanft, wäre er in Wirklichkeit auch noch so rauh und hart" (2).

Dieselbe Auffassung findet sich mit noch grösserer Entschiedenheit in einer anderen der früheren Prosaschriften

Milton's wieder. Hier erzählt er, wie er sich frühe daran gewöhnt habe, bei der Beurtheilung der grossen Schriftsteller den ethischen Masstab über dem ästhetischen nicht zu vergessen. Eben darum machten Dante und Petrarca so grossen Eindruck auf ihn, die in ihrem Preise Beatrice's und Laura's nur „hohe und reine Gedanken entfalteten ohne irgend welche Ausschreitung“. Als er sodann die erhabenen Werke ritterlicher Romantik kennen lernte, las er „im Eide jedes Ritters“, dass er bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Jungfrau vertheidigen wolle und „verdachte es dem Dichter, wenn einer in Wort oder That seinen Eid brach, so wie man es dem Homer verdacht hat, dass er Unanständiges von den Göttern geschrieben“. Das Studium „Plato's und Xenophon's“, die „Vorschriften der christlichen Religion“ bestärkten ihn in dieser Werthschätzung des Sittlichen in der Kunst wie im Leben. Es entwickelte sich in ihm „eine gewisse Zartheit des Gemüths, ein ehrenhafter Stolz, eine Selbstachtung wegen dessen, was er war oder was er werden mochte“. Er brauchte sich nicht, wie jene Ritter, durch einen Eid zu verpflichten, denn er fühlte: „Jeder freie und edle Geist ist als ein Ritter geboren“. Immer mehr durchdrang er sich mit der Ueberzeugung, dass der grosse Künstler auch ein grosser Charakter sein müsse. „Ich bestärkte mich, sagt er, in der Ansicht, dass, wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge“ (1).

Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestossen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spenser's Hand vorzüglich geschaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen, aber dieser Enthusiasmus erscheint schon nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feind-

lichen Mächten nahe, droht, ihn von grossen Gebieten ganz abzulenken und ausschliesslich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es bedurfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum grössten des Puritanismus zu machen. —

Zunächst indess hatten die Ideen der Vergangenheit noch das Uebergewicht. Es drängte Milton, das Land zu sehen, von welchem die neue Bildung ausgegangen war, an Ort und Stelle die Erinnerungen der Antike auf sich einwirken zu lassen und die Fülle gegenwärtiger Schönheit in sich aufzunehmen. Er entschloss sich, im Frühling 1638 eine Reise nach Italien zu unternehmen. Den Vater, der auch hier wieder seinen Wünschen kein Hindernis in den Weg legte, konnte er beruhigt in Horton zurücklassen. Christoph Milton, der Bruder des Dichters, mit dem Rechtsstudium im Inner-Temple beinahe fertig, hatte sich, so jung er noch war, mit einem londoner Bürgermädchen, Thomasine Webber, verlobt. Man darf annehmen, dass die Hochzeit noch vor Milton's Abreise stattfand, und dass das junge Paar seinen Wohnsitz in Horton aufschlug, in dessen Pfarr-Registern unter dem 26. März 1639 sich der Tod eines Söhnchens bezeugt findet (1). Milton hatte das Glück, für seine Reise aus bester Hand schätzbare Empfehlungen zu erhalten. Im nahen Eton lebte als Vorsteher des College Sir Henry Wotton (geb. 1568), der in seinem langen Leben viel gesehen und den Ruhm eines der feinst gebildeten Engländer erlangt hatte. Auf der Universität und durch mehrjährige Reisen gründlich geschult, war er Sekretär des Grafen von Essex geworden und den Grössen der damaligen englischen Gesellschaft, Raleigh, Donne, Bacon u. s. w., nahe getreten. Nach Essex Fall war er geflüchtet und hatte den Rest von Elisabeth's Regierungszeit in Florenz verbracht. Eine geheime Sendung des Grossherzogs von Toskana an Jakob von Schottland gewann ihm dessen Gunst, dieser rief ihn, als er König von England geworden war, zurück und betraute

ihn mit mehrfachen diplomatischen Missionen, bei denen Wotton freilich keineswegs grosse politische Talente entwickelte. Am wichtigsten für ihn selbst wurde auch jetzt wieder der Aufenthalt in Italien. Er war Jahre lang Gesandter in Venedig und nahm den lebhaftesten Antheil an dem grossen Streit der Republik und der Kurie, der Paolo Sarpi auf den Schauplatz rief. Fürsten, Gelehrte und Künstler waren ihm vertraut geworden, Beza und Arminius, Casaubonus und Kepler hatte er während seines Wanderlebens kennen gelernt. Getäuscht in seinen Hoffnungen, eine angemessene Stelle im inneren Staatsdienst zu erhalten. nahm er die Vorsteherschaft von Eton-College an und lebte dort seit 1624 in würdiger Musse, gastfrei und jedem Strebenden gefällig, mit dem Ordnen seiner Kunstsammlungen und literarischen Plänen beschäftigt, immer bereit, aus dem Schatze seiner Erfahrungen und Erinnerungen das junge Geschlecht zu belehren, von loyaler Gesinnung, aber dabei tolerant in Sachen der Religion, ähnlich wie der berühmte, gelehrte Fellow seines College, John Hales (1).

Ein besserer Rathgeber für eine festländische Reise war nicht zu finden als Wotton, der, nach Donne's Ausdruck, „unangesteckt von Deutschlands Schismen, Frankreichs Leichtfertigkeit, des schönen Italiens Falschheit alles Beste aus ihnen gesogen und die alte Treue mit sich heimgebracht hatte“ (2). Ein Brief Wotton's an Milton vom 13. April 1638, ganz in der anmuthig-verbindlichen Weise des elisabethanischen Zeitalters abgefasst, bezeugt, dass die Bekanntschaft des Dichters mit dem alten Herrn, vermuthlich durch John Hales vermittelt, erst kurz zuvor sich angeknüpft hatte. Nach einem Besuche Milton's in Eton hatte er Wotton durch einen Brief (vom 6. April) und durch Uebersendung eines Exemplares des Comus erfreut. Dies Gedicht war Wotton schon bekannt, aber hier fand er erst Gelegenheit, den Autor mit Komplimenten wegen eines Werkes zu überschütten, „dessen gleichen er in englischer Sprache noch nicht gesehn habe“. Mündlich und brieflich hatte Milton sich ohne Zweifel über seine Reiseabsichten geäussert. Er empfieng nun von Wotton den dringen-

den Rath, an Paris nicht vorüberzueilen und Empfehlungen an Michael Branthwait, der Wotton von Venedig her bekannt war, und welcher damals als Hofmeister, vermuthlich im Hause des englischen Gesandten Lord Scudamore, in Paris lebte. Von Branthwait liess er ihn nähere Anweisungen für Italien erwarten, er selbst empfahl den Weg durch Frankreich nach Marseille, dann zu Schiff nach Genua und von dort nach Toskana. Halb im Scherz, halb im Ernst gab er ihm eine Reiseregel, die er einst zu Siena im Hause eines durch's Leben geprüften Römers erhalten hatte. „Signor Arrigo mio, — hatte sich der erfahrene Italiener verlauten lassen, — i pensieri stretti e il viso sciolto“, damit komme man sicher durch die ganze Welt. Es war eine der Lieblingsanekdoten Henry Wotton's, und mit diesem freundschaftlichen Rath: „Verschlossnes Herz und offne Augen“: sowie mit einem Passirschein, den ihm Henry Lawes verschafft hatte, machte sich Milton Mitte April 1638 auf den Weg([1]).

---

## Sechstes Kapitel.

### Die Wanderjahre.

Dass ein junger Engländer seine Erziehung durch eine festländische Reise abschloss, war im siebzehnten Jahrhundert nicht minder üblich als im neunzehnten. Schon damals war das Reisen ein Studium geworden. James Howell, selbst ein erfahrener Reisender, hat eine genaue Instruktion für das Reisen herausgegeben, Locke widmet diesem Gegenstande in seinem Werke über die Erziehung vortreffliche Betrachtungen, und der grosse Bacon hatte es nicht für zu gering gehalten, in einem seiner geistvollen Essays alles zusammenzustellen, was nach seiner Ansicht ein junger Mann, der auf die Wanderschaft geht, zu beobachten habe. Seine Regeln mochten Milton vorschweben, als er im Frühjahr 1638 das stille Horton und den Boden der Heimat verliess. Er hatte zwar nur einen Diener, keinen Mentor bei sich, wie er Bacon für solchen Fall am Platze schien, denn er war bereits in dem Alter, „in welchem der junge Mann keinen Gouverneur gebraucht, weil er sich selbst gouvernirt". Aber die übrigen Anforderungen Bacon's waren in ihm erfüllt. Er kannte die Sprachen der Länder, die er betreten wollte, er gieng darauf aus, in der Fremde diejenigen Kreise aufzusuchen, die der lebenskluge Philosoph empfahl, er ist ihm auch darin einigermassen gefolgt, dass er nach seiner Rückkehr „die bereisten

Länder nicht ganz dahinten liess", sondern einen Briefwechsel mit ausländischen Bekannten erhielt.

Der Engländer von damals wandte sich gewöhnlich zuerst nach Frankreich, dessen Hauptstadt schon seit lange ein reizvoller Anziehungspunkt war. Dann folgte die Tour durch Italien, das Land, dessen Natur- und Kunstschätze dem Nordländer von je als herrliches Ziel vorschwebten, in dessen Volk, den Erben der Antike, er die Träger der feinen klassischen Bildung verehrte. Nicht selten hielt er zum Schluss in Genf, der festen Burg des Calvinismus, eine letzte Einkehr. So reiste John Cook lange Jahre, ehe er gegen Karl I. die Anklage-Akte abfasste, fast den gleichen Weg, wenig später als Milton, nahm John Boyle (1). Nur selten verirrte sich der Reisende von jenseits des Kanals nach Deutschland, und damals bot unser Vaterland am wenigsten Anlass zu einer Lustfahrt. Der furchtbare Brand, welcher auf Böhmens Gefilden entglommen war, wüthete nun schon in das zwanzigste Jahr, und noch war keine Hoffnung ihn gelöscht zu sehen. Es war die Zeit, da Richelieu die Rolle des Führers gegen das Haus Habsburg übernommen hatte, aber die unsagbaren Leiden der deutschen Gaue wurden um nichts gemindert, je mehr auch das religiöse Moment des Kampfes durch das rein politische zurückgedrängt ward. Deutschland, das „Domicil der Freiheit", wie es später vom Dichter genannt wird (2), war zum Domicil der Barbarei geworden, und der Puritaner verfolgte aus der Ferne mit schmerzlichen Gefühlen die Entwickelung des blutigen Schauspiels. Milton machte zunächst in der französischen Hauptstadt Halt. Paris, schon damals das Herz von Frankreich, hatte in eben jener Zeit durch die umfassende Thätigkeit des Kardinal-Ministers, hinter welchem die Persönlichkeit des Monarchen zurücktrat, neue Impulse eines frischen Lebens und vielfache künstlerische und wissenschaftliche Denkmale und Institute erhalten, die zu Zierden der Stadt wurden. Die Akademie, ein Prachtbau für die Sorbonne, das Palais royal, der botanische Garten waren begründet. Der Luxemburg-Palast, das grosse Denkmal der Maria von Medici, stand noch nicht lange. Mit Corneille trat das Drama

in eine neue Aera ein. Von dem vielseitigen Leben und Treiben dieser grossen Stadt umfangen, konnte Milton auch zu einigen dort ansässigen Persönlichkeiten von Interesse in engere Beziehungen treten. Durch Wotton war er an Michael Branthwait empfohlen worden, der nach längerem Aufenthalt in Venedig wohl befähigt war, ihn für die italienische Reise zu berathen. Durch Branthwait oder andere Mittelspersonen wurde er dem Lord Viscount John Scudamore zugeführt ([1]), einem der damaligen englischen Gesandten am Hofe von Versailles. Und dieser vermittelte die Bekanntschaft des Dichters mit einem der berühmtesten und geistvollsten Männer, die damals in Paris lebten. Es war Hugo Grotius, schon längst bekannt durch seine Werke, wie durch seine Schicksale, als schwedischer Gesandter am französischen Hofe eifrig mit dem Plane einer Vereinigung der protestantischen Kirchen beschäftigt, für den ihn der Schotte Durie gewonnen hatte ([2]). Um Laud für diesen Gedanken zu erwärmen, bediente er sich, freilich ohne Erfolg, 1637 der Vermittlung Scudamore's, und dieser konnte, als Milton den Wunsch äusserte, den berühmten Gelehrten zu sehn, ihm auf's leichteste Zutritt bei ihm verschaffen. Wir hören nur, dass Grotius den Besucher freundlich aufnahm ([3]) und dürfen vermuthen, dass dieser in ihm nicht nur den grossen Juristen und Historiker, sondern auch den religiösen Freidenker verehrte, den nur die Klugheit seiner Frau aus qualvoller Haft gerettet hatte.

Der Aufenthalt in Paris dauerte nur kurze Zeit. Nach einigen Tagen verliess Milton die Stadt ([4]), von Scudamore mit Empfehlungsbriefen an englische Kaufleute ausgerüstet, auf die er bei seiner Wanderung stossen würde. Er wählte nicht den Seeweg von Marseille nach Genua, wie Wotton ihm gerathen hatte, sondern zog den Landweg nach Nizza vor. Und nun stand er auf dem Boden Italiens, in die üppige Landschaft, in das bunte Leben des Südens versetzt, angehaucht von balsamischer Luft, das Meer zu seinen Füssen. Das Schiff trug ihn nach Genua, nach kurzer Rast in der herrlichen terrassenförmig aufsteigenden Freistadt erreichte er den lebhaften Hafen von Livorno und drang von dort im Inneren des Landes nach Pisa vor.

Indess die Merkwürdigkeiten der ehrwürdigen Stadt, der Dom, das Baptisterium mit seiner Marmorkanzel von der Hand des Nicolo Pisano, der schiefe Thurm, das Campo-Santo mit seinen Bogengängen, Wandbildern und Grabmalen: Das alles scheint den Dichter nicht sehr lange aufgehalten zu haben. Er strebte nach Florenz, der Medicäer-Stadt, die ihm immer als die herrlichste unter ihren Schwestern erschienen war. Hier an den Gestaden des Arno, umschwebt von der Erinnerung an Dante und die Gestalten, die er geschaffen, hat er zwei glückliche Monate verbracht. Wohin immer sein Blick sich wandte, er traf auf Gegenstände, in denen der künstlerische Reiz mit dem geschichtlichen Antheil zu mächtiger Wirkung zusammenfloss. Das Malerische der Lage, in welcher Hoheit und Grazie verschwistert erschienen, der reiche Kranz schimmernder Villen und Dörfer zwischen dem üppigen Grün der Anhöhen, im Inneren der Stadt die altberühmten Kunstschöpfungen, Dom, Campanile, Baptisterium, die Kirchen mit stolzen Kuppeln und schlanken Thürmen, die ernste Pracht der Paläste, vor allen des Palazzo vecchio, des Pitti-Palastes und des Palastes der Uffizien, die berauschende Fülle der Monumente, Statuen, Bildwerke: Ein wahrer Strom von blendender Schönheit drang auf den Fremdling ein, der unter dem grauen Nebel seiner Themse nie etwas dem Aehnliches erblickt hatte. So manchen glücklich geretteten Schatz der Antike konnte sein entzücktes Auge hier treffen. Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Raphael, Ghiberti, Michel Angelo, Benvenuto Cellini sprachen zu ihm in Farbe, Erz und Marmor. Die Schatten der grossen Medicäer, Savonarola's, Macchiavelli's, traten ihm bei jedem Schritt entgegen. Aber alle überragte die hehre Gestalt des ernsten Sängers, dem er selbst als geistesverwandt gelten konnte.

Doch es waren nicht nur die Todten, welche Sinn und Gedanken des Fremdlings in dieser Stadt zu fesseln wussten. Das damalige Florenz barg in sich eine Gesellschaft feingebildeter, anziehender Naturen, die Milton Einlass in ihren Kreis gewährten. Wohl waren die Tage der höchsten Blüthe italienischer Kunst und Literatur vorüber. Unheilvoll lähmte

der Druck der neu erstarkten Kirche den geistigen Schwung dieser edlen Nation, die sich, zerrissen und unselbstständig, ihrer inneren Zusammengehörigkeit kaum bewusst war. Erschlafft und selbstzufrieden spiegelte sie sich im Glanz überkommenen Ruhmes. Formelle Gewandtheit musste die Grösse der Erfindung, rhetorischer Prunk die Tiefe des Gedankens ersetzen. Die Secentisti spielten bei allem krampfhaftem Bemühen als schöpferisch zu erscheinen, die traurige Rolle der Epigonen, und wenn die Künste der Malerei und der Musik noch schöne Blüthen trieben, so thaten die Poeten wenig mehr als dürre Reiser auf die Stämme pfropfen, die unter Ariost's und Tasso's Händen gross geworden waren. Nirgendwo trat dies so deutlich hervor, wie in den eigenthümlichen literarischen Vereinen und ästhetischen Kränzchen, die zu keiner Zeit so üppig gediehen wie damals. Es waren die „Akademieen“, als deren Vorbild man wohl jene „Platonische Akademie“ betrachten kann, die der Stolz des Cosimo von Medici gewesen war, in der sich Marsilio Ficino, Pico von Mirandola, Angelo Poliziano zur Wiedererweckung hellenischen Geistes die Hand gereicht hatten. Das Beispiel von Florenz hatte Nachahmung gefunden. In Rom, Neapel, Venedig waren ähnliche Schöpfungen entstanden, im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts gab es schon kaum eine mittlere Stadt Italiens, die nicht ihre Akademie gehabt hätte. Manche der alten Institute giengen zu Grunde, so auch jene florentiner Genossenschaft, aber es traten so viel neue an ihre Stelle, dass ihre Zahl sich im siebzehnten Jahrhundert in die Hunderte belief. Sie trugen mit Absicht gewählte, wunderliche Namen. Aus der Fülle der römischen Akademieen ragten die besonders der Pflege der Naturwissenschaft zugewandten „Lincei“, die „Umoristi“ und „Ordinati“ hervor, in Bologna die „Gelati“, in Ferrara die „Intrepidi“, in Neapel die „Oziosi“. In Florenz hatten sich vor allem zwei neue Gesellschaften erhoben, die „Academia Fiorentina“, gegründet 1540, und die „Academia della Crusca“, gegründet 1582. Jene hatte die Aufgabe, die toskanische Mundart rein zu halten, den Adel des Ausdrucks zu befördern, die Eleganz des Stils zu heben und

kannte kein höheres Vorbild als Petrarca. Diese sammelte den Wortschatz, untersuchte ihn und bereitete das grosse Lexikon vor, das ihren Namen trägt. Der Zweck der einen war mehr ästhetischer, der der andern mehr wissenschaftlicher Natur.

Im allgemeinen war die sociale Bedeutung der Akademieen nicht gering anzuschlagen. Unvergleichlich weniger geistesfrisch und ursprünglich als ihre Vorgänger, die Humanisten, aber bei weitem geschmackvoller und gewandter als so manche ihrer Nachahmer, wie z. B. unsere Pegnitzschäfer, suchten die Akademiker oft mit mehr Eifer als Fähigkeit der Nation, der es an politischer Einheit gebrach, geistige Centren zu schaffen und die Thätigkeit des Gelehrten und Künstlers zu befeuern. Ausgegangen von der Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum und den antiken Sprachen, hatten sich viele jener Anstalten der heimischen Mundart und Literatur zugewandt. Im schattigen Garten, im hohen Vereinssaale oder im Hause eines Mitglieds kam man zusammen, ein Präsident leitete die Verhandlung, jeder trug als Akademiker einen hochtrabenden Namen. Aufsätze wurden verlesen, Gedichte deklamirt, rhetorische Uebungen gehalten. An dem Gehörten ward ästhetische Kritik geübt, der Leistung Lob und Tadel gespendet. Hie und da wurden gelehrte Fragen besprochen, ein neues Musikstück zur Aufführung gebracht, ein neues Bild den Augen der Kunstkenner vorgelegt. Unzweifelhaft hatte das alles sehr bedenkliche Seiten. Viel leeres Wortgeklingel, viel überaus Geziertes und Konventionelles kam da zu Tage. In solchen abgeschlossenen Kreisen lag die Gefahr gegenseitiger Vergötterung und hochmüthiger Erhebung zum Glauben an die Unfehlbarkeit des akademischen Urtheils sehr nahe. Die ganze Summe kritisirender Mittelmässigkeiten und dilettantischer Anstrengungen konnte die Kraft des ursprünglichen Genies nie ersetzen, sondern höchstens beirren und in enge Fesseln schlagen. Aber es musste wieder wohlthuend berühren, Greise und Jünglinge, den hochgebornen Mäcen und den bürgerlichen Künstler zu anmuthigem Gespräch, zu freudigem Gedankenaustausch vereint zu erblicken, alle von idealem Streben erfüllt, durch freie Um-

gangsformen mit einander verbunden(1). Der Engländer vor allem, plötzlich auf diesen Boden gestellt, sah sich in ein ganz neues gesellschaftliches Element versetzt. Auch in seinem Lande gab es Kreise, wo die Kunst um der Kunst willen gepflegt ward, und das Schöne den Gegenstand lebhafter Unterhaltung bildete. Der Hof Karls I. war dafür die rechte Stätte. Das Sammeln von Antiken, die Bewunderung eines Gemäldes von Rubens, die Kritik einer neuen Schöpfung Ben Jonson's: Das alles gehörte nun ein Mal zum Dasein dieser vornehmen Gesellschaft, die sich in Hamptoncourt und Whitehall bewegte. Der König selbst galt für einen der besten Kunstkenner. Der ganze Hofstaat und ein grosser Theil des hohen Adels folgte dieser Richtung mit mehr oder weniger wahrem Enthusiasmus und Verständnis. Strafford's Briefwechsel mit seinen Hinweisungen auf Donne und van Dyck legt Zeugnis dafür ab. Aber alles dies war wie ein Privilegium der vornehmen Welt. Durch selbstgesetzte Schranken von dieser getrennt, schloss sich das ehrenwerthe, arbeitsame, puritanische Bürgerthum um so strenger von der ästhetischen Atmosphäre ab. Mit unermüdlichem Fleiss und praktischem Geschick verrichtete es sein Tagewerk ohne eine andere Erholung zu suchen als die Ruhe des Sabbaths. Die Nation drohte der Einseitigkeit zu verfallen, ihre Kraft im Kampf des Lebens und in geistigen Sorgen zu verbrauchen, ohne durch allgemeinmenschliche Bildung entschädigt zu werden, die darauf verzichtet, dem Bedürfnis des Augenblicks zu dienen. Die Einseitigkeit der Italiener war eine andere. Sie schöpften den leichten Schaum vom Becher des Schönen, ohne durch energische politische und bürgerliche Arbeit den Labetrunk verdient zu haben. Aber dem auf's Ideale gerichteten Sinn Miltons mochte dieses zunächst entgehn, und das Entzücken über die feine Sitte, das geistige Streben, das liebenswürdige Entgegenkommen der Florentiner nahm ihn ganz gefangen.

Er hatte das Glück vielen von ihnen nahe zu treten, die sich durch Gelehrsamkeit und Bildung auszeichneten, aus deren Zahl er Jacopo Gaddi, Carlo Dati, Frescobaldi, Coltel-

lini, Buommattei, Chimentelli (Clementilli), Francini ausdrücklich hervorhebt(1).

Jacopo Gaddi aus einer florentiner Patricierfamilie war unstreitig einer der ersten Schöngeister seiner Vaterstadt. Seine lateinischen Gedichte (1628), seine „Allocutiones et Elogia" (1636), sowie andere Erzeugnisse seiner Feder, die später noch übertroffen wurden durch sein Werk „De Scriptoribus non Ecclesiasticis Graecis, Latinis, Italicis" (zwei Bände 1648, 1649) hatten ihm schon einen Namen gemacht. Durch seine weitausgebreitete Bekanntschaft und Korrespondenz, seine Theilnahme an der Accademia Fiorentina u. a. war er bereits eine beachtenswerthe literarische Persönlichkeit gegeworden. Aber seine eigentliche Stellung erlangte er erst als Haupt seiner Akademie der „Svogliati". Ihre Sitzungen wurden in seinem Hause gehalten, wo sich eine gute Bibliothek und Gallerie befand. Die schriftstellerischen und künstlerischen Grössen gehörten dem Klubb an, und sein Stifter liess nicht so leicht einen Fremden von irgend welcher Bedeutung die Stadt passiren, ohne sich zu versagen, ihn einzuführen.

Agostino Coltellini, dessen Familie ursprünglich aus Bologna stammte, nach dem Abschluss seiner Studien in Pisa und Florenz, in dieser seiner Geburtsstadt als Advokat ansässig, strebte gleichfalls nach dem Ruhme, als Gründer einer neuen Akademie Unsterblichkeit zu erlangen. Ungleich mehr für die schönen Künste als für sein Brodstudium begeistert, begann er 1631, mit seinem achtzehnten Jahr, Freunde und Bekannte bei sich zu versammeln, um die langen Winterabende durch gemeinsame Uebungen in der antiken und vaterländischen Literatur, in Beredtsamkeit und Poesie zu erheitern. Aus diesen Zusammenkünften, die lebhaften Anklang und viele Nachahmungen fanden, erwuchsen zwei Gesellschaften. Die eine, mit dem Titel „Universität", zur Pflege der strengen Wissenschaften bestimmt, die andere, die eigentliche „Akademie", in welcher Abhandlungen über Gegenstände der Geschichte, Poesie, Erziehung verlesen, ohne Leidenschaft kritisirt, in dichterischen Improvisationen gepriesen wurden, Sonette, Oden, Kanzonen

zur Deklamation kamen, und in leichtem Spiel des Geistes auf sinnreiche Räthselfragen sinnreiche Antworten folgten. Die Mitglieder beider Gesellschaften hiessen bezeichnend die „Apatisti". Sie hatten genau ausgearbeitete Statuten, Censoren, einen Präsidenten und maurerische Bezeichnungen. „Ostilio Contalgeni", so hiess Coltellini als Apatista, war in dem Jahre, welches Milton nach Florenz führte, nicht Präsident der Gesellschaft. Dies Ehrenamt lag damals in der Hand des „Udeno Nisieli", mit seinem bürgerlichen Namen Benedetto Fioretti, der sich durch ästhetische und theologische Schriften bekannt machte.

Unter ihm waltete als Sekretär der neunzehnjährige Carlo Ruberto Dati („Currado Bartoletti") aus Florenz, ein frühreifes Talent, von seiner Kindheit an mit Galilei bekannt, schon in seiner Jugend wegen seiner rednerischen Gaben bewundert. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts erwarb er sich durch vielfache Schriften grossen Ruhm. Eine Sammlung „Florentinischer Prosaisten", Biographieen antiker Maler, philologische, philosophische, naturwissenschaftliche Abhandlungen, Reden, Gedichte, Briefe rühren von seiner Hand. Alle Akademieen seiner Vaterstadt zählten ihn wohl zu ihren Mitgliedern, in mehreren, wie in der Crusca und der Fiorentina bekleidete er ehrenvolle Posten. Auf Wunsch seines Vaters widmete er sich zwar dem Geschäfte des Goldschlägers, aber seine Neigung zog ihn immer wieder zu den Wissenschaften und Künsten zurück. Wie er später den Nikolaus Heinsius mit Enthusiasmus aufnahm (1), so war sein Haus allen gebildeten Fremden gastlich geöffnet, und seine hülfreiche Hand jedem strebsamen Ausländer gewiss. Die ganze graziöse Liebenswürdigkeit italienischen Naturells scheint in dem feurigen Jüngling zum Ausdruck gekommen zu sein (2).

Mitglied aller genannten Akademieen, aber reifer an Jahren als die Erwähnten war Benedetto Buommattei, 1581 in Florenz geboren. Als Diener der Kirche hatte er in Rom, Venedig, Padua gelebt. Seit der Mitte der zwanziger Jahre wirkte er literarisch und lehrend in seinem engeren Vaterlande und beschenkte die Welt mit einigen Schriften, von denen die-

jenigen über die toskanische Sprache am meisten geschätzt werden. In diesem Punkt war er Autorität. Erst 1643 erschien sein lange vorbereitetes Hauptwerk: „Della lingua Toscana, libri due“: eine Leistung, deren Werth durch die Anzahl der Auflagen, die das Buch erlebte, vollgültig bezeugt wurde(1). Valerio Chimentelli, geb. 1620 in Florenz, hatte gleichfalls schon einen gewissen Ruf. Seine Studien drehten sich mehr um die Literatur der Alten, wie er denn später in Pisa einen Lehrstuhl des Griechischen, dann der Beredtsamkeit und Politik inne hatte. Francini dagegen glänzte in den Akademieen seiner Vaterstadt durch Poesieen in der Muttersprache, und auf diesem Felde wird auch Frescobaldi, ein alter Freund Coltellini's sich mühelos Lorbeeren erworben haben.

Von allen Genannten scheint sich keiner enger an Milton angeschlossen zu haben als Carlo Dati. Mit ihm hat er noch nach Jahren in Briefwechsel gestanden, ihn erwähnt er zugleich mit Francini in seinem lateinischen Gedicht Epitaphium Damonis v. 137, und Dati war auch der rechte Mann, den schönen, redegewandten Fremdling überall einzuführen. Vor allem zu den „Apatisti“ und „Svogliati“ wird er so Zutritt erhalten haben, denn diese mögen vorzüglich unter den Privat-Akademieen zu verstehn sein, die er, nach eignem Zeugnis, häufig besuchte(2). Da lernte er, von einem Cirkel zum andern geführt, kennen, was Florenz an literarischen Grössen in sich barg, da hörte er die jüngsten Erzeugnisse der Muse seiner neuen Freunde und sass mit den andern über ihnen zu Gericht. Aber er selbst wurde gedrängt, sich an den dichterischen Wettkämpfen zu betheiligen, und er liess sich nicht lange bitten. Konnten sie seine englischen Verse nicht verstehn, so hatte er doch mit poetischen und prosaischen Jugendversuchen in lateinischer Sprache aufzuwarten, die ihm im Gedächtnis geblieben waren. Und er entschloss sich sogar trotz fehlender Bücher und Musse einiges andere „zusammenzustoppeln“, vermuthlich doch gleichfalls in lateinischer oder griechischer Sprache, welches nicht in seine Werke aufgenommen zu sein scheint(3).

Die Italiener, und vor allen die akademischen Dilettanten

der damaligen Zeit, waren mit Lobsprüchen niemals geizig, aber eine Ode Francini's und ein lateinischer Brief Dati's, vermuthlich ein Stammbuchblatt oder das Begleitschreiben für eine freundliche Gabe des Andenkens, gehen in bombastischen Ausdrücken des Entzückens und der Bewunderung über das gewöhnliche Mass fast hinaus. Francini preist England, das wogenumgürtete, die Heimat übermenschlicher Heroen, in deren Brust die verbannte Tugend ein Asyl findet. Von dort ist der Wanderer gekommen, einzig nach Kunst und Wissen begierig. Aus den Besten wählt er überall die Besten aus, ihrer eignen Sprache kundig. Für ihn hat Jupiter bei Babels Thurmbau die Sprachen nicht verwirren können, denn er beherrscht nächst seiner Muttersprache das Idiom Spaniens Frankreichs, Tusciens, Griechenlands und Roms. Er durchschaut die tiefen Geheimnisse der Natur in Himmel und Erde und erreicht dabei das höchste Ziel eines sittlichen Charakters. Die Zeit hat für ihn keine Schwingen, denn seinem Gedächtnis ist gegenwärtig, was Sanges- und Geschichtswürdiges war. — Francini verzichtet zuletzt darauf, das Lob des Besungenen würdig zu preisen, wenn er an dessen eigne dichterische Gaben denkt:

Dammi tua dolce cetra,
Se vuoi ch' io dica del tuo dolce canto,
Ch' inalzandoti all' Etra
Di farti uomo celeste ottiene il vanto;
Il Tamigi il dirà chè gl'è concesso
Per te, suo cigno, pareggiar Permesso [1].

Carlo Dati nimmt den Mund nicht weniger voll. Sein Schreiben wendet sich „an den Jüngling, der auf Reisen viele, durch Studium alle Gegenden der Erde erschaut hat, der, wie ein neuer Ulysses, überall alles von allen lernen will, an den Sprachbeherrscher, in dessen Mund todte Idiome der Art zum Leben erwachen, dass sie alle zu arm für sein Lob erscheinen, . . . dessen Gedächtnis die ganze Welt umfasst, in dessen Kopf die Weisheit, in dessen Willen das glühende Verlangen nach Ruhm, in dessen Mund Beredtsamkeit; der mit der Astronomie als Führerin die harmonischen Klänge der himm-

lischen Sphären (1) belauscht, der an der Hand der Philosophie die Zeichen der Naturwunder entziffert, welche die Grösse Gottes darstellen, der durch eifriges Studium der Schriftsteller die Geheimnisse des Alterthums, die Ruinen der Vergangenheit, die Labyrinthe der Wissenschaft erforscht, wiederherstellt, durchschreitet etc. (2).

Francini wie Dati legen neben der Betonung von Milton's linguistischen Kenntnissen ein besonders starkes Gewicht auf seine naturwissenschaftliche Bildung, durch die er sich den Zeitgenossen Galilei's vorzüglich empfehlen konnte. Neben diesen beiden wollte ein anderes hervorragendes Mitglied dieser akademischen Kreise in der Huldigung gegenüber dem feingebildeten, anmuthigen „Fremdling vom fernen Ufer des Oceans“ nicht zurückbleiben. Es war Antonio Malatesti, schon damals, noch vor Herausgabe seiner „Sfinge“ sowie anderer Poesieen, als Dichter bekannt, als Maler nicht ungeschickt, durch mathematische Kenntnisse ausgezeichnet und durch ein Sonett Galilei's geehrt. Er glaubte dem Gaste, dessen ästhetische Neigungen ihm schwerlich genau bekannt waren, eine Ehre zu erweisen, indem er ihm eine Reihe von Sonetten im Manuscript widmete, welche als an eine ländliche Schöne („La Tina“) gerichtet gedacht waren und unter einer anständigen Hülle höchst derbe Zweideutigkeiten verbargen. Der Titel seines Werkes lautete: „La Tina: Equivoci Rusticali di Antonio Malatesti, composti nella sua Villa di Tajano il Settembre dell anno 1637: Sonetti Cinquanta: Dedicati all' Ill. Signore et Padrone Onoratissimo Signor Giovanni Milton, nobile Inghlese“. Das Manuscript, von Milton in die Heimat zurückgebracht, hatte eine eigenthümliche Geschichte, bis es an's Licht der Oeffentlichkeit gelangte (3).

So mancherlei Beweise freundlichen Entgegenkommens, so herzliche Zeichen gastfreien Sinnes konnten auf Milton's empfängliches Gemüth nicht ohne Eindruck bleiben. Es war sicher mehr als ein banales Kompliment, wenn er dem Benedetto Buommattei in einem noch in Florenz (10. September 1638) geschriebenen Briefe gesteht, das alte Athen, das alte Rom verschwinde ihm neben Florenz, und er sei geradezu ver-

liebt in die Italiener([1]). Auch sonst zeigt dieser ausserordentlich fein durchdachte und gewandte Brief ein verständnisvolles Eingehen auf die Bestrebungen jener florentiner Kreise, vor allem aber auf diejenigen Studien, welche sich Buommattei zur Lebensaufgabe gemacht hatte, und deren Werth Milton vollauf beurtheilen konnte. In ihm selbst war unzweifelhaft eine bedeutende philologische Ader. Mit den Sprachen der alten wie der modernen Völker hatte er sich seit jeher eifrig beschäftigt, auch das Idiom der Menschen, unter denen er damals weilte, war ihm so wohl bekannt, dass sie selbst darüber erstaunten. Nichts Erwünschteres konnte ihm begegnen, als in Buommattei einen Mann zu treffen, der die Gesetze dieser Sprache zum Gegenstande seiner eindringenden Forschung gemacht hatte und eben an ein grösseres Werk über diesen Gegenstand die letzte Hand legte. Er wünscht ihm Glück zu seinem Unternehmen, das dem Staate und der Bürgerschaft zu Ruhm und Vortheil gereichen werde. Zugleich bittet er ihn aber, zu Nutz und Frommen der lernbegierigen Ausländer einen Anhang über die richtige Aussprache des Italienischen hinzuzufügen und, — wie er schon im mündlichen Gespräch über diese Frage öfter hervorgehoben, — eine Liste der vorzüglicheren Tragödien- und Komödien-Dichter, Briefsteller, Dialogiker, Geschichtschreiber zu entwerfen, die den allbekannten grossen Autoren der toskanischen Mundart sich anschliessen. In schöner Weise lässt er sich über den Werth der Reinheit der Sprache und ihrer Pflege vernehmen: „Nach meiner Meinung gebührt dem Manne der höchste Ruhm, der seine Mitbürger zu einem gesitteten Zustand überzuführen und durch die Weisheit seiner Gesetze in Krieg und Frieden zu leiten weiss. Aber die zweite Stelle räume ich dem ein, welcher die Art und Weise des Sprechens und Schreibens, die aus guter alter Zeit überliefert worden, in seinem Volk durch Regel und Vorschrift zu festigen strebt… Vergleichen wir die heilsamen Leistungen beider, so dürfen wir sagen: der eine giebt der bürgerlichen Gesellschaft Recht und Gesetz, der andere den schönen Schmuck feiner Bildung. Der eine erweckt hohen Muth und stolze Entschlossenheit

gegen den Landesfeind, der von aussen angreift, der andere bekämpft durch kluge Zucht der Sprache und die Hülfsschaar guter Schriftsteller den schlimmen Feind, der im Inneren der Menschenseelen haust und die Geister verwüstet: die Barbarei. Man halte es nicht für gleichgültig, ob ein Volk rein oder unrein, und wie es überhaupt täglich zu reden pflegt... denn Worte, ohne Sinn und Geschmack gebraucht oder falsch und schlecht ausgesprochen, deuten sie nicht stark auf die Stumpfheit und Trägheit von Geistern, die für die Knechtschaft reif sind? Aber nie ist uns von einem Reiche oder von einem Staate berichtet worden, der nicht wenigstens so ziemlich geblüht hätte, solange seine Bürger noch ihre Sprache liebten und rein hielten."

Der ganze Brief macht fast den Eindruck, als sei er auf Buommattei's Wunsch niedergeschrieben worden, gleichsam als Zusammenfassung aller der Gedanken, die Milton ihm gegenüber ausgesprochen hatte, und die er bei seiner Arbeit verwerthen konnte (1).

Alle die genannten florentiner Freunde waren feine Naturen, strebsame Geister: ein grossartiges Genie war nicht unter ihnen. Aber ein solches, eine der ersten Zierden des ganzen italienischen Volkes, lernte Milton kennen. Noch lebte Galileo Galilei. Nachdem die römische Inquisition ihn wegen seiner ketzerischen Ansichten über die Bewegung der Erde 1633 verurtheilt und zur Abschwörung derselben gezwungen hatte, war er zuerst in einer Villa des Grossherzogs von Toskana bei Rom, darauf in Siena internirt worden, bis man ihm Ende 1633 gestattet hatte, sich nach seinem Landgut bei Arcetri in der Nähe von Florenz zurückzuziehn. Er bat um Erlaubnis, nach Florenz übersiedeln zu dürfen, um sich dort ärztlich behandeln zu lassen, die Bitte wurde ihm am 23. März 1634 abgeschlagen. Seine Lieblingstochter, Maria Celeste, wie sie mit ihrem Klosternamen hiess, wurde ihm durch den Tod entrissen. Vergeblich bemühten sich einflussreiche Personen um seine Begnadigung. Inzwischen blieb er, leidend und gebrochen wie er war, unausgesetzt thätig. Nach wie vor durchforschte er Nachts die Räume des Himmels mit

den weittragenden Werkzeugen, an deren Ausbildung er selbst so grossen Antheil hatte. Noch in dieser letzten Zeit hatte er die Libration des Mondes entdeckt. Seine wissenschaftliche Korrespondenz riss nicht ab. Aber schon begann das Licht seiner Augen völlig zu erlöschen. Erst da erhielt er, „mehr einem Leichnam als einem lebenden Menschen gleich" und völlig erblindet, im März 1638 Freiheit, in sein Haus nach Florenz zurückzukehren. Bei Strafe lebenslänglicher wirklicher Einkerkerung und Exkommunikation war es ihm verboten, in die Stadt auszugehen und mit irgend jemandem über seine verurtheilten Ansichten zu sprechen. Beständig überwachte ihn die Inquisition. Erst ausdrückliche Erlaubnis verstattete ihm während des Osterfestes den Gang in eine nahegelegene Kirche. Ein Besuch, der ihm zugedacht war, wurde verboten, soferne die Persönlichkeit ketzerisch oder aus einem ketzerischen Lande sei. Selbst im Falle der Besucher aus einem katholischen Lande komme und der katholischen Religion angehöre, sollte die Lehre von der doppelten Erdbewegung nicht im Gespräche berührt werden. Auch P. Castelli, der treue Schüler Galilei's, erhielt nur unter dieser Bedingung Erlaubnis, den Meister hie und da aufzusuchen. Indessen konnten doch in Florenz ansässige deutsche Kaufleute dem kranken Gelehrten Namens der holländischen Regierung einen Brief und eine goldene Kette, deren Annahme er freilich weigerte, persönlich übergeben.

Da die Annäherung an Galilei in Florenz so sehr erschwert war, wird es sehr zweifelhaft erscheinen, ob Milton ihn in der Stadt selbst hat kennen lernen. Allerdings konnte Dati am ehesten eine solche Bekanntschaft vermitteln. Allein er mag es für rathsam gehalten haben, eine Gelegenheit abzuwarten, die den Zutritt des ketzerischen Fremdlings zu dem blinden Greise erleichterte. Galilei begab sich während des Sommers 1638 mehrmals nach Arcetri und Ende 1638 kehrte er, aus welchem Grunde auch immer, für den Rest seines Lebens nach seiner dortigen Villa zurück. Vielleicht erst nach dieser Uebersiedelung Galilei's, während seines zweiten Aufenthaltes in Florenz, ist Milton seiner ansichtig geworden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er auch den Sohn Vincenzo Galilei, des Vaters Pfleger und Gehülfen, kennen gelernt; wenigstens sendet dieser später durch Dati mit anderen John Milton seinen Gruss.

Jedenfalls kann darüber kein Zweifel sein: der Besuch bei dem grössten der damaligen Italiener hat einen mächtigen Eindruck auf Milton gemacht. Mit Stolz erzählt er nach Jahren (1644) in seiner Schutzschrift für die Freiheit der Presse beim Anlass seiner Erinnerung an Italien: „Dort fand und besuchte ich den berühmten Galileo, er war alt geworden, in Haft der Inquisition, weil er in der Astronomie anders gedacht hatte, als die Franciskaner und Dominikaner Censoren dachten" ([1]). Und im „verlorenen Paradies" kehren mehrfache Anspielungen auf Galilei wieder. Nicht nur der Märtyrer der Wahrheit, der grosse Naturforscher war es, der zumeist die Theilnahme dessen wecken musste, dem ja auch die florentiner Freunde etwas überschwänglich nachrühmten, dass er verstehe, die Zeichen der Naturwunder zu entziffern, dessen von Bacon'schem Geist durchhauchte Jugendversuche mit solchem Entzücken von der Vorstellung reden, „das Wesen des Himmels und der Gestirne zu erfassen", „die kleinsten Sterne zu betrachten, so viele ihrer zwischen den beiden Polen sichtbar sind". Der grosse Astronom und seine Beschäftigung tauchen vor dem Gedächtnis des Dichters auf, während er Himmel, Hölle und Paradies mit seinen Gestalten bevölkert. Die Erwähnung von Satans rundem Schild führt ihn (I. 286 ff.) zu einem grandiosen Vergleich mit

des Mondes Scheibe,
Wann sie durch's Glas Toskaniens Künstler sieht
Des Abends von Fiesole's Gebirg
Und in Valdarno, neues Land entdeckend
Sammt Fluss und Bergen auf dem fleckigen Kreise.

An einer anderen Stelle (V. 262) nennt er sogar, etwas skeptisch in seinen Ausdrücken, den Namen des Astronomen:

So wie bei Nacht
Das Glas des Galilei, minder sicher.
Vermeinte Länder in dem Mond entdeckt ([2]).

Aber auch eine dritte, gewöhnlich weniger beachtete Stelle des „verlorenen Paradieses" scheint nicht ausser Zusammenhang mit dem Andenken des italienischen Gelehrten zu stehn. Es ist der Beginn des achten Buches, wo Adam seine Zweifel darüber ausspricht, dass die Erde stillstehn soll, die übrigen Gestirne sie umkreisen (VIII. 15 ff.):

> Erblick' ich dieser Welt erhabnen Bau,
> Den Himmel sammt den Sternen und erwäge
> Die Grösse beider, — diese Erde nur
> Ein Fleck, ein Sandkorn, ein Atom, verglichen
> Mit jenem Firmament, so voll von Sternen,
> Die zahlreich unbegreiflich weite Räume
> Durchrollen müssen, (denn dies zeigt ihr Schwinden
> Und ihre schnelle Rückkehr Tag für Tag),
> Und nur der dunklen Erde Licht zu leihn
> Für Tag und Nacht, dem einen winzgen Punkt,
> Sonst völlig nutzlos in dem grossen Plan, —
> Oft staun' ich dann, warum die sorgsam weise
> Natur ein solches Missverhältnis litt:
> So viele Körper mit Verschwenderhand
> Zu schaffen, die doch edler sind und grösser,
> Zu diesem einen Zweck; von ihren Sphären
> Rastlosen Kreislauf fordern Tag für Tag,
> Indess die Erde ruhig weilt, die doch
> In kleinerem Kreis sich leicht bewegen könnte;
> Die ohne Regung so ihr Ziel erreicht,
> Bedient von edler'n Wesen als sie selbst,
> Und als Tribut unzähliger Tagereisen,
> Mit Schnelligkeit, die sich nicht messen lässt,
> Ihr dargebracht, Wärme wie Licht empfängt.

Die langathmige Antwort, welche der Erzengel Raphael unserm wissbegierigen Urahn ertheilt, ist höchst bemerkenswerth. Sie ist es nicht eben wegen der moralischen Betrachtung, dass „Glanz und Grösse" nicht den Masstab für die Beurtheilung des wirklichen Werthes abgeben dürfen, und dass also die Erde, „wenn auch klein und glanzlos", vielleicht mehr „echtes Gutes" in sich bergen könne als die Sonne, „die öde leuchtet". Sie ist es vielmehr wegen der astronomischen Theorie, zu deren Dolmetsch der himmlische Bote sich macht. Er geht allerdings davon aus die Zweifel zu be-

antworten, die Adam ausgesprochen hat. Aber er benutzt diesen Anlass, um die Gedanken seines Zuhörers noch weiter zu führen. Bei der einen Bewegung der Erde, die dieser als möglich angedeutet hatte, bleibt er nicht stehn. Er entwickelt die Grundzüge des kopernikanischen Systems, nachdem er des ptolemäischem mit sichtlichem Spott gedacht hat. Gott „belächelt — nach seinen Worten — die spitzfindigen Meinungen“ der Menschen,

Wenn sie entwerfen einen Himmelsriss,
Der Sterne Lauf berechnen und Systeme
Erfinden um sie wieder einzureissen,
Auf neue denken, um den Schein zu retten,
Mit ihren Linien des Himmels Kugel,
So centrisch wie excentrisch rings umgürten,
Cyklen und Epicyklen, Kreis' in Kreisen.

Er wirft dagegen die Idee hin:

Wie, wenn die Sonne Mittelpunkt
Der Welt, und andre Sterne, angezogen
Durch sie und durch sich selbst zugleich getrieben,
In mannichfachen Kreisen sie umwandeln?
Den irren Lauf bald hoch, bald niedrig gehend
Bald vor- bald rückwärts und bald stille stehend
Siehst Du an sechsen schon, wie wenn vielleicht
Der siebente Planet die Erde wäre,
So fest sie auch erscheint, und doch unmerklich
In dreifach unterschiedner Art bewegt?

Der Erzengel hütet sich, dies als sicher hinzustellen. Er erklärt:

Gott schuf, um seine Wege zu entziehn
Dem Menschensinn, den Himmel von der Erde
So fern, dass leicht der ird'sche Blick sich täuscht
Und nichts gewinnt, versteigt er sich zu hoch.

Er räth dem Adam, sich nicht mit dem Nachdenken über „verborgene Gegenstände“ zu quälen, diese Dinge Gott zu überlassen, ihm zu dienen und „sich des Paradieses und seiner schönen Eva zu freuen“. Adam ist damit zufrieden, er will das süsse Dasein nicht mit Grübeleien verderben. „Zu wissen, was im Leben täglich vor uns liegt, ist höchste Weisheit“. So muss der Mensch vor dem Sündenfall sprechen. Erst dieser „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit“ ruft

die Forschung hervor. Für einen Kopernikus oder Galilei ist freilich kein Platz im Paradiese. Aber auffällig bleibt es doch, dass der Erzengel Raphael auch von Land und Feldern auf dem Monde spricht, als hätte er, freilich mit starker Phantasie, die sich bis zur Ausmalung von Wolken aufschwingt, durch ein Galilei'sches Fernrohr gesehn, auffällig nicht minder, dass er „von anderen Sonnen mit ihren Mond-Trabanten" (v. 148: „and other suns perhaps with their attendant moons thou wilt descry") redet, als wäre ihm Galilei's Entdeckung der Jupiters-Monde bekannt gewesen. — So lange wirkte die Erinnerung an den Weisen vom Arno in Milton's Seele nach (1).

Mit Befriedigung konnte er auf die acht Wochen seines Aufenthaltes im schönen Florenz zurückblicken, als er, etwa gegen Ende September, nicht lange nach Abfassung jenes Briefes an Buommattei, diese Stadt verliess, um über Siena seinen Weg nach Rom zu nehmen. Wiederum ungefähr zwei Monate (etwa Oktober und November 1638) wurde hier Standquartier gemacht, eine Zeit, fast zu kurz für den klassisch gebildeten, in der Geschichte so wohl bewanderten Reisenden, der in wenig Wochen die alte Aufgabe lösen sollte, dies ewige Rom und alle seine grossen Erinnerungen und Monumente mit echt englischer Gewissenhaftigkeit in sich aufzunehmen (2). Ueber den Trümmern des alten Rom hatte sich das neue Rom zu stolzer Schönheit erhoben und nahm mit all' dem glänzenden Schmuck der Renaissance, mit dem ganzen pomphaften Apparat der neukatholischen Kirche, mit dem aufdringlichen bunten Leben auf Markt und Gasse Auge und Ohr des nordischen Wanderers gefangen. Die Namen Raphael und Michel Angelo erhielten erst hier für ihn ihre volle Wahrheit. Die Spuren der umwälzenden wie schöpferischen Bauthätigkeit der Kirchenfürsten des sechzehnten Jahrhunderts waren auf Schritt und Tritt zu verfolgen. St. Peter, an dessen Riesenbau erst kürzlich Maderna's Hand durch Bernini's abgelöst worden, war 1626 feierlich geweiht. Eine Fülle neuer Kirchen und Paläste war dem Boden entstiegen. Aber schon war man in's Zeitalter des Barockstils eingetreten, die ent-

fesselte Laune begann die reinen Formen zu verbilden und, wie in der schönen Literatur, durch üppige Verschnörkelung und dekorative Ueberladung auf den täuschenden Effekt hinzuarbeiten.

Die Regierung des Kirchenfürsten, welcher damals die dreifache Krone trug, Urban's VIII. (1623—44) hatte den Charakter der Hauptstadt um weniges geändert([1]). Sie war und blieb auch äusserlich der Mittelpunkt einer noch immer grossartigen, weltumspannenden Macht, geschmückt mit dem Schimmer so vieler geistlicher Hofhaltungen, deren Häupter, die Kardinäle, wetteifernd mit ihrem Oberhaupte als Mäcene von Kunst und Wissenschaft zu glänzen liebten. Höchstens ein neues Element war hinzugetreten. Maffeo Barberino, dies war Urban's VIII. ursprünglicher Name, wie er eigenwillig und selbstbewusst während des dreissigjährigen Krieges gegen das Haus Habsburg eine selbstständige politische Rolle zu spielen versuchte, war auch sehr darauf bedacht seine Hauptstadt durch bedeutende kriegerische Anstalten zu sichern. Die Befestigungen der Stadt auf dem rechten Tiber-Ufer wurden auf sein Geheiss verstärkt, vor allem nach 1626 die Basteien der Engelsburg in Angriff genommen, die auf der Landseite das von der eigentlichen Burg gebildete Quadrat umschlossen, um später durch neue noch stärkere Vertheidigungsmittel vermehrt zu werden. Uebrigens aber zeigte sich auch Urban VIII., welcher seine eignen lateinischen Gedichte drucken liess, gelehrten und künstlerischen Bestrebungen nicht minder günstig wie rein geistlichen. Er errichtete das Kollegium der Propaganda, welches den künftigen Missionären aller Länder ein Asyl bot, er sorgte für die Ausbreitung des christlichen Glaubens in Afrika, aber auch eine stattliche Reihe von Kirchen und Klöstern wurde unter ihm erneut oder geschaffen, wie SS. Domenico e Sisto, S. Concezione, S. Niccolò da Tolentino, S. Francesco di Paola etc., das Monument der Markgräfin Mathilde in S. Peter errichtet, die vatikanische Bibliothek bereichert([2]). Der Palazzo Barberini mit Bernini's gewundener Treppe trägt seinen Namen. Freilich begieng er auch die Barbarei die Bronce-Ornamente der Decke des

Pantheon fortzunehmen, um sie zum Guss von Kanonen der Engelsburg und zur Verfertigung des plumpen Altar-Tabernakels der Peterskirche zu verwenden, was seinem Geschlecht den beissenden Denkvers eintrug:

Quod non fecerunt Barbari, fecere Barberini.

In der That arbeiteten Urban's Verwandte mit ihm selbst durchaus in gleicher Richtung. Nie zuvor hatte der Nepotismus so in Blüthe gestanden wie damals. Mehr noch als die Peretti, Aldobrandini, Borghese, Ludovisi verstanden es die Barberini das hohe Amt eines der ihrigen für sich auszubeuten und, durch Geld und Ehren bereichert, eine festgeschlossene aristokratische Genossenschaft zu bilden. Im Laufe von Urban's Regierung soll seine Familie durch die Summe von 105 Millionen Scudi bereichert worden sein, deren Höhe indess Zweifel an ihrer Richtigkeit erweckt hat. Viele von seinen Verwandten gelangten zu grossem Einfluss und hoher Stellung. Sein jüngerer Bruder Antonio ward Kardinal, sein älterer Don Carlo General der Kirche. Dessen drei Söhne schwangen sich gleichfalls empor. Der mittlere Don Taddeo erhielt die Würden des weltlichen Nepoten und hatte schon 1635 ein Jahres-Einkommen von 100,000 Scudi. Seine Brüder Antonio und Francesco sassen wie ihr Oheim im Kardinals-Kollegium. Von diesen hatte keiner so grossen Einfluss auf den Pabst wie der zuletzt Genannte, Francesco, dessen geschmeidiges und bescheidenes Naturell sich sowohl nach oben den Launen des Oheims zu fügen wie nach unten zahlreiche Freunde zu gewinnen wusste. Der Kardinal Francesco Barberini war der Gönner aller Künstler und Gelehrten. Er hatte eine bedeutende Bibliothek gegründet, sein Palast war der Sammelplatz der wissenschaftlichen und schöngeistigen Welt des damaligen Rom. Auch ein Deutscher stand als sein Sekretär zu ihm in nahem Verhältnis, ein Mann, dessen Name einen guten Klang hatte und weit über das Weichbild von Rom hinaus berühmt war. Es war Lucas Holsten, latinisirt Holstenius, der 1596 in Hamburg geboren und als Protestant erzogen worden war. Er hatte in Leyden Philologie und Arzneikunde studirt, Italien und England bereist und sich von 1622—25 in Oxford und London aufgehalten.

In Paris war er mit dem Kardinal Barberini, der als Legat dort weilte, bekannt geworden und hatte sich bewegen lassen zum Katholicismus und in seine Dienste überzugehen. Seit 1627 lebte er, als einer der Vorsteher der Vaticana, in Rom. Seine Edition des Porphyrius und anderer griechischer Autoren hatte ihm hohen Ruhm eingebracht, in seinem Amte war er, namentlich als Kenner und Sammler griechischer Codices unschätzbar. Dazu stand er, ein vielgereister Mann und eifriger Korrespondent, inmitten der grossen Gelehrten-Republik und zählte Männer wie Grotius, Heinsius, Vossius zu seinen Bekannten (1).

Milton hatte das Glück diesem Manne näher zu treten. Es läge nicht fern zu vermuthen, dass Hugo Grotius ihn an Holstenius gewiesen, wie der grosse Jurist diesem schon früher zwei reisende Freunde empfohlen hatte, im Vertrauen „auf seine deutsche Treue". Indess Milton selbst in einem später an Holstenius geschriebenen Briefe deutet an, dass er die werthvolle Bekanntschaft mit dem Bibliothekar der Vaticana einem gewissen Alexander Cherubini verdankte, einem gelehrten jungen Römer, mit dem vielleicht die florentiner Freunde in Verbindung standen (2). Er kann nicht genug rühmen, wie freundlich Holstenius ihn aufgenommen, als er ihn im Vatikan aufsuchte. Er führte ihn in die inneren Räume, zeigte ihm die kostbare Büchersammlung, liess ihn seinen Reichthum griechischer Handschriften, zum Theil mit eignen Anmerkungen versehn, bewundern und verabschiedete ihn reich beschenkt mit zwei Exemplaren einer jener griechischen Ausgaben, die er veranstaltet hatte. Aber er begnügte sich nicht damit, sondern that noch mehr. Sein Herr und Gönner, Francesco Barberini, hatte die Engländer, welche Rom berührten, ganz besonders unter seinen Schutz genommen. Er genoss die Gunst der Königin Henrietta Maria, der er einst eine goldene geweihte Rose überbracht hatte. Die Söhne des Sekretärs Windebank sind entzückt von der Aufnahme, die sie bei Barberini gefunden haben, ein anderer reisender Engländer nennt ihn im März 1639 mit Begeisterung „den feinsten Gentleman in der ganzen Welt" und weiss von sehr annehmbaren Zeichen

jenes Wohlwollens zu erzählen, die in einer Epoche wachsender Konversion wohl nicht immer so unschuldig gemeint waren wie sie aussahen (¹). Durch Holstenius wurde der Kardinal auf Milton aufmerksam gemacht und erzeigte sich gegen ihn von derselben anmuthigen Zuvorkommenheit, die man an dem einflussreichen Kirchenfürsten überhaupt zu rühmen wusste. Bei Gelegenheit einer jener musikalischen Unterhaltungen, die er dem Publikum mit grossem Prunk in seinem Palast zu geben pflegte, gieng er dem englischen Fremdling bis an die Thüre entgegen, suchte ihn aus dem Gedränge heraus und geleitete ihn an seiner Hand in der ehrenvollsten Weise in die festlichen Räume. Am folgenden Tage machte Milton zum Zeichen des Dankes seine Aufwartung. Wiederum verschaffte Holstenius ihm Zutritt und Gelegenheit, mit dem hohen Würdenträger der Kirche ein langes Gespräch zu führen. Genug: Man war so herablassend wie möglich gegen den liebenswürdigen Ketzer vom fernen Inselreich. — Ohne Zweifel trat ihm auch im Palaste Barberini's jene Leonora Baroni entgegen, deren Erscheinung einen nicht geringen Eindruck auf den Dichter machte. Sie war die Tochter der Adriana von Mantua, die man nur die „Schöne" nannte; beide gehörten zu den berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit, zusammen mit Caterina, Leonora's Schwester, bildeten sie das vollkommenste Terzett, das man hören konnte. Leonora gebührte vor allem der Preis. Sie war nicht so schön wie ihre Mutter, aber anmuthig, sittsam und vom feinsten Verständnis für ihre Kunst durchdrungen, so dass sie sich selbst an eigene Kompositionen wagte. Wer sie gehört hat, wie sie sich von ihrer Mutter mit der Laute von ihrer Schwester mit der Harfe begleiten liess, oder wie sie selbst die Theorbe zum Gesange schlug, schildert den hohen Genuss in entzückten Worten. Es regnete Kanzonen und Sonette zu ihrem Preise, ein ganzes Bändchen mit griechischen, lateinischen, italienischen, französischen, spanischen Gedichten, ihrem Ruhme geweiht, wurde in Rom gedruckt (²). Auch Milton brachte ihr den Tribut seiner Huldigung dar. Von seinen lateinischen Epigrammen sind drei, so fein gedacht wie geformt, der Sängerin gewidmet (³). Die beiden letzten mögen

erst nach seiner Rückkehr von Neapel gedichtet sein, wenigstens können dafür sprechen die Anspielungen auf die Grotte von Posilippo, die Erinnerung an die Sirene Parthenope, die nach des Dichters Meinung in Leonora Baroni fortlebt, und an jene andere Leonora, deren Reize Tasso zum Wahnsinn getrieben haben sollen. Das erste Epigramm, von solchen geschichtlichen und lokalen Bezügen frei, ist eben deshalb vielleicht am zartesten empfunden:

Jeglichem Menschen zu treuem Geleit, o glaubt es ihr Völker,
Ward aus den himmlischen Höhn gütig ein Engel gesellt.
Höher fürwahr denn alle bist du Leonore begnadet,
Denn aus deinem Gesang redet vernehmlich ein Gott.
Ist es nicht Gott, so ist es ein andres himmlisches Wesen,
Welches den Busen durchdringt heimlich mit zaubrischer Macht.
Zaubrischer Macht gelingt es die sterblichen Saiten der Stimme
Zu der Fülle und Kraft ewigen Wohllauts zu weihn.
Jener göttliche Hauch, der alle Geschöpfe beseelet,
Schweigend beseelet er sie: Sprache gewinnt er in dir.

Liebert, an dessen Werk (S. 45) ich mich bei dieser Uebertragung einigermassen angeschlossen habe, macht die feine, wenn auch vielleicht etwas zu weit gehende Bemerkung, „es gehe aus Milton's Berichten über seine Reise, wie auch sonst aus seinen Schriften hervor, dass er an der tönenden Kunst eine reinere Freude gefunden habe als an der bildenden. Obwohl er Grieche genug war, um den Werth der letzteren lebendig zu empfinden, so war er doch zu sehr Protestant, um nicht zu erkennen, dass das neue von den Päbsten gepflegte Heidenthum mit seiner lächelnden, schmeichelnden, lockenden Schönheit auch seine sehr gefährliche Seite hatte. Als er daheim, im puritanischen England sein Gedicht „il Penseroso“ schrieb, da war ihm die holde Bildnerkunst des Südens Gegenstand der Sehnsucht, hier aber in Italien merkte er bald, dass ihr Reiz zum Gifte werden und ein ganzes Volk zu weicher Sinnlichkeit, zu gedankenlosem Leichtsinn, zu unmännlicher Trägheit verführen könne. Die Musik dagegen hielt er für das, was sie in Wahrheit ist, für die eigenthümliche Kunst der christlichen Welt: ihr flüssiges Element schien ihm am besten geeignet, dem Geiste zu folgen, der sich in

seine eignen Tiefen versenkt. Der Himmel, den er uns später in seiner grossen Dichtung aufschliesst, hallt wider von Harfenspiel und Chorgesang, dagegen befinden sich vortreffliche Baumeister, Bildhauer und Maler unter den Bewohnern seiner Hölle". Ist auch in diesen Worten etwas mehr über die italienischen Reiseeindrücke vermuthet als wir wissen, so bleibt in der That auffallend, dass über die grossartigen Werke der bildenden Kunst in diesem Lande in Milton's Schriften keine Aeusserung zu bemerken ist. Man hat geglaubt annehmen zu sollen, Michel Angelo's Darstellung der Schöpfung und der ersten Menschen an der Decke der sixtinischen Kapelle, die biblischen Gemälde nach Raphael in den Loggien des Vatikans, Bandinelli's Marmorfiguren von Adam und Eva u. s. w. hätten auf die Entstehung des „Verlornen Paradieses" einigen Einfluss gehabt([1]). Es ist möglich, ohne dass es nachweisbar wäre. Ob Milton von den römischen Künstlern seiner Zeit den einen oder andern, Bernini, Barromini, Algardi, Quenois, kennen lernte, bleibt gleichfalls ungewiss. Dagegen ist die Annahme gerechtfertigt, dass er, vermuthlich durch Holstenius' Vermittlung, den Literaten und Schöngeistern in ihren akademischen Vereinigungen nicht fremd blieb. Zwar von den bedeutendsten Theilnehmern dieser gelehrten und literarischen Kreise können wir keine persönliche Beziehung zu Milton nachweisen. Giovanni Battista Doni, ein Florentiner von Geburt, vielseitig gebildet und schriftstellerisch thätig, vor allem berühmt wegen seiner Arbeiten über Geschichte und Theorie der Musik, wird allerdings von Milton ein Mal gegenüber Holstenius erwähnt, er scheint aber gerade dann nach Rom zurückgekehrt zu sein, als Milton die Stadt für immer verlassen hatte([2]). Ein Schriftsteller geringeren Ranges, mit welchem er verkehrte, ist uns indess, dem Namen nach bekannt: Johannes Salsillus. Er war, wie es scheint, kein unbedeutendes Mitglied der Akademie der „Fantastici". Wenigstens finden sich in einem Bändchen Gedichte, das diese Gesellschaft herausgab („Poesie de' signori Academici Fantastici; Roma 1637") nicht wenige Kinder seiner Muse([3]). An Milton hat er ein lateinisches Epigramm gerichtet, in welchem er den Engländer

preist, der eines dreifachen Dichter-Lorbeers, für die griechische, lateinische, italienische Sprache, werth sei [1]. Salsillus war kränklich; Milton widmete ihm daher ein Dankgedicht in lateinischen jambischen Hinkversen (Skazontes), in dem er den Gesundheitszustand des römischen Freundes bedauert. In diesen Versen bringt er eine gut berechnete Wirkung hervor durch den Gegensatz der von ihm erwähnten klassischen Stätten aus der Umgebung Roms, auf denen der warme Hauch des südlichen Himmels ruht, und der eignen nordischen Heimat, an deren rauhe Winde er gedenkt [2].

Zu den römischen Bekanntschaften mag endlich auch ein gewisser Selvaggi gehört haben, welcher Milton in einem lateinischen Distichon als ebenbürtig dem Homer und Virgil preist und vielleicht eine Ahnung davon hatte, dass gerade das Epos die Stärke des Engländers sei [3]. Aber auch die landsmannschaftlichen Beziehungen traten in Rom nicht zurück. Man weiss wenigstens, dass Milton, Puritaner wie er war, am 30. Okt. 1638 mit seinem Diener und einigen Landsleuten im „englischen Kollegium“ gespeist hat [4].

Zwei reichbelebte Monate waren verflossen, als er Rom verliess um die Strasse nach Neapel einzuschlagen. Ein glückliches Ungefähr führte ihn während der Fahrt mit einem Eremiten zusammen, durch dessen Vermittlung er an seinem neuen Reiseziele gerade den Mann kennen lernte, dessen Freundschaft mehr als die irgend eines andern Neapolitaners ihm werth sein musste. — Giambattista Manso, Marquis von Villa, geb. 1561, gehörte zu den ausgezeichnetsten Edelleuten seiner Heimat. Mit der Feder nicht minder gewandt als mit dem Schwerte, mit Glücksgütern gesegnet und, ohne direkte Erben, befähigt nach Gutdünken über dieselben zu verfügen, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht, unter den Augen der misstrauischen spanischen Herrschaft die vaterländische Bildung und ihre Träger nach Kräften zu fördern und zu schützen. Nicht nur, dass er in Neapel die Akademie der „Oziosi“ und das Kolleg „dei Nobili“ gründete: jene nach Art der sonstigen italienischen Akademieen, dieses eine Anstalt um die jungen Adligen Neapels in geistigen und körper-

lichen Uebungen zu bilden: er machte sich selbst als Schriftsteller einen geachteten Namen. Von ihm rührten her „I Paradossi ovvero Dialoghi dell' Amore“ (1608), sodann die zwölf Dialoge „Erokallia“ oder „Liebe und Schönheit“ (1618 und 1628) und „Poesie Nomiche, divise in Rime amorose, sacre e morali“ (1635), eine Sammlung seiner Jugendgedichte. Kein Werk trug ihm aber mehr Ehre ein als die Biographie des unglücklichen Dichters, an dem er selbst zum Wohlthäter geworden war: sein Leben Tasso's (1619). Ein Opfer seines tragischen Geschicks, verfolgt von den wahnsinnigen Gebilden seiner Phantasie, ruhelos umherirrend war der Dichter des befreiten Jerusalem 1588 zur Schwelle des jugendlichen Manso gelangt. Der nahm ihn auf in seiner Villa zu Neapel und Bisaccia, umgab ihn mit aller Sorgfalt rührender Freundschaft, gewährte ihm wiederholt ein gastfreies Obdach und hatte die Genugthuung, dass der von den Furien Gequälte ihn bis zur Todesstunde als getreuen Pylades hoch hielt. Manso's Name tritt im 20. Buch des eroberten Jerusalem (v. 141) als der eines der „Cavalieri magnanimi e cortesi“ auf, Manso heisst einer der Sprecher in Tasso's Dialog „über die Freundschaft“, der schon im Titel diesen Namen trägt, dessen Ruhm im Anfang mit vollen Tönen gepriesen wird. Fortan war Manso's Name mit Tasso's für die Italiener untrennbar verbunden([1]).

Noch ein zweiter italienischer Dichter hatte sich Manso's Gunst zu erfreuen: Giambattista Marini (1569—1625). Erst eine spätere Zeit hat über seine schwülstige Affektation und gezierte Sinnlichkeit den Stab gebrochen, damals war sein „Adonis“ in aller Munde, und Manso war stolz darauf, auch diesem Jünger der Musen in seinem bewegten Leben ein Obdach geboten zu haben. Auch mit Marini's Biographie soll er sich beschäftigt haben. Und wie Manso's „Poesie Nomiche“ unter andern schmeichlerischen Versen sechs Sonette von Tasso angehängt sind, so drei von Marini([2]).

Einen besseren Führer in der wundervollen Stadt des Südens als den ehrwürdigen siebenundsiebzigjährigen Manso hätte Milton nicht finden können. Unter seiner Leitung verband sich der gegenwärtige Zauber des brausenden Lebens

auf Strassen und Plätzen, des entzückenden Ausblicks auf den Golf und die Inseln und den Vesuv mit der stolzen Erinnerung, dass Tasso's trunknes Auge, von demselben Führer belehrt, dieselbe Schönheit geschaut hatte. Manso erzeigte dem Fremdling, den der Eremit ihm zugeführt hatte, die freundliche Höflichkeit, die man überhaupt an ihm rühmte. „Er führte mich — so erzählt Milton selbst — durch die einzelnen Theile der Stadt und den Palast des Vicekönigs und suchte mich mehrmals in meinem Gasthause auf". Wir dürfen annehmen, dass er ihn auch in seiner Villa nahe bei der Grotte des Posilippo und dem mythischen Grabe Virgil's empfangen hat, in denselben Räumen, aus deren Fenstern Tasso und Marini auf das Meer zu ihren Füssen hinabgeblickt hatten(1). Vielleicht hat er ihn auch in die Gesellschaft der Oziosi eingeführt und mit anderen Berühmtheiten Neapels bekannt gemacht. Doch gab es etwas, das seiner Gastfreundschaft gewisse Schranken setzte. „Beim Abschied entschuldigte er sich sehr ernstlich bei mir, dass er mir nicht noch grössere Dienste erwiesen, wie er es dringend gewünscht hätte. Es sei aber in dieser Stadt nicht möglich gewesen wegen meiner unvorsichtigen Aeusserungen in Sachen der Religion"(2). Ganz dasselbe drückte Manso in einem an Milton gerichteten Distichon aus, mit dem er an eine bekannte Aeusserung Gregor's des Grossen über die angelsächsischen Jünglinge anknüpfte:

> Wär' er so fromm als schön, verständig und edel gesittet,
> Wahrlich ein Engel erschien' dann mir der englische Gast(3).

Die Verse, welche Milton bei seinem Scheiden aus Neapel dem Gastfreund als Gegengabe zurückliess, zeigen, dass dieser leise Vorwurf ihr Verhältnis nicht hat trüben können. — Milton's Absicht war gewesen, mit Neapel seine Reise noch nicht abzuschliessen, sondern noch Sicilien und Griechenland aufzusuchen. Aber die Nachrichten, die er (gegen Ende des Jahres 1638) in Neapel aus der Heimat erhielt, mahnten ihn ab von der Erfüllung dieses Lieblingswunsches. Der lange zurückgehaltene Sturm drohte endlich loszubrechen. Schottland war in offnem Aufstand, das englische Volk brachte

dem Nachbarlande seine Sympathieen entgegen, die Verlegenheiten des Königs wuchsen, die Revolution stand vor der Thür. Unter solchen Umständen entschloss sich Milton dazu, den Rückweg einzuschlagen. „Es schien mir, — sagt er —, unwürdig zum Vergnügen gemächlich umherzureisen, während die Mitbürger zu Hause für die Freiheit kämpften (1).“ Ehe er aber Neapel verliess, sandte er dem Manso, „um sich dankbar zu erzeigen“, eine grosse Epistel in lateinischen Hexametern (2). In geschmackvoller Weise ohne pomphafte Aufdringlichkeit preist er den italienischen Mäcenas. Seine Verbindung mit Tasso und Marini, das Grabdenkmal, das er diesem gesetzt, die schriftstellerischen Werke, die er beiden gewidmet hatte, werden erwähnt. Milton, der von ferne Gekommene, wünscht dem „Vater Mansus“ ein langes Leben und bittet ihn die nordische Muse nicht zu verschmähen. Ist doch schon ein Mal einer ihrer Jünger, Chaucer (Tityrus, wie er hier mit Spenser'schem Ausdruck genannt wird), zu diesen südlichen Landen gezogen. Und wie er nun weiter den „von den Göttern geliebten Greis“ zu preisen nicht müde wird, in eleganter Verwerthung des antiken Mythen-Stoffes, zumal den Spuren des Euripides folgend, legt er gegenüber dem italienischen Schöngeist den Beweis dafür ab, dass auch ihm im „kälteren Norden“ der Geist der Renaissance aufgegangen ist. Am merkwürdigsten aber ist die Stelle, wo er mit einer feinen Wendung in stolzer Zuversicht seine eignen poetischen Pläne andeutet (v. 78 ff.):

> Möchte ein gütig Geschick mir solchen Freund doch gewähren,
> Welcher die Jünger Apoll's würdig zu kränzen verstände,
> Wenn ich das Königsgeschlecht der Heimat einstmals besinge,
> Arthur, der sich im Reiche der Feen zum Kampfe noch rüstet,
> Oder die tapfre Schaar der Tafelrunde, die Helden,
> Innigem Bunde vereint, und, (reicht mir die Kraft zum Beginnen),
> Unter der Briten Gewalt die sächsischen Reihen zerschmettre.

Nach Sitte der Alten gab Manso dem Scheidenden, der ihn so schmeichelhaft besungen, Gastgeschenke mit auf den Weg, zwei Becher mit reicher Schnitzerei nach eigner Erfindung von seiner Hand geziert (3), und suchte auch so zu

mildern, was etwa Verletzendes in seinen frommen Vorwürfen und in seinem ironischen Epigramm enthalten gewesen sein konnte.

Milton hatte nur zu bald Gelegenheit zu bemerken, dass Manso mit seinem Urtheil nicht allein stand. Als er den Boden Italiens betrat, hatte er, entgegen dem Warnungsruf „I pensieri stretti e il viso sciolto“ sich zum Grundsatz gemacht, mit seiner Meinung über Gegenstände der Religion in keiner Weise hinter dem Berge zu halten. Nicht dass er ohne jeden Anlass seine abweichende Meinung den anders Denkenden aufgedrängt hätte, aber, von ihnen befragt, gieng er mit unerschrockener, vielleicht nicht selten satirischer Sprache aus sich heraus. Allzudeutlich stellten sich ihm inmitten der verfeinerten Kultur die unseligen Folgen der Priesterherrschaft auf Schritt und Tritt dar, als dass er hätte schweigen können oder wollen. Die florentiner Freunde nahmen seine „Freiheit der Sprache mit ausserordentlicher Nachsicht“ auf, einzelne Italiener gaben ihm im Gespräch die Verderblichkeit der jesuitischen Einwirkung auf die Jugend und Erziehung zu, aber nicht überall konnte der Freimuth des redegewandten Ketzers auf gleiche Verzeihung rechnen (1) Er war im Begriff, nach Rom zurückzukehren, als ihn Kaufleute, gestützt auf briefliche Nachrichten, vor der Ausführung dieses Planes warnten. Englische Jesuiten sollten es in Rom auf ihn abgesehn, ihm dort einen Hinterhalt gelegt haben. Er hätte nicht Milton sein müssen, um nicht noch fester in seinem Vorsatze zu werden. Er kehrte nach Rom zurück und verweilte dort wiederum fast zwei Monate. Er erzählt uns nichts von den Einzelheiten dieses zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt, nichts über seinen erneuten Verkehr mit Holstenius, Salsillus, sein Erscheinen in den Akademieen oder dem Palast Barberini's, aber er versichert: „Wenn ich darum gefragt wurde, verbarg ich niemandem, wer ich sei und, wie zuvor, vertheidigte ich in der Stadt des Pabstes selbst die wahre Religion („orthodoxam religionem“) mit grösstem Freimuth, wenn jemand sie angriff (2)“. Als die Zeit seines römischen Aufenthaltes abgelaufen war, schlug er (etwa Mitte Februar 1639) den Rückweg nach Florenz ein. Mit Ungeduld hatten

die Freunde ihn erwartet, sie empfiengen ihn „nicht anders, als wäre er in sein Vaterland zurückgekehrt“. Die Tage in Florenz werden verflossen sein wie die des ersten Besuches, getheilt zwischen dem Genuss von Kunst und Natur, freundschaftlicher Geselligkeit und wissenschaftlicher Belehrung. Wie bemerkt, wurde vielleicht erst damals Milton's Bekanntschaft mit Galilei vermittelt. Näheres erfahren wir über jene Zeit nicht, nur der schon erwähnte Brief an Holstenius vom 30. März 1639 macht Mittheilung von dem vergeblichen Versuche, für diesen römischen Freund Abschriften aus einem mediciäischen Codex zu nehmen, der sich in der streng gehüteten Laurentiana befand. Neue zwei Monate wurde Milton durch die Arno-Stadt gefesselt, nur ein Paar Tage entzog er ihr um Lucca zu besuchen, eine Stadt, aus der das Geschlecht des Jugendgenossen Diodati entstammt war. Dann kam die Stunde, welche gebot, auch von der Hauptstadt Toscana's und den florentiner Freunden Abschied zu nehmen, und jeder Abschied bedeutete einen Schritt nordwärts, der Grenze des herrlichen Landes näher. Er überschritt die Apenninen und berührte auf seinem Wege Bologna, den Sitz der altberühmten Universität, und Ferrara, die ehemalige Residenz der Este, mit der die Namen Ariost's und Tasso's für immer verknüpft waren. Vielleicht ist es die lebhafte Erinnerung an diese Heroen der Literatur des Landes, der Wunsch in ihrer Sprache mit ihnen zu wetteifern, gewesen, was Milton antrieb einige italienische Gedichte in sein Reise-Tagebuch einzuzeichnen, die wenn nicht sämmtlich, so doch zum Theil zu eben dieser Zeit entstanden zu sein scheinen. Es sind fünf Sonette und eine Kanzone, nach dem Urtheil von Italienern ziemlich korrekt in der Form, von melodischem Fluss, nur hie und da, vor allem im vierten Sonett, entstellt durch schwülstige und gesuchte Bilder, wie der falsche literarische Geschmack der Zeit nach dem Vorgang Marini's sie liebte.

Uns sind diese Dichtungen nicht nur wegen ihres ausländischen Gewandes merkwürdig, sondern auch wegen ihres Gegenstandes, dem wir noch nicht häufig in Milton's Versen begegnet sind. Die Liebe, von deren Wonnen und Schmerzen

junge Poeten nie genug zu singen wissen, wird von Milton's ernster Muse sehr stiefmütterlich behandelt. Selbst wo er gesteht vom unentrinnbaren Pfeil getroffen zu sein, kommt es niemals zur rückhaltlosen Aeusserung eines überwallenden, sinnlichen Empfindens. In diesem Punkt hat der Puritaner dem Poeten entschieden geschadet. Diese italienischen Strophen sind indess Liebes-Gedichte reinsten Wassers, mitunter nur der Abklatsch der konventionellen erotischen Phraseologie, meistens aber der unverkennbare Ausdruck wahrer Leidenschaft. Und es ist nicht mehr die zartere Schönheit des Nordens, welche der Dichter preist: Blonde Locken, „Amors goldenes Netz", und der rosige Hauch weicher Wange. Ein anderes Schönheitsideal ist ihm im Süden aufgegangen: Stolze Gestalt, dunkle Brauen und feurige Augen. Verlorene Mühe, dem Modell dieses südlichen Schönheitsbildes nachzuspüren, wenn anders die sechs Gedichte überhaupt auf eines allein abzielen. Ganz willkürlich sind sie sämmtlich auf Leonora Baroni bezogen, weil im ersten und dritten Sonett von dem herrlichen Gesang der Schönen die Rede ist. Bemerkenswerther ist, dass gleichfalls in dem ersten Sonett der Schauplatz an den „Reno" verlegt wird, einen Strom, den Unkundige mit unserm Rhein verwechselt haben, unter dem aber vielmehr der Fluss in der Nähe von Bologna gemeint ist. Eben dies hat uns berechtigt, jene italienischen Gedichte an dieser Stelle zu erwähnen(1). — Das nächste Ziel nach Bologna und Ferrara war Venedig. Die Lagunen-Stadt mit allem, was sie Grossartiges in sich barg, fesselte den Wanderer einen Monat(2). Noch ein Mal trat ihm das bunte, rauschende Leben der südlichen Gross-Stadt entgegen, und noch viele Jahre nachher spricht er von dem Lärmen der Gaukler, Quacksalber, Salbenverkäufer und Marktschreier, die dort ihre wohlduftende und heilkräftige Waare anpriesen. Hier in Venedig schiffte er auch die Schätze ein, die er während der Reise gesammelt hatte. Er selbst erwähnt nur Bücher, sein Neffe Phillips, der die Gegenstände oft genug wird gesehn haben, spricht auch von „einem oder zwei Kistchen auserlesener Musikwerke der besten italienischen Meister, die da-

mals blühten, Luca Marenzo (Marenza, Marenzio), Monte Verde, Horatio Vecchi, Cifa (Cifra), Fürst von Venosa und anderer[1]." Auch die Gastgeschenke, die ihn in der Heimat an die fernen Freunde erinnern sollten, werden einen Theil der Fracht ausgemacht haben. Mit leichtem Gepäck konnte er weiter reisen. Verona und Mailand hielten ihn nur kurze Zeit auf, dann gieng es den Alpen entgegen; ein letzter Rückblick auf das unvergessliche Land, und der Saumpfad über den grossen St. Bernhard entführte ihn unwiderruflich seinen gesegneten Marken.

Milton wollte an der Königin des Leman nicht vorbeigehn. Die Stadt Genf war ihm nicht bloss wie jedem englischen Puritaner die ehrwürdige Burg Gottes, auf deren Zinnen das Banner Calvin's entfaltet worden war, aus deren Thoren Jahr für Jahr gelehrte und muthige Streiter für die reine Lehre in alle Lande auszogen. Er hatte noch einen besonderen Grund, für kurze Zeit in ihr einzukehren. Hier lebte und wirkte als ein treuer Diener der Kirche neben den Spanheim, Tronchin, Le Clerc der berühmte Giovanni Diodati, dessen Name Milton seit frühester Jugend vertraut sein musste, der bei vorübergehendem Aufenthalt in England (1627) ihm vielleicht persönlich bekannt geworden war[2]. Er war der Onkel seines Jugendfreundes Karl Diodati, genau bekannt mit Wotton, auf dessen Antrieb er nach Venedig gekommen war, um sich der Reform-Arbeiten eines Paolo Sarpi und anderer Venetianer anzunehmen, deren Kampf gegen Jesuitismus und Pabstthum zeitweilig die kühnsten Hoffnungen in protestantischen Herzen erweckt hatte. Seine Bemühungen für die Sache seiner Glaubensgenossen in Italien und Frankreich, seine Theilnahme an der Dordrechter Synode, seine italienische Bibel-Uebersetzung, eine stattliche Anzahl theologischer Arbeiten, endlich seine praktische Wirksamkeit als Lehrer und Prediger in seiner Vaterstadt[3] hatten seinen Namen zu einem der ersten in der reformirten Welt gemacht. Was Wunder, dass Milton sich sehnte, nachdem ihn die „Weihrauch-geschwängerte katholische Atmosphäre Italiens" so lange umfangen hatte, hier in vollen Zügen die scharfe und reine

Luft des Calvinismus zu athmen! Er war ein täglicher Gast des angesehenen Theologen in derselben Villa am östlichen Ufer des Sees, die schon so manchen seiner Landsleute, wie John Cook, Isaak Wake beherbergt hatte und welche in unserm Jahrhundert einen zweiten grossen Dichter von jenseits des Kanals in ihre Mauern aufnahm: Lord Byron (1). Unzweifelhaft lernte er durch Diodati's Vermittlung einige der gelehrten Grössen von Genf kennen. Das kleine Gemeinwesen, welches trotz seiner Kleinheit eine europäische Macht war, forderte seine Bewunderung heraus. Jahre nachher rühmt er, wie es sich in engen Grenzen, zwischen mächtige Nachbarn eingekeilt, durch kluge und energische Politik auszeichne, Frieden und Freiheit bewahre und seinen Bürgern mit mehr Erfolg gewähre, was kaum die reichsten und mächtigsten Könige ihren Unterthanen zu bieten im Stande seien (2). — Auch ein charakteristisches Zeichen von der Hand des ernsten Dichters ist uns aufbewahrt, welches er in der ernsten Stadt Calvin's zurückliess. Man kennt das Album eines neapolitanischen Edelmannes, des Camillus Cardonius (Cardouin, Cerdogni), der seit 1608 mit seiner Familie in Genf lebte und Engländern daselbst Sprachunterricht ertheilte. Die Familie gehörte vermuthlich der Gemeinde reformirter Flüchtlinge an, und es war leicht durch Diodati mit ihr bekannt zu werden. Viele Engländer und Schotten (z. B. Walter Strickland, John Cook, George Thomason, John Junius „a Scotch Scholar") treten in diesem Album mit Gedenkzeilen auf. Kein Geringerer als Thomas Wentworth (z. J. 1612) erscheint darunter. Für 1639 nennen sich z. B. Richard d'Ewes, Edw. Ayscough und zum eilften Juni 1639 ein gewisser Daniel Boughton. Am Tage vorher hatte sich Milton in folgender Weise mit Benutzung der Schlussverse seines Comus eingezeichnet:

— if Vertue feeble were  
Heaven itselfe would stoope to her.  
Coelum non animum muto dum trans mare curro.  
Junii 10. 1639. Joannes Miltonius Anglus (3).

Es war gleichsam der Scheidegruss, den er der Fremde zurief. Denn von Genf führte ihn der Weg wieder durch

Frankreich an denselben Stätten vorbei, die er schon das Jahr vorher berührt hatte, bis er die Meeresküste erreichte, von wo ihn das Schiff zum heimatlichen Boden hinübertrug. Etwa Anfang August 1639 betrat er ihn wieder, ungefähr funfzehn Monate hatte er im Auslande verweilt (1).

Die Zeit der Wanderjahre war vorüber. Sie war für Milton von unschätzbarer Bedeutung. Für einen von Haus aus so strengen und keuschen Geist war die Bekanntschaft mit der üppigen Farbengluth und Formenfülle des Südens doppelt wünschenswerth; der Dichter konnte nur durch sie gewinnen. Wohl hatte die glänzende Aussenseite dieser italienischen Kultur sein scharfes Auge über ihren inneren Verfall nicht getäuscht. Er hatte die Weisen des Landes klagen hören über die „Sklavenketten, die dem Geiste angelegt seien", sie hatten ihm gestanden, dass „während vieler Jahre in ihrem Lande nichts geschrieben sei als Süsslichkeit und Schwulst", sie hatten ihn glücklich gepriesen, „dass er in einem Lande der Gedankenfreiheit geboren worden (in such a place of philosophic freedom, as they suppos'd England was). Und das erhob ihn und liess ihn die rein ästhetische Seite der Bildung nicht überschätzen. „Obwohl ich wusste, dass England gerade damals unter dem Joche der Prälaten am schmerzlichsten seufzte, nahm ich doch den Glauben anderer Völker an seine Freiheit für ein Pfand künftigen Glückes (2)". Aber freilich ohne Kampf konnte dies Glück nicht errungen werden, und der Kämpfer musste reinen Herzens sein, wenn er sich mit dem Glauben an den Sieg seiner Sache durchdringen wollte. Auch dieser Stolz auf die innere Lauterkeit war ihm während der Wanderzeit nicht verloren gegangen: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, dass ich an all' jenen Orten, wo so manches erlaubt ist, rein und unbefleckt von Schmach und Schande gelebt habe, niemals von dem Gedanken verlassen, dass ich wohl vor den Augen der Menschen, aber nie vor den Augen Gottes mich bergen könne (3)."

Von diesem Gefühl getragen begann er eine neue Epoche.

# Anmerkungen und Anhänge.

# Häufig gebrauchte Abkürzungen.

**P. W.** = The Poetical Works of John Milton. Ed. with Introduction, Notes and an Essay on Milton's English by David Masson. 3 Vols. London, Macmillan and Co. 1874.

**W.** = The Works of John Milton in Verse and Prose pr. from the original editions with a Life of the author by the Rev. John Mitford. 8 Vols. Bickers and Son, London and Eton. 1867. (Facsimile der Ausg. v. Pickering, 1851.)

**Aubrey** = A. (Collections for the Life of Milton) s. Anhang I.

**Wood** = W. Athenae et Fasti Oxonienses. Ed. 1721 (Leider liegt mir die Ed. Bliss nicht vor).

**Phillips** = P. Life of Milton (Zuerst vor Milton's „Letters of State" 1694), abgedruckt, wie auch Aubrey, bei W. Godwin: Lives of Edward and John Philips, nephews and pupils of Milton etc. London, 1815. App. II.

**Todd** = T. Some Account of the Life and Writings of John Milton, letzte Auflage 1826 in s. Ausgabe der „Poetical Works of Milton".

**Keightley** = K. An Account of the Life, Opinions and Writings of J. Milton. London, 1855.

**Masson** = M. The Life of John Milton narrated in connexion with the Political, Ecclesiastical and Literary History of his Time, bis jetzt 3 Vols. 1859—73. London, Macmillan and Co.

**Liebert** = L. Milton. Studien zur Geschichte des englischen Geistes. Hamburg, Meissner. 1860.

**Hunter** = H. Milton. A Sheaf of Gleanings after his Biographers and Annotators. London. J. Russell Smith. 1850.

**Marsh** = J. Fitchett M. Papers connected with the affairs of Milton and his family (Chetham-Society 1851).

**Hamilton** = W. Douglas H. Original Papers illustrative of the Life and Writings of J. Milton (Camden-Society 1859).

**Sotheby** = Samuel Leigh S. Ramblings in the Elucidation of the Autograph of Milton. London, 1861.

**Br. M.** = British Museum.

**C. S. P.** = Calendar of State Papers.

**C. J.** und **L. J.** = Commons' Journals und Lords' J.

# Anmerkungen.

## Einleitung.

Seite

11 [1]) Gneist: Das Englische Verwaltungsrecht (2. Aufl. 1867) I. 533, Gesch. d. Selfgovernment (2. Aufl. 1863) I. 255.

13 [1]) John Langton Sanford: Studies and illustrations of the great rebellion, 1858, p. 34.

## Erstes Kapitel.

14 [1]) Defensio secunda. W. VI. 286. Aubrey. Phillips. (Er verwechselt offenbar das Milton bei Abingdon in der Grafschaft Berks mit dem Milton in Oxfordshire, auf das er abzielt.) Wood (Fasti I. 262). Vgl. Burmanni Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptarum (Leidae 1727) T. III. 603, N. Heinsius an J. Vossius 1651 15. Kal. Junii „Ludovicus Elzevirus adfirmat certo sibi constare, hominem (Milton) esse et nobili loco natum et opulentum“ etc. ähnlich 276, dagegen 618, Vossius an Heinsius 8. Juli 1651 „non quidem nobili, sed tamen generosa, ut ipsi loquuntur, ortum stirpe“ (mit Berufung auf seinen Oheim Junius)

15 [1]) Masson: I. 6. Hunter: 6 ff.

[2]) Die beiden Testamente, datirt v. 21. Nov. 1558 und 9. März 1560—61, eröffnet im März 1559 und 14. Jan. 1560—62 sind aufgefunden von Masson (s. I. 15, 16) in Oxford, Bishop's Registry. „Rowland Milton“ ist vielleicht identisch mit dem bei Hunter 4 erwähnten. Zweifelhaft bleibt, ob die in Agnes' Testament genannte „daughter“ Richard Milton's Frau bezeichnen soll.

16 [1]) Hunter 2, vgl. Burn: Eccles. Law, Ed. Phillimore III. 408. Die 1859 von Mr. Hyde Clarke gemachte Entdeckung (s. u.) stellt ausser Zweifel, was zur Zeit, als Hunter und Masson schrieben, noch nicht ganz feststand, dass des Dichters Grossvater Richard Milton geheissen und in Stanton St. John's gewohnt habe. Die Lage dieses Dorfes entspricht auch den Worten bei Aubrey im Stammbaum, möglich immerhin, dass zeitweise Holton (Halton) der Wohnsitz des Richard M. gewesen ist.

Seite

17 [1]) Aubrey, Wood, Phillips.

[2]) Athenäum, Nr. 1638 (1859 March 19) p. 390; vgl. daselbst die Bemerkungen Mr. Hyde Clarke's, des Entdeckers.

[3]) Danach wäre der ältere John Milton 1578 oder 1579 geboren und hätte, da das Datum seines Todes feststeht (1647), ein Alter von 68 oder 69 Jahren erreicht, was allerdings mit Aubrey's Angabe nicht stimmen würde, dass er zu 84 Jahren ohne Brille gelesen habe. Vgl. Athenäum a. a. O.

[4]) Das erste Kind („a chrisom child" d. h. welches vor der Taufe starb) ward am 12. Mai 1601 begraben. Masson I. 27.

18 [1]) Aubrey. Man darf vermuthen, dass das Haus zum „Spread-Eagle" unter dem „new shop of John Milton, scrivener in Bread Street, London" verstanden ist, welcher in einem von Hunter entdeckten Dokument (Br. M. Landsdowne Mss. 241 f. 58 in Kopie) erwähnt wird; s. Hunter 10, Masson I. 1, 2. Masson verweist a. a. O. auf ein zweites an gleicher Stelle f. 363 befindliches Dokument, das, aus dem Bureau des alten Milton hervorgegangen, von Hunter übersehen worden ist. Die Gefälligkeit des H. E. Maunde Thompson setzt mich in Stand noch ein drittes Aktenstück der Art, und zwar im Original, nachzuweisen. Es befindet sich gleichfalls im Br. M. Harl. Charter 112. D. 19. Es ist ein Schuldschein, durch den sich Thomas Shelley von Worminghurst, John Alford von Affington und Sir Henry Goring von Burton co. Sussex verpflichten, der Schneiderin Anna Stone von London 210 £. zu zahlen, zahlbar „at the nowe dwelling house of John Milton, Scrivener, in Bread streete in London. Dat. 2. Dec. 1615. Signed in the presence of William Bolde servant of John Milton."

[2]) S. d. Abbildung in Stow: The Survey of London etc. Ausgabe von 1633, p. 638, ferner bei R. Seymour: A Surveye of the cities of London and Westminster 1735, II. p. 386. „Their Arms are: Azure, an Eagle with Wings expanded, holding in his Mouth a Penner and Jnkhorn, standing on a Book, al Or."

[3]) Jetzt in einem der Schaukasten des Br. M. s. ein Facsimile in Mitfords Ausg. v. M. Werken I. CLXXXIX und P. W. I. 4, vgl. den heraldischen Eintrag in Add. Ms. Br. M. 12225 f. 162 „Mylton: Argent a doubleheaded eagle, displayed gules, beaked and membered azure." Masson I. 4; über ein etwas abweichendes Silber-Petschaft, dessen Geschichte bis auf Deborah, des Dichters jüngste Tochter, zurückzuverfolgen ist, s. Marsh: (Chetham Society Vol. XXIV p. 21) und Masson I. 3, dessen Entscheidung der sich hieran knüpfenden Streitfrage gewiss zu billigen ist.

[4]) Extract from the Register of Allhallows, Breadstreet bei Todd I. 1.

19 [1]) S. die Daten vorzüglich aus den Registern von Allhallows bei Masson I. 27. 22, vgl. den Anhang über die Genealogie von Milton's Mutter.

Seite

19 [2]) Aubrey. Defensio secunda W.,VI. 286 „probatissima et eleemosynis per viciniam potissimum nota "

[3]) Ueber Stocke: Wood: Fasti I. 150, seine Grabschrift in Seymour: Survey of the Cities of London and Westminster 1733, S. 708. Einige Briefe von Gataker's Hand im Berner Staats-Archiv (Conv. Archiv VIII, Epit. hist. et epist. viror. claror.)

[4]) Diese Biographien in lexikographischer Form befinden sich unter den Mss. Wood's in der Bodleiana, Nr. 8564 des Katalogs, der Band selbst bezeichnet: Wood. 19. D. S. 133: „Milton John a musitian living in the reigne of Elizab. and K. Jam. wea have some of his compositions in the publick musick school at Oxon. but whether he hath any extant I cannot tell."

20 [1]) Todd VI. 336, Hunter 11.

[2]) Vielleicht Moritz von H.-Kassel,. vgl. Cohn: Shakespeare in Germany, 1865, Reg. Eine Verwechselung beider Nachrichten erscheint mir immerhin möglich. Aubrey spricht von dem ersten Fall und von einem „song of fourscore parts", Phillips nach Hörensagen von dem zweiten und von einem „In Nomine of forty parts."

[3]) Silvarum L. Ad Patrem, 56—60 P. W. III. 79, vgl. Aubrey (dessen Worte „he had an organ" etc. ich freilich auf d. Dichter beziehe), Phillips.

21 [1]) On Education (W. IV. 391) s. u. B. II. K. 6.

[2]) At a Solemn Musick, P. W. II. 412. L'Allegro v. 135. Par. L. I. v. 549 ff. Wood sagt, dass er in der Musik „became excellent and by the help of his Mathematics could compose a Song or Lesson . . He had a delicate tuneable voice, an excellent ear, could play on the Organ and beare part in vocal and instrumental Music."

[3]) Ad Patrem Silvar. L. VI. 335.

[4]) Dies Sonett zuerst erwähnt bei Todd I. 4, abgedruckt, wenn auch modernisirt bei Hunter 12, Masson I. 43, befindet sich unter der Ueberschrift: „Johannes Melton Londinensis civis, amico suo viatico in Poesis Laudem S. D. P." auf Fol. 2b. des Ms. „The corrected historie of Sir Gwy, Earle of Warwick, surnamed the Heremite, begun by Don Lidgate, monck of St. Edmundes Berye; but now dilligentlie exquired from all Antiquitie by John Lane 1621." (Br. M. Harl. Mss. 5243, nicht 6243, wie bei Hunter steht.) Vermuthlich ist, was wir in Harl. Ms. 5243 vor uns sehen, die Kopie eines Clerk, den Lane vielleicht in dem Bureau seines Freundes Milton, des Notars, am leichtesten fand. Das Ganze ist von derselben Hand geschrieben, mit Korrekturen von einer anderen, möglicherweise der des Autors, durchzogen, vgl. die Bemerkungen von Zupitza: Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick in d. Sitzungsberichten der Wiener Ak. 1873. Bd. 74, p. 645.

Seite

21 [5]) Hunter a. a. O. Masson I. 42.

22 [1]) E. Phillips: Theatrum Poetarum Anglicanorum, first publ. in 1675 and now enlarged by additions etc. 1800, p. 318. Er nennt ihn „a fine old Queen Elizabeth's gentleman".

[2]) Masson I. 43.

[3]) Dunster: Considerations on Milton's early reading etc. 1800, S. 7, 55, 230.

[4]) S. o. S. 18, Anm. 1; ferner W. Douglas Hamilton 45.

23 [1]) Stow: Survey of London 1599 (verglichen mit der Ausgabe von 1633 und mit der Ausgabe von John Strype 1720) S. 279 ff. Leider stand mir für die folgende Schilderung die Ausgabe Stow's von 1603 und Cunningham's Handbook of London nicht zu Gebote, nützlich war mir Pauli: London im Mittelalter, in den Bildern aus Alt-England, 2. A., 1876, obwohl sich der Essay auf eine frühere Epoche bezieht, und vorzüglich W. B. Rye: England as seen by foreigners in the days of Elizabeth and James I. 1865, woselbst Kichel, Hentzner etc. herangezogen werden, vgl. Vatke: Ein Gang durch London z. Zeit Jakobs I. (Im neuen Reich 1873.)

24 [1]) S. die im Folgenden noch mehrfach benutzten „Reisen des Samuel Kichel von Ulm", herausgegeben von Hassler in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 1866, Nr. 86. Kichel berichtet vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts in naiver Treue. Nach Cunningham's Angabe (Masson I. 29) rechnete man 1603 die Einwohnerzahl von London auf 150,000, nach Correr's Relation um 1610 (Rye 272) auf 300,000.

25 [1]) Kichel's Reisen S. 24.

26 [1]) Kichel's Reisen S. 23.

[2]) Kichel: „Ittem es gübt auch ballheüser, werden auch täglichen commedien gehalten, sonderlichen lustig zuzusehn, wann der königin comedianten (er war zur Zeit Elisabeth's dort) agiren, aber einem frembden, der düe sprach nicht kan, verdrüslich, das ers nicht verstöth" etc. eine für die Geschichte des englischen Bühnen-Wesens nicht uninteressante Stelle. Vgl. im ganzen bei Strype das Kapitel: „Sports and Pastimes".

27 [1]) The Art of living in London OR A Caution how Gentlemen, Countreymen and Strangers, drawn by occasion of businesse, should dispose of themselves in the thriftiest way, not onely in the Citie, but in all other populous places. As Also A direction to the poorer sort that come thither to seeke their Fortunes. By H. P(echam) Printed for John Gyles and are to be sold by Samuel Rand, at his shop at Barnards June in Holborne. 1642. 4 Bl. 4°. Br. M. E. 145|20.

[2]) The Reason of Church Government (W. III. 144.) Vgl. Defensio secunda, W. VI. 286 i. f.

Seite

27 [3]) S. früher Zerstreutes über T. Young nunmehr zusammengestellt in David Laing: Biographical Notices of Thomas Young. S. T. D. Vicar of Stowmarket Suffolk. Edinburgh 1870.

28 [1]) „who cutt his haire short“.

[2]) S. die Nachbildung durch Photo-Zinkographie vor dem Werkchen von Laing, daselbst S. 18 Nachrichten über die Geschichte des Bildes.

[3]) Masson I. 51, Laing a. a. O. S. 15, Anm. 1.

29 [1]) S. d. Gesch. d. Bildes, jetzt im Besitze von E. Disney, Esq. of the Hyde, b. J. F. Marsh: On the engraved portraits and pretended portraits of Milton i. d. Transactions of the hist. soc. of Lancashire and Cheshire XII. (1860), 144, daselbst S. 136 einen Stich und einen anderen vortrefflichen von E. Radclyffe, bei Masson I. nach einer vom Original genommenen Photographie.

[2]) Lappenberg: Th. Young Capellan der Court der Merchant-Adventurers zu Hamburg in d. Ztschr. des Vereins f. Hamb. Gesch. I. 309—313, II. 649—651. Weitere Nachforschungen, die mein Freund Dr. Koppmann die Güte hatte anzustellen, blieben erfolglos. Lappenberg setzt sonderbarer Weise die 4. Elegie Milton's in's Jahr 1620, indem er 1603 f. d. Geburtsjahr des Dichters hält und knüpft daran irrige Folgerungen betreffend den Sinn der Verse 71—74.

30 [1]) Die Datirung dieser Elegie, zusammengehalten mit Ep. fam. 1., macht ausserordentliche Schwierigkeiten. Der Versuch, diese dadurch zu lösen, dass man einen vorübergehenden Aufenthalt Young's in England Anfang 1625 annimmt, wie ihn Masson P. W. III. 494 ff. gemacht hat, scheint mir überkünstlich. Auch aus anderen Gründen, die ich in Gött. Gel. Anz. 1875, 842—844, auseinandergesetzt habe, glaube ich annehmen zu dürfen, dass Milton sich (wie im Falle von Silvarum Nr. 1) in der Datirung des Gedichtes geirrt hat, und dass sie „Anno aetatis 16“ lauten sollte. — Man möchte glauben, dass Young's Unterricht auf die Bildung von Milton's Handschrift eingewirkt habe, wenn man die Probe von Young's Handschr. (b. Laing 24) mit dem cambridger Ms. vergleicht.

[2]) Die ausführlichsten Nachrichten über diese Schule finden sich zusammengestellt bei Stow ed. Strype, 1720, I. 163—169, vgl. über Colet: Wood Ath. Ox. I. 11, Weber: Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Grossbritannien. Leipzig 1845, I. 143 ff. Knight: The Life of Colet 1823 und Seebohm: The Oxford Reformers 1867 liegen mir nicht vor.

31 [1]) S. dies Urtheil über Al. Gill sen. (geb. 27. Febr. 1564, gest. 17. Nov. 1635) bei Wood Ath. Ox. I. 602. Daselbst eine Aufzählung der Werke Gill's u. a. Logonomia Anglica, Qua Gentis sermo facilius addiscitur, von der mir die zweite Auflage von

Seite

1621 vorliegt (London, Excudit Johannes Beale), vgl. Strype a. a. O. S. 168.

32 [1]) In der Bodleiana unter den Mss. Aubrey's befindet sich in demselben Bande, der die Lebensbeschreibung Milton's enthält, S. 28 die Biographie des Dr. Thomas Triplett (s. über ihn Wood Fasti II. 145). Von diesem heisst es: „He went to school to Dr. Gill as appeares by his Ballad, which will last longer than any Sermon that ever he made . . Our common friend George Ent went to school to him who told me that he had forgot the smart of his old master Gill.“ Am Rande: „Dr. . . Gill (the father) was a very ingeniose person, as may appeare by his writings: notwithstanding he had moodes and humours as particularly his whipping fitt“ . . . S. 29 folgt die Ballade, deren Ton so derb ist, dass ich nur die Anfangsverse hierher setzen will: In Paul's churchyard in London | There dwells a noble Firker | Take heed ye that pass | Lest you tast of his Lash etc. Am Rande steht unter anderem: „Dr. Triplet came to give his master a visit and he whipt him.“ Ebenda steht ein Gedicht auf Gill, den Sohn, worüber u. K. 2.

[2]) Das im Text Gegebene stützt sich auf Wood Ath. Ox. II. 22 (daselbst eine Liste der gedruckten Werke des Al. Gill jun., unter denen die *παρεργα* sive poetici conatus etc., London 1632, hervorragen, und derer, die Wood im Ms. gekannt hat). Strype a. a. O. S. 168. Die im Staatsarchiv aufgefundenen Gedichte sind abgedruckt bei W. D. Hamilton 65 ff., über den Streit der Gills mit Ben Jonson s. Kap. 4.

33 [1]) Grundlage der Nachrichten über Diodati's Familie und ihn selbst ist das bei Todd VI. 171, 359, Hamilton 45, Masson II. 81, P. W. z. d. betr. Gedichten und Preface, T. W. Jones: Life of W. Bedell (Camden-Society 1872), S. 141, 142 Zusammengestellte. Die wichtigsten Quellen über das Verhältnis Milton's zu Karl Diodati bilden die folgenden auf diesen bezüglichen Erzeugnisse des Dichters: Eleg. I, VI, Epitaphium Damonis im Silvarum Liber, das 4. italienische Sonett, Epist. famil. Nr. 6, 7. „Lepidum sodalem“ nennt ihn Milton Eleg. I., 7. Vergl. zwei griechische Briefe Diodati's an Milton, abgedruckt bei Mitford: Life of Milton, vor der Ausgabe der Werke I. pp. CX, CIII, CXIV.

34 [1]) „if such might be gotten“, s. Strype a. a. O. S. 165 und ebenda die Belege für das im Text Mitgetheilte. Zu Strype's Zeiten kürzten die Lehrer, wie er berichtet, den oben angeführten Spruch faulen Schülern gegenüber der Art ab, dass sie sagten: „aut disce aut discede.“

35 [1]) Auch hier zeigt sich der Verfasser als strenger Kritiker, S. 145: „In summâ, ita lasciviunt poetae nostri in carminum generibus, in

Seite

rhythmis, et utriusque mixturis, ut nihil fere excogitari possit, cujus exempla apud illos abunde non reperies."

36 [1]) Man vergleiche: Silvarum Liber Ad Patrem die Verse 82—84, welche Masson I. 67 schon hier anzieht, während er sie P. W. III. 528 erst auf die Universitäts-Zeit bezieht.

[2]) Defensio secunda W. VI. 286, 287: Pater me puerulum — Cantabrigiam misit, vgl. Aubrey. Wood sagt: there (nämlich in Cambridge) as at School for 3 Years before 't was usual with him to sit up till midnight at his book, which was the first thing that brought his eyes into the danger of blindness. Vgl. Phillips.

37 [1]) The Works of Abraham Cowley in two volumes, 1710, II., 782.

39 [1]) Geb. 1563, gest. 1618, s. Wood Athen. Oxon. I. 594, E. Phillips: Theatrum Poetarum Anglicanorum (Ed. 1800), S. 277, Charles Dunster: Considerations on Milton's early reading and the stamina of his Paradise Lost etc. 1800, S. 224 ff. Eine neue Ausgabe J. Sylvester's ist angekündigt von A. B. Grosart für die „Chertsey Worthies Library."

[2]) S. o. S. 22. Ich wiederhole absichtlich die kühnen Vermuthungen nicht, welche Dunster a. a. O. S. 229 hier anknüpft. Das vollständige Werk erschien bei Lownes 1605, 1611, 1613, 1621 mit Sylvester's eigenen Gedichten, ebenso 1633, 1641. Ich benutze die „Oeuvres poétiques" des S. du Bartas in der Ausgabe von 1608.

[3]) P. W. II. 389—392, III. 343 ff. „A Paraphrase on psalm CXIV. „This and the following Psalm were done by the Author at fifteen years old" (eine von Milton selbst hinzugefügte Bemerkung).

40 [1]) Samuel Johnson: The works of the English Poets (Ed. Göttingen 1784) I. The Life of Milton, S. 5.

[2]) Man vergleiche die kritische Untersuchung bei Dunster a. a. O. S. 17—32 und bei Todd, woselbst auch Warton's Bemerkungen im Auszug zu finden sind.

[3]) An Apology etc. W. III. 268.

41 [1]) Dunster a. a. O. 231.

[2]) In Camdeni Insignia; Oxon. 1624, s. Masson I. 85.

[3]) El. VI. v. 3 (P. W. III. 53). „At tua quid nostram prolectat Musa camoenam" etc. Ep. fam. W. VII. 378.

42 [1]) Ep. fam. W. VII. 370. Al. Gillio Maji 20. 1628: „Accepi literas tuas et quae me mirifice oblectavere, carmina vere grandia et Majestatem vere Poeticam, Virgiliumque ubique ingenium redolentia."

[2]) Ep. fam. 5. Al. Gillio Dec. 1634. W. VII. 373.

[3]) Ep. fam. 3. Al. Gillio Cantabrigiae Julii 2. 1628. W. VII. 371. „Haec quidem Typis donata ad te misi, utpote quem norim rerum Poeticarum judicem acerrimum et mearum caudidissimum" etc.

[4]) Phillips.

Seite

43 [1]) Das Datum ist zu schliessen aus der Abfassungszeit von Milton's Gedicht „On the Death of a fair infant" (das Kind seiner Schwester), welches Gedicht dem Jahr 1626 angehört.

[2]) Masson I. 81, Anm. 1.

[3]) Strype a. a. O. I. 220. Vgl. Seymour a. a. O. II. 386. In Maitland: The History of London (1739), S. 610, wird der 20. Januar als Datum der Inkorporation angegeben, s. auch Masson I. 48.

[4]) S. f. das allgemein Historische Rawson Gardiner: History of England from the accession of James I. to the disgrace of chief-justice Coke, 2 Vols. 1863. Prince Charles and the Spanish marriage 1617—23, 2 Vols. 1869, A history of England under the duke of Buckingham and Charles I., 2 Vols. 1875.

[5]) P. W. III. 59, 60, 65—72, s. Kap. 2.

46 [1]) S. neben Guizot (1863) und Rawson Gardiner vorzüglich J. Goll: Die Französische Heirath. Prag 1876.

## Zweites Kapitel.

48 [1]) Der folgenden allgemeinen Schilderung liegen zu Grunde: V. A. Huber: Die Englischen Universitäten, 2 Bde. 1839, 1840. Th. Fuller: The history of the University of Cambridge. (Ed. 1840. London). (James Heywood): Collections of Statutes for the University and the Colleges of Cambridge. London 1840. The Autobiography and Correspondence of Sir Simonds d'Ewes, ed. J. O. Halliwell, 2 Bde., London 1845, daraus als Auszug: College Life in the time of James the first, London 1851. C. H. Cooper: Annals of Cambridge, 4 vols. 1842—52. Vor allem aber waren die schon mehrfach benutzten „News-Letters from Joseph Meade to Sir Martin Stuteville, Nov. 1620 bis April 1631," Br. M. Harl. Ms. 389, 390, 2 Bde., einzusehen. Sie werden im Folgenden unter Meade's Corresp. citirt. Dagegen konnte ich leider nur in Auszügen folgende Werke benutzen: Dyer: Privileges of the University of Cambridge, History of the university and colleges of C. 2 Vols. 1814. Peacock: Observations on the Statutes. 1841.

[2]) Englisch nach Dyer wieder herausgegeben 1838.

49 [1]) „Nur bei den Vorstehern wurden Ausnahmen geduldet" Huber II. 53.

[2]) Die Ausnahmen von dieser Regel berücksichtige ich hier nicht, s. Kap. XLVII. der Statuten.

[3]) Nach den elisabethanischen Statuten für die Colleges (Nr. 34) sollen die Thore im Winter um acht, im Sommer um neun Uhr geschlossen werden; nach den Statuten von Christ College soll von Michaelis bis Ostern niemand später als neun, von Ostern bis Michaelis niemand später als zehn Uhr in's College zurückkehren

Seite

s. Masson I. 112, woselbst ein Ms. der Statuten von Christ College benutzt wird.

50 [1]) Masson I. 113. In den Statuten von Christ College heisst es im Gegensatz zu dem vorhergehenden „adultus“: „alioquin virga corrigatur“. Zuerst mitgetheilt bei Todd I. 16 nach Kap. 37 der Statuten De Lectoris Authoritate in Discipulos, in welchem von dem Fall die Rede ist, dass die Schüler „absent themselves from certain Lectures“.

[2]) Die Briefe Meade's geben die besten Belege. Ich greife nur einzelnes heraus, was sich, wenn nichts Besonderes hinzugefügt ist, auf seinen Zögling, den neu angekommenen Sohn Stuteville's bezieht. 26 March 1625. (I. fol. 418 b.) „For his apparrell it is best he should be furnisht like a gentleman both in respect of yourselfe and the better to cover any other defect. His gowne therefore should be stuff etc.“ fol. 428 b. „For Mr. John I will take order (if you send money), that his gowne shall be suitable every way to his condition. But I must desire you to give him a II s in his purse to pay for his admission 10 to the Colledge and the lecturer 12 d. that I may keep my promise that it should never be payd out of my hand.“ In demselben Brief Ausführliches über die Zimmer-Vertheilung: „For bedding wee shall make a shift perhaps for a week, till we know better what is needfull. If he keeps in the new building, he must have a whole bedding because he lyes alone . . if in another chamber where he hath a bedfellow, they must make a bed between them and his part will be more or less according as his bedfellow is furnished.“ fol. 446 a. 25 May 1625: „When your letter was delivered me, I was paying the Draper for your son's gowne“ etc. II. fol. 139 b. 14. Oct. 1626: „I would by my pupill some books he hath but a poore Study and nothing but such books as he must needs have. Are you willing I should lay out a matter of 30 or 40 shillings to that purpose?“ etc. Am 2. Dec. 1626 fol. 169 a. beklagt sich M. über die Saumseligkeit seiner Zöglinge Higham und Tracy: „Neither he (Higham) nor Mr. Tracy are so good Paymasters as I hoped for. But the latter I think is only late (?) to forget his money, the other is not so well stored.“ Sehr lehrreich sind auch die Nachrichten über das College-Leben in der Autobiographie von Sir Simonds d'Ewes. I. 106—155.

51 [1]) Der Name kommt daher, dass an diesem Tage die Graduirten ihre Grade auszuüben begannen. Es sollte der erste Dienstag im Juli sein. Stat. Elisab. Kap. 2.

[2]) Dyer, Privileges I. 330.

[3]) Huber II. 347.

Seite

52 [1]) Ausserdem war durch Dekret vom 25. März 1606 die Entfernung von der Universität in der Zeit zwischen dem Bakkalaureat und Erlangung des Grades eines M. A. gestattet worden, Dyer I. 289—292.

53 [1]) „Johannes Milton Londinensis, filius Johannis, institutus fuit in literarum elementis sub Magistro Gill, Gymnasii Paulini praefecto; admissus est pensionarius minor Feb. 12. 1624, sub Magistro Chapell, solvitque pro ingressu 10 s.“ Auszug aus dem Entry-Book von Christ-College bei Masson I. 88. Eine Kopie dieses Eintrags nebst anderen auf Christ-College bezüglichen Notizen befindet sich im Br. M. Harl. Mss. Nr. 7036.

[2]) Strype, (Ed. 1720) I. 166.

[3]) The Autobiography of S. S. d'Ewes I. 119.

[4]) 1800 ist Downing College hinzugekommen. S. Cooper IV. 268, 467. Die Mitgliederzahl nach einer bei Masson I. 89—91 zusammengestellten Liste.

54 [1]) Fuller hist. of the university of Cambridge 134—138. Wood.

[2]) Cole's Mss. vol. XX, p. 65 und Athenae Cantab. im Br. M. angeführt bei Masson I. 99.

[3]) Fuller: The history of the Worthies of England (Edit. 1840) I. 519. Henry Ellis: Original Letters illustrative of English history first series, 1824. Works of the pious and profoundly learned J. Meade, 2 Vols. 1664 mit dem Leben des Autors.

55 [1]) Man vgl. z. B. The Diary and correspondence of Dr. John Worthington, herausgegeben von Crossley in den Edit. der Chetham-Society (1847, 1855) V. II. P. 1. S. 41.

56 [1]) Worthington's Diary I. 53 N.

57 [1]) Masson I. 646, II. 76—79, grossentheils nach Briefen aus dem St. P. O., vgl. Biogr. Brit. IV. 448. Fuller Worthies II. 571. Cooper: III. 85. Life of Bedell in den Ed. der Camden-Society 1872, p. 231.

[2]) d'Ewes, Autobiography II. 200—213. Gell starb 1665, s. Worthington's Diary II. P. 1. S. 171. Masson I. 107. Meade's Brief v. 19. Mai 1627, Ms. II. f. 253 a.

[3]) Nach Meade's Correspondence kann man herausrechnen, dass er allmählich den John Stuteville, Tracy, John Higham, Justinian Isham zur Aufsicht übernahm.

[4]) Meade's Brief vom 17. Febr. 1627 (II. fol. 206 a.) „Our master here hath the absolute dispose of chambers and studies and however the statute limits his power by discretion to dispose according to qualitie, desert and convenience, yet himselfe being the only judge, that limitation is to no purpose. And to tell tales forth of Schoole, our present Master is so addicted to his kindred, that where they may have a benefit, there is no perswasion whosoever hath the injurie.“ Vgl. fol. 221 a., 225 a.

Seite

57 [5]) Vgl. die von Masson I. 87 ff. veröffentlichte Liste. Milton's Immatrikulation in den Universitäts-Büchern erfolgte erst am 9. April 1625 (s. den Eintrag bei Masson I. 124). Nach seiner Admission in das College am 12. Februar muss er wieder nach London zurückgekehrt sein, wie das Datum des Briefes an Young (Ep. fam. 1), Londino Martii 26, 1625, bezeugt.

58 [1]) Fuller Worthies II. 517 über Preston, „the greatest pupil-monger in England in man's memory". Wood I. fasti 183. Neal history of the Puritans. Ueber Downes u. Wheelock: d'Ewes, Autobiography I. 139, 141. Fuller III. 66. Näheres über Herbert in Kap. 4.

[2]) Stat. Elisab. Nr. 39.

59 [1]) Cooper III. 265, 280—283. „Common Disorders in the University." Von Christ. Coll. heisst es allerdings ausdrücklich: „Their service is much reformed of late." Für das Folgende wird benutzt ein dem Erzbischof Laud 23. Sept. 1636 eingesandtes Aktenstück.

[2]) d'Ewes Autobiography I. 141.

[3]) Meade's Corresp. nach Erzählung jenes dunklen Versuchs von Power (s. o. S. 57 Anm. 2), II. fol. 253 a. (19. Mai 1627). „Deus bone quomodo hic vivitur!"

60 [1]) „Prayers of every Man's own making (and sometimes sudden conceiving too)" Cooper III. 281.

61 [1]) Cooper III. 178. Meade's Corresp. 9. Apr. 1625 (I. fol. 420 b.).

[2]) Meade theilt gewöhnlich die Todtenlisten mit bis zum 11. März 1626 (II. fol. 25 a.). Corresp. 10. Sept. 1625 (I. 487 a.). d'Ewes Autobiography I. 278, vgl. 273.

[3]) Meade's Corresp. 17. Juli 1625, abgedr. in „Court and Times of Charles I." (1848) I. 43.

[4]) Meade's Corresp. 4. Sept. 1625, s. „Court and Times" I. 45.

[5]) On the Death of a fair infant dying of a Cough. P. W. II. 392 bis 395, vgl. III. 345—347, üb. d. Art d. Datirung „Anno Aetatis 17" s. II. 188. Vgl. Phillips 364.

62 [1]) Eleg. 3. In obitum Praesulis Wintoniensis, P. W. III. 43—45, 489—492, II. 329—330. Vgl. auch Worthington's Diary I. 76.

[2]) Wenn dies, wie es den Anschein hat, eine Anspielung auf den Tod Christian's von Braunschweig und Ernst's von Mansfeld ist, so könnte das Gedicht erst gegen Ende d. J. geschrieben sein.

63 [1]) In obitum Praesulis Eliensis Silvarum 3, P. W. III. 72—74, 520—524 II. 353.

[2]) In obitum Procancellarii medici, P. W. III. 64, 511—13, II. 352. Vgl. über Gostlyn: Fuller III. 489, hier wird als Todesjahr irrig 1625 angegeben. Milton's Datirung seines Gedichts in den Ausg. v. 1645 und 1673 „anno aetatis 16" ist irrig.

Seite

63 [3]) In obitum Praeconis Academiae Cantabrigiensis El. 2. P. W. III. 43—45, 488—99, II. 328, 329. (Das Testament Ridding's ist nachweislich eröffnet 8. Nov. 1626.)

[4]) Dyer: Privileges I. 300.

[5]) Silvarum Lib. In Quintum Novembris. P. W. III. 65—72, 513—520, II. 353—354.

65 [1]) S. über die Angelegenheit, die hier nicht ausgeführt werden kann, R. Gardiner: A history of England under Buckingham etc., I. Chap. 7.

[2]) Worte Sir Th. Crew's, des Sprechers des ersten Parlamentes Karl's I., s. R. Gardiner l. c. I. 191.

66 [1]) Sie befinden sich im Br. M. Additional Mss. Nr. 5016 (nicht 5017, wie Mitford sagt) folio 64, abgedruckt in Mitford's Ausgabe von Milton's Werken, I. p. CXCIII, CXCIV.

67 [1]) El. I. P. W. III. 39—42, 486—488, II. 323—328. Das Datum darf man mit einiger Sicherheit aus dem Umstande schliessen, dass Milton seine Jugendgedichte in chronologischer Ordnung vorzuführen beabsichtigt, das auf diese Elegie folgende Gedicht aber bezeichnet ist „Anno Aetatis 17". Diodati war am 10. December 1625 in Oxford B. A. geworden. („Wood Mss. in the Ashmolean 8506", s. Masson I. 138.)

[2]) Die Verse 41 ff. hat man auf shakespearesche Stoffe beziehen wollen, doch aber eingesehn, dass „indelibata gaudia" zu dem Gedanken an Romeo nicht passen würde, während allerdings unter dem „criminis ultor" sich Hamlet's Geist oder Banquo's wohl verbergen könnte. Dennoch neige ich mich dahin, auch hier eine Bezugnahme auf antike Stoffe zu finden, welche Milton sonst an dieser Stelle durchaus hervorhebt. Namentlich scheint er Seneca's Tragödien im Auge gehabt zu haben; so möchte unter dem „Ultor" vielleicht Laios zu verstehn sein, während zu dem „puer infelix" allerdings die Persönlichkeit des Haimon aus der Antigone trefflich passen würde. — Steevens Bezugnahme auf die „Ate" in dem Drama „Locrine" erscheint gesucht.

68 [1]) El. VII. Anno aetatis undevigesimo; P. W. III. 56—59, 507—509. II. 338—340.

69 [1]) Wenigstens deutet v. 91 auf eine direkt angeredete Person: „Crede mihi, nullus sic infeliciter arsit." Der Elegie ist, vermuthlich bei Gelegenheit der Herausgabe von 1645, eine Art von Epilog angefügt, in welchem, halb im Ernste halb im Scherze, jener Jugendthorheiten gedacht wird, die längst ihren Werth für den Dichter verloren, seit die „umbrosa Academia" ihn aufgenommen. Dies bedeutet schwerlich, wie Warton meint, „in other words his return to the university," sondern seine Hinwendung zum ernsten, philosophischen Studium. Vgl. auch die Worte „shady spaces of philo-

Seite

sophy“ etc. in „An Apology etc.“ Works III. 272, s. P. W. III. 508, 599.

69 [2]) Vgl. Laing a. a. O. S. 15 ff. Daselbst eine Abbildung des Pfarrhauses.

[3]) Epist. famil. Nr. 4. Cantabrigia Julii 21. 1628, W. VII. 373.

70 [1]) S. oben S. 42 Londino Maji 20. 1628. (Die Datirung v. London, Gill's Wohnort, und ausserhalb der Ferienzeit könnte auffallen, wenn nicht auch El. 7 gleichzeitig Anspielungen auf London und den Mai enthielte.) Cantabrigia Julii 2. 1628. Ep. fam. 2, 3. W. VII. 370, 371. Ein Brief muss verloren gegangen sein, denn in Ep.fam. 3 heisst es: „Negotium illud, de quo scripsi subobscurius,“ etc. ohne dass sich in dem Brief vom 20. Mai auch nur die dunkelste Andeutung dieses negotium fände.

[2]) Kurze biographische Notizen über Cleveland bei Fuller II. 240, Wood f. O. I. 274, eine Lebens-Skizze vor „Clievelandi Vindiciae Or Clieveland's genuine Poems, Orations, Epistels etc.“ London, 1677, welche Ausgabe mir zu Gebote steht, und nach der ich im Folgenden citire. Das Datum von Cleveland's Aufnahme in das Christ-College entnehme ich dem Auszug aus dem „Entry-Book“ bei Masson I. 156, vgl. e. Artikel in „Gentleman's Magazine“ Febr. 1873.

71 [1]) Ueber die Brüder King, besonders Edward King, s. nach Todd V. 4 ff. P. W. zum Lycidas, b. Masson I. 146 den Eintrag aus dem „Admissions-Book“. Es ist auffallend, dass die Kings als lesser pensioners in das College eintreten. Vgl. Phillips 356.

72 [1]) Naturam non pati senium, P. W. III. 74—76, 524, 525. II. 354—358, der Titel des Werkes v. Hakewill (s. üb. ihn auch Wood und Todd) lautet: „Apologie of the Power and Providence of God in the Government of the World; or an Examination and Censure of the common Error touching Nature's perpetual and universal Decay.“ D. Motto war dem Prediger Salomon. 7, 11. entnommen.

73 [1]) Masson I. 131. [2]) Cooper III. 182.

74 [1]) C. S. P. Dom. S. 1626, p. 236, 248.

[2]) Nähere Bestimmungen Stat. Kap. 33. Ueber den Begriff der Regents Huber II. 333.

77 [1]) Meade's Corresp. abgedr. in „Court and Times“ I. 107 und Ms. II. fol. 70a—75a. Cooper III. 185 ff. d'Ewes Autobiography I. 388. Vgl. Rawson Gardiner II. 66, 67. Das erwähnte Gedicht in Meade's Corresp. Ms. II. 182a. auf einem Blatt für sich: „Where onely one doth rule and guyde the Shippe | That neither Card nor Compas knew before, | The Master Pilot and the rest asleepe, | The stately Ship is splitt upon the Shore. | But being awake they start up, stare and cry | Who is in fault! Nor I, nor I, nor I; | So

Seite

fares it with the rich and royall State | Not guyded by the Master, but his Mate."

78 [1]) Näheres in Meade's Corresp. vom 3. und 10. März 1627, s. „Court and Times" I. 202.

[2]) Cooper III. 200.

[3]) Meade's Corresp. II., fol. 320a., 17. Nov. 1627 Dat.: „Christ Coll. Nov. 17 when our belles in every church are ringing here in memory of happy Q. Elisabeth". Unmittelbar vorher geht eine Schilderung der Unglücksfälle der Flotte bei der Insel Rhé.

79 [1]) Cooper III. 203, 204.

80 [1]) Diese Ansicht wird bekämpft durch Tulloch: Rational Theology and Christian Philosophy, 1872, I. 266 ff., s. indess d. nächste Anm. und Rawson Gardiner II. 343.

81 [1]) Das Material für die Geschichte dieses interessanten Falles ist jetzt grössten Theils zusammengestellt bei Hamilton S. 67—71 (zuerst bei Masson I. 178), vgl. C. S. P. 1628—29, 1629—31 Reg. Aubrey: Letters written by eminent persons II. 285. Meade's Corresp., Nov. 15. 22. 1627. Es scheint mir doch, als ob Chillingworth der Angeber gewesen sei, die Annahme wird bestätigt durch den Brief Sam. Fisher's bei Hamilton 69. Zugleich ist dieser dadurch merkwürdig, dass hier ein „Mr. Deodat" erwähnt wird, der derselben Meinung sei, vermuthlich Milton's Freund. In dem früher von mir erwähnten Ms. der Bodleiana (s. o. S. 32 Anm. 1) finde ich ein Gedicht, das unzweifelhaft auf diese Angelegenheit geht. Ich setze nur einige Verse hierher: „Gill upon Gill: And for thy Blanketting (Am Rande: he was tossed in a Blanket) | And many such a thing | For which thy name in Towne doth ring | And none deserves so ill | To heare as bad as Gill | Thy name is a proverb still.." Gegen Ende heisst es: „But now remainst the vilest thing | Thy Ale-House barking 'gainst the King | And all his brave and noble Peers | For which thou venturest for thy eares" (vgl. schon B. Jonson's Works II. 438, Ed. Cunningham).

82 [1]) Nec dudum vetiti me laris angit amor. S. über die verschiedenartige Auslegung P. W. III. 486.

83 [1]) Heywood 31, vgl. über noch späteres Vorkommen der körperlichen Züchtigung für Undergraduates: Academy 1874, p. 30 (Juli 11.).

[2]) Regii Sanguinis Clamor p. 8. „Ajunt hominem Cantabrigiensi Academia ob flagitia pulsum dedecus et patriam fugisse et in Italiam commigrasse" etc.

84 [1]) Offenbar ist „Tovell" bei Aubrey eine Namens-Verwechselung mit „Tovey".

[2]) S. die Liste bei Masson I. 184. [3]) Huber II. 135.

Seite

85 [1]) El. V. Anno aetatis 20. In adventum veris. P. W. III. 69—53, 500—503, II. 335, 336.

[2]) Masson I. 186 nach Br. M. Add. Ms. 5884 und Wood Ms. Ashm. Mus. 8507.

[3]) El. VI. Ad Carolum Diodatum ruri commorantem. P. W. III. 53—56, 503—506, II. 336, 337. Die Zeit der Abfassung ergiebt sich aus der Datirung der einliegenden Ode: „On the Morning of Christ's Nativity", welche 1629 ist, s. u. S. 86 Anm. 2.

86 [1]) Z. B. Paradise Lost V. 483, Penseroso 46.

[2]) P. W. II. 399—408, 196, 197 III. 351—357. „On the Morning of Christ's Nativity", nach der Ausgabe von 1645 mit 1629 als Datum der Abfassung bezeichnet.

87 [1]) P. W. II. 408—411, 197; III. 357, 359.

[2]) Leider steht mir ein Aufsatz „On University-Plays" in der Retrospective Review XII nicht zu Gebote.

[3]) Cooper III. 71, 84. „Ignoramus" wurde veröffentlicht 1630, s. Lowndes.

88 [1]) Meade in „Court and Times" I. 325, 329.

[2]) Clievelandi Vindiciae p. 180. [3]) London 1632 s. Lowndes.

[4]) Meade in „Court and Times" II. 29.

89 [1]) S. „Trinculo, a jester" in Shakespeare's Sturm.

[2]) „An Apology against a Pamphlet" etc. W. III. 267.

90 [1]) Cooper: III. 223—228. Ueber den Verlauf der Pest in Cambridge und speciell die Lage von Christ College geben uns die Briefe Meade's den besten Aufschluss. 1630. 17. 23. 24. April, 20. 27, Okt., 27. 28. Nov., 5. Dec. Correspondence II. fol. 513a—527a, zum Theil abgedruckt in „Court and Times" II. Als Ergänzung zur Bestimmung der Lokalität hat mir der Plan von Cambridge von 1634 vor Fullers history of the Univ. of C. gedient.

91 [1]) Cooper: III. 234.

[2]) P. W. II. 414, 415, 199—202 III. 364 vgl. The Fairfax Correspondence, Memoirs of the Reign of Charles I ed. G. W. Johnson I. p. LXVIII. Es finden sich in einer Sammlung von „Epitaphs" (Titel fehlt, am Schluss Oct. 8, 1639 Imprimatur Matth. Clay, in dem Ex. der Göttinger Bibl. angebunden „Wits Recreations, London 1640") unter No. 9—12, 56 noch weitere Grabschriften auf „Hobson the Carrier". No. 96 daselbst entspricht mit einigen Varianten dem aus Sancroft's Ms. mitgetheilten Fragment bei Todd VI. 90.

[3]) P. W. II. 416—418, 202—204. III. 365, 366.

92 [1]) Brief Karls I. an Master und Fellows von Christ College vom 10. Juni 1630, bei Masson I. 206, nach Br. M. Harl. Ms. 7036.

[2]) Eintrag aus dem Admission-Book bei Masson I. 210, welcher das Factum zuerst bekannt gemacht hat.

Seite

92 [3]) Eintrag bei Masson I. 215; vgl. über More: Tulloch: Rational Theology. II 303—410.

[4]) Wood II. fasti, 29. Peter Hausted: The Rivall friends a Comedy. London 1632, von demselben: Senile Odium Comoedia Cantabrigiae publice Academicis recitata in Coll. Reginali ab ejusdem Collegii Juventute, Cantab. 1631, daselbst andere Schriften von ihm. Ueber Randolph s. Wood I. Athen. Ox. 244. The Jealous Lovers, gedruckt 1632, Lowndes.

93 [1]) d'Ewes Autobiography II. 67.

[2]) Brief vom 4. April 1632, C. S. P. 302. d'Ewes II. 68 deutet doch noch, wie mich dünkt, auf andere Gründe hin.

[3]) Auszug aus dem Graduation-Book bei Masson I. 225.

[4]) S. Cleveland's Gedicht: „How the Commencment grows new (Vindiciae p. 88 ff.) vgl. Cooper III. 280. Im übrigen vgl. über die Formalitäten des Commencment-Day Kap. XXX der Statuten v. 1570. Dyer I. 307. 286. 228—231. 236. 293—294 und einen Anhang bei Peacock.

94 [1]) P. W. II. 412, 198; III. 360—362 At a solemn musick. Masson setzt das Gedicht vermuthungsweise in's Jahr 1630, ebenso das „On Time" (P. W. II. 411).

[2]) Stat. Kap. 4, vgl. Huber II. 49, 94 u. s. w.

95 [1]) Wovon d. eine Mal in den public schools, Autobiography of d'Ewes I. 120, 121, 140.

[2]) S. üb. d. genannten Autoren Masson I. 229; vgl auch üb. d. damals beliebten Lehrbücher der Logik: A. de Morgan: On the Syllogism, No. III, and on Logic in general (Transactions of the Cambridge philos. Soc. X. 227 Note zu § 4. 1864).

96 [1]) Silvar L. ad Patrem 85. S. üb. d. Genannten Wood, Fuller.

[2]) C. S. P. 1627 s. v. Dorislaus, vgl. 1628, 1632. In Folge gütiger Uebersendung durch S. R. Gardiner liegt mir Wren's Brief an Laud im Wortlaut vor.

97 [1]) Tulloch: English Puritanism, 1861 S. 297.

[2]) R. Coke: A detection of the court and state of England, 1719, I. 16 ff.

[3]) Prolusiones oratoriae, W. 411—469. Masson in Bd. 1 hat sie zuerst nach Verdienst gewürdigt. Ich bemerke, wo ich von seiner Ansicht abweiche oder sie zu ergänzen versuche.

[4]) Utrum dies an nox praestantior sit? l. c. 410—421. Man hat neuerdings unter den Mss. Sir F. Graham's zugleich mit Miltons Commonplace-Book auf einem einzelnen Blatt einen kleinen lateinischen Essay, überschrieben „Mane citus lectum fuge", und darauffolgend ein kleines lateinisches Gedicht „Carmina Elegiaca" aufgefunden, das denselben Gedanken ausdrückt. Beide Stücke sind von A. J. Horwood in der Edition des Commonplace-Book (Camden-

Seite

Society 1876) p. 66—68 zum Abdruck gebracht. Am Rande des Blattes fand sich „. . es Milton". Die Handschrift hat zwar, im ganzen, wie l. c. p. XVIII bemerkt wird, mit den sonst bekannten Proben der Hand Milton's keine Aehnlichkeit. Allein man muss zugeben, dass der ganze Stil der beiden Stücke entschieden der Milton's, die Uebereinstimmung einzelner Wendungen mit Versen des Allegro und vor allem der cit. Prolusio sehr auffallend ist. Nichts liegt näher als in beiden Stücken Jugend-Versuche, vielleicht Schulübungen Milton's zu sehn, die er selbst als zu unbedeutend ausnahmsweise verschmähte zum Abdruck zu bringen.

98 [1]) Man beachte die Aehnlichkeit dieser Worte mit denen in dem Brief an Gill v. 2. Juli 1628, s. o. S. 70.

99 [1]) In feriis aestivis Collegii, sed concurrente, ut solet, tota fere academiae juventute. Oratio: Exercitationes nonnunquam ludicras philosophiae studiis non obesse, l. c. 441—449. Prolusio 449—456. Die Anhaltepunkte f. d. Datirung, die zugleich massgebend sind f. d. Datirung der vorherbesprochenen Rede, s. u. Anm. 2 zu S. 104.

[2]) propter studiorum dissidia.

101 [1]) Masson I. 257.

[2]) Ich glaube einige Stellen der „Oratio habita in Scholis publicis cum Patris officio fungeretur" so verstehen zu müssen; s. S. 191. „Etiam et filii mei hisce lepidis Exercitiis interessent, nisi quod tuenda sunt castra, observanda Statuta, ne caeteris jocantibus violarentur" etc. S. 192: „Crudele Decretum quod mutis execuit linguas" etc. vgl. S. 189 die Anspielung auf das „novissimum decretum", 191 „statutis magis morigeri".

102 [1]) Unter den Formalitäten, welche die Kandidaten f. d. Bakkalaureat durchzumachen hatten, war die eine, dass sie sämmtlich eine Frage aus Aristoteles ἀναλυτικὰ πρότερα beantworten mussten. Dies hiess „Entering their Priorums"; s. Masson I. 117 a. E.

103 [1]) Masson vermuthet dies, ich denke man darf es für bestimmt annehmen, weil dieselben Bezeichnungen mit Speise und Getränk nach Art eines Menu wieder angewandt werden, als von der Benennung der „filii" die Rede ist, welche doch Studenten waren. S. 454. a. E. „Nolo sub nominibus ferculorum filios meos epulandos vobis tradere" etc.

[2]) Masson I. 259 vermuthet, die Stelle p. 450 „Academici . . . qui me audituri per flammas et ignes irrupistis", „scintillans ille noster Cerberus . . flammeo coruscans baculo" . . etc. gehe auf eine Ceremonie, nach der die Studenten beim Eintritt in die Halle, wo der Thürhüter und seine Gehilfen standen, durch Rauch und Flammen zu gehen hatten. Eine ähnliche Sitte bei Einführung der „freshmen" finde ich allerdings erwähnt in Wood's Biographie (Eccles. Soc. 1848 p. 34). Die Ausdrücke können aber auch bildliche sein für

Seite

die zornglühenden Gesichter der Pedelle (vgl. auch El. 2 „baculo fulgente). Bei den Worten „tortuosos fumi globos evolvit" läge es nahe, an einen Rauchenden zu denken.

3) Vgl. die citirte Rede Cleveland's.

104 1) Aubrey, nach ihm Wood . . „The Lady of Christ's Coll."

2) At a vacation exercise in the College, part Latin, part English. Anno aetatis 19. P. W. II. 395—398, vgl. II. 190—196. III. 347—351. Schon Keigthley 255 hat den Zusammenhang erkannt, W. G. Clark durch eine glückliche Entdeckung, die Masson weiter ausgeführt hat, v. 91. „Rivers arise" richtig verstehen lassen. Die Datirung des Gedichtes (nach Milton's üblicher Methode 1628) bestimmt auch die Datirung der Rede. Sie wurde in den Sommerferien 1628, vermuthlich im Anfang derselben, gehalten. Damit stimmt ihr Beginn „Cum ex ea urbe (London) huc nuper me reciperem," vgl. o. S. 68 El. 7 und Ep. fam. 2, durch welche der Aufenthalt in London f. d. Frühling 1628 bezeugt wird. Zu Ep. fam. 3 stimmt vorzüglich die Bemerkung über das „otium literarium". Mit der Datirung dieser Rede ist aber auch die von Nr. 1 gewonnen, wenn man die Worte „nuperrime" und „ante praeteritos menses aliquam multos" nicht zu sehr ausdehnen will.

106 1) In Collegio etc. Thesis. In rei cujuslibet interitu non datur resolutio ad materiam primam, l. c. 430—436.

2) Non dantur formae partiales in animali praeter totalem. l. c. 437—441.

107 1) In scholis publicis. De sphaerarum concentu, l. c. 421—424. Die Rede findet man auch abgedruckt und übersetzt in dem kritiklosen Werke von F. Peck: New memoirs of de the Life and Poetical Works of Mr. John Milton, London 1740, Nr. VIII.

2) S. o. S. 94 v. 19 ff., vgl. dazu die gesammelten Stellen, auch „Merchant of Venice" V. 1.

3) In scholis publicis. Contra philosophiam scholasticam. l. c. 425—430.

110 1) In sacrario habita pro arte oratio. Beatiores reddit homines ars quam ignorantia, l. c. 456—469. Das „pro arte" bezieht sich nur auf das Thema der Rede und hat mit dem gradus M. A. nichts zu thun. Die Worte im Anfang: „Testor ipse lucos et flumina et dilectas villarum ulmos, sub quibus aestate proxime praeterita (si dearum arcana eloqui liceat) summam cum musis gratiam habuisse me jucunda memoria recolo, ubi et ego inter rura et semotos saltus velut occulto aevo crescere mihi potuisse visus sum", deuten darauf hin, dass M. bald nach Ablauf der Herbstferien sprach. Worauf sich diese Worte beziehen, darüber unten ein Mehreres.

113 1) Wood: „was esteemed to be a virtuous and sober Person, yet not to be ignorant of his own Parts."

Seite

113 [2]) Nur die oben S. 102 berührte Prolusio bildet eine Ausnahme, man weiss aber nicht recht, wo Ernst und Ironie in ihr sich scheiden.

115 [1]) Huber II. 77. A. de Morgan l. c. 181 und im Athenäum 1868 Aug. 8 (p. 179). Ueber Downame s. Wood I f. O. 124.

[2]) S. auch Huber II. p. VI. unter den Nachträgen daselbst S. 76 über Oxford.

116 [1]) Spenser: Hymn on heavenly beauty, v. 78 ff.

[2]) Einfluss platonischer Ideen in d. Prolusiones oratoriae, at a solemn musick 6, Penseroso 88, Comus 110, 241, 457—463, 467 ff. Arcades 63 W. IV. 30, 32, 152; VIII. 76. Schilderung der Akademie VII. 462. Par. regained IV. 244 ff., 274 ff. S. über Milton's Verhältnis zu Plato: Edinburgh-Review Vol. 87 (1848) bes. 323, 335, 336.

[3]) De Idea Platonica quemadmodum Aristoteles intellexit, P. W. III. 76—78, 526—527; II. 358, 359.

117 [1]) Areop. W. IV. 416.

[2]) Comus 476 ff. — „(Plato) ipse fabulator maximus" De idea Plat. etc. i. f.

118 [1]) Tulloch: Rational theology and Christian philosophy in England in the seventeenth century, 1872, I. 350, II. 15 ff. Huber II. 172 ff.

[2]) Works of Bacon (Ed. Ellis and Spedding) I. 197 VI. 607 ff. I. 526, 616, 663, 667 VI. 672.

119 [1]) Bacon I. 158, 162. [2]) Bacon III. 156 vgl. auch Milton W. III. 262.

120 [1]) Def. sec. W. VI. 266; vgl. Aubrey.

[2]) S. d. Geschichte d. Bildes b. Masson I. 277. J. F. Marsh a. a. O. S. 146 „The Onslow-Portrait". H. Marsh hatte die Gefälligkeit mir aus den „Notes and Queries", die mir nicht zugänglich waren (3. Ser. IV. 26, 11 Juli 1863. 3 Ser. VII. 405, 20. Mai 1865), eine Kopie der Anfrage von Mr. Scharf und der Antwort eines Ungenannten zukommen zu lassen, durch welche die Frage, wohin das Original gekommen sei, nicht gelöst wurde. Ich habe im Sommer 1871 im South - Kensington - Museum ein Miniatur - Bild Milton's gesehen: „Temporary Label Portrait of Milton by Petitot French 17 cent. Lent by C. Goding Esq. No. 20" Brustbild, ziemlich jung, etwa 35 Jahre, aber mit blonden herabwallenden Haaren, blauen Augen!

[3]) Aubrey, Wood!, Phillips. „Meique etiam desiderium apud Collegii plerosque socios, a quibus eram haud mediocriter cultus, reliqui". Def. sec. 1652, W. VI. 287; vgl. An apology etc. 1642 W. III. 265. Man würde Milton schon v. C. aus widersprochen haben, falls seine Angaben unrichtig gewesen wären.

121 [1]) An Apology etc. W. III. 266.

[2]) The Reason of Church Government. W. III. 178, Animadversions etc. III. 232, 239. An Apol. III. 309.

122 [1]) Ep. fam. 19, W. VII. 397.

Seite

## Drittes Kapitel.

123 [1]) Die allgemeine Annahme geht dahin, dass der Brief noch in Cambridge Dec. 1631 oder Anfang 1632 geschrieben sei. Sein Inhalt würde aber sehr wohl zulassen, ihn in Horton erst geschrieben sein zu lassen, wobei unbestimmt bleibt, ob die Ermahnung des Freundes mündlich oder schriftlich war. Selbst das Sonett, das er enthält (P. W. II. 475, vgl. 282), braucht nicht gerade am 9. Dec. 1631 geschrieben zu sein. Die Ueberschrift „On his being arrived at the age of twenty-three" rührt nicht von Milton, wie Sotheby 54 (gegen Masson I. 291) hervorhebt. Von den beiden Brief-Entwürfen (in Milton's Ms. zu Cambridge, abgedruckt bei Birch: Works of Milton, 1753, I. p. 4 ff., Biogr. Brit. 1760) folge ich dem ausführlicheren (abgedruckt auch bei Symmons: Life of Milton, 1806, S. 47 ff. und Masson I. 289—292).

125 [1]) „some while since" im ersten Entwurf.

126 [1]) Reason of Church-government; W. III. 150.

127 [1]) Nov. Organum LXXXIX. (Works I. 196).

131 [1]) Hallam: Const. Hist. Rawson Gardiner: H. of E. 1603—16, I. 274 ff. 452 ff.

[2]) Nach d. Auszügen b. Rawson Gardiner: England under Buckingham and Charles I. Chap. 16.

132 [1]) Richard Montague am Schluss s. Schrift: „Appello Caesarem" v. 1624 (s. R. Gardiner l. c. II. 171).

134 [1]) Laud's Works I. 93, ausgezogen b. R. Gardiner l. c. II. 171.

[2]) P. Heylin: Cyprianus Anglicus or the history of the Life and Death of William L. Archbishop of Canterbury, 1671, p 139: „both State and Church owe much to unity. Would you keep the State in Unity? In any case take heed of breaking the peace of the Church. The peace of the State depends much upon it. For divide Christ in the minds of men, or divide the minds of men about their hopes of Salvation in Christ, and tell me what unity there will be." Von den modernen Biographieen Laud's hat mir die von Hook in den „Lives of the Archbishops of Canterbury" noch nicht vorgelegen. Neben dem in den C. S. P. aufgehäuften Material sind besonders werthvoll zur Beurtheilung von Laud's Thätigkeit die Visitations-Papiere, mitgetheilt im „Report of the R. Commission on hist. Mss." No. IV. (1874) p. 124—158. Ueber Laud's persönliche Erscheinung: d'Ewes Autobiography II. 100. [3]) Rushworth I. 621.

136 [1]) S. d. betr. Abschnitte in Ranke's E. G. sowie Bruce's Einleitungen zu den Bänden der C. S. P.

[2]) „Wee are the last monarchy in Christendome that retayne our originall rightes and constitutions", Debates in the house of Commons in 1625 ed. by S. R. Gardiner (Camden-Society 1873) p. 110.

Seite

137 [1]) Man wird in einer Biographie Milton's keine Geschichte der Sternkammer erwarten. Ich halte mich wesentlich an die Ausführungen von Pauli: E. G. V. 543 und Gneist, die Hallam berichtigen.

138 [1]) Dass die specielle Frage von tonnage und poundage nicht in der Petition of Right eingeschlossen sein sollte, wird man nach Rawson Gardiner II. 310 ff. zugeben. Indessen sollte die P. o. R. immerhin, wie auch der Recensent in d. Edinb. Review 1876, No. 291, p. 125—140 ausführt, als ein allgemeines Gesetz gegen Erhebung von Abgaben gelten, die vom Parlamente nicht ausdrücklich bewilligt worden seien

[2]) Ich bin mir des tiefgehenden, nicht immer beachteten Unterschiedes, der zwischen den Jahren 1629—34 und den folgenden bis zum Ende der parlamentlosen Zeit besteht, sehr wohl bewusst. Allein die Nothwendigkeit, das allgemein Historische zusammenzudrängen und nicht zu Ungunsten des rein Biographischen zu bevorzugen, macht es unerlässlich, schon hier einiges anzudeuten, was in Kap. 5 wieder aufgenommen werden muss, und auch jene zweite Periode zu berücksichtigen, um wie vielmehr über den Zeitpunkt von 1632 mehrfach hinauszugehen.

139 [1]) Heylin 139.

141 [1]) Heylin 241—244. Neal: Hist. of the Puritans. Ed. 1822, II. 212—218. C. S. P. 1633—34, p. XVII, 41, 231, 251, 275, 350, 351.

143 [1]) Rawson Gardiner: Prince Charles etc. II. 234.

[2]) Rushworth I. 64, 65. Marsden: history of the early Puritans (1850). S. 332 ff. etc.

145 [1]) Laud: History of the Troubles, p. 361, s. Weingarten: Die Revolutionskirchen Englands, 1868, p. 45. Für das Folgende s. d. grundlegende Darstellung v. Ranke. E. G. vorzüglich nach den Berichten Cuneo's.

146 [1]) Neal II. 264.

149 [1]) Burn: Eccles. Law. I. 404. Neal II. 245—248.

[2]) Rushworth II. 324 ff.

[3]) Gneist: Selfgovernment I. 260, Verwaltungsrecht I. 504. S. d. Acts of the Court of High Commission in d. C. S. P. Charles I. Dom. Ser.

151 [1]) S. d. neueste Behandlung des Leighton'schen Falles in den Edit. der Camden-Society 1875. (The Camden Miscellany, Vol. 7. Speech of Sir Robert Heath, Attorney-General in the case of A. Leighton, in the Star Chamber June 4, 1630 ed. w. a preface by the late J. Bruce by R. S. Gardiner.)

[2]) „Compacted together into an holy Unity with Faith and Charity." Heylin 139.

152 [1]) So hiessen die in Laien-Hände übergegangenen Pfründen im Gegensatze zu den appropriirten, die im Besitz eines Bischofs oder

Seite

einer geistlichen Körperschaft waren. In beiden Fällen wurden Vikare, die nur einen Theil der Einkünfte bezogen, angestellt.

[2]) Rushworth II. 7, 30, 150 ff. Heylin 198. Neal II. 178 ff. 200.

153 [1]) Neal II. 260. Rushworth II. 249, 250. C. S. P. 1633—34, p. XIV, vgl. Reg.

154 [1]) Rushworth II. 249 ff. 272 ff. Neal II. 232 ff. C. S. P. 1633—34; p. 556, 557. 1634—35; p. 360, 380.

[2]) S. z. B.: C. S. P. 1633—34, p. 538. 1635—37, p. 242, 504.

156 [1]) Sanford 86 nach Tillière's Bericht vom 23. August 1621.

159 [1]) S. o. Anm. 1 zu S. 126.

[2]) S. d. Auseinandersetzung bei Masson I. 292 f. Burn: Eccl. Law. I. 164.

[3]) S. Fuller Worthies I. 372.

160 [1]) Die erste Nachricht von dem Dasein dieses Bandes und seine Geschichte, die bis auf Milton's Wittwe zurückgeht, gab Hunter 22. Nach ihm war das Buch 1830 Eigenthum des Rev. Dr. Stedman. Hunter kannte die Hs. des alten Milton nicht und konnte daher nur vermuthen, dass sie hier vorliege.

[2]) Ad Patrem, P. W. 78—81, 527 ff., s. namentlich die Verse 71 ff.

[3]) S. z. B.: W. VII. 467.

161 [1]) Reason of C. G. W. III. 144.

## Viertes Kapitel.

162 [1]) Für diese Skizze, die nothwendig über das Jahr 1632 hie und da hinausgreifen muss, ist es nicht möglich, jedes Mal die Werke von Hallam, Taine, H. Morley u. s. w. zu citiren, die mir neben dem entsprechenden Kapitel bei Masson von Nutzen gewesen sind. Auch Editionen werden nur in dem Fall, dass mir solche aus neuerer Zeit vorgelegen haben, angeführt. Besonderen Dank schulde ich den werthvollen Ausgaben von A. B. Grosart.

164 [1]) Ben Jonson's Works, ed. Gifford-Cunningham II. 385.

165 [1]) Ueber das „politische Element in Massinger" s. e. geistvollen Aufsatz v. S. R. Gardiner in der Contemporary-Review 1876.

167 [1]) Dramatists of the Restoration. The Dramatic Works of S. W. D'Avenant, 1872 ff. — Inkonsequent ist es, wenn hier I. p. XXII die Autorität von Betterton in Zweifel gezogen, p. LIII dagegen gerühmt wird. Vgl. K. Elze: Sir W. Davenant (Jahrb. d. Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, IV. 121—160).

168 [1]) Collier: Annals of the Stage III. II. 70 ff. Vgl. The English Drama and Stage under the Tudor and Stuart Princes 1543—1664. Printed for the Roxburghe Library 1869. (Ed. W. C. Hazlitt.)

171 [1]) The Poems of Giles Fletcher. The Poems of Phineas Fletcher, 4 Vols. Ed. A. B. Grosart (The Fuller Worthies' Library 1868,

Seite

1869). Auch das von Grosart benutzte Exemplar der „Purple Island“ Br. M. 230 i. 23, das mit werthvollen handschriftlichen Randbemerkungen versehen ist, hat mir vorgelegen.

172 [1]) S. Genaueres bei Grosart: Poems of Ph. Fletcher I. p. CLXXXIII. ff. CCX. ff., vgl. d. Register s. v. Milton. Von Christ's Victorie and Triumph erschien 1632 in Cambridge eine zweite Auflage.

173 [1]) Grosart, namentlich I. p. CCLXXVIII. ff. CCV ff. Nur in einigen Fällen scheint mir Grosart etwas zu weit zu gehen.

[2]) The whole works of W. Browne, ed. W. C. Hazlitt, printed for the Roxburghe Library, 1868, 1869. 2 Vols.

175 [1]) S. die cit. Ausgabe von Hazlitt I. p. XX. ff., vgl. Sotheby S. 97 und Tab. XIV. Ich hege einige Zweifel an der Sicherheit, mit der man die Ms.-Noten Milton zuschreiben will.

179 [1]) The Works . . of Fulke Greville Lord Brooke ed. A. B. Grosart, 4 Vols. (Fuller Worthies' Library 1870), s. daselbst II. p. LXXXVII. den Hinweis auf einige Stellen, die auf Milton Eindruck gemacht zu haben scheinen.

179 [2]) The Complete Poems of John Donne . . . ed. by A. B. Grosart in two Volumes. (Fuller Worthies' Library 1872, 1873.) Eine neue Biographie, zugleich mit einer Sammlung der Prosa-Schriften Donne's von A. Jessop, dem A. B. Grosart gefundenes Material überlassen hat, steht zu erwarten.

[3]) S. den überzeugenden Nachweis von A. B. Grosart, II. p. X—XVI.

180 [1]) Freilich in anderem Zusammenhang: „Shee and Comparisons are odious“ (I. 185).

181 [1]) W. C. Hazlitt giebt in seiner Bibliography of old English Literature 1633 als Datum der ersten Ausgabe von Cowley's Poetical Blossoms an, Masson I. 447 hat 1636, in welchem Jahre die zweite Ausgabe erschien. Eine neue Ausgabe Cowley's ist zu erwarten für die Chertsey Worthies Library von A. B. Grosart.

182 [1]) The Poems of Thomas Carew ed. W. C. Hazlitt. Printed for the Roxburghe Library 1870.

183 [1]) S. 121 ganz ähnlich ein Gedicht in P. Sidney's Arcadia (Ed. 1725) I. 248 ff., das überhaupt als Vorbild solcher Detail-Schilderung betrachtet werden kann.

184 [1]) The Complete Works in verse and prose of G. Herbert ed. A. B. Grosart (Fuller Worthies' Library), 3 Vols., 1874.

185 [1]) The Complete Works of Richard Crashaw ed. A. B. Grosart (Fuller Worthies' Library), 2 Vols., 1872, 73.

[2]) Eine kritische Ausgabe von Quarles steht zu erwarten für die Chertsey Worthies' Library.

186 [1]) S. Eleg. 13 in Sions Elegies Threnodia III. (in der mir vorliegenden Ausgabe der Divine Poems von 1638 p. 467).

187 [1]) Herrick: „Gather ye rosebuds while ye may.“

Seite

188 [1]) Ich benutze den Reprint von W. Arber 1870.

[2]) Poetical Works of Edmund Waller ed. R. Bell. 1854.

191 [1]) S. den Aufsatz von C. Kingsley: Plays and Puritans in der gleichnamigen Sammlung von Essays, Macmillan 1873.

192 [1]) Statute 1, Charles I. cap. 1 touching theatrical exhibitions, abgedruckt b. Hazlitt l. c. (Roxburghe-Library 1869) p. 59 am Schluss: „This Act to contynue untill the end of the first Session of the next Parliament, and no longer.“ Vgl. Collier: Annals of the Stage (1831) II. 1.

[2]) Abgedruckt von Hazlitt a. a. O. p. 231—252.

[3]) Collier III. 311, II. 22, 38—43, III. 298, 309. Weingarten 70 hat sich durch eine untergeschobene, von Prynne selbst bekämpfte Schrift täuschen lassen, wenn er annimmt, dass dieser 1649 den Histriomastix widerrufen habe, s Roxburghe-Library l. c. 266 ff.

[4]) Vgl. auch die ironische Dedikation von Shirley's Bird in a cage (Works II.) Indess ist hier, wie in den State-Trials, irrthümlich als Datum des Prynne'schen Processes 1633 statt 1634 (Febr. 7) angegeben, vgl. C. S. P.

193 [1]) Works of W. Browne l. c. II. 68, eine Anspielung auf Gondomar II. 275, einen charakteristischen Brief an S. B. Rudyard v. 29. Nov. 1640: I. p. XXXVI.

[2]) The Poems of P. Fletcher l. c. I. p. CXXV. CXVII. etc. Ob Fletcher später in den Wirren der Revolution seine Pfarrstelle hat aufgeben müssen, bleibt ebenso ungewiss, wie das Datum seines Todes, s. l. c. I. p. CLI. ff.

194 [1]) Juvenilia Poems by George Wither, 3 Parts. Printed for the Spenser-Society 1871. Issue Nr. 9—11. Miscellaneous Works of George Wither, 3 Collections. Printed for the Spenser-Society 1872—74. Issue Nr. 12. 13. 16. Eine neue Biographie Wither's von James Crossley ist in Aussicht gestellt. W. nennt seine Satyren im Vorwort an den Leser „these first fruites of my infant Muses“.

195 [1]) Näheres über die Zeit der verschiedenen Publikationen b. Hazlitt Bibliography.

196 [1]) Browne's Works a. a. O. Register s. v. Wither, I. p. XXV. In Wither's „The Shepheards Hunting“ (Spenser-Soc. Nr. 10, p. 485 ff.) verbirgt sich vermuthlich Browne unter „Willie“. Dass auch „Faire-Virtue“ eine Jugendarbeit war, sagt das Vorwort des Stationer a. a. O. p. 707.

[2]) S. z. B. p. 754 ff. Häufig erinnert die Beschreibung an eine ähnliche in Brittain's Ida. Auffällig ist die fast wörtliche Uebereinstimmung von Wither p. 769 „Smooth alike“ etc. mit Fletcher a. a. O. p. 67; doch ist auch diese Wendung damals wohl konventionell gewesen.

Seite

196 [3]) Spenser-Soc. Nr. 12, p. 20, 21, 31, 37, 38, 137. Ein früheres Urtheil Withers über die Dichter seiner Zeit Nr. 9, p. 291 ff.

197 [1]) Spenser-Soc. Nr. 9, p. 316, 274, 202, 203 ff., 197.

[2]) Samuel Daniel 1562—1619, Verfasser der „History of the civil wars“ etc.

[3]) The Mistresse of Philarete a. a. O. Nr. 11, p. 739.

198 [1]) S. d. oben cit. Stelle, vgl. ausserdem „Abuses“ Lib. 2 Sat. 3 (p. 292).

[2]) Time vindicated to himself and to his honours B. J. Works (Ed. Gifford-Cunningham III. 169—176, vgl. I. 52).

## Fünftes Kapitel.

200 [1]) Masson I. 525.

[2]) D. Testament v. Phillips d. 12. Aug. 1631 b. Masson II, 98.

201 [1]) S. o. S. 110; üb. El. 1 v. 49 ff., s. P. W. III. 487.

[2]) S. über die Lokalitäten und Personalien Masson I. 518 ff. Das Haus, in welchem Milton wohnte, wurde um 1798 niedergerissen, Todd I. 23. Ohne irgend welche Beweise beizubringen, lassen Warton und Symmons das Landhaus von Horton im Eigenthum des Grafen von Bridgewater stehen.

[3]) C. S. P. 1637, p. XXX.

[4]) Def. sec. W. VI. 287, vgl. E. Phillips 357. Eine irrige Beziehung von El. IV. 26 auf diese Zeit b. Mitford XXII.

202 [1]) S. üb. d. beiden Bände: Sotheby 108 ff., Tab. XV. Ich kann mit diesem indess in der Beurtheilung des Spec. 1* nicht übereinstimmen. Ob das Zeichen „at the corner“ D. S. bedeutet, ist zweifelhaft, jedenfalls entspricht die Handschrift nicht der im zweiten Theil des Ms. der „Doctrina Christiana“ (im Record-Office) auftretenden.

[2]) An Apology; W. III. 272.

[3]) Ep. fam. 7; W. VII. 377, vgl. Wachler, Gesch. d. histor. Forschung und Kunst, I. 149, 152.

[4]) Ep. fam. 7; W. VII. 379, vgl. W. III. 270. Silvar. l. ad Patrem 82—85 (P. W. III. 528). Francini's Ode (P. W. III. 37 v. 60).

203 [1]) S. z. B. Ep. fam. 5 (W. VII. 373) Al. Gillio e nostro suburbano Dec. 4, 1634 .. „Vale, meque Die Lunae Londini (si Deus voluerit) inter Bibliopolas expecta.“ Die Briefe 6 und 7 (Sept. 1637) sind aus London datirt. A. E. von Nr. 6 heisst es „jam cras sumus rus illud nostrum redituri“, das „ubi nunc sum“ in Nr. 7 beziehe ich auf Horton und kann daher an einen längeren Aufenthalt Milton's in London, etwa für den ganzen Winter 1637, nicht glauben.

[2]) S. üb. d. Lawes nächst Todd V. 215—230: P. W. I. 220 ff., 231, 290—293, vgl. The old cheque book etc. ed. E. F. Rimbault

Seite

(Camden-Soc. 1872), s. v. Lawes. Ich folge der hier S. 200 und 208 gemachten Angabe, betr. die Abstammung der Brüder Lawes, in der Annahme, dass ihr urkundliche Zeugnisse zu Grunde liegen. Nach d. gewöhnlichen Annahme sind die Lawes Söhne des „Thomas Lawes a vicar choral of the church of Salisbury", und diese Nachricht findet sich auch in den oben, S. 19 Anm. 4, erwähnten, unter Wood's Mss. in d. Bodleiana befindlichen Biographieen englischer Musiker S. 115.

204 [1]) S. Waller's Gedicht „To Mr. Henry Lawes" etc. üb. Hobbes: Aubrey, Letters etc. II. 623.

205 [1]) Whitelocke Memorials (Ed. 1853) I. 53 ff. Warton, hist. of E. Poetry (ed Hazlitt 1871) III. 318, Works of Shirley ed. Dyce VI. 253—285, I. p. XXIII. ff., Poems of Carew ed. Hazlitt.

[2]) Milton's Commonplace-Book (ed. by A. J. Horwood, Camden-Society 1876) p. 50.

206 [1]) Gill l. c. p. 98 sagt bei Gelegenheit der „Metapher": „Nec te pigeat a Juvenali nostro Georgio Withers, ubi satyrae asperitatem spernit, frequentem audire Metaphoram" etc., vgl. über die Angelegenheit Ben Jonson's Works III. 172, II. 437, 438; Collier II. 25, 43, 44.

207 [1]) Nur vom Comus ist das Datum 1634 genau bekannt, doch sprechen innere Gründe dafür, auch die übrigen zu erwähnenden Gedichte jenen Jahren von Horton zuzuweisen, wenn man das Sonett und den „Gesang auf den Mai-Morgen" wegen seines Platzes in der Ausg. v. 1645 nicht an's Ende der cambridger Epoche setzen will, vgl. die Einleitungen in P. W.

[2]) P. W. II. 475 To the Nightingale.

208 [1]) Drummond's Sonett: The Nightingale z. B. abgedruckt bei H. Morley: The King and the Commons p. 84.

[2]) P. W. II. 413. Song on Maymorning.

[3]) P. W. II. 418—29, 205—209. III. 366—389.

[4]) G. Liebert 34, dessen feinsinnige Analyse, auch im Folgenden benutzt, grosses Lob verdient.

209 [1]) Nach der sehr freien Uebersetzung von Adolf Böttger. 4. Aufl. S. 403.

[2]) So fasse ich mit Liebert das „then" in v. 117 gegen Warton und Masson.

[3]) Die bekannte Stelle, auf die noch in Kap. 5 einzugehen ist, lautet: v. 131. „Then to the well-trod stage anon, | If Jonson's learned sock be on, | Or sweetest Shakspeare, Fancy's child, | Warble his native wood-notes wild." Der Doppelsinn des „native" („heimisch" und „natürlich") ist für die Beurtheilung der Stelle zu beachten. Ich schliesse mich in der Uebersetzung an Liebert an.

210 [1]) Liebert.

Seite

211 [1]) Dichtung und Wahrheit, T. 3, B. 13.

[2]) Pauli: Aufsätze z. Engl. Gesch. (1869), S. 353, vgl. 272.

213 [1]) The Stanley-Papers I. 37—45 (Chetham-Soc. 1853), auch für das Folgende.

[2]) Vgl. üb. d. Personalien P. W. II. 211 ff. Masson I. 559, gestützt auf die Egerton-Papers (Camden-Soc. 1840), nimmt noch an, dass die erste Aufführung des Othello 1602 bei Gelegenheit eines Besuches Elisabeth's in Harefield stattgefunden habe. S. indess über die Fälschungen in jenen Dokumenten Ingleby: A complete view of the Shakespeare-Controversy, 1861.

214 [1]) Dass Milton, unabhängig von Lawes, mit der Familie Egerton bekannt geworden sei, lässt sich nicht nachweisen. Vgl. die polemischen Bemerkungen von Keightley 119—122 und Masson I. 563, Anm.

[2]) P. W. II. 429—432, III. 389—395. Die Gründe, aus denen ich mich nicht für gezwungen halte, d. Arcades mit Sotheby und neuerdings auch Masson (P. W. II. 210, 211) in d. cambridger Epoche zu setzen s. Gött. gel. Anz. 1875, S. 839, 840, woselbst es aber statt „Dec. 1632“ heissen muss „Dec. 1631“. Der Tod der Gräfin v. D. (26. Jan. 1637) giebt nach d. einen Seite hin eine bestimmte Zeitgrenze.

[3]) So Warton, dagegen wendet sich Keightley 278, 279, der aber doch das „presented“ im Titel zu eng fasst.

215 [1]) Es scheint mir gesucht, mit Masson in dieser Gestalt einen der Untergebenen der Countess oder gar Lawes zu erkennen.

217 [1]) S. über die Personalien der Bridgewater-Familie, die Lokalitäten von Ludlow u. s. w. nächst Todd die Bemerkungen in P. W. II. 227—260; über das Datum der Aufführung des Comus, Lawes' Mitwirkung, die Vertheilung der Rollen vgl. die erste Ausgabe von 1637 s. u. Anm. 1 zu S. 240.

218 [1]) Bacon Works VI. 467 „Of Masques and Triumphs“. S. über die Maskenspiele im allg. J. Schmidt: Ueber Ben Jonson's Maskenspiele in Herrigs Archiv XXVII. 55—91. K. Elze im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft III. 150, 151. IV. 132 ff.

219 [1]) Notes of B. Jonson's conversations with W. Drummond ed. Laing (Shakespeare-Society 1842,) p. 4.

[2]) Elze a. a. O. IV. 134, 135. Dramatic W. of Davenant II. 250 ff. Vgl. Gifford in s. Memoirs of B. Jonson und B. J. Works III. 209 ff.

220 [1]) Comus, P. W. II. 433—468, vgl. die Einleitung II. 227—260 und die Anmerkungen III. 395—444. An dieser Stelle (436—444) sind die Varianten der beiden vorhandenen Mss. des Comus, des Original-Ms. von Milton's Hand in Cambridge, und des s. g. Bridgewater-Ms. (Br. Ms.), das der Aufführung diente und zahlreiche

Seite

Bühnenanweisungen enthält, unter sich und von den Drucken sorgfältig angegeben, und damit ist es unnöthig geworden auf Todd zu verweisen. Ich suche ein Bild von der wirklichen Darstellung zu geben und bemerke, was ich, von dieser abweichend, aufnehme. Bei der Uebersetzung sind benutzt worden Böttger und die sehr anerkennenswerthe Arbeit von Immanuel Schmidt: Milton's Comus übersetzt und mit einer erläuternden Abhandlung begleitet, Berlin 1860, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (ursprünglich z. Th. Programm d. Fried.-Wilh.-Gymnasiums). Ueber Lawes' Musik, (die Komposition zu fünf Gesängen handschriftlich im Br. M. Add. Ms. 11518), s. ausser Todd und Masson: Hawkins: A general history of the science and practice of music IV. 50 ff. und Burney: A general history of music III. 380.

221 [1]) Ich denke dabei nicht, wie Schmidt S. 22, an ein Recitativ.

223 [1]) Nach Schmidts guter Vermuthung zu v. 223 sollte auch dies durch einen scenischen Effekt veranschaulicht werden. Uebrigens blieben bei der Aufführung die mitgetheilten Verse (wie überhaupt 195 bis 225) fort, s. P. W. III. 441.

[2]) Nach meiner Meinung übersetzt Schmidt v. 358: „Of savage hunger, or of savage heat" falsch mit „Des wilden Hungers oder wilder Brunst" und Böttger viel richtiger: „Wenn sie.... ein Raub dem ärgsten Durst und Hunger würde." Die „wilde Brunst" als ein Grund der Furcht tritt erst v. 393 ff. als ein Neues auf, auch v. 370 „Not being in danger, as I trust she is not", und der Zusammenhang, in dem er steht, spricht gegen Schmidt's Deutung. Uebrigens fehlen v. 357—365 in den beiden Mss., s. P. W. III. 441.

226 [1]) Ueber diejenigen hier mit benutzten Stellen aus den Reden des Comus und der Jungfrau, die Milton später erst zusetzte, oder die bei der Aufführung weggelassen wurden, s. P. W. III. 441.

[2]) Stage-Direction des Br. Ms. nach v. 866 „The verse to singe or not". Ich beziehe diese Anweisung nur auf v. 866 und werde dazu noch durch das „To be said" vor v. 867 in Milton's Ms. bewogen. Man beachte (gegenüber den Erklärungen v. Masson und Schmidt) den Gegensatz von v. 854: „Warbled song" und von v. 858 „and add the power of some adjuring verse", nach Miltons Ms. ursprünglich: „and add the power of some strong verse."

227 [1]) Aus der Bühnen-Anweisung der Mss. nach v. 937: „Song ends" geht hervor, dass von v. 890—937 der Gesang gedauert hatte, nach dem Br. Ms. waren die Verse 938—957 bei d. Aufführung zwischen dem Schutzgeist und dem ältesten Bruder vertheilt.

[2]) Nicht, wie Schmidt 23 meint, „um die Ankunft der Geretteten zu feiern", sondern nach Milton's Intentionen zunächst, noch ehe diese erscheinen, zu Ehren des neuen Lord-President, eine Idee, die

Seite

schon durch v. 952 vorbereitet war. Vgl. Stage-Direction im Br. Ms.: „towards the end of these sports“ etc.

[3]) Schmidt, der v. 976 ff. auch bei d. Aufführung beibehalten lässt, verlegt dies zu v. 922. Nach d. Verzeichnis der Kompositionen wurde v. 1012 (mit Weglassung des „But“) bis 1023 gesungen, nur aus Versehn blieb im Br. Ms. stehn: „the Daemon sings or says“.

229 [1]) „This poem, which received its first occasion of birth from yourself and others of your noble family“ s. u. Anm. 1 zu S. 240.

[2]) S. Bayle und Zedler. Ich benutze des P. Schrift in folgender Ausgabe: Eryci Puteani Comus, sive Phagesiposia Cimmeria. Somnium. Additi sunt ejusdem autoris Thyrsi Philotesii sive amor laconissans consolatio caecitatis. Argentorati, Sumptibus heredum Lazari Zetzneri. M.DC.XXVIII.

230 [1]) S. den Nachweis bei Schmidt a. a. O. S. 28. 29. Obgleich es erklärlich wäre, wenn Milton, ein Mal mit Puteanus beschäftigt, auch seinen übrigen Schriften Aufmerksamkeit zugewandt hätte, wird man sich doch wohl zu hüten haben, folgende Stellen in Verbindung zu setzen: Puteanus: Consol. Caecitatis, p. 269: „Habet et suas nox voluptates“. Comus: 123, 124 „Night hath better sweets to prove; Venus now wakes, and wakens Love“ P. C. C. p. 270: „Viro prudenti, togato, uno verbo, Seni, in pectore dies est; istic cernit, ubi scire et intelligere datum est.“ Comus 381, 382. „He, that has light within his own clear breast, May sit i'the center, and enjoy bright day“.

231 [1]) B. Jonson's W. III. 121. 126. Godwin: Lives of Edward and John Philips p. 387–407 scheint mir die Abhängigkeit Miltons von Ben Jonson i. a. stark zu übertreiben. Von Interesse ist auch d. Stelle in Massinger's City Madam (Licensed May 25, 1632) Ed. Cunningham, p. 445 A. IV Sc. 2: „And the god of pleasure | Master Luke, our Comus, enters.“

[2]) M. Rapp scheint noch an ihr festzuhalten, wie er auch, ohne jeden Grund, geneigt ist, anzunehmen, Milton habe sich zur Zeit der Aufführung des Comus auf Ludlow-Castle befunden; s. Herrig's Archiv XX. 387.

[3]) S. The Works of G. Peele ed. A. Dyce (1829), I. 203–251.

[4]) S. Schmidt's Bemerkung S. 32 zu v. 69 der Arcades und Todd's Notiz zu einer Stelle in den „Animadversions upon the Remonstrant's Defence“ etc., angeführt von Dyce Bd. I. p. XXXI. Man ist indess nicht genöthigt anzunehmen, dass Milton der Peele'sche „Edward I“ bei dieser Stelle vorschwebte, wenn ihm nur die Ballade, auf der er beruht, bekannt war.

232 [1]) Man hat auch auf das Lied Echos in Ben Jonson's: Cynthia's

Seite

Revels (Works I. 151) und auf Browne's „Inner Temple Masque" (Works ed. Hazlitt II. 254, 255) hingewiesen.

²) The faithful shepherdess: Works of Beaumont and Fletcher ed. A. Dyce 1843, II. 1—121 vgl. I. p. XXXIII.

233 ¹) So gut wie gar keinen Zusammenhang mit der „Faithful shepherdess" kann ich erkennen in Comus 143, 312 ff. 393 ff, wo Warton ihn auch hat finden wollen. Auch Schmidt a. a. O. scheint mir hie und da zu weit zu gehen, z. B. mit Bezug auf v. 796 ff.

236 ¹) S. Schmidt 68.

²) S. z. B. die Bemerkungen v. Schmidt S. 57 zu v. 221—225. S. 59 zu v. 21 ff.

239 ¹) P. W. III. 81, II. 365; d. Brief an Gill Dec. 4, 1634 W. VII. 373.

²) Wood. ³) Wood.

⁴) Masson I. 594, daselbst 593 d. entsprechende Eintrag aus dem Kirchenbuch.

240 ¹) Br. M. C. 34. d. 46. „A Maske | Presented | At Ludlow Castle, | 1634: On Michaelmasse night, before the | Right Honorable, | John Earl of Bridgewater, Viscount Brackly, | Lord Praesident of Wales, And one of | His Majesties most honorable | Privie Counsell. | Eheu quid volui misero mihi! floribus austrum perditus — — | London | Printed for Hvmphrey Robinson, | at the signe of the Three Pidgeons in | Pauls Church-yard. 1637." 4o 35 S.

241 ¹) C. Diodato Lond. Sept. 2, 23, 1637 W. VII. 376—378.

²) Br. M. 239. k. 36 „Justa | Edovardo King | naufrago, | ab | Amicis moerentibus, | amoris | & μνείας χάριν. | Si recte calculum ponas, ubique naufragium est. | Pet. Arb. | Cantabrigiae | apud Thomam Buck, & Rogerum Daniel, celeberrimae | Academiae typographos. 1638." 4°, 36 S. darauf ein neuer Titel „Obsequies to | the memorie | of Mr. Edward | King, | Anno Dom. | 1638. | Printed by Th. Buck, and R. Daniel, | printers to the Universitie of | Cambridge. 1638." 25 S. — P. W. II. 469—474 vgl. 261—276 III. 445. — Dass „R. C." unter den Verfassern der ersten Partie Crashaw bedeute, ist auch die Meinung von A. B. Grosart l. c. I. XXXII. Milton's Gedicht füllt p. 20—25. Man ist fast versucht, in Cleveland's Versen eine leise Ironie auf die seines ehemaligen College-Genossen zu erblicken. Uebrigens findet sich in der Ausg. v. Cleveland's Poems (1656) noch ein kürzeres demselben Gegenstand gewidmetes Gedicht.

243 ¹) Das Material über die viel bestrittenen Verse 130, 131: „But that two-handed engine at the door | Stands ready to smite once and smite no more" hat Masson P. W. III. 454—456 zusammengestellt. Auch mir scheint es am natürlichsten in erster Linie an biblische Reminiscenzen zu denken, und ich verweise noch auf Offenb. Joh. 3, 20 und Ebräer 4, 12; vgl. eine entsprechende Stelle aus Ains-

Seite

worth Animadversion to Mr. R. Clyfton's advertisement 1613 (b. Weingarten 31): „with that two-edged sword, that proceedet hout of Christ's mouth".

245 [1]) Hacket: Scrinia reserata (1693) II. 125, C. S. P. 1637, daselbst auch über die Fälle v. Prynne, Bastwick und Burton.

[2]) S. Rawson-Gardiner: H. of E. 1624—28, II. 197 (Febr. 11, 1628); vgl. über den Zusammenhang des Schiffsgeldes mit der auswärtigen Politik die Einleitungen von Bruce zu der C. S. P.

246 [1]) Dieses Urtheil stützt sich auf die neuesten Untersuchungen von Rawson Gardiner H. of E. 1624—28, nur mit dem Satze II. 321 über das Thema „Was he an apostate?" kann ich nicht übereinstimmen. In der Fortsetzung von Rawson Gardiner's Arbeit wird man neues Material zur Geschichte Strafford's erwarten dürfen, während die Biographieen von Forster: Statesmen of the Commonwealth of England (Ed. New-York 1846) und Macdiarmid: Lives of British Statesmen (Ed. 1835) die „Letters and Dispatches" und Radcliffe's beigedruckten Essay vorzüglich ausbeuten. Die Biographie von E. Cooper, 1874, 2 Vols., hat mir nicht vorgelegen.

248 [1]) S. d. von Rawson Gardiner in der Bodleiana aufgefundene Rede v. Dec. 1628, abgedruckt in der Academy 1875 No. 161. p. 581—583.

251 [1]) S. den interessanten, allerdings erst auf den Juli 1638 bezüglichen Bericht des Venetianers Zonka (S. R. Gardiner: Gleanings from the Venetian Archives 1628—37, Academy 1875, No. 186. p. 354).

252 [1]) On Shakespeare. P. W. II. 414. vgl. 198, 199. Ich gebe die Uebersetzung von Bodenstedt (W. Shakespeare's Sonette in deutscher Nachbildung, 2. Aufl. 1866, S. 9) und nur die 2 letzten Zeilen nach Böttger. Leider gehn v. 9. 10 in der Uebersetzung verloren: „For whilst, to the shame of slow-endeavouring art, Thy easy numbers flow" etc. und diese sind besonders charakteristisch, weil sie rühmen, was Milton fehlte. Gervinus: Shakespeare 3. Aufl. I. 13 scheint anzunehmen, das Gedicht stamme aus Milton's Alter.

253 [1]) Flecknoe: „Comparing him (B. Jonson) with Shakespeare you shall see the difference betwixt Nature and Art" etc. (S. Roxburgh-Library, 1869, p. 278) Phillips: Theatrum poetarum Anglicanorum (Ich benutze Ed. 1800) p. 241. „Ben Jonson, the most learned judicious and correct, generally so accounted, of our English Comedians, and the more to be admired for being so, for that neither the height of natural parts, for he was no Shakespeare ... advanced him to this perfection" p. 240: „William Shakespeare, the glory of the English stage ... never any expressed a more lofty and tragic height, never any represented nature more purely to the life, and where the polishments of art are most wanting, as

Seite

probably his learning was not extraordinary, he pleaseth with a certain wild and native elegance" etc. vgl. Preface p. XXXVII.

254 [1]) Eikonoklastes Ch. 1, W. III. 345, vgl. die Anmerkung in Ed. St. John I. 326.

[2]) Dryden: Preface pref. to the Fables (Poet. W. Ed. 1811, III. 14).

[3]) Liebert 38.

255 [1]) Wither: The poet (abgedr. b. Morley 138).

[2]) S. o. S. 105, v. 19, 20 lauten: „Not those new-fangled toys, and trimming slight | Which takes our late fantastics with delight." Das Göthe'sche „Gott sandte seinen rohen Kindern" u. s. w. verwendet ein ähnliches Bild, wie Milton in diesem Gedicht.

256 [1]) The Reason of Church-Government W. III. 147.

[2]) Carew: An Elegie upon the Death of Dr. Donne (Ed. Hazlitt p. 94.) – Spenser wird von Milton in d. Areopogitica (W. IV. 412) „our sage and serious Poet Spencer . . a better teacher then Scotus or Aquinas" genannt.

257 [1]) Wither: The poet. Sehr nahe berührt sich mit Milton's Auffassung auch G. Fletcher in der Vorrede zu „Christs Victorie", (Ed. Grosart 71) der, wie ohne Zweifel auch Milton, wiederum von Plato beeinflusst wird.

[2]) The Reason of Church-Government l. c. Ich folge der sehr freien Uebersetzung von Liebert 51 mit Heranziehung derjenigen von G. Weber: John Milton etc. ursprünglich in Raumer's hist. Taschenbuch 1852, 53 neuerdings aufgenommen in des Verf. Aufsätze „zur Geschichte des Reformations Zeitalters," 1874 S. 446.

258 [1]) An Apology against a pamphlet etc. W. III. 269 ff.

259 [1]) S. d. Auszüge b. Masson I. 685 „1639 An infant sonne of Christopher Milton, gent., buried March the 26th." „1640 Sarah, the daughter of Christopher and Thomasin Milton, baptized Aug. 11th." Vgl. den Stammbaum in Ed. Pickering, Vol. I.

260 [1]) Wood, Walton: Reliquiae Wottonianae, Ed. 1672. The Life of W. Bedell (Camden-Society 1872), Rawson Gardiner: England 1603–1616 II. 58 etc. Ueber Hales s. Tulloch: Rational Theology and Christian Philosophy 1872 I. 170–261.

[2]) Donne's Poems ed. A. B. Grosart, II. 22.

261 [1]) Wotton's Brief, aufgenommen auch in die Reliquiae Wottonianae, ist von Milton dem Comus später vorgedruckt worden. S. P. W. II. 434, 435. vgl. Todd. Die Auflösung der Chiffren H. (Hales), R. (Rouse) R. (Randolph) B. (Branthwait) S. (Scudamore) liegt nahe. Die Zeit von Milton's Abreise wird durch Wotton's Postscriptum bestimmt. Der Brief H. Lawes', der den Erlaubnis-Schein des „Lord Warden of the Cinque Ports" enthielt, ist zugleich mit Milton's Commonplace-Book aufgefunden und mit diesem (Camden-Society 1876, p. XVI) abgedruckt worden.

Seite

## Sechstes Kapitel.

263 [1]) Forster: Statesmen of the Commonwealth New-York 1846 p. 373. Auch Henry Vane verweilte einige Zeit in Genf, s. Forster a. a. O. p. 266 Boyle's Autobiographie Works I. 11 ff.

[2]) Def. sec. W. VI. 310.

264 [1]) „Commendatum ab aliis nobilissimus vir Thomas (so irrthümlich) Scudamorus . . . humanissime accepit." Def. sec. daselbst über die weitere Reise. W. VI. 287. Näheres über Scudamore bei Masson I. 699.

[2]) Gibson's parochial history of Door, Holme-Lacy etc. (1727), auf die sich Masson I. 703, II. 368 beruft, steht mir nicht zu Gebot. S. zwei freundliche, gleichgiltige Briefe an Laud v. 5/15. März und 1/11 Mai 1635 in H. Grotii Epistolae (1687) No. 372, 402.

[3]) Phillips 358.

[4]) Wood ohne Quellenangabe: „the manners and genius of that place being not agreable to his mind."

268 [1]) S. über die italienischen Akademien: J. Jarkii Specimen historiae academiarum eruditarum Italiae 1729, J. A. Fabricius: Conspectus thesauri litterarii Italiae, 1749, Tiraboschi: Storia della Letteratura Italiana (Ed. 1822—1826). Hallam: Introduction to the Literature of Europe etc. 1837—39, 4 Vols, s. Register.

269 [1]) Def. sec. l. c. Viele dieser, wie überhaupt der italienischen Bekannten Milton's, werden häufig erwähnt in Burmanni Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptarum t. 5. Leidae 1727, s. Register. Nachrichten über ihr Leben und ihre Werke in Salvini: Fasti Consolari dell' Accademia Fiorentina 1717, Negri: Istoria degli Scrittori Fiorentini 1722, Mazzuchelli: Gli Scrittori d'Italia 1769, Tiraboschi l. c.

270 [1]) Heinsius: Epist. dedic. vor L. 3. der Elegien in s. Poemata, Ed. 1666, p. 33—35.

[2]) Fabroni: Vitae Italorum (1795) XVI. 15—36. Fontani: Elogio di C. R. Dati 1794. Freundliche Nachforschungen in Florenz nach Dati's Briefwechsel (vgl. Fontani p. 252 und Salvini s. a. 1649) haben leider kein Resultat ergeben.

271 [1]) V. d. genannten Werke liegt mir die Original-Ausgabe vor.

[2]) Def. sec. „quorum etiam privatas academias (qui mos illic, cum ad literas humaniores tum ad amicitias conservandas laudatissimus est) assidue frequentari".

[3]) Epit. Damonis v. 133. P. W. III. 91, 540. „Ipse etiam tentare ausus sum; nec puto multum | Displicui" etc. Reason of Church Gov. (W. III. 144). Man könnte etwa an die griechischen Verse „Philosophus ad Regem" etc. (P. W. III. 82) denken, obwohl sie einer späteren Zeit anzugehören scheinen.

Seite

272 [1]) Keineswegs, wie Masson I. 733 anzunehmen scheint, ein Schreib- oder Druck-Fehler f. „Parnasso", was sich auch gar nicht reimen würde, vielmehr der auf d. Helikon entspringende Fluss Permessus.

273 [1]) Harmonicos coelestium sphaerarum sonitus", vielleicht eine Anspielung auf den Essay: „De sphaerarum concentu", den Milton vorgetragen haben mag, wie bereits Masson I. 731, 734 bemerkt.

[2]) Beide „Encomia", von Milton der Ausgabe seiner Gedichte von 1645 vorgedruckt, nicht eben sehr korrekt bei Todd VI. 161—164, gut in P. W. III. 35—38.

[3]) Negri 63, 64, Tiraboschi VIII. 690, Masson I. 735 nach Todd I. 33, 34 und einigen Artikeln in „Notes and Queries".

274 [1]) Ep. fam. 8 (W. VII. 380). Die Worte beziehen sich freilich in erster Linie auf die Sprache.

275 [1]) Die von Milton gewünschte Liste fehlt allerdings in Buommattei's Werk.

277 [1]) Areopagitica (W. IV. 428): „There (in Italien) it was that I found and visited the famous Galileo grown old, a prisner to the Inquisition, for thinking in Astronomy otherwise then the Franciscan and Dominican licensers thought". Man weiss nach dem im Text Gegebenen, wie diese Stelle zu verstehen ist; es führt irre, wenn Gätschenberger: Gesch. d. engl. Lit. III. 71 sagt: „Milton besuchte auch G. damals im Kerker der Inquisition", noch weniger richtig b. Liebert 48: „Er besuchte den grossen G. in Siena". Von Masson im einzelnen abweichend, stütze ich mich auf K. v. Gebler: Galileo Galilei, 1876 und Reusch: Der Galilei'sche Process (Sybel's hist. Z.-S. 1875, Heft 3), welche die neuere Literatur verwerthen. Indess steht bei Reusch, wohl in Folge eines Druckfehlers, immer Ancetri statt Arcetri und wird bei Gebler 346 Milton's Besuch ein Jahr zu früh angesetzt. A. v. Reumont: Gesch. Toscana's seit d. Ende des Florent. Freistaates, 1876, I. 554 hält die „Tradition" für wahrscheinlich, dass der Besuch in der Villa Il Gioiello bei Arcetri stattgefunden habe. In def. sec. wird er gar nicht erwähnt.

[2]) Fernere Anspielungen auf das Teleskop Par. l. III. 590 ff. „a spot like which perhaps | Astronomer in the Suns lucent orb | Trough his glazed optic tube yet never saw". Par. reg. IV. 40 ff.: „By what strange parallax, or optic skill | Of vision multiplied through air, or glass | Of telescope, were curious to inquire." Ueber Mondwolken P. l. V. 419.

280 [1]) Die Uebersetzung zum Theil nach Böttger. In dem Jugendgedicht: „Naturam non pati senium" (s. o. S. 71.) wird noch das ptolemäische System angenommen (P. W. III. 524). In einer anderen Stelle des Par. lost. wird jede Entscheidung vermieden, IV. 592—597. Ob man P. l. III 575 hierher ziehen darf, ist zweifelhaft. Die Stellen aus Milton's Prosa-Schriften, die Keightley 217 anführt,

Seite

um zu beweisen, dass Milton (auch nach seiner italienischen Reise und selbst gegen Ende seines Lebens) am ptolemäischen System festgehalten habe, sind nicht durchschlagend. Er spricht hier in Bildern. Bei Gelegenheit des verl. Par. ist auf die Frage zurückzukommen.

280 [2]) Def. sec. W. VI. 288.

281 [1]) Ranke: Päpste II. 351 ff., Anal. Nr. 115 ff. v. Reumont: Geschichte der Stadt Rom, Bd. III. Abth. 2, S. 611—623, 743.

[2]) v. Reumont a. a. O. S. 740.

283 [1]) L. Holstenii epistolae ad diversos, Parisiis 1817, vgl. Zedler: Univ.-Lex. Ueber F. Barberini: Eggs: Purpura docta (1714) L. VI. 321—325.

[2]) H. Grotii .. Epistolae (Amstelodami 1687) Nr. 645, D. Holstenio 10. Sept. 1636. Milton: Ep. famil. (W. VII. 382) „Lucae Holstenio Romae in Vaticano", dat. Florentii Martii 30, 1639, vgl. über Cherubini: Jani Nicii Erythraei Pinacotheca, 1712, p. 722.

284 [1]) C. S. P. D. S. Charles I., Vol. XIII. 525, vgl. a. a. O. 1636—39 s. v. Barberini.

[2]) Bayle s. v. Baroni. Todd VI. 248. Der Sammelband hat den Titel: „Applausi poetici alle glorie della Signora Leonora Baroni".

[3]) P. W. III. 61, 62. II. 341, 342.

286 [1]) Todd I. 35.

[2]) S. den cit. Brief Milton's, vgl. Salvini 504, Fabroni XVII. 141—187, Negri 245, Tiraboschi VIII. 417 ff.

[3]) Masson I. 745. Ich habe das Werk nicht in Händen gehabt.

287 [1]) P. W. III. 34. [2]) P. W. III. 82—84, 530—532.

[3]) P. W. III. 35; über verschiedene Autoren Namens Selvaggi, s. Masson I. 754, Anm. Liebert S. 44 scheint anzunehmen, der fragliche Selvaggi sei ein Florentiner gewesen. Dagegen könnte indess sprechen, dass man ihn dann in der Korrespondenz Miltons mit Dati neben den übrigen erwähnt zu finden erwarten sollte.

[4]) S. über den Eintrag in dem „Travellers' Book of the English College at Rome" p. XVI. v M. Commonplace-Book (Camden-Soc. 1876).

288 [1]) Tiraboschi VIII. 52. J. Nycii Erythraci Pin. 600—602. Opere di Tasso (Ed. 1735) IV. 245, VII. 472 ff.

[2]) Todd VI. 345. Mitford XXXIV.

289 [1]) Walker's hist. memoir of Italian tragedy (1799), woselbst sich in App 5 Näheres über die Lage der Manso'schen Villa befinden soll, habe ich nicht einsehen können.

[2]) „propterea quod nolebam in religione esse tectior". Def. sec. l. c.

[3]) Nach Liebert 46: „Ut mens, forma, decor, facies, mos, si pietas sic, | Non Anglus, verum hercle Angelus, ipse fores". P. W. III. 34.

290 [1]) Def. sec. l. c.: „In Siciliam quoque et Graeciam trajicere volentem me tristis ex Anglia belli civilis nuntius revocavit" etc. Der Aus-

Seite

druck ist etwas zu stark; von einem „bellum civile“ war damals noch nicht die Rede.

[2]) Mansus P. W. III. 84 ff., 532 ff.

290 [3]) S. ihre Beschreibung im „Epitaphium Damonis“ v. 181—198.

291 [1]) Ep. fam. 10: Carolo Dato Londino Aprilis 21 1647. W. VII. 386. Of Reformation etc. W. III. 46, vgl. den Brief des N. Heinsius an J. Vossius, Venedig, 1. März 1653 (Burmanni Sylloges T. 3, 669): „Imo invisus est Italis Anglus iste, inter quos multo vixit tempore ob mores nimis severos, cum et de religione libenter disputaret, ac multa in Pontificem Romanum acerbe effutiret quavis occasione“. (H beruft sich kurz vorher auf Holstenius.)

[2]) Def. sec. l. c.

293 [1]) P. W. II. 476—478, 283—285. Es wäre denkbar, dass ein Theil dieser Gedichte zu dem „Zusammengestoppelten“ gehörte, das M. in den Kreisen seiner ital. Freundevortrug, s. o. Anm. 3 zu S. 271.

[2]) Def. sec. etwa bis Mitte Mai 1639. Eine Erinnerung an Venedig in Def. pro se contra Al. Morum, W. VI. 383.

294 [1]) E. Phillips: Life of Milton l. c. p. 361, vgl. E. L. Gerber: Neues Lexikon der Tonkünstler 1812—1814.

[2]) Man sehe statt aller biogr. Wörterbücher: Vie de Jean Diodati théologien Génevois, 1576—1649 par E. de Budé, Lausanne 1869. Hier wird p. 297 irrthümlich Milton's Freund, Karl D., zu einem Sohne des Theologen gemacht. Auch sehe ich nicht, dass dem Verf. die Beziehungen Milton's zu G. Diodati bekannt sind, vgl. Bedell's Life in den Ed. d. Camden-Society p. 142.

[3]) Masson I. p. 778 vermuthet, Lucca und nicht Genf sei G. Diodati's Geburtsort. Vgl. dagegen de Budé p. 22, 24 auch über das Datum der Geburt.

295 [1]) Forster: Statesmen p. 373, de Budé 253, Elze: Lord Byron p. 201.

[2]) Pro se contra Morum Defensio, W. VI. 398.

[3]) S. über das Album: Hunter p. 23 und über seine Geschichte, Sotheby p. 106, daselbst T. XIV. Nr. IV. ein Facsimile des Milton'schen Eintrags.

296 [1]) S. über die Chronologie von Milton's Reise: Keightley p. 20. Treitschke: hist. und pol. Aufsätze, lässt Milton „drei reiche Jahre“ in Italien verweilen! Milton selbst Def. sec. l. c. p. 289 bezeichnet, ein wenig den Ereignissen vorgreifend, als Termin seiner Rückkehr: „eodem ferme tempore quo Carolus, cum Scotis, rupta pace (Vertrag von Berwick, 18. Juni 1639) bellum alterum quod vocant Episcopale, redintegrabat“. Ueber die Dauer seiner Reise lässt er keinen Zweifel: „post annum et tres plus minus menses in patriam revertor“.

290 [2]) Areopagitica. W. IV. 428. [3]) Def. sec. W. VI. 289.

# Anhang I.

## Die älteste Biographie Milton's.

Unter den Quellen zur Lebensgeschichte Milton's stehen, wie man weiss, seine eigenen Schriften, und namentlich die autobiographische Skizze in der Defensio secunda pro populo Anglicano an erster Stelle. Als erster im Druck erschienener Abriss seines Lebens von der Hand eines anderen ist derjenige in Wood's (1632—95) Athenae et Fasti Oxonienses (zuerst 1691) zu erwähnen. Bald darauf, 1694, erschien die Biographie des Dichters von der Hand seines Neffen E. Phillips zugleich mit der englischen Ausgabe von Milton's „Letters of State". Zu dem von Wood und Phillips Mitgetheilten ist von Toland (1698 vor der Ausgabe von Milton's Prosa-Werken, 1699 und 1761 separat) einiges neue Material hinzugefügt worden. Die folgenden Biographen standen der Zeit Milton's schon zu fern, als dass sie durch persönliche Erkundigungen die bekannten Thatsachen um Nennenswerthes hätten vermehren können, und erst mit dem Zurückgehn auf urkundliches Material gelang es neue Ergebnisse zu gewinnen. Immerhin sieht man sich neben den Milton'schen Schriften selbst vorzüglich auf Wood und Phillips angewiesen, eben damit aber genöthigt, sich darüber klar zu werden, woher sie ihre Nachrichten geschöpft haben. Was Phillips betrifft, so ist klar, dass sein nahes verwandtschaftliches und sein enges persönliches Verhältnis zu seinem Oheim ihm vortreffliche Mittel für die Lösung seiner Aufgabe an die Hand gab. Auch bemerkt man leicht, dass er die erwähnte Partie der Defensio secunda stark benutzt hat. Dennoch laufen mancherlei Irrthümer in seiner Darstellung mit unter. So setzt er schon das Geburtsjahr seines Oheims falsch an, desgleichen das Datum seines Todes, seine Angabe von Bücher-Titeln ist nicht immer genau, seine Notiz über das Milton, von dem die Familie stammen sollte (s. o. S. 14 Anm. 1), ist ebenso verwirrt wie seine Mittheilung, dass die Absicht bestanden habe, den Dichter zum „adjutant-general in Sir William Waller's army" zu machen (s. Näheres in Buch II.). — Wenn Wood nicht die gleiche persönliche Erfahrung zu Gebote stand wie E. Phillips, und wenn er hie und da durch Vorurtheile eingenommen zu sein scheint, so hatte er andere Vortheile für sich, die

uns seine biographische Skizze werthvoll machen. Lange Zeit hindurch mit den Vorbereitungen seiner Athenae et Fasti Oxonienses beschäftigt, schrieb er in jedem Falle viel früher als Phillips. Er suchte sich mit grosser Sorgfalt die biographischen Materialien zu verschaffen, und zum Glück sind uns die Notizen seines Hauptgewährsmannes für die Lebensgeschichte John Milton's aufbewahrt.

Dies war der Antiquar und Naturforscher John Aubrey (1627—97), welcher sich mit grossem Eifer bemühte für Wood, während dieser sein Werk vorbereitete, von allen Seiten her Notizen zu sammeln ([1]). Seine Materialien-Sammlung ist mit den Ashmolean Mss. in die Bodleiana übergegangen und 1813 in nicht sehr befriedigender Weise in den „Letters written by eminent persons in the 17. and 18. centuries" etc., 2 Vols., London, veröffentlicht worden. Die Notizen für die Biographie Milton's (Aubrey Mss. 4. part. III.) scheinen um das Jahr 1680 geschrieben worden zu sein (P. W. I. 57, Godwin: Lives of E. and John Philips 335, vgl. u. S. 343), wie sich denn Aubrey nachweisbar unmittelbar nach Milton's Tode bemüht hat, Daten für die Lebensgeschichte des Dichters zu sammeln und eine Zeit lang hoffen durfte, Marvell im Interesse Wood's dafür zu gewinnen (Masson I. p. IX.). Jedenfalls ist Aubrey's Biographie, wenn anders seine Materialien-Sammlung diesen Namen verdient, die älteste Biographie Milton's, die man besitzt. Allerdings lauten die Urtheile der Zeitgenossen über Aubrey nicht immer sehr günstig. Toland charakterisirt ihn freilich als „a very honest man and most accurate in his account of matters of fact," wenn auch als „extremely superstitious". Aber Wood selbst, der ihm doch so viel verdankte, nennt ihn „a shiftless person, roving and magotyheaded and sometimes little better than crased." Es heisst von A. er sei gewesen „exceedingly credulous, would stuff his many letters sent to Wood with folliries and misinformations, which sometimes would guid him into the paths of errour". (Life of Wood l. c.) Trotzdem sind die Nachrichten Aubrey's über Milton's Leben, mit Vorsicht benutzt, höchst schätzbar. Er hat Milton persönlich gekannt, er hat bei seinem Bruder, bei seinem Neffen E. Phillips, bei seiner Wittwe und bei anderen Erkundigungen eingezogen, und dass er häufig seine Autoritäten angiebt, verleiht seinen Notizen noch höheren Werth. Freilich behalten diese immer den Charakter des Abgerissenen, Skizzenhaften. Es fehlt nicht an Widersprüchen, wie wenn es einmal heisst, Milton's festländische Reise habe zwei Jahre gedauert, ein anderes Mal: ein Jahr. Auch die lebhafte Phantasie scheint Aubrey hie und da zur Ausmalung unverbürgter Einzelheiten fortzureissen, wie sich namentlich zeigt, wenn man solche Stellen, die er E. Philipps Mittheilungen verdankte, mit dem späteren Berichte dieses selbst vergleicht.

[1]) Life of Wood written by himself (Ecclesiastical History Society 1848) S. 152 über Aubrey im allg. Rose: New general biogr. Dictionary 1857; die Memoirs of Aubrey v. Britton, 1845 sind mir nur dem Titel nach bekannt geworden.

Aubrey's Notizen sind zuerst in den erwähnten „Letters written by eminent persons", Vol. 2, P. 1, 439—450, unvollständig abgedruckt, darauf besser, jedoch auch nicht genügend, in Godwin: Lives of E. and J. Philips (1815), 335—349. Ich lasse sie nach einer vom Orig.-Ms. in der Bodleiana genommenen Kopie folgen, in welcher der Gebrauch der Minuskel durchgeführt, die Interpunktion selbstständig vorgenommen, und eine Anzahl der üblichen Abkürzungen stillschweigend aufgelöst worden ist. Eine Stelle des Aubrey'schen Ms. liess mich eine Zeit lang hoffen, dass es gelingen könnte, noch eine bisher unbekannte originale Quelle der Biographie Milton's aufzufinden. Es ist die Stelle: „Quaere Mr. Allam of Edmund's Hall, Oxon. of. Mr. J. Milton's Life, writt by himselfe v. pagg." Ich glaube nicht irre zu gehn, wenn ich damit folgende Bemerkung in Hearne's account of Wood (App. 1 zum Life of Wood l. c. p. 332) in Zusammenhang bringe: „If you will believe what he himselfe says and what I have often heard reported in Oxon, the greatest help he found from any one person in that university, was from Mr. Andrew Allam, vice-principal of St. Edmundshall, who died, to our author's great reluctancy, an. 1685. This ingenious retired and modest person helped him very much in the notitia of divers modern authors whilst Mr. Wood himself was day and night drudging in those more ancient; and therefore Mr. Wood hath deservedly given an high character of Mr. Allam." (Eine beiläufige Erwähnung Allam's l. c. p. 222.) Hierdurch wird es noch wahrscheinlicher gemacht, dass dieser Allam ein Leben Milton's abgefasst habe, und es braucht nicht gesagt zu werden, von welchem Interesse es wäre, desselben habhaft zu werden. Allein meine Bemühungen, die Papiere Allam's, sei es in der Bodleiana oder in St. Edmund's Hall aufzufinden oder doch Kunde über ihren Verbleib zu erhalten, waren trotz der freundlichsten Unterstützung an Ort und Stelle vergeblich.

---

## Mr. John Milton.(1)

Was of an Oxfordshire familie: his grandfather . . . . . (a Rom. Cath.) of Holton in Oxfordshire, near Shotover. His father was brought up in the university of Oxon at Christ Church, and his grandfather disinherited him because he kept not to the Catholique religion; q. he found a bible in English in his chamber; so thereupon he came to London and

1) Unter dem Worte „John" steht ein Wappenschild mit zwei kleinen Schrägbalken gekreuzt, durch a als „argent" bezeichnet (das Bradshaw'sche W.), und ganz links auf der Seite findet sich in roher Zeichnung das Milton'sche Wappen, ein Doppeladler, und daneben die Worte: „Crest an Arme dexter (?) holding a Eagles heade & („h. &." ausgestrichen) neck erased G.", d. h. erased Gules s. Masson I. 4 nach den Aspidora Segariana Add. Ms. Br. M. 12225 fol. 162, zuerst aufgefunden von Hunter.

became a scrivener, (brought up by a friend of his, was not an apprentice), and got a plentifull estate by it and left it off many years before he dyed, he was an ingeniose man, delighted in musique, composed many songs now in print, especially that of Oriana.

His mother was a Bradshaw, Christopher Milton (his brother, the Inner Temple) bencher.(1)

His son Jo. was borne in Bread-Street in London at the(2) Spread-Eagle, which was his house, he had also in that street(3) another house, the Rose, and other houses in other places. He was borne anno Domini ..... the ..... day of ... about ..... a clock in the(4) ..... He went to schoole to old Mr. Gill, at Paule's schoole, went, at his owne chardge only(5) to Christ-College in Cambr.(6) at fifteen, where he stayed eight yeares at last: then he travelled into France and Italie. Had Sir H. Wotton's commendatory letter. At Geneva he contracted a great friendship with the learned Dr. Deodati(7) of Geneva (vide his poems). He was acquainted(8) with Sr. Henry Wotton, who(9) delighted in his company, ambassador at Venice. He was several years (quaere how many? resp. two yeares)(10) beyond sea, and returned to England(11) just upon the breaking out of the civill warres. He was Latin secretary to (12) the parliament. Anno Domini 1619 he was ten yeares old, as by his picture, and was then a poet. His schoolmaster then was a Puritan, in Essex, who cutt his haire short.

He married his first wife ..... Powell, of Fost-Hill, at Shotover, in Oxonshire. She was a zealous royalist and went without her husband's consent to her mother in the king's quarters, she dyed anno domini .... She went from him to her mother's at ... in the king's quarters neer Oxford(13) anno Domini; and wrote the triple chord about divorce. Anno Domini .... by whom he had 4 children. Hath two daughters living; Deborah was his amanuensis, he taught her Latin and to reade Greeke (14) to him, when he had lost his eie-sight, which was anno Domini .....

He was scarce so tall as I am (Quaere quot feet I am high? Resp. Of middle stature). He had light abroun(15) hayre. His complexion ex-

1) „His — bencher" habe ich geglaubt hier einschieben zu sollen; es steht im Original zusammenhanglos für sich allein. „bencher" ist über ein durchstrichenes „barrister" geschrieben.

2) „Rose" ausgestrichen. 3) „there" ausgestrichen.

4) Aubrey liess die Lücken stehen, bis er, vielleicht von Christopher Milton aus einem Eintrag in die Familienbibel die Ergänzung erfahren hätte.

5) „at — only" mit frischerer Tinte.

6) „very young sc. about thirteen was the most" ausgestrichen.

7) „Carolo Diodati" ausgestrichen. 8) „beyond sea with" ausgestrichen.

9) „was" ausgestrichen. 10) „q. — yeares" von derselben Hand.

11) „abroad before" durchstrichen. 12) „Oliver Cromwell" ausgestrichen.

13) „She went — Oxford" mit späterer Tinte geschrieben und eingeschoben, darunter durchstrichen: „She parted from him".

14) „and Hebrew q." durchstrichen. 15) „abroun" wohl = auburn über „browne" gesetzt.

ceeding[1] fayre. (He was so faire that they called him the lady of Christ-Coll.) Ovall face, his eie a darke gray. His widowe has his picture drawne very well and like[2], when a Cambridge schollar. She has his picture when a Cambridge schollar, which ought to be engraven, for the pictures before his bookes are not at all like him. He married his second wife Mrs. Eliz. Minshull, anno .. the yeare before the sicknesse, a gentile[3] person, a peacefull and agreeable humour.[4]

After he was blinde, he wrote these following bookes, viz.

Paradise Lost,
Paradise Regained,
Grammar,
Dictionarie, imperfect q.[5]

He was a spare man. [2] He was an early riser, sc. at 4 o'clock mane, yea after he lost his sight. He had a man read to him. The first thing he read was the Hebrew bible, and that was at 4 h. mane 1/2 h., then he contemplated.[6] At 7 his man came to him again and then read to him and wrote[7] till dinner, the writing was as much as the reading. His second daughter Deborah, could read to him Latin, Italian and French and Greeke. She married in Dublin to one Mr. Clarke (a mercer sells silke etc.); very like her father. The other sister is Mary, more like her mother. After dinner he used to walke 3 or 4 houres at a time, he always had a garden, where he lived; went to bed about 9. Temperate[8] rarely dranke between meales. Extreme pleasant[9] in his conversation and at dinner, supper etc. but satyricall.

He pronounced the letter R. very hard.[10] He had a delicate tuneable voice and had good[11] skill.

His father instructed him. He had an organ in his house, he played on that most. His exercise was chiefly walking.

He was visited much by learned, more than he did desire.

He was mightily importuned to goe into France[12] and Italie; foreigners came much to see him and much admired him and offered to him great preferments to come over to them, and[13] the only inducement of severall foreigners that came over into England, was chiefly to see Oliver[14] Protector and Mr. J. Milton and would see the house and chamber where he was borne. He was much more admired abrode than at home.

His familiar learned acquaintance were Mr. Andrew Marvell, Mr. Skinner, Dr. Paget, M. D. Mr. Skinner, who was his disciple.

---

1) „very“ darunter geschrieben. 2) „very — like“ mit frischerer Tinte. 3) „gent“ Ms.
4) „a. p. a. a. h.“ mit frischerer Tinte. 5) „Gr. D. i. q.“ mit frischerer Tinte.
6) „thought“ durchstrichen. 7) „again“ durchstrichen.
8) „man“ durchstrichen. 9) „at“ durchstrichen. 10) Am Rande des Ms. „Litera canina“.
11) „great“ durchstrichen. 12) Fr. Ms.
13) „severall foreigners came“ durchstrichen. 14) „O.“ Ms.

Jo. Dreyden, Esq. Poet Laureate, who(1) very much admires him and went to him to have leave to putt his Paradise Lost into a drama in rhymme. Mr. Milton received him civilly and told him that he would give him leave to tagge his verses.

His widowe assures me that Mr. Hobbs was not one of his acquaintance, that her husband did not like him at all, but he would grant(2) him to be a man of great parts and a learned man. Their interests and tenets did run counter to each other(3). v. Mr. Hobbes Behemoth(4).

[3] From his brother(5) Chr. Milton:

When he went to schoole, when he was very young, he studied very hard and sate up very late; commonly till 12 or one o'clock at night, and his father ordered the mayde to sitt up for him, and in those yeares (10) composed many copies of verses, which might well become a riper age. And was a very hard student in the university and performed all his exercises there with very good applause. His first tutor there was Mr. Chapell, from whom receiving some unkindnesse, (whip't him)(6), he was afterwards, (though it seemed opposite to the rules of the college), transferred to the tuition of one Mr. Tovell, who dyed parson of Lutterworth.

I have been told, that the father composed a song of fourscore parts for the Lantgrave of Hess, for which highnesse [sic] sent a meddall of gold, or a noble present.(7) He dyed(8) about 1647, buried in Cripplegate church(9) from his house in the Barbican.

☞ Quaere Mr. Chr. Milton to see the date of his brothers(10) birth.

1. Of Reformation. } qr. whether two books.
   Against Prelatical Episcopacy. }
2. The Reason of Church Government.
3. A Defence of Smectymnuus.
4. The Doctrin and Disciplin of Divorce. }
5. Colasterion. } All these in prosecution
6. The Judgment of Martin Bucer. } of the same subject.
7. Tetrachordon (of divorce). }
8. Areopagitica viz. for the Libertie of the Presse.
   Of Education.
   Iconoclastes.
   Tenure of Kings and Magistrates.
   Defensio Populi Anglicani.
   Defensio secunda contra Morum. His Logick.

---

1) „who — verses“ mit frischerer Tinte. 2) darunter „acknowledge“.
3) „d. r. c. t. e. o.“ steht über „were diametrically opposite“.
4) Diese Bemerkung ursprünglich mit Bleistift, später mit Tinte überzogen.
5) „bro.“ Ms. 6) „whip't him“ darübergeschrieben. 7) „o. a. n. p.“ darübergeschrieben.
8) „in that year that the army marched through the city“ ausgestrichen.
9) „ch.“ Ms. 10) „bro.“ Ms.

Defensio tertia.
Of the Powr of the Civil Magistrate in Ecclesiastical Affairs.
Against Hirelings (against Tithes).
Of a Commonwealth.
Against Dr. Griffith.
Of Toleration, Heresie and Schisme.

[4] He went to travell about the year 1638 and was abroad about a years space, chiefly in Italy, immediately after his return he took a lodging at Mr. Rusell's, a taylour, in St. Bride's church-yard; and took into his tuition his sister's two sons, Edw. and John Philips, the first 10, the other 9 years of age, and in a year's time made them capable of interpreting a Latin author at sight etc. and within 3 years they went through the best of Latin and Greec poetts: Lucretius and Manilius, and with him the use of the globes and some rudiments of arithmetics and geometry (1), of the Latins; Hesiod, Aratus, Dionysius Afer, Oppian, Apollonii Argonautica and Quintus Calaber. Cato, Varro und Columella de re rustica were the very first authors they learn't.

As he was severe on one hand, so he was most familiar and free in his conversation to those, to whome most sowre in his way of education. NB. He made his nephews songsters and sing from the time, they were with him (2).

John Milton was born the 9th of December 1608 die Veneris half an hour after six in the morning. (3)

From Mr. E. Philips: His invention was much more free and easie in the equinoxes than in the solstices; as he more particularly found in writing his Paradise Lost. Mr. Edw. Philips (his nephew and then amanuensis) hath. (4)

All the time of writing his Paradise Lost his veine began at the autumnall equinoctiall and ceased at the vernall or thereabouts (I believe about May) and this was 4 or 5 yeares of his doing it. He began about 2 yeares, before the king (5) came in and finished about 3 yeares after the king's (6) restauration . .

Quaere Mr. J. Playford pro Wilby's sett of Orianas. In the (7) 4th booke of Paradise Lost there are about 6 verses of satan's exclamation to the sun, which Mr. Edward Philips (8) remembers about 15 or 16 yeares before ever his poem was thought of, which verses were intended for the

---

1) „Arithm. and Geom." Ms.

2) Hier endet p. 4 des Ms., welche zur Hälfte leer ist. Es folgen nun zwei besondere Quartblättchen, bezeichnet 33. 34. 36. 37. lose an die übrigen Folio-Blätter angebunden, und auf diesen das Stück des Ms. von „John Milton — widow preserve", das ich ohne Paginirung zum Abdruck bringe.

3) „John — morning" anscheinend nicht von Aubrey's Hand. Darunter von Wood' Hand: „Why do you not set downe where Jh. Milton was borne?"

4) „His invention — hath" ausgestrichen im Ms. 5) „K." Ms. 6) „K's." Ms.

7) „2nd or 3rd ausgestrichen. 8) „E. Phi." Ms.

beginning of a tragoedie, which he had designed but was diverted from it by other businesse. (1)

Whatever he wrote against monarchie was out of no animositie to the king's person, or out of any faction or interest, but out of a pure zeale to the liberty of mankind, which he thought, would be greater under a free state then under a monarchicall government. His being conversant in Livy and the Roman authors and the greatnes he saw donne by the Roman commonwealth and the vertue of their great captaines (2) induc't him to. (3)

His first wife (Mrs. Powell, a royalist) (4) was brought up and lived where there was a great deale of company and merriment, dancing etc. And when she came to live with her husband at Mr. Russell's, in St. Bride's churchyard(5), she found it very solitary, no company came to her, oftentimes heard his nephews beaten and cry. This life was irksome to her, and so she went to her parents at Foste-hill. He sent for her (after some time), and I thinke his servant was evelly entreated, but as for wronging his bed, I never heard the least suspicions nor had he of that any jealousie. (6)

From Mr. Abr. Hill: Memorandum: His sharp writing against Alexander More of Holland, upon a mistake notwithstanding he had given him by the ambassador (Quaere the ambassador's name of Mr. Hill? Respondit: Newport the Dutch ambassador) all satisfaction to the contrary viz. that the booke (called „Clamor") was writt by Peter du Moulin. Well that was all one; (7) he having writt it, it should goe into the world, one of them was as bad as the other. (8)

Quaere Mr. Allam of Edmund's (9) Hall, Oxon. of Mr. J. Milton's Life, writt by himselfe v. pagg.

His sight began to faile him at first upon his writing against Salmasius, and before 't was fully compleated one eie absolutely failed. Upon the writing of other bookes, after that, his other eie decayed.

Write his name in red letters on his picture with his widowe to preserve. (10)

[7] Different relligions. (11) Two opinions do not well on the same boulster. She was a . . . . . royalist and went to her mother neer Oxford, the king's (12) quarters. I have perhaps so much charity for her that she might not wrong his bed, but what man (especially contemplative), would

1) Hier endet das mit 33 bezeichnete Quartblatt.

2) So im Ms. über „commanders" geschrieben. 3) Ende des Quartblatts 34.

4) „a. r." darübergeschrieben. 5) „ch " Ms. 6) Ende des Quartblatts 36.

7) „when he had" durchstrichen.

8) „Newport — ambassador" . . . „that the b. — other" mit anderer Tinte, wahrscheinlich geschrieben, nachdem die Antwort von Mr. Hill eingelaufen war.

9) „Edm." Ms.

10) Ende des Quartblattes 37. Es folgt ein leeres Blatt (fol. gleich SS. 5. 6.).

11) „rell" Ms. Vor D. r. steht durchstrichen: „He married Eliz. 2d wife, Ao Dni 16 . ."

12) „K's." Ms.

like to have a young wife environ'd by the sons [of Mars, and those of the enemi partie? He lived in several places, e. g. Holborn neer king's (¹) gate. He died in Bunhill opposite the Artillery garden-wall. His harmonicall and ingeniose soule did lodge (²) in a beautifull and well-proportioned body. „In toto nusquam corpore menda fuit." Ovid. He had (³) a very good memory, but I believe that his excellent method of thinking and disposing did much help his memory.

I heard that after he was blind, that he was writing in the heads a Latin dictionary, vidua affirmat. She 'gave all his papers, (⁴) among which this dictionary imperfect, to his nephew, that he brought up, a sister's son ..... Philips, who lives neer the Maypole in the Strand. She has a great many letters by her from learned men of his acquaintance. both of England and beyond sea. His eye-sight was decaying about 20 years before his death. Quaere when starke (⁵) blind? His father read without spectacles at 84, his mother had very weake eies and used spectacles presently after she was thirty years old. Of a very cheerful humour.

He was very healthy, seldom took any physique, only sometimes he took manna (⁶), and free from all diseases, only towards his later end he was visited with the goute, spring and fall. He would be chearfull even in his goute-fitts and sing.

He died of (⁷) the goute struck in, the 9th or 10th of November 1674, as appears by his apothecaryes booke. He lies buried in St. Giles Cripplegate, upper end of chancell at the right hand. Vide (⁸). Memorandum: his stone is now removed, for about 2 years since (now 1681) the two steppes to the communion table were raysed. I ghesse Jo. Speed and he lie together.

Quaere his nephew Mr. Edw. Philips for a perfect catalogue of his writings. Memorandum: He wrote a little tract of Education.

Memorandum: Mr. Theodore Haak, R. S. S. hath translated halfe his Paradise Lost into High Dutch, in such blank verse, which is very well liked of by Germans. Fabricius, professor at Heidelberg, who sent to Mr. Haak a letter upon this translation. Incredibile est quantum nos omnes affecerit gravitas styli et copia lectissimorum verborum .. et v. the letter.

Hierauf endigt [7], es folgt auf [8] der Milton'sche Stammbaum, auf dessen Wiedergabe ich glaube verzichten zu dürfen. Sie würde vollständig befriedigend nur in Form des Facsimile erfolgen können, und in dieser findet man den ersten Theil, der für die Frage der Genealogie von

---

¹) „K's." Ms. ²) So über „dwelt" geschrieben. ³) „an extraordinarie" ausgestrichen.
⁴) Daneben stehend: „In the hands of Moyses Pitt". ⁵) St. über „quite" geschrieben.
⁶) „seldom — manna" darübergeschrieben.
⁷) „a feaver at his house in Jewin street about the 64th year of his age" durchstrichen.
⁸) „V." Ms. dahinter „his stone grave stone" durchstrichen.

Milton's Mutter wichtig ist, bei Masson I. 6. Noch will ich Folgendes als Zusatz zu dem Abdruck bei Godwin p. 347 bemerken: Ueber dem Namen „Sarah Bradshaw" findet sich das Bradshaw'sche Wappen, wie im Anfang des Ms, unter den Worten „Edw. Phillips" ein durchstrichenes, vor „Mary Powell" ein leeres Wappenschild, unter den Worten „Eliz. Minshull of Cheshire" ein Schild mit Stern und Mondsichel.

Catalogus Librorum. (¹)

1. Poems 8vo printed, twice printed { some writt but at 18.
2. Eikonoklastes printed at Of Reformation.
3. Pro Pop. Angl. Defensio contra Salmasium.
4. Tetrachordon. 4to. Of Divorce.
5. } Paradise { Lost. 4to.
6. } Paradise { Regain'd. 4to Edw. Philips his chief amanuensis.
7. Latin Epistles (²) 8vo { Familiar. Politique.
8. Latin Grammar in English. 8vo.
9. The History of Britain, from the first traditionall beginning, continued to the Norman Conquest. 4to London MDCLXX., for James Alestry, Rose & Crown, Paul's (³) Church Yard. Scripsit permulta (?) per effigiem (pro falsare?) 1670 aetate 62.
10. A Letter of Education to Mr. S. Hartlib (with his Poems).
11. A Brief History of Muscovia, and other less known Countries lyeing eastward (⁴) writt by the author's owne hand, before he lost his sight: and intended to have printed it before his death.
12. His Logick.
13. Idea Theologiae, in Ms. in the hands of Mr. Skinner a merchants sonne in Marke Lane. Memorandum: There was one Mr. Skinner of the Jerkers Office, up 2 paire of stayres at the Custom House.
14. He wrote a Dictionary called Idioma Linguae Latinae from Mr. Packer, who was his scholar.

---

[1]) Am Rande dieses Verzeichnisses: „Set them downe according to order of time."
[2]) „Eples." Ms. [3]) „P's." Ms. [4]) Darüber geschrieben: „advertisement".

# Anhang II.

## Die Genealogie von Milton's Mutter.

Die Genealogie von Milton's Mutter zu bestimmen, macht grosse Schwierigkeiten. Die überlieferten Nachrichten widersprechen sich in folgender Weise:

1) Aubrey sagt im Texte: „His mother was a Bradshaw" und führt sie in dem Stammbaum auf als „Sarah Bradshaw". Daselbst hat er über dem Namen die Zeichnung eines Wappens angebracht, welches genau ebenso am Anfang des Textes, wenn auch für sich alleinstehend, vorkommt und in der That dem bekannten Wappen der Bradshaws von Bradshaw so gut entspricht, wie es von einer flüchtigen Federzeichnung zu erwarten ist. (Masson I. 25).
2) Wood, indem er sich hier wie in der biographischen Skizze im ganzen durchaus auf Aubrey's Mittheilungen stützt, berichtet: „his Mother, named Sarah, was of the ancient Family of the Bradshaws."
3) Edward Phillips bezeichnet die Mutter als „Sarah, of the family of the Castons, derived originaly from Wales."

Zunächst widersprechen sich also Aubrey und Phillips. Dieser war freilich der Enkel der in Frage stehenden Persönlichkeit, aber wir haben zu erwägen, dass er sich etwas unbestimmt ausdrückt, dass wir ihn häufig bedenklicher Vergehen zeihen müssen, dass er später schreibt als Aubrey. Allerdings glaube ich Masson nicht beistimmen zu können, wenn er für Aubrey den Christopher Milton Gewährsmann sein lässt. Dass Christophers Name ohne weitere Verbindung dem Satze „His mother was a Bradshaw" angeschlossen wird, soll wohl nicht ein Quellen-Citat ausdrücken, sondern ist eine beiläufige Bemerkung, kurz gefasst, um den Faden der Biographie nicht zu unterbrechen. Aus diesem Grunde stehn beide Sätze auch fast fragmentarisch für sich allein. Ferner haben die bis jetzt angestellten Nachforschungen in den Stammbäumen der Bradshaws kein Ergebnis geliefert, welches Aubrey's Nachricht bestätigen könnte. Wäre eine auch nur entfernte Verwandtschaft mit dem Präsidenten Bradshaw anzunehmen gewesen, so sollte man meinen, John Milton würde eine Anspielung darauf in der Defensio secunda (W. VI. 299) nicht unterdrückt haben. Dennoch hat

Aubrey's zwei Mal ausdrücklich ausgesprochenes Zeugnis ein bedeutendes Gewicht.

4) In den Pfarr-Registern von Allhallows, Bread-Street, findet sich folgender Eintrag: „The XXIInd daye of February a° 1610 [1610—11], was buried in this parishe Mrs. Ellen Jefferys, the mother of Mr. John Mylton's wyffe of this parishe." (P. W. Golden Treasury Ed. I. p. X.)

Dass hierunter die Schwiegermutter des „scrivener John Milton", also die Grossmutter des Dichters, zu verstehn sei, ist zweifellos. Wenn diese bei ihrem Tode als „Mrs Jefferys", ihre Tochter aber als eine geborene Bradshaw oder Caston bezeichnet wird, so müsste man annehmen, dass des Dichters Grossmutter als Wittwe Bradshaw oder Caston einem Jefferys ihre Hand gereicht hätte. Auffällig ist aber, dass der Name Jefferys, allerdings geschrieben Jeffrey, was öfter vorkam, noch ein Mal in der Genealogie Miltons auftaucht. Man findet ihn auf der Aubrey'schen Stammtafel rechts von dem Namen von des Dichters Grossvater. Die herkömmliche Meinung geht dahin, dass Aubrey durch seine Zeichnung habe ausdrücken wollen, der Grossvater des Dichters sei mit einer Wittwe Jeffrey, geborenen Haughton, vermählt gewesen.

Es ist Masson in der That gelungen, gestützt auf ein 1595 eröffnetes Testament, einen „John Jeffrey of Halton, in com. Oxon. husbandman" und somit eine Familie dieses Namens ganz in der Nähe der Miltons nachzuweisen (I. 17). Dass beide Grossmütter des Dichters nach dieser Annahme denselben Namen getragen haben würden, erklärt Masson für einen Zufall, dessen Bedeutung noch dadurch abgeschwächt wird, dass in der That schon damals die Namen Jeffrey und Jefferys unterschieden gebraucht wurden. Es scheint indess doch nöthig, auf die merkwürdige Thatsache etwas näher einzugehen, und zwar aus zwei Gründen. Erstens nämlich bin ich gar nicht fest davon überzeugt, dass Aubrey durch seine Notiz und seine Zeichnung auf die Frau von Miltons Grossvater habe abzielen wollen. Ich vermisse sowohl in meiner von Aubrey's Ms. entnommenen Kopie wie auf der photographischen Wiedergabe in Masson's Werk S. 7 eine Verbindung zwischen dem Namen Milton uud Jeffrey. Man bemerkt vielmehr zwischen beiden eine bedeutende Lücke. Auch dass die ganze Zeichnung ursprünglich durch einen Strich von dem übrigen getrennt war, scheint anzudeuten, dass Aubrey sie als einen beiläufigen Nachtrag angesehn wissen wollte, dessen Wichtigkeit aber doch so gross war, dass er die trennende Linie wieder vernichtete. Sollte nicht denkbar sein, dass er nach Vollendung der Stammtafel erfuhr, Milton's Mutter Sarah sei eine geborene Houghton, seine Grossmutter (Sarah's Mutter) sei in zweiter Ehe mit einem Jeffrey vermählt gewesen, dessen Wappen bedeutungslos und daher durchstrichen wurde, und dass er das „Bradshaw" zu tilgen vergass? Zunächst würde diese Erklärung den Zufall vom doppelten Vorkommen des Namens Jeffrey aufheben und vortrefflich mit dem Eintrag in den Registern von Allhallows stimmen. Zweitens kommt aber zur

Bestärkung Folgendes hinzu: Francis Peck sagt in seinen New Memoirs of the Life and Poetical Works of Mr. John Milton 1740, indem er Phillip's und Wood's Angaben korrigirt, S. 1: „Mr. Milton's mother (I am informed) was a Hauhgton of Haughton-Tower in Lancashire, as appears by the arms of his father and mother in pale, upon a board, a quarter of a yard square, some time since in the possession of his widow. Where, under his father's arms is wrote Milton . . . in Com. Oxon etc., under his mother's Haughton of Houhgton-Tower in Com. Lanc."

Dieser Nachricht würde man zunächst wenig Glauben beizulegen geneigt sein, da Peck diesen in den wenigsten Fällen verdient. Allein ein Mal ist die Autorität, auf die er sich beruft, „From a Letter of Roger Comberbach of Chester Esq; to William Cowper Esq; Clerk of the Parliament, dated 15. Dec. 1736", wie Masson S. 23 nachweist, nicht nur eine vertrauenswürdige, sondern in der vorliegenden Frage vermuthlich besonders wohl unterrichtete Persönlichkeit, sodann steht auch fest, dass sich unter dem Nachlass von Milton's Wittwe wirklich ein Gegenstand der beschriebenen Art befand. S. d. Inventar, veröffentlicht von J. F. Marsh 1855 aus dem „Episcopal Registry von Chester" (Masson I. 4. 23): „Mr. Milton's pictures and coat of arms."

Masson sucht sich so zu helfen, dass er das Wappen ursprünglich des Dichters Grossvater angehören und durch dessen Sohn auf den Dichter übergehen lässt. Wäre die von mir geäusserte Vermuthung richtig, so würde, wie gesagt, das doppelte Vorkommen des Namens Jeffrey entfernt, der Eintrag in den Registern von Allhallows würde mit Roger Comberbach's Notiz stimmen, man könnte sich sogar denken, wie aus einem undeutlich geschriebenen Hauhgton das Phillips'sche Caston wurde. Die Schwierigkeit, die sich an den Namen Bradshaw knüpft, bliebe allerdings bestehn. Da indessen verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Bradshaws und Haughtons bekannt sind (Masson I. 26), so liesse sich das Vorkommen einer Verwechselung beider Namen allenfalls erklären. Ich bin weit entfernt davon auf diese Vermuthung grossen Werth zu legen. Wenn es nicht gelingt neues Material aufzufinden, dürfen wir nicht hoffen, diese genealogische Frage endgültig zu entscheiden. Eine von Joseph Lemuel Chester gemachte und im Athenaeum 1868, Nov. 7, S. 603 veröffentlichte Entdeckung scheint mir für diese Entscheidung ohne Gewicht zu sein. Er fand bei Durchsuchung der marriage allegations in der londoner bischöflichen Registratur eine Urkunde, deren Sinn, nach seiner Mittheilung, die auf Wiedergabe des Wortlauts verzichtet, folgender ist: „On the 28th of August, 1602, William Truelove, of Hatfield-Peverill, in the county of Essex, gentleman, aged about forty years, and who had been a widower about seven years, alleged that he intended to marry Margaret Jeffraye, of Newton Hall, in Great Dunmow, in the county of Essex, a maiden, aged about twenty years, the daughter of Paul Jeffray, of the parish of St. Swithin's, London, merchant taylor, deceased,

with the consent of her mother, Ellen Jeffraye, widow, whose consent was attested by John Milton, of the parish of All Hallows Bread Street, London, who married the sister of the said Margaret.“ Die Register der Pfarrei St. Swithin's sind leider verloren gegangen, das Testament des Paul Jeffray war nirgends zu finden, auch von dem Resultat weiterer Nachforschungen in dem Register der Merchant Taylors' Company, auf welches Mr. Hyde Clarke im Athenäum 1868, Nov. 14, als eine möglicher Weise ergiebige Fundgrube, aufmerksam macht, ist mir nichts bekannt. Die Verschiedenheit der Schreibung Jeffray und Jefferys macht allerdings nichts aus, aber doch scheint mir der Schluss J. L. Chester's sehr gewagt: „Nothing, I think, can be clearer than that the poet's mother was the daughter of Paul Jeffray (or Jefferys)... and of Ellen his wife.“ Nach dem oben Mitgetheilten konnte Milton's Mutter recht wohl die Tochter der Ellen Jeffray oder Jefferys sein, ohne dass ihr Vater diesen Zunamen geführt hat. Man konnte sie auch ganz wohl die Schwester von Margaret Jeffray nennen, weil beiden die Mutter gemeinsam war, endlich hindert nichts die Annahme, dass diese Mutter Ellen um 1581 sich zum zweiten Mal eben mit einem Jeffray (Jefferys) verheiratet habe, sodass ihre Tochter Margaret Jeffray 1602 „etwa 20 Jahre alt“ sein konnte.

---

## Druckfehler und Berichtigungen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite | 22 | Zeile 12 v. o. | statt: | väterlichen, lies: väterlichem. |
| „ | 97 | „ 2 v. o. | „ | werden, lies: wurden. |
| „ | 110 | „ 10 v. u. | „ | Ueber die, lies: Ueber den. |
| „ | 110 | „ 4 v. u. | „ | den Wurzel, lies: die Wurzel. |
| „ | 165 | letzte Zeile | „ | nur, lies: fast nur. |
| „ | 175 | Zeile 11 v. u. | „ | in welche, lies: in welches. |
| „ | 193 | „ 8 v. u. | „ | zu scheint, lies: zu sein scheint. |
| „ | 205 | „ 16 v. o. | „ | Verwanden, lies: Verwandten. |
| „ | 241 | „ 11 v. u. | „ | In jenen, lies: Zu jenen. |
| „ | 263 | „ 13 v. o. | „ | John Boyle, lies: Robert Boyle. |
| „ | 328 | letzte Zeile v. u. | statt: | Offenb. Joh. 3, 20, lies: Offenb. Joh. 1, 16. |

Man bittet überall statt Satyre, Satyriker, satyrisch zu lesen: Satire, Satiriker, satirisch.

---

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

# MILTON

## UND SEINE ZEIT.

---

ERSTER THEIL.

1608—1649.

# MILTON

# UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN,

*ausserord. Professor der Geschichte a. d. Universität Bern.*

---

ERSTER THEIL.

1608—1649.

Zweites Buch. Während der Revolution.




LEIPZIG.

VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.

1877.

# MILTON

# UND SEINE ZEIT.

Von

ALFRED STERN.

Zweites Buch.

Während der Revolution.

1640—1649.




LEIPZIG.
VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT.
1877.

# Zweites Buch.

## Während der Revolution 1640—1649.

## Inhalts-Verzeichnis.

### Erstes Kapitel.

**Nach der Rückkehr in die Heimat . . . . . . . S. 3—54.**

Fortschritte der schottischen Bewegung 3—5. Erster Bischofskrieg 6—8. Vertrag von Berwick. Neue Konflikte 9, 10. Wentworth 11 Kurzes Parlament 12, 13. Die neuen Kanones 13. Rüstungen zum zweiten Bischofskrieg 14. Die Schotten in England. Zusammenbruch der Absolutie 15. Berufung des Parlaments. Vertrag von Ripon 16. — Milton nach der Rückkehr 17. Familie und Freunde 18. Epitaphium Damonis 18, 19. Poetische Vorsätze. Plan eines nationalen Epos 19. 20. Dramatische Entwürfe 21—24. Aldersgate-Street 25. — Zusammentritt des „langen Parlaments". Haus der Lords 26, 27. Haus der Gemeinen 28, 29. Erste Massregeln des Parlaments 30, 31. Hinrichtung Strafford's 32. Vertrag mit den Schotten 33. — Die Frage der Kirchenverfassung 33. Erhaltungs-Partei. Bischof Hall 34. Hall's „Göttliches Recht des Bisthums" 35. Mittelpartei. Bischof Williams. Erzbischof Ussher. Petition der Geistlichen 36, 37. Radikale Partei. Einwirkung des Presbyterianismus. Londoner Massen-Petition 38, 39. Erste Debatten 40. Exklusions-Bill 41. Von den Lords verworfen 42. Abolitions-Bill 43. Verfassungspläne 44. Anklage der Bischöfe. Reise des Königs nach Schottland 45. — Theilnahme der Nation an der kirchlichen Frage 46. Hall's „demüthige Remonstranz" 47, 48. Der „Smectymnuus" gegen Hall 49. Young, Marshall, Calamy, Newcomen, Spurstow 50, 51. Inhalt des Smectymnuus 51—54.

### Zweites Kapitel.

**Im Kampfe für die Reform der Kirche . . . . S. 55—128.**

Milton's Theilnahme an der Frage der Kirchenverfassung 55, 56. Milton's Schrift „über die Reformation" etc. 57—67. Gegen

„die Alterthümler“ 59—62. Gegen die „Weltlinge“ und „Politiker“ 62—65. Für Abschaffung des Bisthums 66, 67. — Rainolds und Ussher 68, 69. Milton gegen Ussher: „Ueber prälatisches Bisthum“ 70—72. — Hall's „Vertheidigung seiner demüthigen Remonstranz“ 72, 73. Replik der Smectymnianer 74. Milton's „Bemerkungen“ gegen Hall 75—82. Beurtheilung Hall's 76—78. Ideal des Geistlichen 79. Für Freiheit der Presse 80. Literarische Hilfsmittel 81, 82. — Karl I. in Schottland 83, 84. Wiederzusammentritt des Parlaments 85, 86. Irische Rebellion 87. Rückwirkung auf England 88—90. Grosse Remonstranz 91, 92. Rückkehr des Königs 93, 94. Tumulte in London 95. Verhaftung der zwölf Bischöfe 96. — Milton's Schrift „über das Wesen der Kirchenverfassung“ 96—113. Autobiographisches 98—100. Bibel und Tradition 101. Altes und neues Testament 102. Gegen die Theokratie 103, 104. Ueber Schisma und Sekten 105. Gegen Formenzwang und kirchliche Jurisdiktion 106. Kirche und Staat 107. Ideal der Kirchenverfassung 108. Milton's Presbyterianismus 109—112. Gesetz und Freiheit 113. — Die Halls gegen Milton 114—119. Milton's „Schutzschrift“ gegen die Halls 119—126. Autobiographisches 120—122. Angriffe gegen Hall 123. Ueber die Bildung der Geistlichkeit 124. Ueber die Liturgie. Preis des Parlamentes 125, 126. Schlussbetrachtung 127, 128.

## Drittes Kapitel.

**Beginn des Bürgerkrieges . . . . . . . . . S. 129—162.**

Attentat auf die fünf Mitglieder 129—133. Folgen 134, 135. Der König verlässt London 136. Massregeln des Parlaments 136—138. Annahme der Bill über den Ausschluss der Bischöfe 139. Die Frage der Militia 140, 141. Bruch zwischen König und Parlament 142, 143. Schrift über die Militia von J. M. 144. Die neunzehn Propositionen 145. Rüstungen des Königs 146. Rüstungen des Parlaments 147, 148. Schliessung der Theater 149. Eröffnung des Krieges 150. Schlacht bei Edgehill 151. — Milton nicht im Heere 152—154. Bedrohung und Rettung London's 155, 156. Sonett Milton's 157. Fortgang des Krieges. Einnahme von Reading 158, 159. Waller's Komplott 160. Milton's Vater will nach London übersiedeln 161, 162.

## Viertes Kapitel.

**Erste Heirat und erste Schrift über die Ehescheidung S. 163—191.**

Die Familie Powell 163—165. Mary Powell 166. Die Flitterwochen 167. Abreise der jungen Frau 168, 169. Schrift über „die Lehre

und Wissenschaft von der Ehescheidung" 169—190. Selbstbekenntnisse 173, 174. Absicht des Autors 175—177. Zweck der Ehe 178. Die Ehe ein Vertrag 179, 180. Das mosaische Recht 181—183. Biblische Kritik 183—187. Unvollständigkeit der Ausführungen 187, 188. Die Stellung des Weibes 189. Sonett an Margarethe Ley 190. Sonett an „eine Jungfrau" 191.

## Fünftes Kapitel.

**Presbyterianer und Independenten. Fortgang des Bürgerkrieges** . . . . . . . . . . . . S. 192—260.

Presbyterianische Hoffnungen 192, 193. Berufung und Eröffnung der Westminster-Synode 194—197. Liga und Covenant mit den Schotten 197—199. Kriegsereignisse und Rüstungen 200—202. Tod Pym's 203. — Parteien in der Synode. Presbyterianer 204, 205. Erastianer 205, 206. Independenten 206. Die Independenten in Holland. John Robinson 206—208. Ansicht über das Verhältnis von Kirche und Staat 209, 210. Die Pilgerväter. New-Plymouth 211. Massachusetts. Connecticut. New-Haven 212. Independentismus von Neu-England 213, 214. Roger Williams 215. Rhode-Island 216. — Rückwirkungen des Independentismus auf England 217. Baptisten 218. John Goodwin 219. Thomas Goodwin, Nye, Burroughs, Simpson, Bridge 220. Burton und Lilburne 220, 221. Mrs. Chidley 222. — Debatten der Synode. Entsetzung von Geistlichen. Veränderungen in Cambridge 222—225. Debatten über die Kirchenverfassung 226, 227. Die „apologetische Erzählung" 228. — Die Frage der Gewissensfreiheit 229, 230. Die Latitudinarier 231—233. Trennung von Kirche und Staat oder Landeskirche und Toleranz? 234. R. Williams in England. Seine „blutige Lehre der Verfolgung" 234, 235. John Goodwin und Gesinnungsgenossen 236. Forderung der Toleranz 237. Sektenfurcht. Featley. Pagit. Edwards. Prynne 238—240. Intoleranz der Smectymnianer 241, 242. Saltmarsh's Angriffe gegen sie 243, 244 — Das Heer und der Independentismus 245. Cromwell 246—248. Hoffnung des Presbyterianismus auf die Schotten 249. Schlacht von Marston-Moor 250. Unfälle von Waller und Essex 251. Akkomodations-Ordonnanz 252, 253. Cromwell und Manchester 253—255. Erste und zweite Selbstentäusserungs-Ordonnanz 256, 257. Verhandlungen zu Uxbridge 258. Hinrichtung Laud's 259.

## Sechstes Kapitel.

**Milton als independentischer Schriftsteller** . . . S. 261—334.

Milton und der Independentismus 261, 262. Milton als Sektenführer 263, 264. — Die Frage der Erziehungsreform 265. Samuel Hartlib 266—268.

John Durie 268—270. Pläne einer Allianz der Protestanten 270—273. Pädagogische Ideen 273, 274. Comenius 274—278. Comenius und Hartlib 278, 279. Comenius in England 280. Comenius in Elbing 281, 282. Hartlib's kirchlich-politische Ansichten 283—285. — Hartlib und Milton 285. Milton's Schrift „über die Erziehung" 285—298. Absicht der Schrift 286, 287. Inhalt: Sprachstudien 288. „Sophisterei" 289, 290. Positive Vorschläge 290—296. Kritik 297, 298. — Zweite Schrift über die Ehescheidung: „Urtheil Butzer's" 299—302. Angriff Palmer's gegen Milton. — Die Censur und die Stationers' Company 303, 304. Die Presse und das Parlament 304—306. Milton's Gesetzwidrigkeit 307. Angriff der Stationers auf Milton 308. Wither über die Stationers 309. Milton's Areopagitica 309—322. Ursprung der Censur 311. Nutzlosigkeit der Censur 312—316. Angriff gegen die Presbyterianer 317—319. Grenze der Toleranz 319, 320. Schädlichkeit der Censur 320—322. — Wirkung der Areopagitica 322, 323. Milton und die Stationers 324, 325. Prynne, Featley etc. gegen Milton 326. — Dritte Schrift über die Ehescheidung: „Tetrachordon" 327—330. Autobiographisches 328. Stellung der Frau 329. Wesen der Ehe 330. — Anonyme Schrift gegen Milton 331. Vierte Schrift über die Ehescheidung: „Colasterion" 332—334. Nachwirkungen der Milton'schen Scheidungstheorie 334.

## Siebentes Kapitel.

**Häusliches und Politisches 1645—1647** . . . . S. 335—391.

Rückkehr von Milton's Frau 335—337. Barbican-Street 338. Herausgabe der Gedichte 339, 340. Sonett an Lawes 341. Beziehungen zu Thomason, P. Young, J. Rous. Ode für Rous 342, 343. Edwards und Baillie gegen Milton 343. Sonette gegen die Presbyterianer 344—346. — Umbildung des Heeres 346, 347. Feldzug von 1645. Schlacht bei Naseby 348—351. Folgen 352. Kapitulation von Bristol 353. Niederlage Montrose's bei Philiphaugh 354. Der König in Oxford. Glamorgan in Irland 355, 356. — Cromwell für Toleranz 356, 357. Furcht und Massregeln der Presbyterianer 358, 359. Wiederaufnahme der Akkomodations-Ordonnanz 359, 360. Einführung des Presbyterial-Systems 361. Hemmnisse der Erastianer 362. Frage der Abendmahlsverweigerung und der Schlüsselgewalt 363. Das Parlament gegen die Synode 364. Fragen über das göttliche Recht 365. — Absichten des Königs 366, 367. Seine Verhandlungen mit den Schotten 368, 369. Seine Flucht zu den Schotten 370. Verhandlungen zu Newcastle 371. Hoffnungen der Presbyterianer, Befürchtungen der Independenten 372, 373. Die neunzehn Propositionen des Parlaments 374. Karl I. über die Presbyterialverfassung 375. Rath-

schläge der Königin 376. Bemühungen Frankreichs 377. Mission Davenant's 378. Verhandlungen mit den Hamiltons und Mission W. Murray's 379, 380. Antwort auf die neunzehn Propositionen 380. Ormond'scher Friede 381. Kapitulation von Oxford 382. Abkommen des Parlaments mit Schottland. Auslieferung des Königs 383. — Verlegenheiten der Powells 384—386. Die Powells in London. Geburt von Anna Milton 387. Sorgen und Tod des alten Powell 388, 389. Christoph Milton 390. Tod des alten Milton 391.

## Achtes Kapitel.

**In den letzten Zeiten des Königthums . . . . S. 392—449.**

Briefwechsel Milton's mit Dati 392, 393. Abzug der Powells 394. Milton als Lehrer. Seine Schüler, Unterrichtsmethode und Lehrbücher 394—398. Frage der Reform des Unterrichtswesens. Hartlib und seine Bestrebungen. Robert Boyle. William Petty. Kinner. Comenius 398—401. Das „unsichtbare College" 401, 402. Milton in High-Holborn 402. Psalmenübersetzung 403. Brief von Dati 403. Geburt von Mary Milton 404. — Karl I. in Holmby 404. Konflikt zwischen Heer und Parlament 405, 406. Die „Adjutatoren" 407. Entführung des Königs durch Joyce 409. Forderungen des Heeres 410. Anklage der eilf Mitglieder 411. Sturm gegen das Parlament. Rüstungen der City 412. Einzug des Heeres. „Vorschläge" des Kriegsraths 413, 414. Programm von Hugh Peters 414, 415. Der König in Hamptoncourt. Neue Vorschläge von Fairfax. Intriguen des Königs 415, 416. Letzte Versuche Cromwell's und seiner Freunde 417. Einwirkung der Agitatoren 418. Flucht des Königs nach der Insel Wight 419. Vertrag des Königs mit den Schotten 420. Zweiter Bürgerkrieg. Belagerung von Colchester 420, 421. Schlacht von Preston. Cromwell in Schottland 422. Presbyterianismus in London. Ordonnanz gegen Ketzerei 423. Vertrag von Newport 424. Stimmung des Heeres 425. Grosse Remonstranz der Armee 426. Abführung des Königs nach Hurst-Castle 427. Pride's „Purganz" 428. Der König in Windsor. Das Unterhaus „souverän" 429. Der ausserordentliche Gerichtshof. Process und Hinrichtung des Königs 430, 431. — Milton's Sonett auf Fairfax 431. Milton für das Heer und die Republik 433. Seine Schrift: „Das Recht der Könige und Obrigkeiten" 433—447. Polemische Tendenz. Gegen die Presbyterianer 434—440. Versöhnliche Absicht 440. Politische Theorie 441, 442. Historische Beweise 443. Beweise aus der Bibel 444. Begriff des „Tyrannen" 445. Staatsrechtliche Kühnheiten 446. Protestantische Zeugnisse. Religiöser Grundton 447. Abschluss einer Epoche 448, 449.

**Anmerkungen und Anhänge** . . . . . . . . . S. 451—499.

Anmerkungen.

Anhang I.

**Der Buchhändler George Thomason** . . . . . S. 497—499.

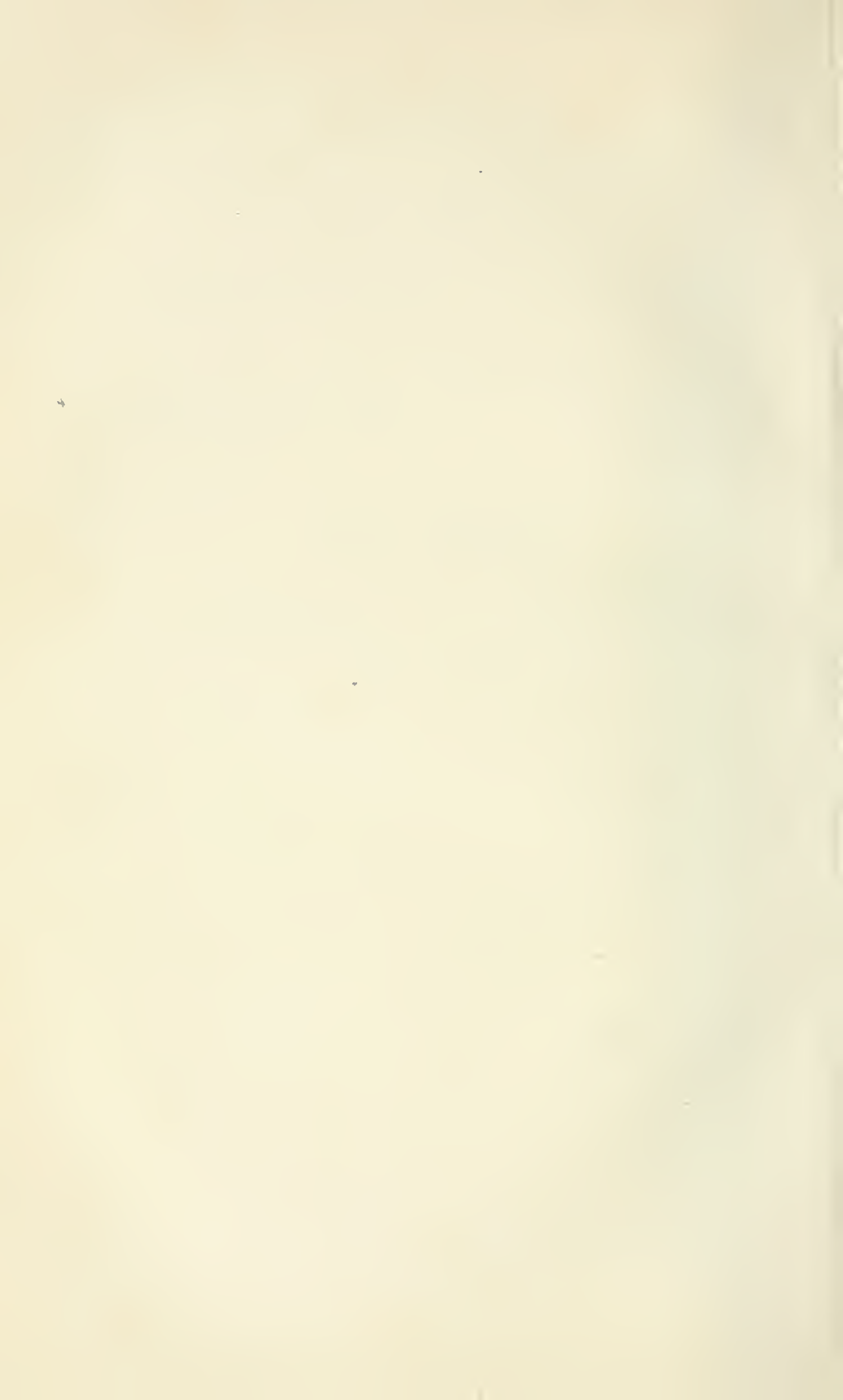
Anhang II.

**Auszüge aus den Protokollen der Akademie der Svogliati (Nachtrag zu Buch I)** . . . . . . . S. 499.

# Zweites Buch.

# Während der Revolution.

## 1640—1649.



## Erstes Kapitel.

### Nach der Rückkehr in die Heimat.

Die Zeit, zu der Milton in die Heimat zurückkehrte, war eine Zeit fieberhafter politischer Erregung. Nicht ohne Grund war die bedrohliche Kunde gewesen, die ihn in Neapel getroffen und aus dem hoffnungsvollen Traume aufgeschreckt hatte, Sicilien und Griechenland, das Land seiner Sehnsucht, mit Augen zu schauen. Grosses hatte sich während seiner Abwesenheit im Vaterlande ereignet, Grösseres bereitete sich vor. Der Covenant, aufgesetzt nur wenig Wochen, ehe Milton seine Reise antrat, war das Panier geworden, um das sich ganz Schottland sammelte. Von der Hauptstadt aus durchflog er in hunderten von Exemplaren das Land. Geschäftige Boten trugen die Urkunde zu den spärlichen Wohnungen der entlegenen Thäler und Bergschluchten. Vornehm und Gering, Jung und Alt nahm sie mit religiöser Inbrunst auf. Hie und da wurden freilich Drohungen und Gewalt zur Erlangung von Unterschriften angewandt. An einigen Stellen, wie in und um Aberdeen, hatten die Anhänger des Bisthums das Uebergewicht. Aber die Masse des schottischen Volkes in erdrückender Mehrzahl, hatte sich durch feierlichen Eidschwur vor Gott verbunden, alle religiösen Neuerungen, die mit Umgehung freier General-Versammlungen und Parlamente gewaltsam eingeführt worden waren, abzuwehren. Die Fiktion der Loyalität wurde noch aufrecht erhalten, mit der Ver-

theidigung des „wahren Glaubens, der Freiheiten und Gesetze des Reiches“ sollte die Vertheidigung der königlichen Majestät Hand in Hand gehn. Allein es war klar, dass der Schlag, der die Bischöfe treffen sollte, nicht weniger den König verletzen musste, der hinter ihnen stand.

König Karl, von Staunen und Erbitterung über den unerwarteten Widerstand eines ganzen Volkes erfüllt, befand sich in der peinlichsten Lage. Gewohnt seinen Willen über jedes Hindernis triumphiren zu sehn, fühlte er sich gegenüber der schottischen Bewegung plötzlich ohne Macht. Schottland und England waren staatsrechtlich in nichts verbunden als in der Person des gleichen Monarchen. Und wenn der Gedanke verlockend war, diesen Anlass zu benutzen, um die Schranken zwischen beiden Reichen niederzureissen und beide der gleichen Despotie zu unterwerfen, so waren doch Zeit und Sammlung nöthig. Es blieb nur ein Ausweg übrig: durch Unterhandeln beides zu gewinnen. Der Marquis von Hamilton, empfohlen durch das Ansehen, das er bei seinen Landsleuten und durch das Vertrauen, das er bei seinem König genoss, ward dazu ausersehen, die Verhandlungen zu leiten. Es gelang ihm auf die Dauer nicht die Erregung zu beschwichtigen. Er führte eine königliche Proklamation mit sich, deren Inhalt, noch vor der Veröffentlichung bekannt geworden, den Wünschen der Schotten nicht genügen konnte. Sie betonte die protestantische Gesinnung des Monarchen. Sie enthielt den Verzicht auf die einseitige Einführung des verhassten liturgischen und kanonischen Buches. Sie versprach Reform der hohen Kommission, Berufung der kirchlichen General-Versammlung und des Parlaments zu passender Zeit. Aber in den Augen des Adels wie des gemeinen Mannes wurden alle diese Zugeständnisse werthlos gemacht durch das hinzugefügte Verlangen des Rücktritts von ihrem Covenant. Vergeblich machte Hamilton mehrmals den Weg von Edinburg nach London, um die Zustände Schottlands zu schildern und sich neue Aufträge zu holen. Vergeblich setzte er dem Covenant, wie er das Symbol des volksthümlichen Widerstandes geworden war, die Redaktion des Jahres 1590 entgegen, durch

die es nicht so leicht möglich gemacht wurde, die jüngsten Neuerungen katholischen Gebräuchen gleichzustellen. Vergeblich waren mit der Aufforderung diesen königlichen Covenant zu unterzeichnen die grössten Zusagen verbunden, vor allem die Ausschreibung von General-Versammlung und Parlament. Die Masse des Volkes wollte *seine* Urkunde für keine andere eintauschen, gewisse Unterzeichner der königlichen machten diese erst recht verdächtig, indem sie ihrer Unterschrift ausdrückliche Erklärungen zu Gunsten der bischöflichen Kirche hinzufügten.

In der General-Versammlung kam der Gegensatz zwischen dem Willen des Volkes und dem Willen der Regierung, den auch die geschickteste Vermittlung nicht ausgleichen konnte, zum vollen Ausdruck. Am 21. November 1638 in der Kathedrale zu Glasgow eröffnet, von dem gelehrten, hochangesehenen Alexander Henderson geleitet, schritt sie über alle Einwendungen Hamilton's, des königlichen Kommissärs, und einen Protest der Bischöfe hinweg und erklärte sich für berechtigt, diese vor ihre Schranken zu ziehn. Hamilton verliess den Ort der Berathung, am darauf folgenden Tage löste er die Versammlung durch eine öffentlich verlesene Proklamation auf und erklärte alle ihre Beschlüsse für ungiltig. Aber die Versammlung blieb und wurde nicht wenig dadurch in ihrer Standhaftigkeit bestärkt, dass der mächtige Graf von Argyle, Mitglied des schottischen geheimen Rathes, die Sache des Königs verliess. Sie räumte auf mit allen Neuerungen, die unter königlichem Einfluss seit 1606 in der schottischen Kirche eingeführt waren. Die fünf Artikel von Perth wurden abgeschafft. Das Liturgie-Buch wie die Kanones mussten fallen. Die hohe Kommission ward aufgehoben. Das Bisthum wurde abgeschworen, sämmtliche Bischöfe abgesetzt, einige der Gehasstesten exkommunicirt. Die schottische National-Kirche in der ganzen Reinheit ihrer strengen Architektur, frei von episkopalem Zierrath, ward unter dem Jubel des Volkes wieder hergestellt.

Der König hatte das Zusammenbleiben der Assembly nach ihrer Auflösung durch Hamilton für eine Handlung des

Hochverraths erklärt. Es hätte ihn feige Schwäche bedünken müssen, wenn er das widerspänstige Volk im Norden nunmehr seine strafende Hand nicht fühlen liess. Aber auch die Rücksicht auf England schien dies zu erfordern. Der grosse Rechtshandel um das Schiffs-Geld, die gewaltsame Eintreibung dieser Steuer, alle die gesteigerten Anforderungen geistlich-weltlicher Unduldsamkeit, vor der nicht ein Mal die Stätte der Todten sicher war(1), hatten die Geister in England in immer höherem Grade erhitzt. Mit wachsender Spannung lauschte man auf die Nachrichten aus Schottland. In der dortigen revolutionären Opposition erkannte man etwas Verwandtes. Das Volk der Schotten, von dem das englische höchstens dann sprach, wenn es galt sich billige Witze über die „Haferbrod-Esser“ zu erlauben, erweckte mit einem Male diesseits des Tweed Gefühle brüderlicher Sympathie. Des Königs Proklamation „an seine geliebten Unterthanen“, durch welche er diese über die „aufrührerischen Praktiken und die verrätherischen Absichten einiger Schotten“ aufzuklären suchte, verfehlte vollständig ihren Zweck. Dafür fielen der Regierung anonyme Schreiben in die Hand, die dem König das Beispiel Ahabs vor Augen führten und mit dürren Worten erklärten, man sei nicht Willens gegen die Schotten zu kämpfen(2). Sie schöpfte gegen einzelne Bürger ernstlichen Verdacht wegen heimlicher Verbindung mit den Rebellen im Norden, Haussuchungen fanden Statt, Briefe wurden mit Beschlag belegt, und die Stimmung wurde von Tag zu Tage schwüler.

Bei dieser Lage der Dinge wies Karl I. mit doppelter Energie den Gedanken von sich, die Kriegs-Frage vor ein englisches Parlament zu bringen. Hatte er sich ein Decennium der verhassten Aufsicht dieses obersten Wächters der nationalen Freiheiten zu entziehen gewusst, so war dieser Augenblick gespannter Leidenschaften der ungünstigste, ihn aufs neue heraufzubeschwören. Er rechnete auf die Mittel, welche seine Willkür-Herrschaft in den letzten Jahren ihm in die Hand gegeben hatte und appellirte an die loyale Hülfe der ihm ergebenen Klassen. Der hohe Adel wurde zu persönlicher Leistung, die Geistlichkeit sowie die grossen Korpora-

tionen zur Zahlung von Subsidien aufgerufen, an die Katholiken, ihre Glaubensgenossen, wandte die Königin sich selbst. In den nördlichen Grafschaften zeigte sich die Gentry eifrig, und die Milizen wurden aufgeboten. Aber alles in allem blieben die Ergebnisse weit hinter den Erwartungen zurück. Wohl war mancher vom Adel bereit die alte Feudal-Verpflichtung in ausgedehntem Masse zu erfüllen, aber viele wussten sich „mit blutendem Herzen" durch Krankheit oder schlechte Vermögens-Umstände zu entschuldigen, ja die Lords Saye und Sele und Lord Brooke erklärten, nur das Parlament könne sie zur Leistung von Beihülfe verpflichten, nur im Falle England von einem Eeinde angegriffen werde, würden sie erscheinen. Wohl folgte die hohe Geistlichkeit den Ermahnungen Laud's, mit vollen Händen zu geben, aber die City von London verstand sich zu einer so geringen Summe, dass der König sie mit Verachtung zurückwies. Auch gaben die Katholiken heimlich ihr Scherflein, aber vom Vatikan aus wurden sie ermahnt, nicht ferner zwischen Anglikanern und Puritanern einen thörichten Unterschied zu machen, da beide von der allein seligmachenden Wahrheit gleich weit entfernt seien. Auch sonst fehlte alles was für die glückliche Führung des Krieges nöthig war. James Wemys, der das Artillerie-Wesen leitete, beklagte sich bitter über die Mängel seines Geschäfts-Zweiges, und manche vertrauliche Mittheilung über die Schwierigkeit, die Mannschaften auszuheben und zu erhalten, lief ein(1).

Um wie viel frischer war die Energie, mit welcher die Schotten ihren Widerstand organisirten. Vom Festland war der kampferprobte Alexander Leslie in die Heimath zurückgekehrt, der unter Gustav Adolf seine Schule gemacht hatte. Ihm folgte eine ganze Schaar mannhafter Landsleute, die bis dahin in der schwedischen Armee gedient hatten, um nunmehr auf vaterländischem Boden den Kampf gegen einen Fürsten aufzunehmen, der es in Missachtung religiös-politischer Unabhängigkeit dem Hause Habsburg gleich zu thun unternahm. Leslie, unterstützt von seinen Waffengefährten und einer Art von provisorischer Regierung, die in Edinburg

ihren Sitz hatte, brachte Zucht und Ordnung in die Landes-Rüstung. Die junge Mannschaft, die sich zu den Fahnen drängte, wurde geübt und eingetheilt, von Holland und Schweden kam Geschütz und Munition, freiwillige Sammlungen halfen dem Geldmangel ab. Ohne Zögern bemächtigte man sich der wichtigsten festen Plätze, die Royalisten in Aberdeen-Shire wurden niedergeworfen, und die ganze presbyterianische Sieges-Zuversicht sprach aus den feurigen Ermahnungen der bibelfesten Prediger.

Währenddess nahmen die Operationen des Königs einen kläglichen Verlauf. Auf dieser Seite war die Absicht gewesen, die Flotte unter Hamilton gegen die schottische Ostküste zu senden, die Landmacht, bei der sich der König befand, zur Vertheidigung oder zum Angriff an der Grenze im Nordwesten aufzustellen. Aber die rasche Ueberwältigung der schottischen Royalisten durch die Covenanters nöthigte Hamilton sich auf blosse Demonstrationen im Golf von Forth zu beschränken. Das Heer, unter dem Grafen von Arundel, mit dem Grafen von Essex als General-Lieutenant und dem Grafen von Holland an der Spitze der Reiterei, zuerst in Carlisle, seit Ende Mai in Berwick zusammengezogen, blieb, abgesehen von ein Paar Streifzügen auf schottisches Gebiet, die nicht eben rühmlich ausfielen, gleichfalls so gut wie unthätig. Immer häufiger wurden die Klagen darüber, dass sich die ausgehobenen Mannschaften auf dem Wege nach Norden des Königs Dienst entzögen, um sich in ihre heimischen Grafschaften zu zerstreuen, die Verhaftung der Lords Saye und Brooke hatte bei vielen vom Adel einen sehr üblen Eindruck gemacht, mancherlei Intriguen und Misshelligkeiten der leitenden Persönlichkeiten lähmten die einheitliche Bewegung, in unmittelbarer Nähe des Königs wurden Zweifel an dem Erfolge des Unternehmens laut (1).

Unter diesen Umständen waren die Bedenken völlig gerechtfertigt, mit wenig zuverlässigen, schlecht versorgten Truppen einen Angriff auf das wohldisciplinirte, kampflustige Heer Leslie's zu machen, das sich dem königlichen gegenüber gelagert hatte. Schon seit einiger Zeit waren Verhandlungen

im Gange; im englischen Lager unter Theilnahme des Königs fortgesetzt, führten sie am 18. Juni zur Pacifikation von Berwick, welche diesen ersten „Bischofs-Krieg“ beendigte. Diese „langohrige, kurzhaarige, atheistische, puritanische Rotte des schottischen Covenant“, wie einer der Höflinge unter einer Fluth ähnlicher Ausdrücke des Kavalier-Jargon die Feinde bezeichnete(1), hatte einen grossen und unblutigen Erfolg davongetragen. Der König erkannte allerdings die Gesetzmässigkeit der jüngsten General-Versammlung und der leitenden Ausschüsse nicht an, aber er versprach für die Ordnung der kirchlichen und politischen Angelegenheiten Schottlands regelmässige General-Versammlungen und Parlamente zulassen zu wollen. Für den Zusammentritt von beiden wurden nahe Termine festgesetzt. Ueber die Auflösung der Truppen, die Herausgabe der eingenommenen festen Plätze u. s. w. wurden die nöthigen Vereinbarungen getroffen. Eine Abschaffung des Bisthums für immer wurde nicht ausdrücklich bewilligt, aber man hielt sich zu der Annahme berechtigt, dass auch hierüber das freie Ermessen der beiden Landesversammlungen zu entscheiden habe.

Die Pacifikation war kaum zu Stande gebracht worden, als sich schon auf's neue bedenkliche Misshelligkeiten erhoben. Die Interpretation des Vertrages, wie sie in erläuternden Glossen der Covenanters erschien, wurde vom König übel aufgenommen. In Edinburg kam es zu einer Volksbewegung, als das Schloss einem royalistischen Kommandanten zurückgegeben werden sollte. Der König selbst, der mit Aufgabe des Planes, beiden Versammlungen beizuwohnen, nach London zurückkehrte, war entschlossen, sein stillschweigendes Zugeständnis, den Verzicht auf die bischöfliche Verfassung, nicht als ein endgültiges zu betrachten und machte sich mit dem Gedanken eines zweiten Feldzuges vertraut. Inzwischen bestätigte die neue Generalversammlung der schottischen Kirche die Beschlüsse der letzten und setzte fest, dass sie mindestens einmal im Jahre zusammenzutreten habe. Nach Beendigung ihrer Berathungen begann am 31. August das Parlament, nunmehr ohne prälatische Mitglieder, seine Sitzungen. Aber hier

trat die Unversöhnlichkeit der Gegensätze wiederum auf's stärkste hervor. Der König, hier wie in der Assembly, vertreten durch den Grafen von Traquair, als seinen Kommissär, verlangte, dass das geistliche Element, in Abhängigkeit von ihm selbst, auf die eine oder andere Weise Aufnahme im Parlamente finde. Die Schotten zögerten nicht, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, das übliche Committee der „Lords of the Articles", dem die Vorberathung aller Beschlüsse oblag, in veränderter Weise ausschliesslich aus Abgeordneten des hohen Adels, der Gentry und der Bürgerschaften zu bestellen und für das Parlament eine Reihe der wichtigsten Rechte in Anspruch zu nehmen, deren Besitz ihm eine ganz neue Stellung gegeben haben würde. Die Versammlung wurde von Traquair prorogirt, aber sie setzte sich der Prärogative einseitiger Auflösung entgegen und liess einen stellvertretenden Ausschuss zurück (1).

Ein englischer Prälat, Bischoff Hall von Exeter, mochte glauben, die „Insolenz" der Schotten, welche zugelassen habe, dass die „einzig wahre und alte Kirchenverfassung von unwissenden Aufrührern so verächtlich niedergetreten werde", könne durch Berufung einer allgemeinen Synode aller drei Reiche, eine Art anglikanisches Koncil, bekämpft werden (2). In Wahrheit war die ganze Bewegung über die religiösen Streitfragen, von denen sie ausgegangen war, hinausgewachsen. Neben der kirchlichen Unabhängigkeit wurde eine bis dahin nicht vorhandene politische Selbstständigkeit von den Covenanters beansprucht, und um diese wie jene zu vertheidigen, hatten sie sich bereits einer europäischen Macht angenähert, die nach alter Tradition als eine befreundete betrachtet werden konnte. Es waren die Zeiten, in denen zwischen der auswärtigen Politik Englands und Frankreichs unvereinbare Gegensätze hervorgetreten waren. Eine spanische Flotte suchte an der englischen Küste Schutz, ohne dass freilich dadurch eine Niederlage, welche die Holländer ihr beibrachten, vermieden worden wäre. Der Plan, den jungen Kurfürsten von der Pfalz an die Spitze der weimarischen Armee zu stellen, wurde von Richelieu durchkreuzt. Am Hofe zu Whitehall übte die Königin-Mutter

in Verbindung mit anderen Persönlichkeiten einen Einfluss aus, der den Absichten des Kardinal-Ministers entgegenlief und die spanischgesinnte Faktion unterstützte. Schon waren gewisse Verbindungen zwischen Richelieu und den Covenanters angeknüpft worden. Als das Verhältnis zwischen Frankreich und England sich trübte, und zugleich der Zwist zwischen der monarchischen Gewalt und den Schotten auf's neue hervorbrach, hielt Bellièvre, der französische Gesandte am englischen Hof, es für angemessen, auch ohne dazu ausdrücklich bevollmächtigt zu sein, mit den adligen Häuptern des schottischen Presbyterianismus ein engeres Verständnis einzugehn([1]). Die Entdeckung dieser Verhandlungen bestärkte den König in seinem Entschluss, den Begehren der Schotten mit den Waffen in der Hand, und besser gerüstet als das erste Mal, entgegenzutreten. Seit dem Spätherbst 1639 verweilte Wentworth in England, dem in Gemeinschaft vorzüglich mit Laud und Hamilton die Aufgabe zufiel, den König in seiner schwierigen Lage zu berathen. Er hatte von Anfang an den ernsten Charakter der schottischen Bewegung durchschaut und vor einem überstürzten Angriff gewarnt. Uebrigens hatte er, wenn auch sein Rath nicht gehört worden war, durch Zeichnung einer bedeutenden Summe, moralische Einwirkung auf andere, Uebersendung einiger Truppen und Erhaltung der Ruhe unter der schottischen Kolonie seiner Insel, seine bekannte Loyalität und Energie zu erkennen gegeben. Unter den Schmerzen eines heftigen Gicht-Anfalls in England angelangt, liess er sich die alte Spannkraft des Willens nicht rauben und brachte den kriegerischen Absichten seine volle Zustimmung entgegen. Aber indem die Kriegsfrage vor dem geheimen Rathe erwogen wurde, brach sich die Ansicht Bahn, dass ein Parlament zur Bewilligung der Mittel berufen werden müsse. Man mochte darauf rechnen, dass die Kunde von den schottisch-französischen Verhandlungen jede Opposition zum Schweigen bringen werde, und für den schlimmsten Fall versprachen die versammelten Rathgeber des Königs die freigebigste Unterstützung zur Beschaffung ausserordentlicher Mittel. Dem englischen Parlament sollte, gleichsam als Muster willigen Gehorsams, ein

irisches vorausgehn. Wentworth, seit dem Anfang des Jahres 1640 zu jenem Range erhoben, den er bis dahin als Zeichen des königlichen Vertrauens umsonst erbeten hatte, Graf von Strafford und Lord-Lieutenant von Irland, eilte auf seinen Posten, nachdem er dem Adel das Beispiel grossartigster Aufopferung durch Zeichnung von 20,000 £ gegeben hatte. In vierzehn Tagen erreichte er, voll Thatkraft und Zuversicht, in Irland seine Zwecke. Das Parlament gewährte sofort die verlangten vier Subsidien und erklärte sich in demüthigster Form zu jeder weiteren Leistung willig, eine Truppenmacht von 8000 Mann ward in Bereitschaft gesetzt, um im Nothfall für den Krieg verwandt zu werden, die Insel war ruhig und gesichert. Triumphirend kehrte Strafford nach England zurück, wo man sich auf die Eröffnung des Parlamentes vorbereitete.

Wenn der König die Befürchtung ausgesprochen hatte, das Parlament könne sich widerspänstig zeigen, so hatte er sich dies Mal wenigstens als einen guten Kenner der nationalen Stimmung bewiesen. Noch zitterten die Schwingungen gewaltig nach, zu denen der Process Hampden's um das Schiffsgeld den Anstoss gegeben hatte. Die Märtyrer-Geschichte eines Steinmetzen von Dover, der sich erkühnt hatte, vor anderen in der Auslegung der Bibel Abweichungen vom anglikanischen Dogma vorzubringen und sich gegen die bischöfliche Kirchenverfassung auszusprechen, war erst ganz jungen Datums, und einer der Amtsbrüder Laud's, Erzbischof Neile, dem es an praktischer Erfahrung auf diesem Gebiet aus früherer Zeit nicht fehlte, hatte in vollem Ernst auf die Strafe der Ketzer-Verbrennung, als ein noch immer geeignetes Mittel „exemplarischer Züchtigung“, hingewiesen (1). Weder die politischen noch die kirchlichen Verhältnisse waren dazu angethan, der Versammlung, die sich am 13. April 1640 vereinte, den Charakter der Unterwürfigkeit zu geben, so gemässigt auch ihre Sprache sein mochte. — Es braucht nur mit einem Wort daran erinnert zu werden, wie schon die Wahlen eine schwere Niederlage der Regierung bedeutet hatten, und wie bei den Gemeinen vor jeder Subsidien-Bewilligung eine Erörterung der

Beschwerden begonnen und verlangt wurde. Dass die Lords sich zu einer Erklärung gegen diese Form des Geschäftsgangs bewegen liessen, erschien dem Unterhaus als ein Eingriff in seine Privilegien. Dass der König für sofortige Subsidien-Bewilligung seinen Anspruch auf das Schiffsgeld aufgeben zu wollen versprach, brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor, da man durch Eingehn auf diesen Pakt die Gesetzmässigkeit der ungesetzlichen Auflage anerkannt haben würde. Noch war über den Vorschlag kein Beschluss gefasst worden, aber den Tag nach der Debatte über ihn (5. Mai) löste der König unvermuthet das Parlament auf, von dem er wohl gar eine Demonstration zu Gunsten der Schotten zu erwarten hatte. Verhaftung einiger Mitglieder, Beschlagnahme der Papiere von anderen, Erlass einer Proklamation, die in den stärksten Ausdrücken die Unverantwortlichkeit der monarchischen Gewalt betonte, schloss sich an dieses jähe Ende des „kurzen Parlamentes." Das Gefühl, dem St. John, einer der Vertheidiger Hampden's, unmittelbar nach der Trennung Ausdruck gegeben hatte, „es müsse noch schlimmer kommen, um besser zu werden", war ein allgemeines, und wenig Tage später wurde durch einen Angriff auf die erzbischöfliche Residenz und ernste Strassentumulte der Beweis für die erregte Stimmung der Massen geliefert.

Es blieb nichts übrig, da der Krieg gegen Schottland einmal beschlossene Sache war, als sich auf ausserparlamentarischem Wege die nöthigen Mittel zu verschaffen. Strafford feuerte zu entschiedenem Vorgehen an, indem er auf die irischen Streitkräfte hinwies, und er wurde u. a. von Laud durchaus unterstützt. Noch war die Konvokation der Geistlichkeit, die gleichzeitig mit dem Parlament ihre Sitzungen begonnen hatte, versammelt. Sie blieb selbst allem Herkommen zuwider noch einige Wochen lang vereint. Nicht nur, dass sie dem König für je sechs Jahre eine bedeutende Summe bewilligte, sie verstand sich sogar trotz des Protestes einer Minderheit zur Festsetzung neuer Kanones, die den grössten Anstoss erregten. Einer derselben legte dem gesammten Klerus einen neuen und formell sehr mangelhaften Eid auf,

durch den die Unveränderlichkeit der bischöflichen Kirche beschworen werden sollte. Ein anderer betonte stärker als je zuvor das göttliche Recht des Königthums, erklärte das Besteuerungsrecht für einen Ausfluss „des Gesetzes Gottes, der Natur und der Völker", verdammte den passiven Widerstand und verpflichtete die Pfarrgeistlichkeit, vier Mal im Jahr der Gemeinde diese Sätze einzuprägen. Auf diese Weise durch die Vertreter des Hochkirchenthums auf's neue in der absolutistischen Tendenz bestärkt, hielt die Staatsgewalt jedes Mittel für erlaubt, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Neben den Irland abgepressten Summen, den Beiträgen von Lords und Klerus, den Gaben der englischen Katholiken wurde auf scharfe Eintreibung des Schiffsgeldes sowie der Auflage zur Ausrüstung und Unterhaltung der Truppen gerechnet. Der City drohte man mit der Forderung eines Zwangsanlehens und mit der Aussicht auf eine Münzverschlechterung. Das Werk der Milizaushebung und Einquartierung in den nördlichen Grafschaften wurde mit Eifer, aber unter wachsenden Anzeichen der Widerspänstigkeit in der Bevölkerung, betrieben. Soldaten legten Hand an ihre Officiere, weil sie in ihnen Katholiken vermutheten, und rissen die Altargitter in den Kirchen nieder, an denen sie vorbeikamen. Hie und da erschien es bedenklich, den Mannschaften überhaupt Waffen in die Hand zu geben. Alle Versuche, mit Drohungen und Gewalt Geld zu erpressen, reichten nicht aus, den Bedürfnissen der Rüstung zu genügen.

Indessen erhielten die Schotten Zeit, ihrerseits einem Angriff zuvorzukommen. Das schottische Parlament trat eigenmächtig wieder zusammen und erweiterte seine letzten Beschlüsse. Die Kriegsvorbereitungen unter Leslie's Leitung wurden wieder aufgenommen, und royalistische Regungen unterdrückt. Im ständischen Ausschuss, auf dessen Thätigkeit Argyle den grössten Einfluss ausübte, gewann die ganze Bewegung ihren Mittelpunkt. Es kann kaum bezweifelt werden, dass eine enge Verbindung zwischen den Häuptern des englischen Puritanismus und denen der Covenanters schon seit längerer Zeit bestand, wenngleich die Unterschriften jener Lords,

welche geradezu zum Einfall in England aufforderten, sich später als gefälscht herausstellten. Immerhin wurde den Schotten Muth gemacht, die Offensive zu ergreifen. Am 20. August überschritt ihr Heer den Grenzfluss, der junge, feurige Graf von Montrose war der erste, der am anderen Ufer des Tweed den Fuss auf englischen Boden setzte. Unter Verbreitung von Proklamationen, welche ihre „brüderliche" Gesinnung aussprachen und auf die Gleichartigkeit der Interessen beider von tyrannischer Herrschaft bedrohten Völker hinwiesen, setzten die Schotten ihren Marsch fort und stiessen erst am Tyne auf feindliche Streitkräfte. Ein kleines Scharmützel am 28. August endete mit einem entschiedenen Erfolge. Die Widerwilligkeit der englischen Soldaten kam der Ueberlegenheit der schottischen Stellung zu Hülfe, der Weg über den Fluss wurde frei, selbst Newcastle ward den nordischen Eindringlingen Preis gegeben.

An Stelle des erkrankten Grafen von Northumberland hatte Strafford, siech und elend wie er war, das Kommando übernommen, mit dem König in York sein Hauptquartier aufgeschlagen und von dort aus eine Vorwärtsbewegung gemacht. Die Nachricht von der Räumung Newcastle's, der trostlose Zustand des Heeres nöthigte ihn, wieder nach York zurückzuweichen. Während die Schotten sich in den nördlichen Grafschaften ausbreiteten, einen Platz nach dem anderen einnahmen und nirgendwo einem Widerstande der Bevölkerung begegneten, rissen alle Bande, welche bis dahin die englische Gewaltherrschaft zusammengehalten hatten. Strafford, krankhaft gereizt, stand dem meuterischen Geist des Heeres, den Intriguen politischer Feinde am Hofe und unter den Grossen machtlos gegenüber. An eine Ueberführung der irischen Truppen wagte man im Ernste nicht zu denken, allein die Furcht vor der möglichen Ausführung eines solchen Planes liess sich nicht bannen (1). Im Volke wuchs die Erregung, die gleichzeitig politischer und religiöser Art war, und wusste sich auf mannichfache Weise Luft zu machen. Ein grosser Theil der Geistlichkeit weigerte sich, den durch die neuen Kanones vorgeschriebenen Eid zu leisten. Eine Petition einer

Anzahl der angesehensten Lords verlangte schleunige Berufung eines Parlamentes. Die City von London liess sich, trotz der Abmahnungen der zurückgebliebenen Mitglieder des geheimen Rathes, in demselben Sinne hören. — Der König entschloss sich nachzugeben, das Parlament ward auf den dritten November berufen. Schon vorher hatte er geglaubt, in der Ladung der Peers zu einem grossen Rathe, einer Wiederauffrischung des völlig antiquirten Institutes, Abhülfe aus seinen Verlegenheiten erwarten zu dürfen. Den in York eintreffenden Grossen wurde nunmehr nur die Aufgabe gestellt, eine Abkunft mit den Schotten zu Wege zu bringen und die Mittel zu beschaffen, die zum vorläufigen Unterhalt des königlichen Heeres nöthig waren. Das letzte wurde durch die Beihülfe des Gemeinderathes von London ermöglicht, der sich den Gründen einiger an ihn entsandten Lords nicht verschloss. Die Verhandlungen mit den Schotten, in Ripon begonnen, führten zu dem Präliminarvertrag, der den nördlichen Grafschaften nach einem bestimmten Ansatz die finanzielle Erhaltung des schottischen Heeres auflegte, bis der Abschluss des Friedens die Räumung des eingenommenen Gebietes nach sich ziehe(2). In beiden Fällen hatte parlamentarische Bewilligung für die gemachten Auslagen aufzukommen, und schon dadurch musste diese Versammlung, noch ehe sich ihr Charakter ahnen liess, eine erhöhte Macht erlangen. Nicht minder bedeutete der Entschluss, in London selbst den Vertrag mit den Schotten zu Ende zu führen, eine Gefahr für das herrschende System. Seine Gegner in beiden Ländern wurden damit auf's natürlichste noch enger zu gemeinsamer Aktion verbunden. Strafford, von den Schotten als verhasstester Feind verabscheut, mag vorausgesehen haben, was seiner nach diesen Vorgängen wartete. Aber er blieb in England, das die nächsten Wochen mächtig durch die Wahlen aufgeregt wurde, von deren Ausfall die Zukunft des Staates abhieng.

---

Man möchte denken, dass Milton, in die Heimat zurückgekehrt, sich sofort mitten in die Parteikämpfe gestürzt hätte, von denen er sie bewegt fand. Dem war aber nicht so. Als er den Boden Englands wieder betrat, hatte der König allerdings die Möglichkeit des zweiten „Bischofs-Krieges" schon in's Auge gefasst, aber die Dinge hatten sich noch nicht soweit entwickelt, wie es im Vorhergehenden in flüchtigen Umrissen skizzirt worden ist. Auch war Milton von Haus aus keine politische Natur, erst der wachsende Sturm und Drang der Zeit wies ihn auf die Fragen des Tages hin. Damals hatte er noch die Hoffnung, in Ruhe die Eindrücke seiner Reise verarbeiten und, was sein Inneres bewegte, schöpferisch in dichterischer Form ausgestalten zu können. „Ich blickte, — so sagt er selbst, — bei dieser Unruhe und Verwirrung des Staates, für mich und meine Bücher nach einem sichern Standort aus und miethete eine geräumige Wohnung in der Stadt. Dort fühlte ich mich glücklich, zu meinen unterbrochenen Studien zurückkehren zu können und überliess den Lauf der Staatsangelegenheiten mit Freuden nächst Gott denen, welche das Volk mit dieser Aufgabe betraut hatte" (1). Man darf annehmen, dass dieser Niederlassung in London, unmittelbar nach der Rückkehr im Spätsommer 1639, zunächst ein kurzer Aufenthalt in dem traulichen Horton, auf dem Lande, vorausgieng. Dort fand Milton den Vater noch in alter Frische, ebenso den Bruder Christoph mit seiner Frau. Im nahen Eton lebte noch Henry Wotton, dessen Rath und Empfehlung dem Reisenden so nützlich gewesen war, freilich nur noch für kurze Zeit; im December 1639 ist er gestorben. Andere der alten Freunde waren in ihren alten Stellungen. Henry Lawes, der Komponist des Comus fand als Künstler und Lehrer steigenden Beifall. Thomas Young war noch immer Vikar von Stowmarket. Seine puritanischen Grundsätze waren sich gleichgeblieben, gerade im Jahre 1639 hatte er unter dem Titel „Dies Dominica" und unter dem vorsichtigen Pseudonym „Theophilus Philo-Kuriaces Loncardiensis" eine Schrift veröffentlicht, welche die puritanische Idee des Sabbaths an's Licht stellen sollte, und deren Titel-Vignetten recht

deutlich die frommen Werke der „Leute des Lichts", Bibel-Lesen, Predigt, Krankenpflege etc. den leichtsinnigen Werken der „Leute der Finsternis", Tanzen, Spielen, Schlemmen, gegenüberstellen (¹). Der junge Gill dagegen scheint eine zeitgemässe Schwenkung gemacht zu haben. Einst in Gefahr, durch einen Spruch der Sternkammer seiner Ohren beraubt zu werden, hatte er sich vor neuen Angriffen gegen die herrschenden Gewalten gehütet und lebte seitdem mit ihnen auf gutem Fuss. Wenn Milton das alte intime Verhältnis mit ihm überhaupt fortsetzte, so währte es nicht lange. Gill's Stellung an der St. Pauls-Schule, die er nach dem Tode seines Vaters 1635 übernommen hatte, wurde unhaltbar; er ward entlassen, begann privatim zu unterrichten und starb 1642 (²).

Von allen Genannten hatte keiner Milton so nahe gestanden, wie der eine Karl Diodati, der Vertraute seiner Jugend. Aber diesen Einen fand er nicht mehr unter den Lebenden. Bald nach Milton's Abreise war er gestorben. Vom 27. August 1638 datirt der Eintrag seines Begräbnisses in den Registern der Pfarrei St. Anne, Blackfriars, London. Kurz zuvor war auch eine „Mrs. Philadelphia Deodate", vermuthlich eine Schwester, mit der er nach der Trennung vom Vater zusammenlebte, hinweggerafft, ein Bruder, Namens John, war eben Wittwer geworden. Der Wanderer wird schon in der Fremde, vermuthlich durch den genfer Diodati, erfahren haben, welcher Verlust ihn betroffen hatte. Die Unruhe der Reise hatte den Schmerz zurückgedrängt, im Angesicht der gewohnten, heimatlichen Stätten, die ihm die Gestalt des verlorenen Freundes stündlich zurückriefen, ergoss er ihn in ein Trauergedicht, das er als immergrünen Kranz auf dem frischen Grabe niederlegte (³). Es ist eine Elegie, nicht zwar jener wunderbaren „Euphrosyne" vergleichbar, in welcher Goethe ähnlich gestimmt, einen ähnlichen Gegenstand ergreifend in klassisch gedämpften Lauten inniger Wehmuth behandelt hat. Die klagende Muse Milton's hüllt sich in das Gewand der Sprache Virgil's und wandelt den abgemessenen Schritt des Hirtengedichts, das nach Spenser's Vorgang so viele Verirrungen des literarischen Geschmacks in England

hervorrief. Die Fiktion, dass der Schäfer Thyrsis den Tod des befreundeten Schäfers Damon erfährt, der immer wiederkehrende Refrain, Ite domum impasti; domino jam non vacat, agni, die bis ins kleinste beobachtete Nachahmung des pastoralen Costumes: alle diese Formen sind den Alten abgelauscht, aber ohne eigenes Leben. Nur selten, bei dem Hinweis auf Reiseerinnerungen, bei dem schwungvollen Schluss bricht das natürliche Gefühl durch die fremde, meisterhaft studirte Hülle durch.

Eine Stelle enthält dies Gedicht, welche uns einen tiefen Einblick in Milton's damalige Gedankenwelt eröffnet. Er schildert, wie er sich in der Fremde das Wiedersehen mit dem Freunde ausgemalt, wie er sich vorgesetzt, ihm die neuen Lieder mitzutheilen, zu denen seine Muse sich zu erheben im Begriff sei: nicht mehr weiche Hirtengedichte in klassischer Sprache, sondern einen heimischen, heroischen Sang von der Landung der Trojaner in England unter Brutus, vom Reiche Imogen's, der Tochter des griechischen Königs Pandrasus, von Brennus und Belinus und Arviragus, von Igraine, der Mutter König Arthur's, deren Bette sich Uther Pendragon, durch Merlin's List in Gorlois' Gestalt verwandelt, nahte. Ganz ähnliche Pläne hatte er früher in dem Gedicht an Manso entwickelt (s. B. I. S. 290). Die romantische Dichtung des Mittelalters war ihm längst vertraut. Einige Jahre später, Anfang 1642, sprach er in anderem Zusammenhang den Gedanken aus, dass er nach seiner Rückkehr aus Italien die Hoffnung gehegt, ein unvergängliches Dichterwerk zu hinterlassen, und dass die alte englische Geschichte einem englischen Tasso den besten Stoff liefern könne, um „das Ideal eines christlichen Helden zu schildern" ([1]). Es mag gezwungen erscheinen, aus einigen Versen des Ep. Damonis (v. 156 — 159) den Schluss zu ziehen, dass Milton schon einen ersten Versuch in dieser neuen poetischen Richtung gemacht habe, unläugbar ist, dass er der künstlichen lateinischen Dichtung förmlich den Abschied giebt, wie er denn wirklich später nur noch unbedeutende Proben dieser Fähigkeit abgelegt hat. Seine ganze Seele war erfüllt von dem Plane, ein englisches Helden-

gedicht zu schreiben, er glaubte sich genug zu thun, wenn er nur seinem Volke genug thue. In diesem Uebergang vom Schulmässigen zum Nationalen lag ein Fortschritt, der doch unzweifelhaft den Eindrücken der Reise zu danken war, welche ihn die Bedeutung der grossen italienischen Dichter für ihr zerrissenes Volk vollauf hatte kennen lehren. Handelte es sich aber um die Auswahl eines vaterländischen Stoffes, so war es nur nöthig, auf's neue einen Griff in das Füllhorn Gottfried's von Monmouth zu thun, und neben den älteren britischen Sagen trat, wie von jeher, jener Sagenkreis, der sich um die Persönlichkeit des Königs Arthur gebildet hatte, glänzend hervor. Von Chaucer bis Tennyson haben die englischen Dichter dem Zauber dieser Romantik nicht widerstanden. Spenser's Muster war im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch hier von grosser Nachwirkung. Ben Jonson erklärte ausdrücklich, für ein heroisches Gedicht gebe es keinen gleich trefflichen Vorwurf wie die Artus-Sage ([1]). Sidney wie Dryden hatten den gleichen Plan wie der Dichter der puritanischen Epoche, der jenen romantischen Stoff im Alter mit dem biblischen des „verlorenen Paradieses" vertauschte und den britischen Legenden nur in seiner englischen Geschichte eine Stelle gewährte. Denn bereits damals, als er noch in der Kraft der Jugend stand, wurde jener Plan durch andere gekreuzt. Die Idee einer Tragödie schob die eines Epos wieder in den Hintergrund. Schon jetzt drängten sich jene Bilder vor, die erst nach Jahrzehnten feste Gestaltung erhielten, und in der Fülle der auftauchenden Gebilde gieng damals der Beginn des Unternehmens ganz verloren.

Wir sind so glücklich, eine genaue Liste der literarischen Entwürfe von Milton's eigner Hand zu besitzen, welche dieser Zeit angehören. Sie finden sich in dem kostbaren Folioband, welcher eine Hauptzierde der Bibliothek des Trinity-College von Cambridge ausmacht. Der Band war offenbar von Milton dazu bestimmt, ihm als Sammelband seiner Dichtungen zu dienen, auch frühere wurden mit Sorgfalt von ihm eingetragen, nicht selten in bedeutender Abweichung vom späteren Druck.

Von den bisher berührten Werken enthält der Band auf den ersten drei Seiten die „Arcades", S. 4. 5 die Ode „At a solemn music" (s. B. I. S. 94), S. 6. 7 das oben S. 125 erwähnte Sonett nebst dem dazu gehörigen Briefe, S. 8 die Oden „On Time" und „Upon the Circumcision", S. 13—29 den „Comus", S. 31—34 „Lycidas", zu dem sich einige Korrekturen auf S. 30 finden. Die folgenden sieben Seiten 35—41 (S. 42 ist leer) enthalten die Skizzen der vielfachen erwähnten Entwürfe. Es scheint mir nicht, als ob die Ordnung dieser Blätter vor dem Einbinden eine andere gewesen sei, denn sie bedingt die Hinweisungen und Einschiebungen, die von einer Seite zur anderen hinüber stattfinden. Merkwürdig bleibt dabei immerhin, dass die einzelnen Stoffgebiete sich nicht systematisch Seite für Seite folgen. Denn während S. 41, nebst Ergänzungen zu S. 40, dramatische Themata aus der „schottischen Geschichte" enthält, werden auf S. 37 und 38 die Titel „britischer Tragödien" zwischen S. 35. 36 und 39. 40 eingeschoben, auf denen ausschliesslich Vorwürfe aus dem alten und neuen Testament verzeichnet sind(1). — Was zunächst auffällt, ist der Reichthum an dramatischen Gegenständen, deren Titel Milton's Feder, als der Ausführung oder doch der Erwähnung würdig, auf's Papier geworfen hat. Im ganzen sind 99 Posten zu bemerken, von denen allerdings mehrere zu einem Werk zusammengezogen sein würden, vier nur Varianten ein und desselben Themas sind. Dieses, mit dem sich die ganze Reihe eröffnet, fordert am meisten die Beachtung heraus. Sein Titel lautet: „Das verlorene Paradies" (auf S. 35 „Paradise lost" in drei Skizzen, in einer vierten auf S. 40 „Adam unparadizd", darunter durchstrichen: „Adams Banishment"). Die beiden ersten, kürzer gehalten, sind durchstrichen, im dritten ist die Eintheilung in Akte und der allgemeine Gang der Handlung angegeben, im vierten, ausführlichsten, durch breitere Skizzirung der Dialoge und Chöre der vorgestellte Aufbau des Stückes noch deutlicher gemacht. Von anderen Stoffen des alten Testamentes seien nur z. B. erwähnt: „Adam in der Verbannung" (nach der Vertreibung), „die Sündfluth", „die Zerstörung Sodoms" (sehr ausgeführt),

„Dinah“, „Thamar“, „das goldene Kalb“, „die Wachteln“, „die Murrenden“. Von da an scheint Milton das alte Testament guten Theils systematisch darauf hin angesehen und durchgenommen zu haben, ob es dramatische Stoffe darbiete, denn in strenger Reihenfolge und mit Angabe der bezüglichen Kapitel erscheinen nach einander die Bücher Mosis, Josua, die Richter, Ruth, die Bücher Samuelis, der Könige geplündert, und es fehlen unter den Titeln der ungeborenen Dramen weder Josua noch Samson, weder David noch Athalia. Den Schluss der ganzen Reihe bilden: „Die Einnahme von Jerusalem“, „Assa oder die Aethiopier“ (nach 2 Chron. 14) und die „drei Männer im feurigen Ofen“ (nach Dan. 3). Aus dem neuen Testament sind acht Stoffe angedeutet, fünf aus der Geschichte Christi von der Geburt bis zur Auferstehung, ausserdem Johannes der Täufer in ausgeführter Skizze([1]), „der mordende Herodes oder die weinende Rahel“ und „Lazarus“.

In derselben systematischen Weise wie die Bibel wurden die Annalen der älteren englischen Geschichte nach poetischen Stoffen durchsucht. Auch hier aber war der Zweck dramatischer Behandlung der erste, denn es findet sich die Hinweisung auf einzelne Scenen, nur bei Erwähnung des Vorwurfs: König Alfred: ist die Bemerkung hinzugefügt: „Man könnte irgend einen Punkt aus Alfred's Regierung für ein heroisches (d. h. episches) Gedicht benutzen, vorzüglich seinen Ausbruch von Edelingsey (Aethelney) gegen die Dänen, seine Thaten sind denen des Ulysses wohl vergleichbar“. Baeda, W. von Malmesbury, G. von Monmouth, Holinshed, Stowe und Speed werden von Milton selbst als seine Autoritäten bezeichnet. Bis zu der Epoche Edward des Bekenners setzt er diese Blumenlese fort. Bei weitem weniger Gegenstände notirte er aus der älteren Geschichte Schottlands, vermuthlich gestützt auf Bellenden's Uebersetzung der „Scotorum Historiae“ von Hector Boethius. Am bemerkenswerthesten erscheint „Macbeth“ mit dem Zusatz: „Beginnend mit der Ankunft Malcolm's bei Macduff. Die Sache mit Duncan kann durch Erscheinen seines Geistes ausgedrückt werden“. — So waren die Gedan-

ken Milton's durch eine reiche Fülle poetischer Vorwürfe beschäftigt, für die er in erster Linie die Form des Dramas, vielfach nach antikem Muster, in Aussicht genommen hatte. Nur einer dieser Pläne kam in dieser Weise zur Ausführung, der Samson, aus dessen Geschichte in jener Liste allerdings der frühere Theil („Samson Pyrsophorus or Hybristes or Samson Marrying or Ramath-Lechi") als besonderes Stück in Aussicht genommen erscheint, während das tragische Ende sich unter dem folgenden Titel „Dagonalia" verbirgt. Der Stoff des „Verlorenen Paradieses", der damals schon Milton so lebhaft beschäftigte, erhielt epische Form. Zu dem gleichfalls epischen „Wiedergewonnenen Paradies" mochten sich Ansätze in den Vorwürfen aus dem neuen Testament finden. Die geschichtlichen Themata haben guten Theils in der späteren „Geschichte Englands" wenigstens in ungebundener Rede eine Verwerthung erhalten.

Schon aus dem Wechsel der Tinte, der heute noch deutlich wahrnehmbar ist, aus den Zusätzen und Einschaltungen, die sich finden, kann man schliessen, dass jene Liste nicht in einem Zuge auf's Papier geworfen, sondern allmählich entstanden ist. Sehr starke Gründe sprechen aber dafür, die Zeit ihrer Entstehung in die nächste Periode nach Milton's Rückkehr in die Heimat zu setzen, in der ihn gleichfalls der Plan eines nationalen Epos beschäftigte. Die Stellung dieser Notizen in dem Milton'schen Manuskript zwischen dem Lycidas und einem Sonett auf Lawes (v. 1646) begünstigt diese Annahme. Die Handschrift spricht gleichfalls dafür. Sie ist klar und fest, so dass sie jedenfalls noch der Epoche angehören muss, in welcher der Dichter sein volles Sehvermögen besass, sie enthält aber nicht mehr die griechische Form des kleinen e, die Milton noch bei Niederschrift des Lycidas anwandte, sondern die lateinische, die er sich in Italien angewöhnt hatte([1]). Einer der Gegenstände aus der englischen Geschichte („Ecfrid, König der Northumbrer, erschlagen im Kampfe gegen die Picten, nachdem er vorher Irland verwüstet und ohne Grund mit Leuten Krieg angefangen hatte, welche die Engländer immer liebten") würde als eine deutliche An-

spielung auf den Kampf zwischen Karl I. und den Schotten betrachtet werden können, wenn nicht eben diese anzüglichen Ausdrücke sich schon in Baeda, Milton's Quelle, vorfänden (1). Dagegen die Stelle aus einer schon (oben S. 19) erwähnten, Anfang 1642 erschienenen Schrift dient zur Bestärkung jener Vermuthung. Denn zu der hier gegebenen Uebersicht der verschiedenen Gebiete, auf denen der Dichter sich versuchen kann, erscheint die grosse Liste vielversprechender Titel fast wie ein sorgfältig ausgeführter Kommentar.

---

Mit so mannichfachen poetischen Plänen beschäftigt, zwischen die Anregungen und Erinnerungen der Reise, das eifrige Studium der Bibel und der vaterländischen Geschichte getheilt, bezog Milton etwa im Winter 1639 auf 1640 eine Wohnung in London, um sich zum Trotz des hauptstädtischen Lebens und der hochgehenden Wogen der Tagesereignisse ein friedliches Dichter- und Gelehrtendasein zu gründen. Er blieb nicht lange auf sich allein angewiesen. Seine Schwester Anna, seit 1631 verwittwet, hatte sich vermuthlich vor der Rückkehr ihres Bruders in die Heimat wiederverheirathet. Ihr zweiter Mann, Thomas Agar, war ein naher Freund des verstorbenen ersten und sein Amtsgenoss in der königlichen Kanzlei gewesen. Die Wittwe seines Freundes Phillips brachte ihm aus erster Ehe zwei Söhne zu, Edward (geb. August 1630) und John (geb. 1631). Diese beiden Neffen, damals neun- und achtjährig, wurden der Gegenstand grosser Sorgfalt des Dichters. Der jüngere Knabe, der mit ihm einen Namen trug, war vermuthlich sein Pathenkind. Milton verstand sich dazu, ihn ganz und gar unter seine Obhut zu nehmen. Aber auch der ältere kam regelmässig zu ihm, um mit dem Bruder den Unterricht des Oheims zu geniessen (2). Von Edward Phillips erfahren wir, wo Milton damals wohnte, und andere Zeugen ergänzen seine Angabe: im Hause eines Schneiders Russel, „St. Brides Kirchhof, Fleet-Street" (oder „nahe bei Fleet-Street"), an einem Punkte, der damals wie heute einer der belebtesten der Weltstadt war, unweit des Stromes und der Ka-

thedrale von St. Paul (1). Indess der brausende Lärm der Umgebung war der beschaulichen Ruhe, die Milton ersehnte, wenig günstig. Auch hatte sich bei dem eifrigen Büchersammler und Liebhaber theurer Reiseerinnerungen so manches in dem Junggesellen-Hausrath aufgehäuft, das in den engen Räumen keinen Platz fand. Sehr bald, wie wir aus einer erhaltenen Steuerliste ersehen jedenfalls im Jahre 1641, war der Dichter in einer anderen, nicht sehr entfernten Gegend Londons in einem hübschen Gartenhause installirt. Es lag in Aldersgate-Street, die damals noch durch das Thor, das ihr den Namen gegeben, von der inneren Stadt geschieden war. Die Strasse war eine der ruhigsten des damaligen London. Noch war nichts von jenem bewegten Bilde vorhanden, das sich heute an ihrem südlichen Anfang in St. Martin's-le-Grand vor dem Generalpostamt entfaltet. Bis zu der Stelle, wo sie durch Long-Lane und Barbican gekreuzt wird, erstreckte sie sich nordwärts, die stattlichen Gebäude durch luftige Zwischenräume getrennt, die weiter rückwärts für freundliche Gartenwohnungen Platz liessen. Am Ende eines solchen Seitenweges, „im zweiten Bezirk der Pfarrei St. Botolph“, nicht weit von jenem Thore, in beinahe ländlicher Abgeschiedenheit, stand Milton's Haus. Er hatte sehr solide Nachbarschaft: einen Weber, einen Sachwalter, einen Pfarrschreiber, einen Rechnungsrath, verschiedene „Gentlemen“, wie er selbst sich ohne nähere Angabe bezeichnete, mit grösserer oder kleinerer Dienerschaft. Alexander Gill, der wenig solide alte Bekannte, wohnte ganz in der Nähe, der Arzt Theodor Deodati, der Vater des verstorbenen Freundes, nicht sehr weit entfernt, nahe beim St. Bartholomäus-Hospital. Am Ende seiner Strasse, unweit des alten Karthäuserklosters, das seit Jahren in eine grossartige Wohlthätigkeits- und Schulanstalt verwandelt war, sah sich der Dichter bald in freier Natur. Seine eigene Wohnung theilte wie vordem sein jüngster Neffe und eine Dienstmagd, deren Name „Jane Yates“ uns aufbewahrt ist (2). Nicht viel später entschloss er sich, auch den älteren seiner Neffen, Edward Phillips, bei sich aufzunehmen und beiden gab er das beste Beispiel ernsten Fleisses

und mässigen Lebens. Nur selten machte er sich einen guten Tag in Gesellschaft munterer Altersgenossen, wie eines gewissen Mr. Alphry und Mr. Miller. Sie waren beide Juristen, Mitglieder der Rechtsschule von Gray's-Inn, die „beaus“ jener Tage, wie E. Phillips berichtet. Uebrigens war die Zeit in dem versteckten Gartenhause von Aldersgate-Street streng eingetheilt, und der Faden des Lebens spann sich glatt und gleichmässig ab. — Indess so abgeschieden war weder das Haus, noch so theilnahmlos das Herz seines Besitzers, dass nicht sehr bald Eingang gefunden hätte, was ganz England, ganz London vor allem bewegte. Und in kurzem riss er sich selbst aus allen gelehrten und dichterischen Träumereien los und trat mit scharfen Waffen und thatenlustig in die Arena ein.

---

Am 3. November 1640 war durch den König, den eine einfache Barke nach Westminster führte, ohne Pomp und Pracht das Parlament eröffnet worden, welches in der Geschichte den Namen des „langen Parlaments“ erhalten hat. Mit ihm begann eine neue Epoche, und die freudig gehobene Stimmung der Massen liess keinen Zweifel darüber, dass man sich der Bedeutung des Augenblicks wohl bewusst war. — Im Hause der Lords glänzten die Namen jener Geschlechter, deren Häupter in den folgenden Jahren grössten Theils eine wichtige Rolle spielten. Seit geraumer Zeit war ein höherer Sinn für Unabhängigkeit und Selbstständigkeit in die Pairie zurückgekehrt, und einige der angesehensten Lords konnten als entschiedene Vertreter des Puritanismus betrachtet werden. Der Graf von Bedford galt als ihr Führer, aber sein früher Tod machte die Hoffnungen zu Schanden, die man für das beginnende Werk des Parlamentes auf ihn gesetzt hatte. Die Grafen von Essex und Warwick, die Lords Kimbolton und Brooke, der Viscount Saye und Seele nebst einigen anderen hatten gleichfalls bereits zu den lebhaftesten Erwartungen seitens der Gegner des herrschenden Regierungssystems berechtigt. John Digby, Graf von Bristol, hatte, ohne irgend

welche Gemeinschaft mit den populären Bestrebungen, Erfahrungen hinter sich, die ihm wenigstens zunächst in der Opposition einen Platz anzuweisen schienen, allein der Sturm der Ereignisse führte ihn bald genug auf die Seite des Königs hinüber. — Dagegen wurden einige der Mitglieder des geheimen Rathes, die in dieser Versammlung sassen, Genossen der grossen puritanischen Partei. Der Graf von Northumberland, als Grossadmiral, brachte ihr ein bedeutendes Gewicht zu. Der Graf von Holland, in Ungnade bei Hof gefallen, eifrig bemüht, sich auf andere Weise eine politische Stellung zu verschaffen, machte sein Haus zu einem Sammelplatz der parlamentarischen Führer, die wesentlich durch seine Vermittlung Fühlung mit der französischen Diplomatie behielten. Noch war Strafford nicht erschienen, und die sonstigen weltlichen Vertreter der Regierung wie Cottington, Finch u. s. w. konnten sich dem Gewaltigen nicht vergleichen. Auf der bischöflichen Bank ragten neben Laud einige, wie Juxon, Bischof von London, und Hall, Bischof von Exeter, besonders hervor. Bischof Williams von Lincoln, an dessen Persönlichkeit sich manche Hoffnungen knüpfen mochten, musste erst aus der Haft des Tower entlassen werden.

Im Hause der Gemeinen war eine Fülle von Talent, Wissen und Charakter vereinigt, wie kaum in einer parlamentarischen Versammlung Englands vordem. Neben soliden Mitgliedern des Landadels sassen erprobte Juristen, neben Männern, die im politischen Kampf ergraut waren, andere, die jetzt erst auf die öffentliche Bühne traten und bald Meister ihrer Rolle wurden. Einige stammten vom höchsten Adel ab, wenige gehörten den kaufmännischen Kreisen an. Die Mehrzahl hatte schon im kurzen Parlament gesessen und, so weit auch in einzelnen Fragen die Meinungen auseinandergiengen, sich mit den neuen Genossen in der entschiedenen Absicht zusammengefunden, Rechenschaft für die Vergangenheit, Sicherheit für die Zukunft zu fordern. Die unbestrittene Führerschaft hatte auch jetzt, wie einige Monate vorher, John Pym. Seit den Tagen Jakob's ein Vorkämpfer gegen die Uebergriffe der Prärogative, immer thätig und wachsam, von unermüdlicher

Arbeitskraft und unbeugsamer Willensstärke hatte das Mitglied für Tavistock ein Ansehn innerhalb wie ausserhalb des Hauses gewonnen, das ihm vom machtlosen Spott der Höflinge bald den Namen „König Pym“ eintrug. Seine Beredtsamkeit entbehrte den idealen Schwung derjenigen Eliot's, aber sie riss durch ihre Energie mit sich fort und überzeugte durch ihre Klarheit. Seine Lebensanschauung war freier, seine Menschenkenntnis grösser, als die des Märtyrers der Sache, für welche er ehemals Schulter an Schulter mit ihm gekämpft hatte. Er suchte heitere Gesellschaft, er hatte Verbindungen mit geistreichen Damen der vornehmen Welt wie mit dem Vertreter der französischen Politik, aber alles musste den Zwecken dienen, welchen er seine Ruhe, sein Vermögen, sein Leben opferte. Kaum einer stand ihm so nahe, wie John Hampden, dessen Name seit dem Process um das Schiffsgeld in aller Munde war. Sein Vetter Oliver Cromwell, noch wenig über den Bezirk seiner engeren Heimat hinaus bekannt, Denzil Holles, der Schwager Strafford's, die Freunde Nathanael Fiennes und Arthur Haselrig, der hochgeachtete Isaac Pennington, einer der Aldermen von London, William Strode, William Waller: alle diese mit einem dichten Schwarm gleichgesinnter Genossen folgten Pym's kluger Führung und schaarten sich um das Banner durchgreifender Reform. Einige andere standen in noch grösserem geistigen Gegensatz zu dem Bestehenden. Henry Marten, sarkastisch und lebenslustig, gefürchtet wegen seiner scharfen Zunge, gehörte zu diesen. Der Sohn des Staatssekretärs, Henry Vane, welcher mit dreiundzwanzig Jahren wegen puritanischer Unbotmässigkeit die Heimat hatte verlassen müssen und ein Jahr lang Gouverneur von Massachusetts gewesen war, konnte als ihm geistesverwandt gelten. Beide waren entschiedene Republikaner und von den höchsten Idealen bürgerlicher und religiöser Freiheit erfüllt, mit denen sich kein Staatskirchenthum in irgend welcher Form vertrug. — Unter den Rechtsgelehrten von Fach, deren juristische Weisheit der Opposition zu Gute kam, glänzten u. a. der skeptische John Selden, die Zierde englischer Wissenschaft, der verschlossene Oliver St. John von Lincoln's Inn, durch

seine zweite Heirath mit Cromwell verwandt, seit seinem Auftreten als Hampden's Rechtsbeistand berühmt, Bulstrode Whitelocke, welcher mit grossem Talent biegsamen Charakter verband, Sir Simonds d'Ewes, der, uns zum Vortheil, unermüdlich war, während der Sitzungen des langen Parlamentes sich flüchtige Notizen zu machen.

Eine bedeutende Gruppe sammelte sich allmählich um Edward Hyde und den Lord Falkland, die beiden jugendlichen Genossen, denen bald die Aufgahe zufiel, in dieser kritischen Zeit das zweifelhafte Unternehmen der Bildung einer Mittelpartei zu wagen. Dachte das vornehm erzogene Weltkind Falkland freier über kirchliche Fragen als der doktrinäre Anglikanismus des Juristen Hyde es zugeben wollte, so fühlten sich doch beide durch die Gleichartigkeit ihrer Lebensanschauungen, durch den Wunsch, die nöthigen Reformen von oben ausgehen zu sehen, durch alte Bekanntschaft innig verbunden. Der Dichter Edmund Waller, John Colepepper aus der Gentry von Kent, George Lord Digby, der Sohn des Grafen von Bristol, mit vielen anderen wurden die Mitglieder jener Gefolgschaft und thaten beim Fortschreiten der Bewegung das Ihrige zur Scheidung der Parteien.

Die Regierung war vorzüglich durch die beiden Staatssekretäre Windebank und Vane vertreten, die Zahl der ihr unbedingt ergebenen Mitglieder des Hauses war verschwindend. Sie musste die Hoffnung aufgeben, einen ihrer Anhänger, den sie für das Amt des Sprechers in's Auge gefasst hatte, überhaupt gewählt zu sehen und entschloss sich, William Lenthall dafür in Vorschlag zu bringen, einen jungen Anwalt, der keineswegs ein heroischer Charakter war, aber in einem kritischen Augenblicke sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte und unter wechselnden Verhältnissen eine bedeutende Rolle spielte.

Von nun an war die gespannte Theilnahme des Landes und der Hauptstadt auf die Berathungen in der alterthümlichen, schmalen St. Stephan's-Kapelle gerichtet, in der das Haus der Gemeinen allmorgendlich unter Gebet zusammentrat. Mit methodischer Sicherheit, Schritt für Schritt, gieng es seinen Weg. Mochte der König in seiner Eröffnungsrede

betont haben, wie nöthig es vor allem sei, die „rebellischen“ Schotten aus dem Lande zu entfernen, mochten die Lords eine gemeinsame Konferenz befürworten, um eine Uebereinkunft mit den nach London gekommenen schottischen Kommissären zu Wege zu bringen: das Unterhaus machte zu seiner ersten, wichtigsten Aufgabe, alle die Unbilden in Betracht zu ziehen, welche die Zeit der Willkür verschuldet hatte, ihre Thaten zu sühnen, die Thäter zu strafen. Das ganze Register gesetzloser Handlungen, welches die letzten Jahre englischer Geschichte so mächtig hatten anschwellen lassen, wurde Blatt für Blatt umgewandt und vor aller Augen offen gelegt. Eine Reihe von Kommissionen war eifrig geschäftig, die Beschwerden im einzelnen zu untersuchen, die massenhaft von Stadt und Land einliefen. Zeugen wurden vernommen, von der Tribüne, von der Kanzel, auf den öffentlichen Plätzen erschollen die Anklagen, die Presse fühlte sich frei, Flugblätter und Spottgedichte wandten sich gegen die Härte der Bischöfe, die Feilheit der Richter, den Uebermuth der Höflinge. John Lilburne, der einst durch die Strassen von London gepeitscht worden war, und der grässlich verstümmelte Alexander Leighton kehrten aus dem Gefängnis zurück, Prynne, Burton und Bastwick wurden aus ihrer Haft auf den Inseln von Jersey, Guernsey und Scilly befreit und langten unter dem Jubel der Bevölkerung in der Hauptstadt an, wo ihrer reiche Entschädigungen für die erlittenen Qualen warteten. Man athmete auf; nach langer, dumpfer Zeit des Duldens gab es wieder eine rettende höchste Vertretung der Nation.

Bei diesen Handlungen blieb die Thätigkeit des Parlaments nicht stehn. Es stiess aus seiner Mitte solche aus, die sich an den ungesetzlichen Auflagen betheiligt hatten, es forderte als sein Recht, die vornehmsten Rathgeber der Krone als Delinquenten zur Rechenschaft zu ziehn. Strafford, der den Muth hatte, dem Wunsche seines Königs gemäss, in London sich einzustellen, sah sich am 11. November im Hause der Lords, vor denen John Pym an der Spitze von 300 Gemeinen die Klage wegen Hochverraths gegen ihn erhoben hatte, ver-

haftet, wenig später, nachdem er hier in der alten, stolzen Haltung erschienen war. Den Erzbischof Laud traf dasselbe Schicksal. Gegen mehrere andere Bischöfe und Richter wurde Anklage erhoben. Der Staatssekretär Windebank floh über den Kanal. Der Gross-Siegelbewahrer Finch hatte ein Verhör zu bestehn, konnte aber sodann den Weg nach Holland einschlagen, Cottington liess man gleichfalls Zeit, sich zu entfernen. Der Hof war wie betäubt. Der König sah sich mit einem Male seiner sämmtlichen Stützen beraubt, gegenüber einer Versammlung, die im Bewusstsein ihrer Obmacht alle Gewalt im Staate an sich riss. Ihre weiteren Beschlüsse legten neues Zeugnis von ihrer Entschiedenheit ab. Das Schiffsgeld ward für ungesetzlich erklärt, das Urtheil von Hampden's Process kassirt, die noch vorhandenen letzten Beiträge wurden zurückgegeben. Die Monopole fielen, für Erhebung von Tonnen- und Pfundgeld wurde parlamentarische Bewilligung als nothwendig proklamirt. Die Unabhängigkeit der Richter wurde verstärkt, Sternkammer, hoher Kommissionshof aufgehoben, die Ausnahmegewalt der Provinzialräthe fast vollständig beseitigt. Die Wiederkehr der Willkürherrschaft sollte unmöglich gemacht werden durch die Bill, dass das Parlament alle drei Jahre versammelt werden müsse, nöthigenfalls durch freie Wahlen der Bürger selbst, wenn König, Peers und Beamte ihrer Pflicht der Wahlausschreibung vergässen, und durch den Zusatz, dass in den ersten fünfzig Tagen kein Parlament ohne seine Zustimmung prorogirt oder aufgelöst werden solle. Die Sicherheit des tagenden Parlaments wurde durch die weitere Bill verbürgt, dass der König dieses überhaupt nur im Einverständnis mit ihm selbst auflösen dürfe.

Karl I. hatte nicht ohne inneres Widerstreben alle diese Forderungen zugestanden, die sich Schlag auf Schlag bis zum Sommer 1641 folgten und dem Parlament eine grössere Macht verliehen, als der Geist der alten englischen Verfassung jemals hätte hoffen lassen. Auch der Entschluss, den geheimen Rath durch die Aufnahme von Männern, wie Essex, Warwick, Saye und Sele, Bristol u. s. w., zu verstärken, konnte ihm nicht leicht werden, ohne dass damit die Geschäftsweise der

Kabinetsregierung aufgegeben worden wäre. Wenig ernst gemeinte Pläne, die Häupter der Opposition durch Verleihung der hohen Staatsämter zu gewinnen und an die Sache des Königthums zu ketten, Intriguen der rastlosen Königin, die für ihre englischen Glaubensgenossen nicht weniger besorgt war wie für den Glanz der Krone, ein Komplott, in Hof- und Soldatenkreisen geschmiedet, zum Zweck der Befreiung Strafford's: alles dies hatte während jener Zeit hinter den Koulissen gespielt. Es hatte die Folge, die Führer des Parlaments zur Vorsicht zu mahnen und bei ihrer unbeugsamen Energie festzuhalten. In dem Process des Grafen Strafford, dem grossen Ereignis, das Wochen lang ganz London in Aufregung setzte, kam das zu Tage. War nach dem Wortlaut und Sinn der Gesetze wie gegen Strafford's glänzende Vertheidigung die Klage des Hochverraths unwirksam, so erschien vielen die alte Form eines eigenen Gesetzes, einer „bill of attainder", auf diesen Fall anwendbar, in welchem die irischen Gewaltsamkeiten und die mehrdeutigen Drohungen nach Auflösung des letzten Parlaments, Handlungen und Worte den gefährlichen Gegner belasteten ([1]). Vom Unterhause mit grosser Mehrheit angenommen, mit der Zustimmung des Oberhauses versehn, erhielt die Bill nach peinlichem Schwanken die Bestätigung des Königs, der sich kurz zuvor für das Leben seines treuesten Dieners verbürgt hatte und sein Gewissen nun durch die jesuitischen Sophismen seiner Bischöfe zu beruhigen suchte. Der geopferte Minister hatte selbst die bewundernswürdige Entsagung gehabt, seinem Herrn zu dem Schritt zu rathen, der seinen Untergang bedeutete. Aber nachdem er den Entschluss des Königs erfahren hatte, soll er ausgerufen haben: „Verlasst euch nicht auf Fürsten und Menschenkinder, denn es ist kein Heil in ihnen". Als er am Morgen des 12. Mai 1641 festen Schrittes den Weg zum Schaffot gieng, streckte Laud aus dem Fenster seines Gefängnisses segnend die Hand nach ihm aus. Dies eine Bild bezeichnete deutlicher als alles den Umschwung der Dinge.

Noch eine grosse Angelegenheit war zu erledigen, die Befriedigung der Schotten, deren Heer noch immer im Norden

stand, deren Kommissäre in London verhandelten. Den Führern des Parlaments war jene Anwesenheit der schottischen „Brüder“ auf englischem Boden nicht undienlich, um ihren Forderungen mehr Nachdruck zu geben. Die Gelder, die man flüssig zu machen wusste, um den Unterhalt der Schotten zu bestreiten, waren nicht umsonst gezahlt. Erst im Spätsommer 1641 wurde England von der schottischen Einquartierung befreit, während das königliche Heer gleichzeitig aufgelöst wurde. Auch Milton wurde selbstverständlich zur Zahlung der Kopfsteuer herangezogen, die das Parlament zur Deckung jener aus dem Kriege erwachsenen Kosten auf jeden Engländer legte, der über sechzehn Jahre alt und nich unterstützungsbedürftig war. Wenn sich die Notiz in einer Steuerrolle findet, dass er säumig mit der Zahlung war, so lässt sich vielleicht sein Wunsch, die Schotten möglichst lange in England festgehalten zu wissen, als Erklärungsgrund anführen(1).

---

Alles Erwähnte gehörte wesentlich dem politischen Gebiet an, aber daneben kam auch die andere Seite der grossen Bewegung, die religiöse, zu ihrem Recht. Unter doppeltem Druck hatte man die Jahre daher gelitten, Staat und Kirche im engsten Bunde hatten die Leidenschaften herausgefordert, politische Opposition und Puritanismus waren verschmolzen. Von Anfang an war das Parlament gegen das so lange geschützte kirchliche System vorgegangen. Die letzten Beschlüsse der geistlichen Konvokation wurden für ungültig erklärt, Kommissionen in den einzelnen Grafschaften ernannt, um Hochaltäre, Kreuze, Heiligenbilder und ähnliche von Laud befohlene Neuerungen zu beseitigen, in denen der Argwohn des Volkes ein verstecktes Spiel mit dem Katholicismus erblickte, die alten gehässigen Bestimmungen gegen die Anhänger der römischen Kirche in wiederholte Erinnerung gebracht. — Aber dabei wollte man nicht stehn bleiben. Es galt die gesammte Verfassung der Kirche zu ändern, auch

hier der Reform zum Siege zu verhelfen, die eine Wiederkehr Laud'scher Zustände unmöglich machte und dem dunklen Trieb der Massen deutlichen Ausdruck gab.

Noch immer hatte die bestehende Kirchenverfassung nicht zu unterschätzende Anhänger. Sie liess sich in keinem wichtigen Punkte verändern, ohne die grössten politischen und socialen Interessen in Mitleidenschaft zu ziehn. Ein Angriff auf die grundlegenden Akte des sechzehnten Jahrhunderts bedeutete eine Schwächung des Königthums. Ein Angriff auf das Institut des Patronats kam einem Umsturz gewisser Ordnungen von Gesellschaft und Eigenthum gleich. Die beiden Universitäten, von Haus aus Stützen der Staatskirche, fürchteten an Einfluss und Vermögen mit einer gründlichen Neuerung zu verlieren. Die Pfarreien waren guten Theils mit Geschöpfen Laud's besetzt und als solche von jeder Aenderung bedroht. In der Mehrzahl der Bischöfe endlich musste sich der Trieb der Selbsterhaltung, der Wunsch, eine Macht im Staate zu sein, bei vielen auch geistlicher Hochmuth und Fanatismus gleichzeitig aufgerufen sehn, sich gegen jede durchgreifende Reform zu stemmen. Indessen gerade das Bisthum hatte zufolge der Stellung, die es in den letzten Jahren eingenommen, den ersten Sturm zu bestehn, der für die weiteren, gewaltigeren Umsturzversuche der Revolutionsepoche in den Wall der überlieferten Kirchenverfassung Bresche brach. Bereits vor dem Zusammentritt des kurzen Parlamentes im Februar 1640, als es galt, den gefährlichen schottischen Theorieen entgegenzutreten, war von einem der englischen Prälaten der Grundgedanke, aus dem sich die bischöflichen Ansprüche ableiteten, noch einmal mit grossem Aufwande von Gelehrsamkeit entwickelt worden. Der Bischof von Exeter, Joseph Hall, hatte sich dazu verstanden, ein Mann, dessen Name zu den gefeiertsten des englischen Episkopats gehörte. Als er 1627 dreiundfünfzigjährig den Bischofsstuhl von Exeter bestieg, hatte er sich unter den prosaischen und poetischen Autoren seines Vaterlandes bereits eine achtunggebietende Stellung errungen. In seiner Jugend, nachdem er kaum die Universität Cambridge verlassen hatte, war er mit Satyren hervorgetreten,

deren erste drei Bücher, „die zahnlosen Satyren", 1597 erschienen, während schon ein Jahr darauf drei weitere Bücher „bissiger Satyren" folgten. Sie wurden populär und erlebten bald neue Auflagen, indess die geistliche Presspolizei den Druck verbot und die Exemplare, deren sie habhaft werden konnte, für den Scheiterhaufen bestimmte. Es waren nicht ungeschickte Nachahmungen bekannter Muster der römischen Literatur. Die Glätte der Form, die Energie des Ausdrucks, die Freiheit von Concetti verliehen ihnen hohen Werth, wenn auch hie und da in Folge allzu grosser Prägnanz eine gewisse Dunkelheit nicht vermieden wurde. Das Werkchen trug dem Verfasser den Namen des „englischen Persius" ein. In den folgenden Jahrzehnten, während Hall im Kirchendienst emporgestiegen war, hatte er sich durch zahlreiche Prosaschriften auch noch den Namen des „englischen Seneca" verdient. „Meditationen" und „Episteln", Streitschriften gegen die römische Kirche und gegen die Brownisten, Betrachtungen über geistliche und weltliche Gegenstände verschiedener Art: alles hatte den scharfen, sinnigen Beobachter, den sorgfältigen, bilderreichen Stilisten gezeigt, der durch eine allzu grosse Vorliebe für lehrhafte Gemeinplätze nur hie und da ermüdete.

Seine ganze Denkweise konnte ihn nicht zu einem fanatischen Anhänger der Laud'schen Schule machen, und er war zeitweise wegen seiner Mässigung den Verfechtern der hochkirchlichen Theorieen sehr verdächtig gewesen. Indessen gerade ihn wusste Laud dazu anzutreiben, das „göttliche Recht des Bisthums" mit seiner gewandten Feder zu vertheidigen, und Hall verstand sich dazu, sein Werk einer Revision des gestrengen Oberen zu unterwerfen, dem er anfänglich nicht entschieden genug in seinen Sätzen gewesen war. Der Behauptung vom göttlichen Ursprung der Presbyterialverfassung war in dem Buche Hall's „Bisthum aus göttlichem Recht" die analoge mit Bezug auf den Episkopat entgegengetreten, und wenn es sich in erster Linie darum zu handeln schien, die Anschauungen der aufrührerischen Schotten zu bekämpfen, so war doch die Absicht unverkennbar, auch dem englischen Puritanismus einen Damm entgegenzuwerfen. Nicht ohne Geschick erschien

die Selbstständigkeit des Bisthums, wie es hier begründet wurde, gegenüber der Papal-Theorie gewahrt, zugleich aber auch die Gewalt des Monarchen, dem das Buch sogar gewidmet war, in keiner Weise verletzt. Ironie und Ernst mischten sich in der Behandlung eines Themas, das mit Berufung auf die Bibel, Kirchenväter, Auszüge aus den Koncilsschlüssen und spätere Schriftsteller durchgeführt worden war, und Hall konnte jedenfalls nach dieser Leistung, die seine Vergangenheit vergessen liess, als einer der Hauptvertheidiger der herrschenden Kirchenverfassung gelten([1]).

Indessen sahen sich die Verehrer des Grundsatzes vom „göttlichen Recht des Bisthums" einer gewaltigen Opposition gegenüber. Man kann zwei Strömungen in ihr unterscheiden, eine gemässigte und eine radikale. Die erste wollte die Institution des Bisthums nicht aufheben, aber die Bischöfe von den Bänken des Hauses der Lords entfernen, ihre Macht beschränken, ihren Ansprüchen entgegentreten. Sie läugnete, dass die Verfassung der englischen Kirche anderen als menschlichen Ursprung habe und schrak daher auch vor Veränderungen dieser Kirche, Minderung ihres Aufwandes in den höchsten, Aufbesserung der unteren Stellen, Beschränkung geistlicher Gerichtsbarkeit, Reformen des Ritus in keiner Weise zurück. Ein grosser Theil der Parlamentsmitglieder in beiden Häusern war dieser Ansicht, die sich durch Nachgiebigkeit nach beiden Seiten hin zu empfehlen schien. Aus der Reihe der Bischöfe selbst glaubte man, soweit nicht der Verlust der politischen Stellung in Frage kam, auf den ehrgeizigen Bischof Williams von Lincoln zählen zu können, der zwar den Presbyterianismus als ein System bezeichnet hatte, das nur „für Schneider, Schuhmacher und dergleichen Menschen, aber nicht für Edelleute und Gentlemen passe" ([2]), welcher indess, zumal nach seinen letzten Erfahrungen im Tower, nothwendig wenig begeistert dafür war, das Laud'sche Gebäude mit allen seinen Auswüchsen zu stützen. Aus reineren Motiven schien der Primas von Irland, Jakob Ussher, Erzbischof von Armagh, geneigt zu sein, einen Mittelweg einzuschlagen. Geboren in Dublin 1581 und erzogen im Trinity-College daselbst, hatte

er sich in kurzem wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit einen Namen gemacht und war zur höchsten Würde in der irischen Kirche emporgestiegen. In dieser schwierigen Stellung, unter der fanatischen celtisch-katholischen Bevölkerung, an der Spitze einer schlecht ausgestatteten, vom Volke grimmig gehassten Kirche, hatte er den Bemühungen Laud's keinen Widerstand leisten können, allmählich jene von ihm gepflegten calvinistischen Eigenthümlichkeiten der irischen Kirchenverfassung zu verwischen und sie möglichst dem strengen Hochkirchenthum anzubequemen, wie Laud es in England durchgeführt hatte. Aber man hatte Grund zu vermuthen, dass Ussher sich einer bedeutenden Veränderung nicht widersetzen werde, dass er vielmehr geneigt sei, den Schwerpunkt der Kirchenverfassung in Synoden zu verlegen, deren Leitung den Bischöfen als Superintendenten verbleiben solle, während sie viele ihrer Privilegien verlieren würden (1). Er war im Frühling 1640 von Irland herüber gekommen, er hatte in jenem Gewissensrath, den Karl I. um sich versammelte, den Monarchen beschworen, sich in Strafford's Sache nur nach der Stimme seines Inneren zu entscheiden, er hatte den feige Verlassenen auch auf seinem Gange zum Richtplatz begleitet. Sein Charakter bürgte für die Lauterkeit seiner Gesinnung.

Auch aus den Reihen der unteren Geistlichkeit wurden Stimmen laut, welche das Bisthum als solches noch fortbestehn lassen, die bischöfliche Verfassung aber gründlich verändern wollten. Vor allem machte eine von siebenhundert Geistlichen unterzeichnete Petition, die am 23. Januar 1641 dem Hause überreicht wurde, grosses Aufsehn. Sie enthielt eine Reihe von Beschwerden, deren Abstellung man forderte: über die Theilnahme der Bischöfe an der weltlichen Regierung im Parlament, ihre ausschliessliche Macht für Ordination und geistliche Gerichtsbarkeit, die übermässige Dotation von Dechaneien und Kapiteln. In ähnlicher Weise sprachen sich zahlreiche andere Petitionen aus.

Wurden hiermit Forderungen aufgestellt, die mit den Bestrebungen der ihrer Bildung entgegengehenden parlamentarischen Mittelpartei noch verträglich waren, so kannte die

grosse Partei des Radikalismus in den Fragen der Kirchenverfassung noch weniger Schonung des Bestehenden. Sie wollte Abschaffung des Bisthums „mit Stumpf und Stiel" („root and branch"), Erzbischöfe, Bischöfe, Dechaneien und Kapitel sollten fallen, das grosse Kirchengut zerschlagen, der Ritus vereinfacht, mit einem Worte alles, was an mittelalterliche Verhältnisse erinnerte, gründlich vertilgt werden. Die Einkünfte der Hierarchie sollten den unteren geistlichen Stellen, den Staatsbedürfnissen, der Volksbildung zu Gute kommen. England sollte endlich nachholen, worin es bei der Kirchenreformation hinter den anderen germanischen Völkern zurückgeblieben war. Noch schwebte den erregten Gemüthern keine scharfe, im einzelnen bestimmte Verfassungsform vor, und nur der gemeinsame Gegensatz, in dem man sich gegen die bischöfliche Tyrannei verbunden wusste, hielt für kurze Zeit Elemente zusammen, die nicht im mindesten mit einander verwandt waren. Doch war unstreitig der schottische Presbyterianismus für viele das Ideal. Die frühere Hinneigung des englischen Puritanismus zu der Presbyterialverfassung wachte wieder auf. Für diese hatten soeben die nordischen Brüder ihren siegreichen Kampf geführt. Mit den schottischen Kommissären war Alexander Henderson nach London gekommen, von allen eifrigen Presbyterianern, die vom Geiste Knox' durchdrungen waren, der Eifrigste, der Moderator jener glasgower Generalversammlung von 1638, mit ihm zugleich drei andere hervorragende schottische Geistliche, Robert Blair, Georg Gillespie, Robert Baillie, dessen Feder wir die werthvollste Kunde jener Zeiten verdanken. Die Predigten dieser mit Herzlichkeit aufgenommenen Männer in der Kirche St. Antholin, die man ihnen eingeräumt hatte, wurden eifrig besucht, und die londoner Bürgerschaft fieng an, sich immer mehr für einen Zuschnitt der kirchlichen Verfassung zu erwärmen, wie ihn die schottischen Freunde zu schaffen und festzuhalten gewusst hatten. Manchen Politikern der Volkspartei empfahl sich eine gewisse Annäherung an das schottische Muster nicht minder. Sie wussten, einen wie hohen Werth die Covenanters auf die kirchliche Uebereinstimmung legten. Auf diese

Weise schien ein dauerndes Zusammengehn der beiden Nationen verbürgt, deren Einigkeit das stärkste Hindernis gegen die Rückkehr königlicher Willkür sein musste. In jedem Falle waren Sympathieen für den Presbyterianismus allen denjenigen die besten Genossen, die es auf eine völlige Vernichtung des Bisthums abgesehn hatten, und im Kampfe gegen dieses im damaligen Augenblicke mit weiterstrebenden geistigen Mächten zu einem Bunde vereint. So setzte sich denn diese radikale Partei aus zahlreichen Anhängern zusammen. Wenn in der Geistlichkeit selbst nur die Minderzahl sich zu ihr zu bekennen wagte, wenn sie unter dem höheren Adel nur einzelne Vertreter zählte, so hatte sie unbestritten die Mehrzahl des englischen Mittelstandes in Stadt und Land für sich. Die grossen Städte, London an ihrer Spitze, waren ihre Hauptquartiere, die Leiter der äussersten parlamentarischen Opposition waren ihr entweder aufrichtig zugethan oder hielten es für gerathen, sich ihrer Kraft aus Gründen der Politik zu bedienen.

Die erste gewaltige Waffe dieser Partei war eine Massen-Petition, von 15,000 Unterschriften begleitet, durch den Alderman Pennington am 11. December 1640 im Namen der Bürger von London vorgelegt. Sie forderte Abschaffung des bischöflichen Regiments „mit allen seinen Anhängseln, Wurzeln und Zweigen“ und wurde durch diesen Ausdruck zum Panier der ganzen Partei. Andere Petitionen in gleichem Sinn liefen ein. Aber auch die Vertheidiger der Hochkirche begannen sich zu rühren und in mehreren Anschreiben zu betonen, dass das Bisthum in England so alt sei wie das Christenthum selbst, von den Aposteln eingesetzt, im Kampfe für die Reformation bewährt, zur religiösen Erbauung geeignet und mit der bürgerlichen Regierung in solcher Harmonie, wie sie niemals eine andere Kirchenverfassung erreichen könne.

Die drei Hauptansichten, welche über die Frage der Kirchenverfassung vorhanden waren, hatten ihren Ausdruck gefunden, das Parlament hatte sich zu entscheiden, ob es den alten Zustand erhalten, ob es ihn gänzlich über den Haufen werfen oder ob es die Bischöfe schützen, ihre Macht aber be-

schränken wollte. Von der ersten grossen Debatte an, welche über diese Fragen am 8. und 9. Februar 1641 das Haus beschäftigte, war so viel klar, dass der Kampf zwischen den Anhängern der gemässigten und denen der radikalen Reform ausgefochten werden müsse. Die Partei, welche die Hochkirche, wie sie bestand, mit allen ihren Vorrechten ganz unverändert erhalten wollte, hatte von den Beschlüssen des Hauses in keinem Fall etwas zu hoffen. Im Sinne der Petition jener siebenhundert Pfarrer, die das Bisthum selbst noch bestehn lassen wollten, sprachen mit hervorragender Beredtsamkeit namentlich Falkland und Digby. Sie hielten es nicht für angemessen, der Kommission jene radikale londoner Massen-Petition zur Berücksichtigung zu überweisen. Digby verglich sie, in richtiger Ahnung der presbyterianischen Tendenz, witzig mit einem Kometen, geboren aus dem Gifthauch der verderbten Hierarchie, dessen Unheil verkündender Schweif nach Norden deute, er nannte das Streben, mit dem Bisthum gänzlich aufzuräumen, eine Utopie, und Falkland war bemüht, die Personen von der Sache zu trennen und die erste Ausbreitung des Christenthums wie die Durchführung der englischen Reformation dem Bisthum zuzuschreiben. Aber indem sie das Institut als solches vertheidigten, deckten sie schonungslos die Auswüchse auf, die, nachdem es in die Hände Laud's gefallen war, sein Wesen schändeten, und forderten sehr einschneidende Heilmittel. Falkland hält den Bischöfen einen Spiegel ihrer Vergangenheit vor und schreckt nicht davor zurück, ihnen ihre Gerichtsbarkeit wie ihre Sitze im Hause der Lords zu entziehen, denn weder das eine noch das andere dünkt ihn „göttliches Recht“. Digby zählt ihr ganzes Sündenregister auf und fordert, als Programm für die Zukunft, Zurückführung der Bischöfe auf ihre „Stellung in der Urkirche“, Einschränkung ihrer Diöcesen und Revenuen, Mitwirkung von Versammlungen des Klerus bei ihrer Verwaltung, Ausschluss von der Führung weltlicher Geschäfte. Nach solchen Angriffen war für die Hauptverfechter der londoner Petition wenig Stärkeres mehr zu sagen. Nur dadurch traten sie schärfer auf, dass sie aus allen jenen Vordersätzen,

deren jeder ein Verdammungsurtheil war, einen anderen Schluss zogen. Wie Vane bei einer späteren Gelegenheit zu verstehen gab: Wenn die Frucht so schlecht ist, so muss der Baum selbst schlecht sein.

Das Ergebnis der Sitzung war der radikalen Partei günstig. Eine, wenn auch nicht grosse, Mehrheit überwies alle Petitionen und so auch die der Fünfzehntausend von London der schon bestehenden Kommission und verstärkte diese durch Vane, Fiennes und einige ihrer Gesinnungsgenossen. Am 9. März 1641 stattete die Kommission ihren Bericht ab, der keineswegs günstig für die Prälaten ausfiel. Zwar das Bisthum selbst liess er noch unangetastet. Aber über die politische und richterliche Gewalt der Bischöfe, ihre ausschliessliche Macht in den inneren Angelegenheiten der Kirche bei Ordination und Censur, das schädliche Uebermass der Einkünfte von Dechaneien und Kapiteln brach er den Stab. Das Haus hob zunächst nur den wichtigsten Punkt hervor, sprach sich dahin aus, dass „die legislative und richterliche Gewalt der Bischöfe im Hause der Peers sehr hinderlich für die Ausübung ihres geistlichen Amtes und schädlich für den Staat sei“ (10. März) und dehnte am folgenden Tage diese scharfe Verurtheilung auf jede gerichtliche Thätigkeit des gesammten Klerus aus, mit Vorbehalt einer ausdrücklichen Bill. An einer solchen konnte es nicht fehlen. Unter dem Titel: „Eine Akte, um Bischöfe und andere geistlichen Standes zu verhindern, sich in Staatsangelegenheiten zu mischen“, passirte sie in dritter Lesung am 1. Mai 1641 das Haus der Gemeinen. Das Ziel war damit gesteckt, den hohen Klerikern ihr politisches Vorrecht zu nehmen, ein kühner Anfang war gemacht, Staatliches und Kirchliches von einander zu scheiden.

Das Haus der Lords hatte sich selbst schon mit der grossen kirchenpolitischen Frage beschäftigt. Eine Kommission unter dem Vorsitz des Bischofs Williams war eifrig beschäftigt, Reformen des Laud'schen Systems zu vereinbaren und zog Gelehrte und Geistliche jeder Parteifarbe als Zeugen und Sachverständige zu den Besprechungen heran. Als indess jener Gesetzentwurf des Unterhauses zur Berathung

stand, zeigte sich, wie zähe die Prälaten sich an den Besitz der Macht zu klammern gesonnen waren. Wenn Hall die richterliche Gewalt der Bischöfe äussersten Falles beschränken, wenn Williams ihren Ausschluss vom geheimen Rath und vom Amt der Friedensrichter zugeben wollte: sobald die Hauptfrage zu entscheiden war, ob die Bischöfe ihrer Sitze im Parlament beraubt werden sollten, waren sie unerschütterlich in entschiedener Gegenwehr. Eine Reihe von Lords weltlichen Standes unterstützte sie bei ihrer Vertheidigung gegen einen Angriff, der einer der Grundlagen englischer Verfassung galt, und am 8. Juni wurde die Bill vom Oberhause in dritter Lesung verworfen (1).

Nun aber wiederholte sich das Mährchen von den sibyllinischen Büchern. Die mildere Ansicht, die das Bisthum selbst noch hatte retten wollen, war verworfen: die radikale, die es gänzlich vernichten wollte, trat an ihre Stelle. Schon am 27. Mai, als sich das Ergebnis der Abstimmung im Hause der Lords bereits voraussehen liess, wurde im Unterhause eine Bill „für die gänzliche Unterdrückung und Abschaffung aller Erzbischöfe und Bischöfe, ihrer Kanzler und Kommissäre, Dechanten, Dechaneien und Kapitel, Erzdiakonen, Präbendarien, Kantoren und Stiftsherren und anderer Unterbeamten aus der englischen Kirche“ eingebracht und zwei Mal gelesen (2). Ihre entschiedene Fassung verrieth, dass sie den Vane, Cromwell Haselrig ihren Ursprung verdanke. Sie waren klug genug, ihren eigenen Eifer zurückzudrängen und Sir Edward Deering, einen der beliebtesten Redner des Hauses, mit der Vertheidigung des Gesetzentwurfes zu betrauen. Dieser entledigte sich seiner Aufgabe mit getheiltem Herzen. Er erklärte, dass er die Reform dem gänzlichen Ruin vorziehe, in erster Linie für das „ursprüngliche, gesetzliche und rechtmässige Bisthum“ sei und nur aus Noth sich zu dem klassischen Dichterwort bekenne, dass man die unheilbare Wunde mit dem Messer ausschneiden müsse, um nicht die gesunden Theile leiden zu lassen. Eben dies war den Radikalen völlig genug. Das Haus verwandelte sich in ein Committee zur Berathung des Gesetzes und nahm, so grosse Schwierigkeiten der zum Vor-

sitzenden erwählte Hyde derselben in den Weg warf, die Hauptpunkte an. Die Begründung der Bill, in welcher die Schädlichkeit der bischöflichen Verfassung für Kirche und Staat ausgesprochen war, gieng durch. Am 12. Juni wurde positiv angenommen, dass die Aufhebung der Aemter von Erzbischöfen, Bischöfen, Kanzlern und Kommissären eine Klausel des Gesetzes bilden solle. Henry Vane hatte mit der ganzen Leidenschaft des puritanischen Idealismus diesen Standpunkt verfochten. Gegenüber der kirchengeschichtlichen Gelehrsamkeit, mit der man das Bisthum stützen wollte, wies er darauf hin, dass das Pabstthum nicht bessere Autoritäten für sich in Anspruch nehme. Nicht Christus habe diesen Stand in die Kirche eingeführt, sondern der Geist des Hochmuths, der zuerst einige als Bischöfe über ihre Mitpresbyter, dann andere als Erzbischöfe über ihre Mitbischöfe erhob, bis zuletzt die Monarchie des Pabstthums fertig da stand, die sich vermass, Kaisern und Königen zu gebieten. Er zählte nochmals auf, was das bischöfliche Regiment neuerdings in England verschuldet habe. Es hat die gewissenhaftesten Prediger abgesetzt, Schaaren von Gläubigen, die sich den anbefohlenen Neuerungen nicht fügen wollten, grausamen Martern unterworfen und in die Verbannung gejagt, alle ergebenen Anhänger jener Formen des Götzendienstes befördert, England von den protestantischen Kirchen des Auslandes getrennt, den Despotismus unterstützt, seine Gewaltmassregeln befürwortet, den Krieg zwischen England und Schottland entzündet: hinweg also mit diesen Philistäern, die uns gleich Samson unsrer beiden Augen, der Freiheit des Gewissens und der bürgerlichen Freiheit, berauben wollen.

Am 15. Juni wurde bei der Fortsetzung der Berathung den Dechanten und Kapiteln, Erzdiakonen und Pfründnern, Kantoren und Stiftsherren das Urtheil gesprochen, die Ländereien von Dechanten und Kapiteln, mit Vorbehalt einer Entschädigung der Betroffenen und der Rechte des Königs, sollten der Einziehung verfallen zu Zwecken dor Volksbildung und Wohlthätigkeit. Und so gieng man, unterbrochen durch vielfache andere drängende Geschäfte, Schritt für Schritt

weiter in der vorgezeichneten Richtung, die gesammte Kirchenverfassung über den Haufen zu werfen und eine partielle Säkularisation anzubahnen. Mit Nothwendigkeit wurde man dazu geführt, in Betracht zu ziehn, welches Gebäude an die Stelle des alten treten solle. Der lange erwartete Entwurf von Williams, der am 1. Juli den Lords vorgelegt wurde, begegnete nur einer kühlen Aufnahme, obwohl er u. a. darauf abzielte, in die bestehende bischöfliche Verfassung ein Kollegium von Beisitzern einzuführen, in deren Ernennung der König und das Parlament sich zu theilen hätten. Bei den Gemeinen fand Edward Deering seinen ursprünglichen Standpunkt wieder, indem er am 21. Juni dafür sprach, in ein und demselben Akt das bisherige Prälatenthum zu stürzen und das „primitive Bisthum" herzustellen. Die Diöcesen sollten verkleinert und möglichst den Shires angepasst werden, in jeder derselben hätte das Parlament ein Kollegium von zwölf oder mehr würdigen Geistlichen nach Art eines „primitiven Presbyteriums" zu ernennen, über dieses einen Oberleiter zu setzen, den man Bischof, Aufseher, Präsidenten, regierenden Aeltesten nennen möge. — Man sieht, wie das Bestreben, die Kirche unter parlamentarische Kontrole zu bringen, für Deering bestimmend war, während er von der Presbyterialverfassung doch nur den Jargon entlehnte, ohne im mindesten an ihre Ueberführung auf englischen Boden zu denken. Einer solchen blieb dagegen der Raum gewahrt, wenn man sich mit dem Negativen begnügte, die bischöfliche Verfassung zu beseitigen und vorläufig durch Kommissäre aus dem Stande der Laien und Geistlichkeit die Diöcesangeschäfte besorgen zu lassen (1).

Aber während über diese Fragen die Meinungen weit auseinandergiengen, wurde ein neuer Angriffspunkt gefunden und benutzt. So lange die Bischöfe im Oberhause sämmtlich das Gewicht ihrer Stimmen in die Wagschaale warfen, war nicht daran zu denken, einen Gesetzentwurf durchzubringen, der über den jüngst verworfenen noch weit hinausgieng und ihren Stand als solchen gänzlich aufheben sollte. Es kam darauf an, sie von ihren Sitzen zu entfernen oder zu freiwilligem Weichen zu bewegen. Noch war man nicht dazu

geschritten, die Theilnehmer der letzten geistlichen Konvokation, deren Beschlüsse für ungültig erklärt worden waren, zur Rechenschaft zu ziehn. Dies Mittel schien zur Einschüchterung geeignet. Am 4. August wurden dreizehn Bischöfe, darunter auch Hall, vom Unterhause wegen ihrer Theilnahme an jenen Beschlüssen vor den Lords angeklagt, und ihr Verhör sowie weiteres Verfahren gegen sie gefordert.

Indess wurde in der nächsten Zeit der Fortschritt der Reformbewegung unterbrochen, und die gefassten Beschlüsse blieben liegen. König Karl entschloss sich plötzlich zu einer Reise nach Schottland, mit dem man sich eben erst über den endgültigen Vertrag verständigt hatte. Er hatte die Absicht, die dem Misstrauen des Parlaments nicht entgieng, die Patrioten Schottlands und Englands zu trennen und dort neue Kräfte für den Widerstand gegen die Allmacht der londoner Versammlung zu gewinnen (10. August). Das Parlament sandte ihm zur Ueberwachung eine Kommission nach, in der sich Lord Fiennes und Hampden befanden, unter dem officiellen Auftrag für die Erfüllung des mit den Schotten geschlossenen Vertrages Fürsorge zu treffen. Die Versammlung selbst, von so langer, fieberhafter Thätigkeit ermüdet, nahm die drückende Hitze und das erneute Wüthen der Pest zum Anlass, vom 9. September bis zum 20. Oktober ihre Sitzungen zu unterbrechen. Beide Häuser liessen Ausschüsse zurück; der des Unterhauses stand unter der wachsamen Leitung John Pym's. Er trug Sorge dafür, dass einige fast in letzter Stunde gefasste Beschlüsse des Unterhauses, in Betreff der Wiederherstellung der alten Kommunionstafeln, der Entfernung von Krucifixen, Marienbildern und katholischem Kultusgeräthe, sowie Einhaltung des sabbatharischen Rigorismus u. s. w., obgleich man die Zustimmung der Lords nicht hatte erhalten können, dennoch nach Kräften im Lande befolgt würden.

Zehn Monate, überreich an bedeutungsvoller Thätigkeit, waren vorüber. Die Vertretung des Volkes, nach langer Zeit der Missachtung zum freien Gebrauch ihrer Kräfte gelangt, hatte nicht nur die zahlreichen Ursachen des geistlich-weltlichen Druckes, unter dem man geseufzt hatte, abgestellt, sondern sich eine so gebietende Stellung und so ausgedehnte neue Rechte errungen, wie sie bis dahin nicht besessen worden waren. Das Ansehen der Krone verblasste vor dieser Macht, die mit dem Ungestüm einer gewaltigen Naturkraft vorwärts drängte. Der stolzeste Diener des Monarchen war ihr zum Opfer gefallen, der geistliche Genosse seiner Pläne war in sicherer Haft, andere waren geflohen. Und schon war es deutlich geworden, dass die unwiderstehliche Bewegung nicht nur auf Sicherung und Erweiterung der politischen Rechte, sondern auch auf eine gänzliche Veränderung der kirchlichen Einrichtungen abziele, die eine unabsehbare Rückwirkung auf das gesammte Dasein des Staates im Gefolge haben musste.

Im englischen Volke waren alle parlamentarischen Vorgänge dieser zehn Monate mit wachsendem Eifer verfolgt worden, kaum ein Gegenstand erregte indessen eine so allgemeine Theilnahme wie die grosse Frage der Reform der Kirchenverfassung. Die Petitionen für und wider, auf die Frage in ihrer Allgemeinheit ausgedehnt, oder auf einzelne Punkte beschränkt, hatten sich gedrängt. Neben Bürgern und Geistlichen hatten sich auch die beiden Universitäten zu Gunsten der alten Institute hören lassen (12. Mai 1641), ohne doch ihr Verfahren mit Erfolg gekrönt zu sehen([1]). Da die Presse ihrer Banden ledig war, blieb man bei Petitionen, die sich an's Parlament richteten, nicht stehen. Eine ganze Literatur über die wichtigste Tagesfrage trat an's Licht. Die Behandlung religiöser Gegenstände hatte immer für das lesende englische Publikum einen ausserordentlichen Reiz, hier handelte es sich aber in der That um Streitpunkte, deren Entscheidung nicht nur für die Beruhigung ängstlicher Seelen oder für die Lehre wissenschaftlicher Forschung wichtig war, sondern welche sofort im Ringen der Parteien praktische Anwen-

dung finden musste. Alle die Fragen, welche bis auf unsere Tage Theologen, Historiker, Juristen zum Wetteifer angespornt haben, jene dunklen Gebiete aufzuhellen, ohne durch eine so vielseitige Behandlung an Anziehungskraft zu verlieren, wurden damals mit geringeren wissenschaftlichen Hülfsmitteln, mit weniger Kritik, aber mit einer Leidenschaft und Lebhaftigkeit behandelt, welche die nahe Beziehung auf die Wirklichkeit bemerken liess. Wie man sich die Organisation der ersten christlichen Gemeinden zu denken habe, inwieferne die ihnen eigenthümlichen Aemter auf die Apostel und durch diese auf Christus zurückzuführen seien, was man unter den ursprünglichen *ἐπίσκοποι* und *πρεσβύτεροι* verstehen müsse, welche Veränderungen dieses Urzustandes durch die nächstfolgenden Jahrhunderte hervorgerufen worden: das waren die Gegenstände, welche weit über die gelehrten Kreise hinaus mit eben dem Eifer besprochen wurden, mit dem man ehemals ein neues Stück Beaumont's und Fletcher's beurtheilt hatte, oder mit dem man den fabelhaften Berichten über das fabelhafte Goldland im fernen Westen gefolgt war.

Zunächst war der streitbare Bischof Hall mit einer Schrift: „Eine demüthige Remonstranz, gerichtet an das hohe Parlament“: Ende Januar 1641 hervorgetreten (1). Er führte sich zwar auf dem Titel nicht mit seinem Namen ein, aber jedermann konnte aus der Uebereinstimmung des Verlags und der Eigenthümlichkeit des Stils den sicheren Schluss ziehen, dass hinter diesem „getreuen Sohne der Kirche“ der gewandte Verfechter des „göttlichen Rechtes des Bisthums“ sich verberge. Hall erhob bittere Klage über die schmähsüchtigen Angriffe der „wüthenden und boshaften Geister“ gegen die heilige Kirchenverfassung, welche von den Zeiten der Apostel, ohne Unterbrechung bis auf den gegenwärtigen Tag, sich herleite. Alsdann suchte er das Alter und den Werth vorgeschriebener fester Formen des Gebets zu erweisen und damit die Gesetzlichkeit der anglikanischen Liturgie zu stützen, ohne doch den freien Aufschwung improvisirten Gebetes, wie die gläubigen Puritaner es liebten, mit Laud'scher Pedanterie aus der Kirche ausschliessen zu wollen. Um so zäher hielt er fest

an dem Satze, dass die Bischöfe, in scharfem, sachlichem Unterschiede von den Presbytern, durch die Apostel selbst eingesetzt und mit der ausschliesslichen Macht der Weihe und geistlichen Gerichtsbarkeit ausgestattet seien. Die Art und Weise, wie er dem Parlamente schmeichelte, einen Ton beleidigter Unschuld anschlug, das Dasein mancher Mängel zugab, um in der Hauptsache einer Reform der herrschenden Kirchenverfassung entgegenzuarbeiten, machte seine Schrift doppelt gefährlich.

An Bundesgenossen konnte es Hall nicht fehlen. Sie suchen meistens in steifer, scholastischer Form aus biblischen Citaten den Beweis zu erbringen, dass Christus bei der ersten Einrichtung der Kirche eine gewisse Rangordnung der geistlichen Beamten festgesetzt, die durch die Apostel weiter vererbt, auch in England zur Gültigkeit gelangt sei und die Bischöfe berechtige, „durch gesetzliche Wahl und Ordination mittelst Handauflegung" taugliche Geistliche zu bestellen und vermöge der ihnen innewohnenden Schlüsselgewalt geistliche Gerichtsbarkeit auszuüben (1).

Aber auch die Gegner gebrauchten ihre Waffen. Die verschiedenartigsten Formen des literarischen Angriffs wurden versucht. Neben langathmigen Abhandlungen, in denen die schweren Geschosse prunkender Gelehrsamkeit versendet wurden, drängten sich die leichten Plänklerhaufen allegorisirender oder satyrischer Pamphlete vor, in denen das Prälatenthum mit Hohn übergossen, seine Laster in einer Reihe aufgezählt und nicht selten den Vorzügen der Presbyterialverfassung gegenübergestellt wurden (2). Wenn das eine Mal die ganze puritanische Leidenschaft in derber englischer Prosa ausströmte, so schleuderte ein ander Mal der „Rundkopf" gegen Mitra und Bischofsgewand, gegen Kapitel und ihre „papistischen Ceremonieen" seine grimmigen Verse (3). Joseph Hall insbesondere hatte sich mehr als einen Widersacher heraufbeschworen. Schon jene erste Schrift über das göttliche Recht des Bisthums hatte ihm den Vorwurf eingetragen, dass er noch Oel in's Feuer giesse (4). Gegen seine neueste Leistung, die „demüthige Remonstranz, gerichtet an das hohe Parlament",

erhoben sich sofort nicht nur Stimmen aus dem schottischen Lager, der festen Burg des Presbyterianismus, sondern aus den Reihen der reformlustigen englischen Geistlichkeit selbst. Unter sehr langathmiger Ueberschrift trat um den 20. März 1641 „eine Antwort auf ein Buch, betitelt eine demüthige Remonstranz“, an's Licht, und der Verfasser dieser hundertundvier Seiten langen Antwort kündigte sich unter dem geheimnisvollen Namen „Smectymnuus“ an (1). Smectymnuus klang sehr wunderbar und hatte jedenfalls den Vorzug, dass man das Buch schon um seines Titels willen nicht so leicht vergessen konnte. Noch Marvell erinnerte 1673 an dies „Geheimwort“, Butler im Hudibras spricht spottend von der „kanonischen Kravatte von Smeck“, in einem der nach der Restauration entstandenen satirischen Gedichte ruft der „entlassene Soldat“ bei einem wehmüthigen Rückblick auf die Wandlungen, die er durchgemacht hat, aus: „Smectymnuus hat mich zuerst gewonnen“ (2). Mit scharfem Witze hat sich gleich nach dem Erscheinen des Buches John Cleveland in seinem Gedichte „Smectymnuus oder die Klub-Geistlichen“ über den „Kobold-Namen“ lustig gemacht, von dem er nicht weiss, ob er syrischen, arabischen oder welschen Ursprungs ist. Seine Anspielungen auf die „fünf Gesichter, die unter einer Maske stecken“, zeigen indess, dass die Entstehung des Namens und des Buches keineswegs ein Geheimnis war (3).

In der That war es eine Genossenschaft von fünf Männern, englischen Geistlichen der radikalen Richtung des Puritanismus, die sich zu dem gemeinsamen Werke mit einander vereinigt und aus den Anfangsbuchstaben ihrer Vor- und Zunamen das mystische Wort „Smectymnuus“ geschaffen hatten: **S**tephen **M**arshall, **E**dmund **C**alamy, **T**homas **Y**oung, **M**atthew **N**ewcomen, **W** (= U. U.) illiam **S**purstow. — Einer aus dieser Reihe ist für uns kein Fremder. Thomas Young war niemand anders als der Lehrer John Milton's, der Vikar von Stowmarket, der mit seinem Schüler durch freundschaftliche Bande eng verknüpft war und seine alte puritanische Gesinnung erst wenig Jahre zuvor durch sein Werk über den Sabbath kundgegeben hatte. Auch hatte er nach dem Zeugnisse

des kundigen Baillie die Hauptarbeit zu dem Smectymnuus geliefert([1]). Indessen auch die Genossen seiner Arbeit verdienen einige Worte. Sie haben sämmtlich in der stürmischen Zeit der englischen Revolution ihre Rolle gespielt und sich mit den Ansichten und Wegen Milton's häufig gekreuzt.

Stephen Marshall, der Sohn eines armen Handschuhmachers von Godmanchester in der Nähe von Huntingdon, hatte eine gelehrte Bildung im Emanuel-College zu Cambridge erhalten und war Vikar von Finchingfield in Essex geworden, woselbst er sich äusserlich zu konformiren wusste, ohne dem Argwohn der kirchlichen Behörden zu entgehen. Seit 1640 hatte er die Stelle eines Lecturer an der Kirche St. Margaret, Westminster, inne. Er war auch nach dem Zeugnis seiner Gegner ein äusserst gewandter Prediger, volksthümlich in Sprache wie Gedankenrichtung und von grosser Wirkung, wo immer er Gelegenheit fand, sich hören zu lassen. Seine Ausdrucksweise erscheint mitunter derb, die Form seiner zahlreichen Predigten ist vielfach steif und schleppend durch Wiederholungen, dennoch wurde er im Laufe der Revolution einer der ersten der parlamentarischen Kanzelredner und zu den wichtigsten geistlich-politischen Missionen verwandt. An jener Kommission, die unter Bischof Williams Vorsitz die Reformen der Landeskirche berieth, hatten Marshall und Calamy so gut wie ihr literarischer Gegner Hall Antheil gehabt. Am 17. November 1640 hatte Marshall an dem vom Parlament angesetzten Fasttag mit Dr. Burges vor dem Hause der Gemeinen gepredigt, und seitdem erscheint sein Name bei officiellen Gelegenheiten der Art immer wieder; seine Predigten wurden alsbald gedruckt und eine Quelle der Erbauung für fromme Gemüther([2]). Edmund Calamy's Name hatte unter den feurigen Puritanern keinen schlechteren Klang als der Stephen Marshall's. Calamy, gleichfalls in Cambridge gebildet, hatte als Pfarrer von St. Edmunsbury in Suffolk, in Young's Nachbarschaft, den Befehlen des Laud'schen Kirchenregiments zähen Widerstand entgegengesetzt und die vorgeschriebenen Ceremonieen, wie z. B. die Verneigung vor dem Altar, standhaft vermieden. Er verlor daher seine Stelle, erlangte aber

1639-40 einen Predigtstuhl in der Gemeinde von Aldermanbury im Herzen von London, unweit der Aldersgate-Strasse, die Milton bezog. Alsbald wurde er einer der beliebtesten Kanzelredner der Stadt, auch das Parlament hat bei den verschiedensten Anlässen seine Dienste nicht minder in Anspruch genommen, wie Marshall's, was durch die Protokolle und die vielfachen Einträge in den Registern der Buchhändler, sowie die zahlreichen, uns aufbehaltenen Predigten Calamy's bewährt wird. In diesen erscheint er nicht selten an Talent und Leidenschaft Stephen Marshall selbst überlegen. Aechtes Pathos, dichterische Bilder sind ihm eigen, mitunter erhebt er sich zu grossartigem Schwunge. Der witzige und loyale Butler hat nicht vergessen, in der Zeit der Restauration ihm wie Marshall einen literarischen Fusstritt zu versetzen ([1]). Ein minder bedeutendes Kirchenlicht war Matthew Newcomen, Pfarrer in Dedham (Essex), erst in späterer Zeit als Mitglied der Westminster-Synode nach London geführt, woselbst er denn auch hie und da als parlamentarischer Kaplan Verwendung fand. Von dem leichten und liebenswürdigen Witz, der dem Menschen Nowcomen nachgerühmt wird, ist in dem Prediger nichts zu finden, wohl aber gesuchte Gelehrsamkeit und zelotische Engherzigkeit, von der wir noch Proben bemerken werden ([2]). William Spurstow endlich, der Fünfte im Bunde der Smectymnianer, während der Studienjahre Milton's in Cambridge Fellow der Catherine-Hall daselbst, war Rector der Pfarrei von Great Hampden in Buckinghamshire, in enger Verbindung mit dem grossen Patrioten John Hampden, der zu seiner Gemeinde gehörte, und daher selbstverständlich zum thätigsten Angriff auf das bischöfliche System angewiesen ([3]).

Das waren die Männer, welche sich zusammengethan hatten, um Bischof Hall's „demüthige Remonstranz“ zu vernichten. Man muss gestehn, dass sie sich ihrer Aufgabe mit grossem Eifer angenommen haben. In Nachahmung ihres Gegners wenden sie sich gleichfalls an die „Lords und Gemeinen“ und begründen, warum sie eine Schrift beantworten, die weder als „demüthig“ noch als eine „Remonstranz“ erscheine, vielmehr an leidenschaftlichen rhetorischen Ausfällen

reich sei. Sie halten den Schein der Anonymität ihres Widersachers fest, aber sie können sich doch nicht versagen, die Worte eines gewissen Dr. Hall anzuführen, der einst geschrieben habe: „Wenn unsere Ahnen auferstehen und sehen würden, wie ihre Töchter in Cheapside mit ihren Fächern und Reifröcken einhergehen, sie würden nicht wissen, was für eine Art von Wesen das ist, und sagen: Die Natur hat sich vergessen und ein Monstrum hervorgebracht". Genau so stehe es mit der Liturgie, die einst im ehrwürdigsten Gebrauch gewesen, nun zur Litanei geworden sei, der papistischen Form verwandt und daher verhasst und gründlicher Aenderung benöthigt. Bei weitem ausführlicher wird die Frage über Wesen und Alter des Bisthums behandelt. Mit dem ganzen Aufwand von Gelehrsamkeit, wie er ihnen zu Gebote stand, suchen sie Hall's Behauptungen Schritt für Schritt zu widerlegen. „Sind nicht — rufen sie aus — die Kirchen von Frankreich, Schottland, der Niederlande würdig des Namens christlicher Gemeinden, und wer weiss nicht, dass bei diesen das bischöfliche Regiment nicht nur mündlichen, sondern thätlichen Widerspruch erfahren hat?" Mit grosser Entschiedenheit wird sodann die Behauptung durchgeführt, Presbyter und Bischof seien anfangs ganz identische Bezeichnungen gewesen, und ein sachlicher Unterschied zwischen beiden habe nicht stattgefunden. „Erst allmählich hat das Bisthum alle Ehre und Macht des Presbyteriums verschlungen, wie Pharaoh's magere Kühe die fetten". Die Unterscheidung zwischen beiden, die Entwicklung eines besonderen Standes der Bischöfe, war nicht göttlichen, sondern rein menschlichen Ursprungs. Jene ursprünglichen Bischöfe lassen sich aber in Anbetracht ihrer Erwählung, ihrer Ordination, ihrer Amtsthätigkeit, ihrer Jurisdiktion u. s. w. gar nicht mit den Bischöfen der englischen Kirche vergleichen. Der Unterschied zwischen jenen alten Bischöfen und den anglikanischen ist grösser als der zwischen diesen und dem „Gross-Bischof von Rom". Demnächst wird der Versuch gemacht nachzuweisen, dass in den ersten Gemeinden noch ein gesondertes Institut „regierender Aeltester" bestanden habe, über den Diakonen, an der Leitung der kirch-

lichen Angelegenheiten zugleich mit den lehrenden Aeltesten betheiligt, wodurch sich dann der Uebergang zu dem Ideal der schottischen Kirchenverfassung leicht bewerkstelligen liess.

Unterlassen wir eine Kritik dieser Ansichten über die Gestalt der Urkirche, die ohne bestimmte chronologische Angaben vorgetragen werden, bemerken wir nur, wie sehr die Verfasser des Smectymnuus bemüht sind, das englische Prälatenthum und ihren Gegner mit dem populären Makel papistischer Sympathieen zu behaften. Beruft sich Hall auf das hohe Alter des Bisthums, so erwidern sie: „Mit diesem Grunde klammert sich der Pabst so fest an seinen Stuhl in Rom wie unsere Bischöfe an die ihrigen" (S. 19), nennt er sich einen „getreuen Sohn der Kirche", so wittern sie hinter diesem Worte nichts Gutes: „Diese Episkopalisten machen es wie die Papisten, blenden die Augen des armen Volkes mit dem herrlichen Namen der Kirche, der heiligen Mutter Kirche. Sie reden immer nur von dieser, nie von der Schrift oder von Gott dem Vater" (S. 89). Wie die Katholiken die ganze Bedeutung der Kirche in den Pabst legen, so die Episkopalisten in die Konvokation der Bischöfe und ihrer Genossenschaft „mit Ausschluss des christlichen Volkes und der Presbyter des Reiches". Nach dieser Betonung der Nothwendigkeit einer demokratischen Kirchenverfassung wird auch die Frage aufgeworfen, ob der Satz: Kein Bischof, kein König, und keine Ceremonieen, kein Bischof: nicht der königlichen Autorität sehr nachtheilig sei, und damit der wundeste Fleck des krankhaften Zustandes berührt. — Ein kurzes, pathetisches Gebet zu Gott, auf das Parlament den Geist der Weisheit ausgiessen zu wollen, bildet den Abschluss der eigentlichen Streitschrift. Aber noch eine Nachschrift ist ihr angefügt, ein historischer Nachweis, wie bittere Früchte von Hochmuth, Aufruhr, Verrath das Bisthum seit der Errichtung des Sitzes von Canterbury in England getragen habe. Die Liste der Erzbischöfe von Canterbury wird gemustert, und wenn der Haupttheil der Schrift mit Citaten aus der Bibel und den Kirchenvätern prunkte, so sind hier zahlreiche Verweise auf

bekannte Geschichtschreiber wie Baeda, Holinshed, Stowe, Speed und die Reichsgesetze eingestreut.

Auf diese Weise, gestützt auf geschichtliche Erfahrung wie auf die kirchenrechtliche Ansicht, die sie sich über den primitiven Zustand der christlichen Gemeinden gebildet hatten, leidenschaftlich und gelehrt, suchten die fünf puritanischen Geistlichen das ihnen verhasste Idol der bischöflichen Verfassung mit vereinten Kräften zu zertrümmern. Noch war der Eindruck, den ihr Auftreten hervorgebracht hatte, nicht verwischt, als ein Grösserer auf dem Kampfplatz erschien, um seine mächtige Stimme für die gründliche Reform der heimischen Kirchenverfassung zu erheben.

---

## Zweites Kapitel.

### Im Kampfe für die Reform der Kirche.

Milton hatte den Lauf der öffentlichen Angelegenheiten denen überlassen wollen, „welche das Volk mit dieser Aufgabe betraut hatte". Er lebte in seinem stillen Gartenhause in Aldersgate-Street seinen Studien und der Erziehung seiner Neffen. Seine Phantasie schuf sich eine Welt von poetischen Träumen, die nach fester Gestaltung rangen. Mitten in dieses dichterische Still-Leben fielen Schlag auf Schlag die grossen Ereignisse des Tages. War jedes von ihnen geeignet, ihn aus seiner Ruhe aufzurütteln, so konnte vor allem die Frage der Reform der Kirchenverfassung, die Aufregung, die sich ihretwegen Londons bemächtigte, die Sturmfluth der Petitionen und Streitschriften, die sie hervorrief, ihn nicht in der Rolle des gleichgültigen Zuschauers verharren lassen. Er war Puritaner nach Erziehung und Neigung, er hatte während der Lehrjahre Gelegenheit genug gehabt, jene bischöfliche Kirche hassen zu lernen, welche die Willkür der Staatsmacht vertheidigte, um diese als Büttel für eigene Gewaltthaten zu gebrauchen, er hatte sich zum Dienste dieser Kirche nicht entschliessen können, weil er nicht zu heucheln verstand. Drei Jahre vorher war mitten in seiner Klage um den ertrunkenen Freund, Edward King, der lange verhaltene Ingrimm gegen die „schlechten Hirten", das sich mästende Hochkirchenthum, zum

Durchbruch gekommen, er hatte von einer „zweihändigen Maschine" gesprochen, die schon vor der Thüre bereit stehe, um ein Mal zum vernichtenden Schlage auszuholen und nicht wieder. Hatte ihm unter diesem Bilde das englische Parlament mit seinen beiden Häusern vorgeschwebt, so sah sich seine Ahnung nicht betrogen. Es liess sich alles dazu an, seine Prophezeiung wahr zu machen, und er selbst musste, von solchen Gefühlen gegen die Kirchenverfassung erfüllt, zu den Radikalsten unter den Radikalen gehören. So war die Sache der Smectymnianer gegen Bischof Hall auch die seine, ihre Schrift musste ihm um so wichtiger sein, da sein alter Lehrer, Thomas Young, den Grundstock für sie geliefert hatte. Wir dürfen annehmen, dass er, in das Geheimnis der Autorschaft eingeweiht, durch Young's Vermittlung mit denjenigen seiner Genossen bekannt geworden war, die sich damals in London aufhielten, am ehesten mit dem feurigen Prediger von Aldermanbury, Edmund Calamy, dessen Pfarrei von seiner Wohnung nicht weit entfernt war. William Spurstow war gleichzeitig mit ihm als Fellow in Cambridge gewesen, Cleveland, der den Namen Smectymnuus nicht genug verspotten konnte, hatte mit ihm z gleich dem Christ-College angehört. Allgemeine und persönliche Interessen wurden durch die Angelegenheit berührt.

Da riss es den Dichter mit unwiderstehlicher Gewalt aus seinem friedlichen Gedankenkreise hinein in den Kampf der Parteien. „Ich sah — so berichtet er selbst — dass mit diesen ersten Anfängen ein Weg zur Erlangung wahrer Freiheit sich eröffne, dass das gesammte bürgerliche Leben von den Fesseln der Sklaverei befreit werden würde, wenn man mit einer Reform der Kirchenverfassung beginne; und da ich mir von Jugend auf über das Verhältnis von Kirche und Staat bestimmte Begriffe gebildet hatte, so gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass ich mich, um nicht auf eine nützliche Verwendung meiner Kräfte zu verzichten, dem Vaterlande, der Kirche und so vielen Brüdern bei ihrem muthigen Kampfe für die Sache des Evangeliums nicht entziehen dürfe. Ich entschloss mich daher, wiewohl meine Seele damals von ganz

anderen Gegenständen erfüllt war, alle Kraft meines Talentes und meines Fleisses jener Sache zu widmen" ([1]).

Es war nicht thörichte Eitelkeit, sondern der unbesiegbare Drang eines für Wahrheit und Freiheit schlagenden Herzens, was den ernsten Denker aus seiner Einsamkeit hervortreten liess und ihn die besten Jahre seines Mannesalters auf dem lärmenden Kampfplatz fesselte. — Die Wogen der streitenden Ansichten giengen hoch, als Milton, etwa Ende Mai oder Anfang Juni 1641, die erste seiner flammenden Flugschriften über die Frage der Kirchenverfassung auf den literarischen Markt warf ([2]). Der Buchhändler Thomas Underhill, bei dem sie erschien, war als Verleger von Pamphleten der radikalen puritanischen Partei wohl bekannt. Es ist bemerkenswerth, dass unter seiner Firma gleichfalls im Jahre 1641 eine kirchenpolitische Streitschrift herauskam, die nicht nur in ihrer ganzen Tendenz, sondern auch in ihrer äusseren Form die grösste Aehnlichkeit mit Milton's Broschüre hat, ohne dass es mir möglich wäre, genauer anzugeben, welche der beiden Schriften zuerst erschienen war ([3]). Beide haben die Form eines an einen Freund gerichteten Briefes, und wenn sie für Milton nicht eine ganz willkürlich gewählte Fiktion war, so mag man immerhin die Vermuthung aufstellen, dass Thomas Young dieser „Freund" sein sollte, der seinen gelehrten, in die Entstehungsgeschichte des Smectymnuus ohne Zweifel eingeweihten Schüler vielleicht aufgefordert hatte, seine eigene Meinung über die grosse kirchlich-politische Frage auszusprechen.

Milton's Schrift trägt den Titel: „Ueber die Reformation in Betreff der Kirchenverfassung in England und die Ursachen, die sie bis jetzt gehindert haben, in zwei Büchern, geschrieben an einen Freund" ([4]). Mit dieser Fassung des Themas trifft Milton sofort den Kern der Frage. Er will darlegen, warum die Reformation in England nur eine Halbheit geblieben sei. Man bemerke: nicht vom Dogma ist die Rede; in der ganzen Schrift vermöchte die orthodoxe Spürkraft nichts von den dogmatischen Abweichungen zu finden, die man dem Milton der späteren Jahre zum Vorwurf ge-

macht hat; hier ruft er die dreieinige Gottheit an und erklärt den Arianismus an mehr als einer Stelle für ketzerisch. Seine Feder hat es nur mit der „Disciplin“, mit der Verfassung, der Kirche zu thun, um welche vor allen Dingen der Kampf der Parteien sich drehte. — Nach einer wortreichen, etwas hochtrabenden Einleitung, in welcher die Verderbnis der mittelalterlichen Kirche mit glühenden Farben geschildert wird, kommt er auf die strahlende, heilvolle Reformation zu sprechen, die jene finstere Nacht durchbrach. Und mit dem ganzen Stolze des Engländers betont er in einiger Uebertreibung, dass an „Wiclif's Predigt alle folgenden Reformatoren ihre Fackeln angezündet haben“, um gleichzeitig die Frage aufzuwerfen, wie es gekommen, dass England dennoch so weit hinter den reformirten Kirchen des Auslandes zurückgeblieben, ja mit seinem Festhalten am Begriff der bischöflichen Weihe und an den halb römischen „sinnlosen Ceremonieen“ wie durch ein Schisma von ihnen getrennt sei. Ein Ueberblick über die Geschichte der englischen Reformation von Heinrich VIII. bis Elisabeth giebt die Antwort. Was Heinrich VIII. betrifft, so hat er mit Rom gebrochen nicht sowohl aus innerem reformatorischen Drange, als aus dem Bestreben nach dem Besitz des Supremats. Seine Bischöfe hatten dem Pabst zwar den Gehorsam gekündigt, aber die unduldsamen Grundsätze des Pabstthums behalten, wie die blutigen sechs Artikel beweisen. Auch unter Edward VI. wurde in Folge äusserer und innerer Unruhen die Reformation keine vollständige, und die Bischöfe benahmen sich wie vordem als gefügige Werkzeuge der wechselnden Politik. Und von solcher Leidenschaft zeigt sich der Autor gegen die Träger der damaligen bischöflichen Gewalt erfüllt, dass er es wagt, selbst den theuersten Ueberzeugungen der Masse in's Gesicht zu schlagen. Ridley, Latimer, Cranmer, alle die, welche unter der Schreckensherrschaft der blutigen Maria ihren protestantischen Glauben mit dem qualvollsten Tode besiegelt hatten, wurden als Märtyrer verehrt, ihre angebeteten Namen boten der ganzen Institution des Bisthums einen glänzenden Schild. Aber Milton war nicht der Mann, sich

vor Autoritäten zu beugen. Wer für einen Theil erkannter Wahrheit in den Feuertod geht, ist deshalb nach seiner Meinung noch nicht in allem und jedem unfehlbar. Nicht das Bisthum hat jenen Männern die himmlische Kraft des Märtyrerthums gegeben, so wenig wie durch dieses das Bisthum vertheidigt werden kann; vielmehr hat diese Würde selbst jene gut angelegten Naturen zu vielen schlechten Handlungen verführt. — Wenn auch unter Elisabeth die Reform nicht völlig durchgeführt, sondern das Bisthum beibehalten wurde, so erklärt sich das aus der Lage der Königin, die ihr gebot, nach so heftigen Erschütterungen, zwischen so feindlichen Parteien einen Kompromiss zu schliessen. Milton erkennt diese Motive in richtiger Würdigung an, indem er Camden's Darstellung folgt, ohne sich sklavisch an sie zu halten, aber er bedauert die Thatsache auf's höchste und nimmt für die Puritaner Partei, deren Verfolgungen er andeutet.

Damit ist er an die Schwelle seiner eigenen Zeit gelangt und versucht es, die Gegner einer durchgreifenden Reformation, welche dieser letzten Epoche angehören, deutlicher zu unterscheiden. Er theilt sie in drei Klassen: die Alterthümler, die Weltlinge und die Politiker. — Den Alterthümlern folgt er zunächst auf ihren Fechtboden, die Berufung auf Kirchenväter und Koncilsakten, so geringschätzig er auch sonst über die „ungefügen Volumina der Tradition“ sich ausspricht. Gestützt auf umfassende kirchengeschichtliche Kenntnisse sucht er zu beweisen, dass selbst mit diesen Zeugnissen das anglikanische Bisthum nicht vertheidigt werden könne, das Bisthum der ersten Jahrhunderte vielmehr einen ganz anderen Charakter gehabt habe. Man kann nicht sagen, dass er die einzelnen Perioden der Entwicklung auseinander zu halten versucht habe. Es ist schlechtweg von „jenen alten Zeiten“ die Rede, ohne irgend welche Rücksicht auf die historische Ausbildung der einzelnen Institute. Ganz allgemein wird behauptet, dass das Bisthum in jenen als „reiner“ gerühmten Zeiten ein Gemeindeamt gewesen, aus freier Wahl hervorgegangen, seine Träger an den Beirath der Aeltesten gebunden, durch keinen höheren Rang über sie erhaben. Milton

zieht zur Erhärtung dieser Sätze ein Citat aus den vielbestrittenen ignatianischen Briefen heran, deren Aechtheit oder Unverfälschtheit anzufechten er an dieser Stelle sich hütet, er beruft sich auf bekannte Aussprüche Cyprian's, die er in seinem Sinn zu verwenden weiss, auf das Koncil von Nicäa u. s. w. und lässt sich dazu verleiten, kühne Schlüsse aus der Geschichte der griechischen Kirche zu ziehen. Nach diesen Auseinandersetzungen ruft er mit sichtlichem Hohn den „Alterthümlern“ zu, wenn sie das anglikanische Bisthum nach dem „primitiven“ bilden wollen, so müsse der Bischof auch gewählt werden durch die Gemeinde, Diöcesan-Gerichtsbarkeit, Revenuen, Lords-Titel müssen fallen. „Dem Bischof darf nichts bleiben als brüderliche Gleichheit, äusserste Mässigkeit, häufiges Fasten, eifriges Beten und Predigen, beständiges Wachen und Arbeiten in seinem Amt“. Und als wären diese Anspielungen auf alles das, was das damalige englische Bisthum grossen Theils vermissen liess, nicht genug, fügt er noch hinzu, was das für ein Leckerbissen für den durch Sekt und Schwanbraten verwöhnten Prälatengaumen sei, das möge der alte Bischof Montaigne bezeugen, ein Mann, der allen Lesern von Milton's Schrift als ein Hauptwerkzeug der hochkirchlichen Bestrebungen, aber auch als ein Hauptschlemmer bekannt sein musste(¹).

Bis hierher hat sich Milton absichtlich gegenüber den „Alterthümlern“ in eine ungünstige Stellung gesetzt, indem er ihre Autoritäten ohne Kritik gelten liess. Nun aber greift er diese selbst an. Zugegeben, jene ersten Jahrhunderte könnten zur Vertheidigung der bestehenden bischöflichen Verfassung angerufen werden, so folgt daraus nichts. Denn in jenen „besten Zeiten“ wurde die Reinheit des Christenthums schon befleckt und verderbt, die besten Männer jener Zeiten wurden von dem Verderbnis angesteckt, ihre besten Schriften endlich bedenklich verfälscht. Wiederum wird eine stattliche Reihe von Zeugen aufgerufen: Clemens, Ignatius, Justin der Märtyrer, Irenäus, Tertullian, Origenes, Eusebius, Hegesippus u. s. w.: sowohl um zu beweisen, wie wenig ideal der Zustand der Kirche in den ersten Jahrhunderten gewesen, als auch,

dass die Werke der Kirchenväter voll von Irrthümern und Missverständnissen der Schrift seien, dazu noch verfälscht durch willkürliche Auslassungen und Einschiebsel späterer Zeit. Mit besonderer Schärfe wird das Zeitalter Konstantin's besprochen. Dieses erschien den Gegnern als mustergültig, da zwischen Staat und Kirche jene Einheit herrschte, wie sie Laud und seine Anhänger erstrebten. Aber Milton sieht die Regierung des mächtigen Kaisers ganz und gar nicht mit ihren Augen an. Er findet nichts Gutes an ihm, zählt mit Behagen seine Verbrechen auf, macht sich lustig über die ihm zugeschriebene Reliquienverehrung und weist auf die schädlichen Folgen hin, welche der inneren Entwicklung der Kirche daraus erwuchsen, dass sie zur Reichskirche ward. Auf die Fabel von Konstantin's Schenkung kommt er erst an anderer Stelle (S. 39) zu sprechen(1). Die Verspätung seiner Taufe und die zeitweilige „Begünstigung der Arianer“ rechnet er ihm schon hier, ohne den zweiten Punkt kritisch zu beleuchten, zum Fehler an. Während er selbst sich in bilderreichem Pathos erschöpft, ruft er sich mächtige Bundesgenossen zu Hülfe. In geschickter Weise übersetzt er die auf Konstantin bezüglichen Stellen aus einem Sonett Petrarca's und dem vierunddreissigsten Gesang des Orlando furioso, während er Dante's berühmte Verse dem neunzehnten Gesang der „Hölle“ entnimmt:

> Welch Unheil hat gezeugt, o Constantin,
> Dein Uebertritt nicht, deine Schenkungsgabe,
> Die du dem ersten reichen Pabst verliehn (2).

Je bitterer sich Milton über jene vielgepriesenen ersten Jahrhunderte auslässt, je weniger er die von der Gegenpartei angerufenen Kirchenväter als Autorität will gelten lassen, desto entschiedener weist er auf die Bibel, als einzige Richtschnur, hin. Cyprian, Lactantius, Athanasius, Augustin u. s. w. müssen selbst nach ihren eigenen Worten zur Unterstützung dieses Gesichtspunktes dienen. Allerdings enthält die Bibel dunkle Stellen, aber „was man am nöthigsten wissen muss, ist auch am leichtesten zu verstehn, . . das Wesen der Wahrheit ist Deutlichkeit und Helle, . . und Gottes Weisheit hat die

Vernunft tauglich und passend für ihren Gegenstand, die Wahrheit, geschaffen, wie das Auge für die äussere Welt“. Die beständige Berufung der „Alterthümler“ auf Koncilienbeschlüsse und Sentenzen der Kirchenväter, oft nur ein Prunken mit Büchertiteln, ist daher ganz unnöthig, und es erscheint fast als ein Wink für die Verfasser des Smectymnuus, wenn Milton sagt, die Prediger, welche für die Reform der Kirche schreiben, mögen die Methode ihrer Gegner nicht befolgen, sich auf ihre patristischen Ausflüchte nicht einlassen, sondern ihnen nur die Bibel, „wie einen diamantenen Spiegel entgegenhalten, bis ihre trüben Augen von ihrem Glanze geblendet werden“. —

Viel kürzer als die „Alterthümler“ werden die „Weltlinge“ abgefertigt, die zweite Klasse von Gegnern der Reform, die Leute, denen es überhaupt nicht auf sittliche Zucht ankommt, sondern nur auf sinnliche Lust und äusserliche Formen, deren Ideal der lustige Bruder ist, von dem Chaucer singt:

> Er hörte freundlich stets die Beichte an
> Und absolvirte höchst gefällig dann,
> Und wo er gute Spenden nur empfieng,
> Da war auch seine Pönitenz gering (¹). —

Noch eine Klasse von Gegnern bleibt übrig, die „Politiker“. Ihnen ist das ganze zweite Buch der Milton’schen Schrift gewidmet. Ehe dieser Gegenstand selbst in Angriff genommen wird, stellt eine grossartige Einleitung die wahren Grundsätze der Staatskunst, wie sie unter den Alten namentlich Aristoteles ausgesprochen, aber auch die Bibel bestätigt habe, in scharfen Gegensatz zu den Theorieen der modernen Staatskünstler, die sich auf die Sätze Loyola’s und Malvezzi’s stützen. Während dort unter guter Regierung verstanden wird, ein Volk zu bilden in Weisheit, Tugend und „Gottähnlichkeit“, ist das Ideal des „modernen Politikers“, ein Volk für die Despotie mürbe zu machen, Raub (ungesetzliche Besteuerung) unter dem Titel des öffentlichen Wohles zu rechtfertigen, Recht und Gesetz zu beugen und den Nationalgeist durch Sinnenkitzel und Verdummung zu brechen. So widersetzen

sich denn die „Politiker“ der Reform aus Gründen der „Staats-Raison“ (reason of state). Sie behaupten, die Verfassung der Kirche müsse der Staatsverfassung konform sein, und für eine Monarchie passe nur die bischöfliche. Beide Behauptungen sollen widerlegt werden. Gegen die erste wendet sich namentlich der Hinweis auf die jüdische Theokratie, die sich unter allen Regierungsformen gleich geblieben sei, sodann die Bemerkung, das Amt des Geistlichen, Lehren, Ermahnen, Tadeln, Bannen und vom Banne Lösen, greife nicht im mindesten in die Staatsverwaltung ein, und es sei daher völlig grundlos, die „nach aller Uebereinstimmung durch göttliche Vorschrift bestimmte Verfassung der Kirche“ wie eine „Magd politischen Rücksichten aufwarten zu lassen“.

Gegen die zweite Behauptung richtet sich ein streng historischer Beweis, um darzuthun, dass das monarchische Princip seit alter Zeit in den Bischöfen keine Stütze, sondern vielmehr sehr gefährliche Feinde gehabt habe. Mit Berufung auf Zeugen der Literatur, unter denen wieder Petrarca und Chaucer vorkommen, schildert Milton die Ueberhebung der Bischöfe nach Konstantin's Zeit im byzantinischen Reich, das Emporkommen des Bischofs von Rom, seine Ansprüche auf alle Königreiche nach der ausgebildeten Papaltheorie, um mit besonderer Ausführlichkeit und nicht ohne Tendenz in der Wiedergabe der Thatsachen bei einer Darstellung des Unheils zu verweilen, welches so mancher Bischof der englischen Monarchie zugefügt habe. Es ist eine ähnliche Methode historischer Beweisführung, wie die Verfasser des Smectymnuus sie angewandt hatten, nur nicht in ihrer steifen und kunstlosen Art der Aufzählung. Mit Anführung eines Ausspruches von Paolo Sarpi geht Milton sodann zu einer besonderen Beleuchtung des gegnerischen Lieblingssatzes über: „Kein Bischof, kein König“. Er zerzaust ihn mit allen Mitteln der Ironie, der Beredtsamkeit und Erbitterung. Der ganze Ingrimm des Puritaners über die Leiden, welche die kirchliche Despotie dem englischen Reiche zugefügt habe, kommt zum Ausbruch (1). Die Bischöfe haben freie Engländer in die Wildnis Amerika's über den Ocean getrieben; „es giebt aber kein schlimmeres

Vorzeichen für ein Volk, als wenn seine Söhne, um dem unerträglichen Druck daheim zu entgehn, sich gezwungen sehn, in Schaaren ihr Vaterland zu verlassen". Die engherzige, mit papistischen Formen liebäugelnde Priesterpolitik hat England nach aussen hin isolirt und dem Beherrscher Frankreichs, einem katholischen Fürsten, die Rolle des „Beschützers" des festländischen Protestantismus überlassen. In England selbst haben die Bischöfe und ihre Genossen das Volk durch Missachtung der Strenge des Sabbaths, (die Veröffentlichung des „book of sports" (s. Bd. I S. 141), durch gottlose Aufforderung zu Sinnenlust und Würfelspiel zu entmannen versucht, während doch die Freiheit jedes Volkes auf „männlicher und ernster Arbeit, Mässigkeit und strenger Achtung vor der Ehe" beruht. Ihre Ceremonieen und ihre Gerichtsbarkeit, die „zwei Blutegel, die das Reich aussaugen", ihre kostbaren Tempel, Bilder und Altardecken, ihre Erpressungen, Sporteln und Strafgelder, Symbole des „Antichrists, des Mammons-Sohnes", haben den Wohlstand des Volkes und des Staates schwer geschädigt, während es nöthig wäre, Schulhäuser zu bauen, und während mancher arme Pfarrer für sich und die Seinigen kaum das tägliche Brod hat. Ihre Predigten müssen dazu dienen, das Volk zum Aufruhr und zum Bürgerkrieg aufzureizen, denn „zum Trotz unserer Magna Charta und dem Andenken unserer Vorfahren, welche ihre Freiheiten der normannischen Räuberhand mit ihrem Herzblut und mit Helden-Kühnheit abgerungen haben, lassen sie seit Jahren nicht ab, die höchsten und theuersten Gesetze, Statuten und Parlamentsschlüsse, den heiligen Vertrag und Bund (the holy Cov'nant of Union and Marriage) zwischen König und Land durch verdrehte und verrenkte Bibelsprüche zu verhöhnen und mit Füssen zu treten". Aber neben der Freiheit des Volkes greifen sie auch die Suprematie des Königs an. „Statt sich ein eifriges Bibelstudium angelegen sein zu lassen, ziehen sie Kanones und Dekretalen heran, um unter dem Vorwand geistlichen Rechtes weltliche Angelegenheiten ihrem Urtheil und ihrer Einmischung zu unterwerfen." Sie häufen Reichthümer auf, stützen sich auf ihren Einfluss als Pairs, auf ihren Besitz

an Gütern, um ihre Gerichtsbarkeit über alles auszudehnen, im Geheimrath zu befehlen und die höchsten Staatsämter an sich zu reissen . . . Ihr Haupt (Laud) erstrebt ein von der Krone unabhängiges Patriarchat. „Sie wollen die Laienschaft nur deshalb unter die unbeschränkte Herrschaft des Königs beugen, um den König selbst zu einer Art Mündel ihrer Hierarchie zu machen". Und nach allem diesem hetzen sie Engländer und Schotten, die durch Natur und Religion innig verbundenen Brüder, zum Bürgerkriege gegeneinander und die Irländer beiden in den Rücken, je nachdem es die Gelegenheit mit sich bringe.

Hier unterbricht sich Milton, um Gott zu danken, „dass er von seinem hohen himmlischen Wachtthurm aus diese Pläne" durchschaut und zu Schanden gemacht, zugleich aber, um Engländer und Schotten zu ermahnen, der schönen Eintracht nie zu vergessen, die sie gegenüber den letzten Ereignissen beseelt hatte. Er folgt durchaus der damals herrschenden Strömung, er nimmt nur wieder auf, was in den Proklamationen der Schotten selbst schon Ausdruck gefunden hatte, wenn er sagt: „Gehet Hand in Hand ihr beiden Völker, um euch niemals trennen zu lassen; werdet das Loblied und der Heldengesang der Nachwelt; verdient dies zu sein, aber strebt nur nach Tugend, nicht nach Erweiterung eurer Grenzen, (denn was nützt es, einen welken Siegeslorbeer aus den Thränen Unglücklicher zu gewinnen?) und strengt euch an, den reinen Gottesdienst in der Kirche und Gerechtigkeit im Staate herzustellen; dann werden die grössten Schwierigkeiten sich vor euch glätten, der Neid wird zur Hölle fahren, List und Tücke werden zu Schanden werden . . . ja fremde Nationen werden darum buhlen, euch zu dienen, denn Herrschaft und Sieg sind nur die Dienstmannen von Gerechtigkeit und Tugend."

Das ganze Sündenregister der Bischöfe war erschöpft, konnte noch länger davon die Rede sein, dass die bischöfliche Verfassung eine Stütze der Monarchie sei, diese letzte im konstitutionellen Sinne aufgefasst? Vielmehr wird erklärt, dass die Reform mit gänzlicher Abschaffung des Prälatenthums

beginnen müsse. An seine Stelle soll eine Kirchenverfassung treten, welche die englische Kirche den reformirten Schwesterkirchen wieder annähert. Auch verdient eine solche Kirchenverfassung in Wahrheit das Lob, auf derselben Grundlage wie die Staatsverfassung zu beruhen. „Kein Staat irgend einer Zeit, auch Sparta und Rom nicht ausgenommen, wie sehr beide vom weisen Polybius gepriesen worden sind, war je zu einer solchen Harmonie gestimmt und in solchem Gleichgewicht der Kräfte . . wie das Gemeinwesen von England, wo unter einem freien, selbstständigen König (a free and untutored monarch) die edelsten, würdigsten und weisesten Männer durch Zustimmung und Wahl des Volkes zur obersten und endgültigen Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten ermächtigt sind.“ Soll nun die Kirchenverfassung mit dieser Staatsverfassung in Einklang stehen, so muss auch für jene der Grundsatz der Betheiligung des Volkes durchgeführt werden. „Unter dem souveränen Fürsten, dem Statthalter Christi mit dem Scepter David's, sollen die frömmsten und gelehrtesten Geistlichen in ihren verschiedenen Aemtern für Belehrung und Sittenzucht (instructing and disciplining) des Volkes sorgen“, aber dessen „freie Wahl“ soll sie zu ihrem Amte weihen. „Und warum will man der Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit der Engländer, als Glieder der Kirche, die Wahl ihrer Geistlichen vorenthalten, deren Berufskreis in nichts den König berührt (to functions that nothing concern a monarch), während man der weltlichen Klugheit derselben Engländer, als Glieder des Staates, die Wahl ihrer Abgeordneten zum Parlament anvertraut, in welchem es sich um die Interessen des Königs handelt?“ Ein geistlicher Stand dieser Art, aus demokratischer Wurzel erwachsen, wird freilich der äusseren Ehren und Güter der Bischöfe entbehren, und im Hause der Lords werden „scholastische und feige Emporkömmlinge“ nichts mehr drein zu reden haben.

Milton ist darauf gefasst, dass einer so radikalen Ansicht der Einwurf gemacht werde, den die parlamentarische Mittelpartei schon erhoben hatte, „man solle sich vor der Ueber-

stürzung in die äussersten Extreme hüten". Er lässt diesen Einwand nicht gelten. „Wenn die zwei Extreme Laster und Tugend, Lüge und Wahrheit sind, so werden wir je besser und weiser, je grösser das Extrem von Tugend und Wahrheit ist, in das wir uns stürzen". Er zeigt, dass kein ernstlicher Widerstand im Volke oder von auswärts gegen die Abschaffung des Prälatenthums zu erwarten sei, er fasst noch ein Mal alle Vorwürfe gegen dasselbe zusammen, er sucht alle Bedenken zu widerlegen, er betont, auch in den Kirchen-Versammlungen (assemblies) der neuen Organisation werde der Supremat des Königs aufrecht erhalten werden, er weist auf die reformirten Kirchen des Auslandes hin, bei denen keine jener Befürchtungen eines Eingriffs in die Staatsgewalt sich bestätigt finde, er lässt zuletzt den ganzen Strom seiner überwallenden Empfindungen, seiner Sorgen und Wünsche in ein inbrünstiges Gebet ausmünden, in dem er den dreieinigen Gott anfleht, die Kirche Englands nicht den gierigen Wölfen Preis zu geben, das so oft beschützte, aus Bürgerkriegen und vor der Armada gerettete Vaterland in seine Obhut zu nehmen und die schwarzen Pläne seiner Feinde, die sich mit dem spanischen Tyrannen verbündet hätten, zu vernichten. — Wer sich der dichterischen Absichten Milton's erinnert, wird es verstehn, wenn nach diesen Sätzen, welche die Majestät der Psalmen und die Leidenschaft Luthers athmen, gesagt wird: „Dann erschallt vielleicht zwischen den Hymnen und dem Hallelujah der Heiligen eine Stimme, die mit lautem Tone in neuer, erhabener Weise deine göttliche Gnade und deine wundervollen Gerichte in diesem Lande durch alle Zeiten singen und preisen wird". Und noch bemerkenswerther ist, dass die Phantasie des Dichters am kommenden Tage des jüngsten Gerichts alle die Vertheidiger der Religion und des Vaterlandes ihren Lohn an himmlischen „Fürstenthümern, Legionen und Thronen" empfangen lässt, während sie die Feinde des wahren Glaubens, die Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit in den tiefsten und finstersten Pfuhl der Hölle hinabstossen sieht, wo sie von den Füssen aller andern Verdammten getreten werden.

---

Diese erste Flugschrift, durch die sich Milton an dem literarischen Kampfe über die grosse Tagesfrage betheiligte, enthielt ein ganzes Programm. Sie hob nicht einzelne Punkte heraus, sondern fasste die Frage in ihrer weitesten Bedeutung, sie wandte sich nicht gegen einzelne Persönlichkeiten, sondern an die Gesammtheit der Nation. Die zweite demselben Gegenstande gewidmete Schrift trug einen anderen Charakter. Sie war durch eine der vielen Vertheidigungen des Bisthums hervorgerufen und erhielt daher eine wesentlich polemische Form. Gegen keinen Geringeren trat Milton diesmal, freilich noch mit geschlossenem Visier, in die Schranken als gegen jenen Erzbischof von Armagh, Jakob Ussher, den man mindestens nicht unter die zähesten Gegner jedes Reform-Gedankens rechnen durfte. Er hatte sich indess durch die inständigen Bitten seines Kollegen, des Bischofs Hall, bewegen lassen, seine Stimme, die eines achtungsvollen Gehörs sicher sein konnte, für die mit dem gänzlichen Untergang bedrohten bischöflichen Institutionen zu erheben und Ende Mai 1641 in diesem Sinne eine Schrift erscheinen lassen: „Das Urtheil des Doctor Rainoldes über die ursprüngliche Form des Bisthums, bestätigt und bekräftigt durch Beweise aus dem Alterthum" (1). In dieser Arbeit war zunächst eine frühere Schrift des Dr. Reynolds (Rainolds), des ehemaligen Vorstehers des Corpus Christi College in Oxford, vom Jahre 1584 nach ihrem Wortlaute mitgetheilt. Reynolds hatte erklärt, die von den Aposteln eingesetzten Presbyter hätten in den verschiedenen Gemeinden einen aus ihrer Mitte als Präsidenten oder Moderator gewählt. Als ein solcher sei z. B. der „Engel von Ephesus" zu betrachten, (einer von den „Engeln der sieben Gemeinden" der Offenbarung Johannis I. 20, mit deren Deutung so viel Missbrauch getrieben worden ist) (2) und eben diese seien von den Kirchenvätern Bischöfe genannt. Es war mit diesen Allgemeinheiten für die hochkirchliche Ansicht noch wenig gewonnen, wenn schon jene „Engel-Theorie" auch in den Schriften Hall's und der Entgegnung der Smectymnianer eine grosse Rolle gespielt hatte. Ussher knüpfte aber dennoch gerne an den Namen Reynolds an, weil dieser puritanische Gesinnungen gehabt, sogar ein

Bisthum ausgeschlagen hatte, also gewiss ein unverdächtiger Zeuge war. Er selbst bot sodann alle Gelehrsamkeit auf, um, soweit seine eigene Gesinnung ihm dies erlaubte, diesen mageren Reynolds'schen Brocken für den Gaumen des orthodoxen Anglikanismus zu würzen. Es steht ihm fest, dass die Engel der sieben Gemeinden sieben Bischöfe waren, mit dem Recht der Oberleitung und des Vorsitzes ausgestattet. Er häuft lateinische und griechische Citate, um zu beweisen, dass Timotheus jener Engel, der erste Bischof, von Ephesus gewesen sei. Besonderes Gewicht legt er auf das Zeugnis des Irenäus, da diesem durch Polykarp Kunde von seinen Unterhaltungen mit Johannes geworden sei, und Johannes selbst scheint ihm in Ephesus, nach seiner Rückkehr aus dem Exil in Patmos, eine Art von Primat über die sieben Bischöfe ausgeübt und somit dem Haupte jener Gemeinde eine Metropolitanwürde vererbt zu haben.

Auch diese Ausführungen konnten noch immer darauf berechnet sein, ein gemässigtes in seinen Kompetenzen beschränktes Bisthum zu erhalten. Aus eben diesem Geiste der Vermittlung war jener erst viele Jahre später vollständig bekannt gewordene Entwurf einer Reform der Kirchenverfassung hervorgegangen, in welchem für Erhaltung der Kirchenzucht den Kirchenvorstehern ein Recht der Mitwirkung in den wöchentlichen „Kirchspiel-Höfen“ und der Pfarrgeistlichkeit ein Recht der Mitwirkung in den Monats-Diöcesan- und Provinzial-Synoden eingeräumt wurde. Indessen gerade die Vermittlungs-Versuche mussten den Vorfechtern des Radikalismus gefährlicher erscheinen als der hochkirchliche Fanatismus, der überhaupt in nichts nachgeben wollte. Auch hatte Ussher immerhin den Grundgedanken des Episkopal-Systems, die Idee seines göttlichen Ursprungs nicht Preis gegeben, und eben diese galt es vor allen Dingen zurückzuweisen. Milton entschloss sich den Kampf mit Ussher aufzunehmen.

Die kleine im Laufe des Sommers 1641 erschienene Schrift, in der er sich die grimmige Freude machte, dies ganze herrliche Gebäude kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit des Primas von Irland umzureissen, führte den Titel: „Ueber prälatisches

Bisthum, und ob dasselbe aus den apostolischen Zeiten hergeleitet werden kann“ etc. ([1]). Gleich in der Einleitung wird der Grundgedanke mit aller Schärfe ausgesprochen, der schon den kritischen Theil des früheren Pamphlets bestimmt hatte: das Bisthum ist entweder menschlichen oder göttlichen Ursprungs; wenn menschlichen, so ist es uns erlaubt es beizubehalten oder es abzuschaffen, je nach Bedürfnis; wenn göttlichen, so weise man dies aus der Bibel nach. „Denn die Schrift allein ist das einzige Buch göttlicher Autorität, das wir besitzen“. Man komme aber nicht mit s. g. Beweisen des Alterthums, als z. B. den Kirchenvätern. Denn diese sind nichts anderes, als „was die Zeit oder die sorglose Hand des Zufalls von Alters her bis auf die Gegenwart in ihrem grossen Schleppnetz emporgezogen hat, sei es Fisch oder Meergras, Muschel oder Strauchwerk ohne Auslese und ohne Wahl“. Nach dieser kräftigen Verspottung der „Alterthümler“, deren Ussher einer in Milton's Augen war, geht er dazu über, dessen Gewährsmänner unter das Messer seiner Kritik zu legen. Niemand wird behaupten wollen, dass Milton's Kenntnisse sich mit denen Ussher's, der grossen Autorität auf diesem Gebiet, hätte messen können. Ob dieser sich ihm aber an Unbefangenheit des Urtheils vergleichen konnte, wird man bezweifeln dürfen. Milton folgt dem Gegner Schritt für Schritt durch alle jene gelehrten Citate. Nicht ohne eingeflochtene ironische Bemerkungen weist er nach, wie wenig verlässlich die Editionen der Koncils-Schlüsse seien, wie wenig klassische Zeugen diese Koncilien selbst für den Zustand der alten Kirche. Das angebliche Bisthum des Timotheus findet er durch nichts bewiesen, ähnlich wie er beiläufig sich für die Meinung „vieler gelehrten und weisen Protestanten“ ausspricht, dass der Aufenthalt St. Peters als Bischofs zu Rom eine Fabel sei (p. 79). Bei einzelnen jener Zeugen seines Gegners verweilt er mit höhnischem Behagen. Wenn Ussher einen anonymen Traktat über Timotheus Martyrium erwähnt, den Photius citirt, „der beinahe neunhundert Jahre nach Christus lebte“, warum hat er nicht auch „aus demselben Autor das Märtyrerthum der sieben Schläfer angeführt“, die 372 Jahre ohne Nahrung in einer Höhle einge-

schlossen sich eines gesunden Schlafes erfreuten? Wenn er auf Polykrates und seinen Brief an den römischen Bischof Victor so grosses Gewicht legt, warum hat er vergessen zu sagen, dass Victor sich durch diesen Polykrates bei dem Streite über das Passah trotz aller Autoritäten, die Polykrates beibrachte, nicht überzeugen liess, sondern ihn sammt allen asiatischen Gemeinden in Bann that? (1) Die berühmten ignatianischen Briefe unterzieht er einer zersetzenden Kritik, die von um so grösserem Interesse ist, da, wie man weiss, gerade sein Gegner Ussher, einige Jahre später den Schlüssel zur Ausscheidung der Interpolationen fand und die Vermuthung äusserte, dass eine syrische Uebersetzung vorhanden sein müsse (2).

Und so wird mit schonungsloser Hand, ohne Scheu vor hochklingenden Namen, mitunter mit einer allzu rationalistischen Leichtigkeit, der ganze „Nebel“ von Zeugnissen zerrissen, mit dem die Episkopalisten das Licht der Wahrheit verdunkeln. Es fehlt nicht an dichterischen Bildern, mit denen Milton's Phantasie auch den an sich trocknen Gegenstand auszuschmücken liebt, wie wenn von „dem reinen evangelischen Manna“ die Rede ist, dem die Verehrer der patristischen Literatur „die befleckten Schnitzel und Brocken einer fremden Tafel“ beimischen wollen. Auch ironische Ausblicke auf die vielfachen Häresien jener verehrten ersten Jahrhunderte der Kirche oder eine spitze Bemerkung, wie die, dass die ältesten Bischöfe Britanniens „vorzüglich wegen ihrer Armuth bemerkenswerth seien“, werden nicht zurückgehalten. Als Ergebnis bleibt ihm bestehn: ein Bisthum, im Sinne der englischen Prälaten, auf apostolische Einsetzung zurückführbar, hat es nicht gegeben. Zugegeben auch, dass jene von ihnen angeführten Persönlichkeiten Bischöfe genannt, zugegeben, dass sie würdige Männer, zugegeben selbst, dass sie an die Spitze der verschiedenen Gemeinden von den Aposteln gestellt waren: dass sie von diesen einen höheren Rang als die übrigen Geistlichen (above the presbytery) erhalten hatten, ist nicht zu beweisen. Mögen Timotheus und Titus als Helfer (fellow-labourers) der Apostel immerhin einen „ausserordentlichen Posten“ bekleidet haben, mögen selbst einzelne bedeutende Männer in den un-

mittelbar nachapostolischen Zeiten eine hervorragende Stellung gehabt haben, wie Polykarpus, man darf daraus so wenig auf eine ursprünglich verfassungsmässige Einrichtung schliessen, wie etwa aus der Stellung Calvin's in der genfer Kirche auf ein genfer Bisthum oder aus der Stellung Perikles' im athenischen Staat auf eine athenische Monarchie. Bischöfe und Presbyter sind nach der Bibel vielmehr identisch, und wer diese aufgiebt, um der späteren Tradition zu folgen, der verlässt den eigentlichen Boden der Reformation, kämpft mit den Waffen der Romanisten, die auf eben diese Weise die Lehre vom Primat des römischen Bischofs verfechten, und öffnet dem Pabstthum Thor und Thür, indem er das Bisthum vertheidigt. —

Wie man sieht, stimmt Milton mit seinem alten Lehrer Thomas Young und seinen vier geistlichen Genossen nicht nur in dem Kern der wissenschaftlichen Frage vollständig überein, sondern er befolgt auch die Politik der Verfasser des Smectymnuus, die des Beifalls der puritanischen Masse gewiss war, das englische Prälatenthum als eine Art Vorstufe zur Rückkehr zum Pabstthum darzustellen.

---

Inzwischen waren eben jene fünf Genossen nicht unbehelligt geblieben. Bischof Hall hatte es nicht über sich gewinnen können, dem Angriff Stillschweigen entgegenzusetzen, der durch „Smectymnuus“ gegen seine „demüthige Remonstranz“ gemacht war. Bereits Mitte April 1641 war seine umfangreiche Antwort erschienen: „Vertheidigung der demüthigen Remonstranz gegen die frivolen und falschen Einwürfe des Smectymnuus“ (¹). Auch hier wieder bewahrte der Bischof die Maske der Anonymität, obwohl er mehrfach (p. 9. 140 und im Vorwort zur Uebersetzung des Scultetus) seinen Namen anführt (²). Aber das Bewusstsein seiner verletzten hierarchischen Würde kann er deshalb nicht verläugnen. Es spricht sich aus in der vorangeschickten Widmung an den König, in der er in denunciatorischem Tone von seinen „impotenten Gegnern“ redet, es findet seinen Ausdruck in der vornehmherablassenden Art, mit der er diese selbst behandelt. Er

nennt sie „Brüder" und hatte demnach gewiss von ihrem geistlichen Charakter, wo nicht von ihren Namen, Kunde. Indem er die Art und Weise eines väterlichen Freundes nachahmt, weiss er doch giftige Bemerkungen über „Irrlehrer" und „Schmachschriften" einzuflechten und selbst einzelne sprachliche und stylistische Versehen seinen Gegnern aufzumutzen, wie z. B. dass sie das Wort „Areopagi" für die Richter des Areopags gebraucht hatten. Auch sonst zeigt jede Seite des Pamphlets den gewandten Schriftsteller und Polemiker. Mit Eifer weist er den Vorwurf zurück, mit dem Papismus zu liebäugeln, was ihm nicht eben schwer gemacht war; als Mann von Bildung beruft er sich ein Mal auf einen witzigen Ausspruch Bacon's (p. 44). Vielfach wendet er die Methode an, den Gegnern vorzuwerfen, dass sie gegen Windmühlen gefochten hätten, wie er denn gar nicht habe läugnen wollen, dass der Bischof in vielen Fällen an den Rath und Beistand seines geistlichen Presbyteriums gebunden sei (p. 59), oder er weicht ihnen geschickt aus, wie er sich denn durchaus nicht gegen eine Betheiligung der Gemeinden an der Bischofswahl erklären zu wollen verspricht, „falls seiner Majestät und dem Staate" diese Aenderung gefallen sollte. So wiederholt er seine Zugeständnisse in Betreff der Liturgie, er behauptet selbst (p. 52), sogar die Ordination sei nicht in dem Sinne Monopol der Bischöfe, „dass sie ihre Hände allein auf das Haupt eines Geistlichen legen", ohne indess diesen seiner sonstigen Theorie widersprechenden Satz näher zu erläutern und namentlich ohne zu erklären, wie sich diese milden Ansichten zu der harten Praxis des englischen Prälatenthums verhalten.

Mit Entschiedenheit hält er aber die Grundlage seiner ursprünglichen Behauptung fest. Der Episkopat, als eine über den Presbytern stehende Behörde, mit der ausdrücklichen Befugnis der Ordination und Jurisdiktion, ist apostolischen, und insoferne die Apostel vom heiligen Geiste inspirirt waren, göttlichen Ursprungs und in dieser Weise durch ununterbrochene Succession fortgepflanzt. Selbstverständlich dienen in erster Linie wieder Timotheus und Titus und die bekannten Citate als Beweismittel. Einen besonderen Abschnitt widmet der

Bischof der Behauptung, dass das Institut von Laien-Aeltesten im modernen Sinn, unterschieden von den „Pastoren", ein Bestandtheil der frühesten Kirchen-Verfassung gewesen und sucht seinen Gegnern damit die Brücke abzubrechen, die von ihren Reformplänen zu der kirchlichen Organisation der schottischen Brüder hinüberführen sollte. Ebenso fertigt er die historische Nachschrift der Smectymnianer für sich ab und erklärt, sie sei grössten Theils ein Plagiat aus der Schrift von Leighton (Sion's Plea against the Prelaty 1628) und einer anderen von Prynne (Breviate of the Bishops intollerable usurpations etc. 1637). Wie sein Kollege Ussher sich die Autorität von Reynolds zu Hülfe gerufen hatte, so fügt Hall seinem Werke in englischer Uebersetzung zwei Urtheile des Scultetus an, des berühmten Heidelberger Professors, welcher 1612 im Gefolge des Kurfürsten Friedrich England besucht und die dortigen theologischen Grössen selbst kennen gelernt hatte ([1]). Sie sind beide den Bemerkungen des deutschen Gelehrten zu den Briefen an Timotheus und Titus entnommen ([2]). Das eine dieser Urtheile liess sich trefflich für Hall's Ansicht vom Ursprung des Bisthums verwenden, das andere weist nach, dass in keiner der dafür beigebrachten Stellen des neuen Testaments von Laien-Aeltesten die Rede ist.

Die Verfasser des Smectymnuus nahmen sich einige Zeit, um eine Replik vom Stapel zu lassen, die denn freilich über zweihundert Seiten füllte ([3]). Ihre Ende Juni 1641 erschienene „Vertheidigung der Antwort auf die demüthige Remonstranz" ist wiederum dem Parlamente gewidmet, bereits in froherer Stimmung, da es sich „durch edle, auf den Frieden und das Wohl des Staates abzielende Handlungen" nun schon bewährt habe. Es ist selbstverständlich, dass sie die ganze Summe der streitigen Fragen in aller Breite der Beweisführung wieder durchlaufen. Noch immer halten sie scheinbar an der Fiktion fest, als sei ihnen der Name ihres Gegners unbekannt, aber sie gewinnen dadurch um so bessere Gelegenheit, ihm starke Dinge zu sagen. Sie können nicht glauben, dass sie es mit Bischof Hall zu thun haben, „da jede Seite den grössten Hochmuth athme", sie fragen mit einem Seitenhiebe auf Hall's

satyrische Schriftstellerei: „Was ist eure ganze „Remonstranz" anders als eine Deklamation und was eure „Vertheidigung" anders als eine Satyre"? Ihre historische Nachschrift nehmen sie gegen den Vorwurf des Plagiats entschieden in Schutz. Der Autorität Scultet's stellen sie die Autorität Rivet's entgegen. Den Vorwurf mit dem Styl und der Grammatik auf schlechtem Fuss zu stehn geben sie mit Zinsen zurück. Hall hatte von einigen ihrer Einwürfe gesagt, sie seien nur „leichter Schaum, der von selbst untersinken werde". Sie bemerken am Rande mit kleinerem Druck: „Ein philosophisch gebildeter Gentleman war zufällig beim Lesen dieser Stelle zugegen. Er war so entzückt von diesem kostbaren Geheimnis eines „leichten von selbst untersinkenden Schaumes", dass er uns aufs dringendste ersuchte, den „Remonstranten" um Veröffentlichung des Recepts anzugehn, „leichten Schaum von selbst untersinken zu lassen", um es den Geheimnissen des Alexis oder den Wunder-Experimenten des Baptista Porta hinzuzufügen" (¹).

Man hat mit Recht die Frage angeregt, ob nicht eine bestimmte Persönlichkeit unter dem philosophisch gebildeten Gentleman zu verstehn sei, welche niemand anders sein würde als Milton. In der That muss er die Schrift des Bischofs Hall in eben der Weise beurtheilt haben, die hier vorausgesetzt wird. Er selbst giebt dafür ein vollgültiges Zeugnis ab in dem Pamphlet, in welchem er seinen Gefühlen Luft machte, dem dritten in der Reihe seiner kirchenpolitischen Druckwerke. Er mochte sich überzeugt haben, dass die schwere Gelehrsamkeit seiner geistlichen Freunde gegen den federgewandten Bischof eines Bundesgenossen bedürfe (²). Er mochte sich auch besonders gereizt fühlen, diesen, den gefeierten englischen „Persius" und „Seneca", dessen literarischen Charakter er voreingenommen nicht höher achtete als seinen politischen und kirchlichen, die furchtbare Geissel seiner Ironie fühlen zu lassen. Aus einem der späteren Pamphlete Milton's lässt sich ganz deutlich erkennen, dass ihm die schriftstellerische Vergangenheit des Bischofs wenig gefiel. Schon das schien ihm tadelnswerth, dass Hall sich einst in etwas

stolzen Versen als den ersten englischen Satyriker gepriesen hatte, während Donne's Satyren wenigstens handschriftlich schon vorhanden waren (1). Aber auch den Zweck jener Dichtungs-Gattung hatte Hall in Milton's Augen verfehlt. Er fand in ihm nicht den Muth eines Wither die „Laster der Grossen" anzugreifen, sondern nur den, die Laster der niederen Gesellschaft zu tadeln, „in jede Schenke zu kriechen, wo ein Polizeidiener mehr gefürchtet wird als eine Satyre". Nimmt man dazu, dass eine Stelle der Hall'schen Satyren (1. 8) einem Ausfall gegen die puritanische Lieblings-Dichtung, metrische Uebersetzung biblischer Stücke, nicht unähnlich sah, so begreift sich, warum der Dichter Hall in Milton ebensowenig Sympathieen erwecken konnte wie der Bischof, und die Härte, mit der er diesen behandelt, wird sich auch ein wenig aus der feindseligen Stimmung gegen jenen erklären lassen (2).

Jedenfalls kommt die stärkste Geringschätzung zum Ausdruck in den etwa im Juli 1641 erschienenen anonymen „Bemerkungen zu der Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus". Der Titel war gut gewählt, denn die äussere Form der Schrift ist der Art, dass aus Hall's „Vertheidigung" einzelne Sätze herausgerissen und jedes Mal von einer mehr oder weniger saftigen „Antwort" Miltons begleitet werden. Bei dieser Art eines unfreiwilligen Zwiegesprächs ist der Gegner freilich gleich von Anfang an in Nachtheil gesetzt, er muss sich seine Worte unbarmherzig zerpflücken lassen, während sein Widerpart sich nach Belieben aussprechen kann. Milton hält es für nöthig sich in der Vorrede bei den „sanftmüthigeren Christen" wegen der Heftigkeit seines Angriffes zu entschuldigen. Er weiss, dass man dem Verläumder nicht in seiner Sprache antworten soll, aber gegenüber einem „notorischen Feinde der Wahrheit und des Friedens des Vaterlandes", welcher seiner „Zungenfertigkeit" vertraut und vor allen anderen die Usurpation und den Pseudo-Episkopat der Prälaten mit allen ihren Ceremonieen, Liturgieen und Tyranneien zu vertheidigen sucht, muss die christliche Milde aufhören. Einen solchen darf man schon etwas rauher anfassen, und mit den Worten der Entrüstung darf sich auch hie und da ein bitteres Lachen ver-

binden. Jene Zungenfertigkeit war es nicht allein, die gerade Hall als einen des Angriffs besonders würdigen Gegenstand erscheinen liess. Seine versteckte Kampfweise, mit der er die fünf Geistlichen in einem Athem „liebe Brüder" nannte und mit den giftigsten Schmähungen überschüttete, seine Halbheit, mit der er scheinbare Zugeständnisse machte, um sich in Wirklichkeit einer gründlichen Reform zu widersetzen, die sittliche Schwäche, welche Miltons Parteilichkeit in seinem Auftreten zu finden glaubte, gaben ihm zu einer ganz anderen Sprache Anlass, als er sie gegen Ussher geführt hatte. Schmähungen, Witzworte, Ausbrüche des Zornes und des Hohnes wechseln mit einander ab und unterbrechen die dialektischen Ausführungen, in denen mit gewohnter Meisterschaft der Sprache die eigentlichen Streitfragen behandelt werden. Hall, dem grossen Logiker, wird mehrfach in allen scholastischen Formen klar gemacht, dass es mit seiner Logik schlecht bestellt sei. Hall, dem berühmten Stylisten, werden grobe stylistische Fehler vorgehalten. Hiebei darf denn der „von selbst untersinkende Schaum" nicht fehlen. „Das ist mehr, als Cardanus sich hat träumen lassen . . . gewiss werden dann eines Tages auch schwere Bleigewichte von selbst schwimmen. Und dem Manne soll man trauen, dessen Theologie England mit Rom versöhnen will und dessen Philosophie die Natur und das Chaos zu Freunden macht, sine pondere habentia pondus". Der Dichter Hall muss bittere Aeusserungen über seine „zahnlosen Satyren" hören, aber auch sein späteres Werk „Mundus alter et idem", ein satyrisches Erzeugnis seiner Phantasie, das man als eines der Vorbilder von Gulliver's Reisen betrachten kann, wird nicht geschont. Auf die Bemerkung der Smectymnianer, in vielen Ländern sei das Bisthum unbekannt, hatte Hall spottend erwidert: Gewiss z. B. auch in China, Japan, Peru, Brasilien, Neu-England, Virginia und in tausend anderen Ländern, was das aber zur Sache thue? Milton beeilt sich seine geographischen Citate in sehr zweideutiger Weise zu unterstützen (p. 213). Er will ihm einige „grosse und reiche Länder" nennen, wo man sicher sei, mindestens seit Konstantin's Zeiten Bischöfe anzutreffen, nämlich Crapulia, Pamphagonia, Yvronia etc., lauter Bezeich-

nungen für das mit leiblicher Nahrung wohl ausgestattete Schlaraffenland, welches Hall nach eben jenen Provinzen mit behaglicher Breite in seinem Phantasiebilde der „anderen und derselben Welt“ vor Jahren geschildert hatte. Ueberhaupt hebt Milton in dieser Schrift mit besonderer Bitterkeit den Luxus der anglikanischen Würdenträger hervor. Er weist sie sehr nachdrücklich auf die Armuth und Einfachheit Christi und der Apostel hin, deren unmittelbare Nachfolger zu sein sie vorgeben (p. 216), er deckt schonungslos auf, dass es sich bei dem ganzen Streite sehr wesentlich um Geld und Gut handle, welches die englische Hierarchie aus ehemaligen „Revenuen des Fegefeuers und der Simonie der Seelenmessen“ überkommen habe und nun nicht fahren lassen wolle (p. 217), er deutet an, dass dieses aufgehäufte Kirchengut sich vortrefflich zu einer Reform der verrotteten Institute der Universitäten werde brauchen lassen, deren grosse Mängel er aus eigener Erfahrung kannte, er spricht seine volle Verachtung gegen jenen „Miethlings-Klerus“ (hireling clergy) aus, dem schon während seiner Lehrjahre der Sinn „nach einer fetten Präbende, Dechanei oder Bischofs-Stelle steht“ und hofft von der Beseitigung jener „Lockspeisen“ ebenso viel für den religiösen Sinn wie die Prälaten und ihr Anhang für ihre persönlichen Interessen fürchteten.

„In Sachen der Religion — ruft er aus — ist nichts unerträglicher als ein gelehrter Narr oder ein gelehrter Heuchler. Der eine steckt immer in leeren Träumereien, als ein thörichter Schwachkopf, von dem die Menschheit keinen Nutzen hat, der die Welt mit eitlen und müssigen Fragen besäet . . . — wahrlich ein schlichter ungelehrter Mann, der gemäss seiner angeborenen Erleuchtung ein gutes Leben führt, ist besser und weiser und dient seinen Mitmenschen mehr zur Erbauung . . . . Der andere benutzt seine sophistischen Künste und seine ganze Gelehrsamkeit nur, um seine unersättliche Habgier und Ehrsucht als fromm und rechtgläubig erscheinen zu lassen, indem er seine niedrigen und betrüglichen Grundsätze mit einem glatten und gleissenden Firnis überzieht“ . . Gegen die Ausgesuchtheit der bischöflichen Küche regnet es Anzüglichkeiten, die fast an Hutten's Feder erinnern, auf die Frage des Re-

monstranten aber, ob irgend ein Klerus in der Welt so viel ausgezeichnete Gelehrte und Prediger aufweisen könne wie zur Zeit derjenige von England, hat Milton nur jene Antwort des bitteren Lachens: „Ha, ha, ha“ (p. 241).

Und so wechselt er ab in Wendungen, denen es an Schärfe nicht fehlt, in denen aber oft der gute Geschmack der Leidenschaft des Kampfes zum Opfer fällt. Doch wird dies leichte Geplänkel mehr oder weniger unhöflicher Bemerkungen mitunter wohlthätig durch grössere Massen festgeschlossener Gedankenreihen durchbrochen, in denen dann wieder das hohe sittliche Pathos des Dichters zum Ausdruck kommt. So enthält die Schrift eine ideale Schilderung vom Amte des Geistlichen, wie Milton es sich im Gegensatz zum Zerrbilde des Hochkirchenthums ausmalte, er, welchen das herrschende System selbst einst abgeschreckt hatte die geistliche Laufbahn zu betreten. Es ist nicht jenes behaglich-sentimentale Idyll des englischen Landpredigers, das ihm vorschwebt, sondern die hohe Gestalt des ehrwürdigen Sitten-Lehrers, dessen feuriges Wort zündend in die Massen einschlägt. „Wahrhaftig, es giebt kein Amt, das mehr Ehre bringt, das einen grossen Geist mehr befriedigen kann und einer edleren und freieren Pflege bedarf als das, der Bote und Herold himmlischer Wahrheit von Gott für den Menschen zu sein und durch die treue Arbeit heiliger Lehre . . . Gottes Schöpfung im kleinen nachzuahmen, seinen Geist den Seelen einzuflössen, . . . die kalten und finstren Herzen der Hörer zu durchdringen und aus Nacht und Wüste einen frischen Quell seliger Erkenntnis und guter Werke zu erwecken“. Ein solcher „wahrer Hirte“ fordert für seine grossen Mühen entweder nichts, wenn er ohne das auskommen kann, oder nur das bescheidene Mass, das des Lebens Nothdurft erheischt, er fühlt sich nicht entehrt, wenn er nichts mit Gerichts-Sitzungen zu thun hat, in denen den „verstockten Sündern“ der Geldbeutel erleichtert wird, er strebt nicht danach von den Leuten „Lord“ genannt zu werden, denn Lords und Fürsten werden ihn gerne „Vater“ nennen, er drängt sich nicht dazu, eine Stelle im Parlament zu erhaschen, denn seine Weisheit kann ihn selbst

zum Lehrer des Parlaments machen, wie es denn herrlicher und wirksamer ist, durch die Macht der Ideen und der Ueberzeugung die Menschen zum Guten zu leiten als sie durch Zwangsmittel und Gesetzesstrenge vom Bösen zurückzuhalten.

Dem Stande der Geistlichen, in diesem idealen Sinne aufgefasst. soll alles Kastenwesen fern bleiben. Gott kann Fürsten und Adlige zu diesem hohen Berufe begeistern so gut wie andere. Die Prälaten wollen freilich eine solche Kaste bilden. sehen geringschätzig auf die grosse Masse herab, „und doch findet man gemeiniglich bei einem Laien mehr vernünftige Erkenntnis als bei einem Dutzend Bischöfen" (p. 237, 207). — In demselben hohen Tone redet er von dem Segen der Pressfreiheit. welche die Prälaten so lange Jahre unterdrückt hatten „durch ihre mönchischen Einschränkungen, ihre Verzeichnisse der verbotenen Bücher. ihre Knebel und Zäume, ihre Macht die Druck-Erlaubnis zu ertheilen, die man nur von irgend einem bezahlten, engherzigen, ungelehrten Kaplan erlangen konnte". dessen Auge das Werk nur flüchtig durchblickte. dessen Hand aber gar nicht flüchtig im Streichen war. Damals fühlte sich die Freiheit der Rede, „das Herrlichste, das der Mensch besitzt", „wie ein keuchender Schwindsüchtiger beengt und eingeschnürt". was Wunder. wenn nun. da wieder ein Parlament versammelt ist, „in der Zeit der Jubelfeier, der Wiederauferstehung des Staates" die lange verfolgte Wahrheit mit übermässiger Gewalt hervorbricht? Mancher Fürst hat es, wie Harun al-Raschid, für gut befunden, Nachts verkleidet die Strassen seiner Hauptstadt zu durchwandern, um sich mit eigenen Augen, nicht getäuscht durch Schmeichler und Wohlredner, vom wahren Zustand des Volkes und seinen Bedürfnissen zu überzeugen. Eben diesen Dienst kann die Freiheit der Presse, wenn sie sonst nichts Gutes mit sich brächte, leisten. Sie führt gleichsam zu einer „anatomischen Zerlegung der verborgensten und feinsten Theile der Wirklichkeit", sie belehrt nicht nur die ganze Nation, sondern gewährt auch den Fürsten und solchen, welche den Gefühlen der Masse ferne stehn, einen klaren Einblick in jedes schleichende Uebel und jedes zurückgehaltene Gute. „Es wäre hart, es wäre drückend für ein

Königreich freier Geister", wenn die aus so schmählichen Banden erlöste Presse sich die Censur „wegen schmähsüchtiger Libelle" gefallen lassen müsste, wie Hall nicht übel Lust gezeigt hatte sie gegen seine Widersacher anzurufen (p. 190).

Der grosse Vortheil, den der allseitig gebildete Milton in seinen Ausführungen vor den geistlichen Verfassern des Smectymnuus voraus hat, besteht darin, dass er mit freiester Auswahl über den ganzen Schatz antiker und moderner Literatur gebietet und mit glücklichem Takt aus diesem einzelnes als Schmuck seiner Darstellung herausgreift. Allerdings für die wesentlichen Streitpunkte, um die es sich beim Kampfe Hall's und seiner Gegner handelte, zog er selbstverständlich die ihm so wohl bekannten theologischen Belegstellen gleichfalls an, und benutzte sie zu den schärfsten Urtheilen über die Ordination, welche die Bischöfe ausschliesslich für sich in Anspruch nahmen, „dies äussere Zeichen des Handauflegens, das nichts schaffen, nichts übertragen kann, da nur die innere Stimme Gottes den Geistlichen macht", über die Jurisdiktion der Prälaten, „Kanzler, Suffragane, Delegaten und Officiale mit dem ganzen höllischen Schwarm von Gerichtsboten und Bütteln" — diesen „Eingriff in die staatliche Amtsgewalt", — über die Liturgie, deren Form, an katholische Vorbilder erinnernd, „phantastisch und abgöttisch" erschien, und die, wie er einst in Cambridge selbst hatte erleben können, den puritanischen Gläubigen an Stelle des freien Gebetes „mit Gewalt aufgezwungen" worden war. Indessen treten doch die theologischen Citate in dieser Schrift, welche den Schöngeist Hall so gut zu meistern bestimmt war wie den Bischof, bedeutend hinter anderen aus weltlichen Quellen zurück. Hatte der „Remonstrant" den Bacon für sich angeführt, so diente ihm sein Gegner mit gleicher Münze. Neben derben heimischen Sprüchwörtern erscheinen lateinische Dicta, neben Anführungen aus Lucian sehr anzügliche Verse des „bewunderten" Spenser. Die griechische Mythologie wie die römische Geschichte werden für die Zwecke des Autors ausgenutzt, ein Wort Savonarola's erscheint ihm höchst brauchbar, und wo ihn seine klassischen Erinnerungen verlassen, erfindet sein dichterischer Sinn rasch

eine reizende Fabel im aesopischen Stil, deren Nutzanwendung auf den Fall der Bischöfe er sich vorbehält bis „zum Schluss des Parlaments“.

Man hat bemerkt, dass jene Nachschrift des Smectymnuus, die Aufzählung der geschichtlichen Thatsachen, welche für die Verderblichkeit des englischen Bisthums anführbar waren, von Milton mit besonderem Nachdruck gegen Hall in Schutz genommen wird. Hall hatte die Verfasser des Smectymnuus des Plagiats u. a. aus Prynne's „Kompendium“, einer blossen „Zusammenstoppelung von Geschichten“ beschuldigt. Milton antwortet darauf: . . . „Die Sammlung (von Belegstellen aus Geschichts-Werken), das mögest du wissen, war aus so zuverlässigen Autoren dieses Faches entnommen, wie sie keine bischöfliche Bibliothek besser enthalten kann; und der die Zusammenstellung gemacht hat, sagt ausserdem, dass er in einem ähnlichen Fall die Hülfe von Kompendien oder historischen Zusammenstoppelungen weniger nöthig haben wird, als Ew. Ehrwürden die von Postillen und Blumenlesen, um ihre Predigten zu flicken“. Aus dieser Stelle vorzüglich ist der Schluss gezogen worden, kein anderer als Milton habe jene Nachschrift zu dem Smectymnuus oder wenigstens Notizen dazu geliefert([1]). So geistreich diese Vermuthung ist, so wage ich doch nicht mich ihr anzuschliessen. Die Ausdrücke Milton's sind zu allgemein gehalten, der Ton in diesem Theile seiner Schrift von dem in den vorhergehenden zu wenig verschieden, als dass sich mit Bestimmtheit sagen liesse, hier habe es sich dem Autor nicht um Vertheidigung der Smectymnianer, sondern um die eigene Vertheidigung gehandelt. Auch ist schon bemerkt worden, dass Milton selbst in seiner Schrift über „die Reformation“ das gleiche geschichtliche Material ganz anders zu verwenden weiss. Man sieht auch nicht ein, warum die fünf Geistlichen, um so landläufige Quellen auszuschreiben, wie es Baeda, Holinshed, Stowe waren, die Hülfe ihres gelehrten Freundes hätten anrufen müssen, um so weniger, da sie später in der „Vertheidigung ihrer Antwort auf die Remonstranz“ p. 3, selbst den Ausdruck gebrauchen: „our histories record of Harold“, sodass sie diese „histories“ doch gekannt

haben müssen. Zweifelhaft wird es erscheinen, ob der Smectymnuus Milton schon vor dem Druck im Ms. bekannt wurde, wenn er auch um das Geheimnis der Autorschaft gewusst haben mag. Denn schwerlich wäre ihm, dem Freunde der Naturwissenschaft, dem Verehrer Galilei's, jener bedenkliche apodiktische Satz der Smectymnianer entgangen, mit dem sie eine Behauptung ihres Gegners abzutrumpfen suchen: „Wir werden sofort zeigen, dass in dieser Behauptung nicht mehr Wahrheit liegt, als wenn er mit Anaxagoras gesagt hätte: Der Schnee ist schwarz, oder mit Copernicus: Die Erde bewegt sich und der Himmel steht still".

---

Inzwischen war die grosse kirchenpolitische Frage durch den Gang der Ereignisse ein Stück weitergebracht worden.

Der König verfolgte bei seiner Reise nach Schottland in erster Linie das Ziel die Sache der Schotten von der Sache der Engländer zu trennen. Im Norden angelangt, erklärte er sich daher mit allem, was gegen seine ursprünglichen Absichten geschehen war, für einverstanden, gab für die Ernennung der höchsten Staatsbeamten und der Mitglieder des geheimen Raths sogar seine Prärogative auf und liess sich für seine Person den reinen presbyterianischen Gottesdienst gefallen. Er versäumte nichts, sich Argyle, der die Ansprüche des schottischen Adels und des schottischen Presbyterianismus gebieterisch vertrat, so gefügig als möglich zu zeigen und musste dulden, dass selbst Hamilton, der alte Vertraute und Berather in den schottischen Angelegenheiten, mit jenem mächtigen Magnaten und seinen Genossen gemeinsame Sache machte. Indessen gab es Gegenstände, über welche eine Vereinigung schwierig schien, und es konnte niemandem verborgen bleiben, wie wenig man im schottischen Lager dem plötzlich umgewandelten Monarchen traute. Noch vor der Zeit, in welcher in England heimliche Pläne einer Reaktion gegen die Fortschritte der parlamentarischen Macht geschmiedet worden waren, hatten sich auch in Schottland ähnliche dem König günstige Bestrebungen geregt. Eine Partei hatte sich unter dem Adel

gebildet, welche zwar die bischöfliche Kirchen-Verfassung keineswegs in ihrem Heimatlande zurückzuführen gedachte, der aber die oligarchische Herrschaft Argyle's und seines Anhangs unerträglich war. An ihrer Spitze stand jener Graf von Montrose, jugendlich-feurig, das Herz von ehrgeizigen Wünschen erfüllt, die durch das eifrige Studium der antiken Schriftsteller genährt, in den kalten Formen des Presbyterianismus keine Befriedigung finden konnten. Zwar war er der erste im Heere der Covenanters gewesen, der sein Ross über den Tweed geführt und den Fuss auf englischen Boden gesetzt hatte, aber seine durch und durch royalistische Gesinnung, die nur eine Zeit lang geschlummert hatte, und vor allem seine Eifersucht auf die beherrschende Stellung Argyle's, des „Königs Campbell", hatten ihn schon im Winter 1640 auf 1641 verleitet, einen geheimen Briefwechsel mit Karl I. zu beginnen und wenig später einen geheimen Bund mit Lord Napier, Sir Archibald Stewart von Blackhall und anderen Grossen abzuschliessen, der seine Spitze gegen Argyle richtete. Die Entdeckung dieser Umtriebe hatte im Juni 1641 zur Verhaftung Montrose's und seiner Freunde geführt. Sie sassen in sicherem Gewahrsam im Schloss zu Edinburg, als Karl dort anlangte. Der König, welchen die Erinnerung an Strafford verfolgte, wünschte um jeden Preis diese Männer zu retten, deren vertrauliche Aufforderungen wesentlich dazu beigetragen hatten, ihn zu seiner Reise zu bewegen. Argyle war geneigt sie zu schonen, aber so gross war das Misstrauen, das man in seinem Kreise hegte, so bedeutend die Furcht vor Intriguen der Höflinge, die Montrose's Faktion geneigt waren, dass Argyle, und mit ihm Hamilton und dessen Bruder, der Graf von Lanark, plötzlich aus Edinburg verschwanden, da ihr Leben von einem Komplott bedroht sei (12. Okt.) Der König betheuerte vor dem schottischen Parlament seine Unschuld, die Geflüchteten kehrten nach einiger Zeit zurück, aber das räthselhafte Ereignis hatte jedenfalls nicht dazu gedient, die Stellung Karls zu verstärken [1]. Zwar kam man überein, die gefangenen Royalisten straflos ausgehn zu lassen, indess die Leitung aller Staatsgeschäfte gieng auf die Mitglieder des presbyterianischen

Adels über, welche zuerst den Kampf gegen den König organisirt hatten. Dieselben Männer, die noch vor kurzem als Rebellen gebrandmarkt worden, sahen sich jetzt durch Ehren- und Gnadenbezeugungen ihres Fürsten überhäuft, niemand mehr denn Argyle. Als Karl sein Stammland im November 1641 verliess, hatte er die stolzen Magnaten befriedigt, die presbyterianische Geistlichkeit beruhigt, die Masse des Volkes auf's neue mit loyalen Gesinnungen erfüllt. Von Schottland glaubte er keine Einmischung in die Verhältnisse Englands fürchten zu müssen, wenn die Stunde gekommen wäre, sich dort den Wogen der Revolution entgegenzuwerfen, welche die Grundlagen der Kirchenverfassung unterwühlte, und vor deren Gewalt auch die Verfassung des Staates nicht unerschüttert bleiben konnte(¹).

Am 20. Oktober war das englische Parlament wieder zusammengetreten. Die wenigen Wochen der Ruhe, die es sich gegönnt hatte, waren für die Entwicklung der Parteiverhältnisse von grösster Bedeutung gewesen. Der fieberhaften Aufregung der Debatten für kurze Zeit entzogen, zurückgekehrt in die friedliche Stille ihrer Landsitze waren viele der Parlamentsmitglieder zum Nachdenken darüber gekommen, wie weit man schon gegangen sei, und zum Entschluss, nicht weiter zu gehn. Jene letzten einseitigen Verordnungen des Hauses der Gemeinen, die auf Aenderung des Ritus im puritanischen Sinn Bezug hatten, waren doch vielfachem Widerspruch begegnet. Hervorragende Männer, die keineswegs zu den Fanatikern der Laud'schen Schule gehörten, wie Bischof Williams, erklärten sie für ungesetzlich. Ueberhaupt musste die Unterbrechung der Sitzungen die Bestrebungen aller derer begünstigen, welche zwar Reformen der Kirchenverfassung verlangt hatten, aber das Bisthum beibehalten wollten, und welche bereit gewesen waren, zur Sühne der Vergangenheit und zur Sicherung der Zukunft mitzuwirken, weitere Angriffe auf die Prärogative der Krone indess für unstatthaft hielten. Die parlamentarische Mittelpartei, deren Ansätze schon vorher deutlich bemerkbar gewesen waren, hatte sich völlig zu Gunsten des Königs und der Prälaten ausgebildet und begann

den ungleichen Kampf mit den Männern des entschiedenen Fortschritts. Im Hause der Lords, dessen Gesammtcharakter von Anfang an mehr der Erhaltung als der Veränderung des Bestehenden zugeneigt war, konnte sie, zumal so lange die Bischöfe noch mitwirkten, unstreitig auf die Mehrzahl rechnen und hatte in dem zur Pairie erhobenen Lord Digby einen überaus fähigen Vorkämpfer erhalten, dessen Vater, Graf Bristol, gleichfalls wiederum mit dem König versöhnt war. Im Hause der Gemeinen gebot sie wenigstens über eine sehr achtungswerthe Minorität, an deren Spitze Falkland, Colepepper, Deering, E. Waller etc. traten: ihr leitender Führer wurde Edward Hyde, welchen des Königs persönliche Gunst vollständig gewonnen hatte. Es lag in der Natur der Dinge, dass diese Partei, nachdem sie sich in entschiedenen Gegensatz zu den alten Genossen gestellt hatte, immer weiter auf der Bahn der Nachgiebigkeit gegen den Hof getrieben wurde, bis der Bruch erfolgte, welcher den Bürgerkrieg hervorrief.

Auf der anderen Seite kehrte die Mehrzahl der Mitglieder des Unterhauses mit verstärkter Entschlossenheit in die St. Stephens-Kapelle zurück, auf dem betretenen Wege muthig vorwärts zu gehn. Den einen war es Gewissenssache, nicht zu ruhen, bis das Bisthum über den Haufen geworfen sei, Vane und Cromwell, Haselrig und Marten stellten die kirchenpolitische Frage in den Vordergrund. Andere waren von dem Gedanken durchdrungen, dass man weiter gehen müsse, weil dem König, der bei allen Veränderungen in den Regierungsstellen immer mehr sein eigener Minister wurde, nicht im mindesten zu trauen sei: diese rein politische Auffassung vertrat namentlich John Pym. Aus dem Bericht, welchen er im Namen des während des Recesses thätigen Ausschusses dem Hause erstattete, leuchtete eine solche Befürchtung deutlich hervor. Man hatte von jenem räthselhaften Ereignis der Flucht Argyle's und Hamilton's und den Gerüchten, die sich daran knüpften, durch Briefe Hampden's und seiner mit ihm in Schottland weilenden Genossen vernommen. Man raunte sich zu, unter denen, welche einen Anschlag gegen schottische Grosse geplant, seien Papisten, man äusserte lebhafte

Besorgnis über einen Zusammenhang zwischen jenen Intriguanten und einer „gleichen Partei“ in England, deren Spuren man während der parlamentarischen Ferien in vielfachen unruhigen Bewegungen der soldatischen Kreise bemerkt zu haben glaubte. — Sofort wurden die Wachtposten in der Stadt verstärkt und beide Häuser ersuchten den Grafen Essex, den militärischen Vertreter des Königs diesseits des Trent, das Lokal ihrer Sitzungen Tag und Nacht mit einer Schutzgarde aus den Milizen von Westminster zu versehn. Demnächst nahm man den Angriff gegen die Bischöfe wieder auf. Das Haus der Lords wurde aufgefordert zu einem raschen Verfahren in Sachen der Anklage, welche vor dem Recess gegen die dreizehn Bischöfe erhoben war. Die Lords verstanden sich zum Beginn der Verhandlung für den 10. November. Inzwischen war bei den Gemeinen schon am zweiten Tage ihrer Wiedervereinigung wiederum eine Bill eingebracht und am 23. Oktober in dritter Lesung angenommen worden, nach der „alle Personen geistlichen Standes unfähig sein sollten, weltliche Gerichtsbarkeit und Autorität auszuüben“. Sie nahmen damit ihren früheren Antrag auf, forderten aber nunmehr nach einem gründlichen Vortrag John Pym's von den Lords, dass über diese Bill mitzustimmen den Bischöfen insgesammt, auch den nicht angeklagten, verwehrt sein solle.

Während man in dieser Weise energisch vorgieng, langte die furchtbare Kunde der blutigen Gräuel in England an, deren Schauplatz in eben diesen Tagen Irland gewesen war. Seit der starken Hand Strafford's die Zügel der Regierung entrissen waren, hatten sich auf der grünen Insel die dämonischen Gewalten religiösen und nationalen Fanatismus neu geregt, die er mit eisernem Griff für Jahre gebändigt hatte. Das Heer, das er dort gebildet hatte, ward aufgelöst, die geistlichen und weltlichen Ausnahmegerichte, wie in England, beseitigt, der neu ernannte Lord-Lieutenant, Graf Leicester, verweilte noch fern von seinem Posten. In dem Augenblick, da das Parlament in Westminster sich ungestüm gegen die Träger der letzten Willkürherrschaft erhob, fühlte die celtisch-katholische Masse jenseits des St. Georgs-Kanals die Gunst

des Augenblicks gekommen, um auf ihre Weise das Unrecht von Jahrhunderten zu rächen. Unter den treibenden Kräften war zunächst die religiöse Leidenschaft überwiegend. Die Katholiken, seit Generationen auf jede Weise in dieser ihrer Eigenschaft geknechtet und beraubt, aufgehetzt durch Agenten im Priestergewande, die nach den Verwaltungsgrundsätzen Strafford's in grösserer Masse aus Spanien, Italien, den Niederlanden hatten eindringen können, ohne Unterschied der Abstammung, waren entschlossen, die protestantischen Ansiedlungen zu vernichten und der Kirche, zu der sich die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung bekannte, die Güter zurückzuerobern, welche die Habsucht der puritanischen Fremdlinge ihr entrissen hatte. Am verabredeten Tage des heiligen Ignatius (23. Oktober) stürzten sich die wuthberauschten Schaaren, unter Führung wilder Häuptlinge, in denen die Desmonds und Tyrones wiederauflebten, allenthalben auf die Wohnsitze der ahnungslosen englisch-schottischen Protestanten. Mit Mühe wurde Stadt und Schloss Dublin in letzter Stunde gewarnt und gerettet, wenige andere feste Plätze konnten sich halten, alle übrigen, das flache Land waren der Wuth der Rebellen Preis gegeben. Im Schlaf überfallen, von Haus und Hof in die Einöde gejagt, durch ausgesuchte Folterqualen gemartert, fanden Männer, Weiber, Kinder in wenig Stunden zu Tausenden ein grässliches Ende.

Am 1. November langten die ersten Nachrichten von dem geschehenen Unheil in London an. Waren es anfangs dunkle Gerüchte, welche noch nicht die ganze Wahrheit ahnen liessen, so erhielt man bald furchtbare Gewissheit. Jeder Tag brachte neue entsetzliche Einzelheiten. Achtzig in einer Grafschaft ertränkt, kleine Kinder buchstäblich in Stücke gehauen, schwangere Frauen bestialisch gemordet: das waren die Bilder, welche in den düster-kalten Novembertagen der Phantasie der Engländer sich aufdrängten (1). Im Parlament zog man in grösster Erregung in Berathung, wie den verlassenen Brüdern, die dem Blutbad entgangen waren, zu helfen sei, im ganzen Lande begann man für sie zu sammeln. Aber indem sich alle Gedanken jenen Küsten zuwandten, von denen

sich durch den Winternebel klagende Stimmen und Racherufe erhoben, wurden viele der puritanischen Herzen mit schweren Sorgen erfüllt. Seit Jahren hatte der Masse des englischen Volkes das Schreckgespenst einer gewaltsamen Wiederaufrichtung des Papismus vorgeschwebt. Eben dieser Gedanke hatte wesentlich dazu beigetragen, die Bewegung zu entfesseln, von der man vorwärts getrieben wurde, und ihr die Richtung gegen die verhassten hochkirchlichen Institutionen zu geben, die man als krypto-katholisch betrachtete. In den Debatten des Parlaments, in den Erzeugnissen der Presse, in den Gesprächen der Bürger war die Hindeutung auf „papistische Faktionen und Umtriebe“ ein stehendes Wort, um die Befürchtungen zu bezeichnen, die man vor den Gesinnungen des Hofes und namentlich vor dem Kreise der Königin beständig hegte. Gerade damals wurden die alten Besorgnisse einer Hinneigung des Hofes zu Spanien durch die Gunst, in der Bristol und Digby standen, auf's neue erregt. Man wusste, dass sich Strafford's Herrschaft in Irland duldsamer gegen die Katholiken gezeigt hatte, als die ängstliche Intoleranz des Puritanismus es billigen konnte, dem jeder, der die Messe anhörte, schlechtweg als Staatsfeind galt. Man vernahm, dass die Proklamationen der irischen Rebellen dem Könige Treue und Schutz gegen die „Unterdrücker seiner Prärogative“ verhiessen. Ihr Heer nannte sich bald das „Heer des Königs“, bald „das Heer der Königin“, ja sie hatten die Frechheit, den Wortlaut eines angeblichen königlichen Befehls zu veröffentlichen, durch welchen sie zum Handeln ermächtigt seien.

Wir wissen längst, dass Karl ohne Schuld an dem Gemetzel der Oktobertage gewesen ist, aber wie die Stimmung in England war, erscheint es begreiflich, wenn ein Theil der Massen sich mit dem finstersten Argwohn erfüllte. Andere Bedenken hatten die parlamentarischen Führer. Das Elend der fernen puritanischen Brüder, die das nackte Leben hinter die bedrohten Mauern weniger Festungen gerettet hatten, rief um schleunige Hülfe. Jeder Tag, den man zögerte, Truppen an die bedrohten Küsten zu werfen, wurde zum unerträglichen Vorwurf. Aber die Aufstellung eines Heeres konnte eine ge-

fährliche Waffe in der Hand des Königs werden, und die Pläne, die man Strafford zugeschrieben hatte, mochten sich damit verwirklichen. Wenn man zur Absendung von Truppen sehr bereit war, so wünschte man die Ernennung ihrer Führer nicht dem König zu überlassen. Wenn die Bürger von London geneigt waren, Geld zu geben, so machten sie ihre Bewilligung von Bedingungen abhängig. Das schottische Parlament bot zehntausend der eben entlassenen Soldaten unter Führung schottischer Führer zur Bekämpfung der Rebellen an, der König hatte gegen die Ueberführung einer so starken schottischen Streitmacht auf irischen Boden Bedenken. Er machte auf die erste Nachricht hin, die er über das irische Ereignis erhielt, gegenüber dem vertrauten Sekretär Nicholas die vieldeutige Bemerkung: „Ich hoffe, die bösen Nachrichten aus Irland werden einige dieser Thorheiten in England verhindern“ (1). Die Rebellion der Katholiken musste ihm gewissermassen als Bundesgenosse gegen die Macht des puritanischen Parlamentarismus erscheinen.

Unter solchen Umständen herrschte das begreifliche Gefühl der Unsicherheit und des Misstrauens vor, welches, durch die wildesten Gerüchte von Komplotten und Attentaten gesteigert, in den nächsten Verhandlungen des Parlaments zum Ausdruck kam. Es gab zwei Positionen, aus denen es galt, den König zu verdrängen, um sich die Zukunft zu sichern: sein Recht, die höchsten Rathgeber der Krone nach freiem Belieben zu wählen, und sein Recht, über die Streitkräfte des Landes von sich aus zu verfügen. Die politischen Ziele, denen man zustrebte, waren damit in aller Schärfe ausgesprochen. Man wollte ein Ministerium, aus der Mehrheit des Parlamentes genommen, und eine Landesvertheidigung unter parlamentarischer Leitung. Pym betonte in einer Konferenz mit den Lords am 10. November, die reich war an heftigen Ausfällen gegen die staatsfeindlichen Principien des Papismus, welche sich eben in Irland auf's neue gezeigt und doch noch im Rathe des Königs Vertreter hätten, wie dringend nöthig es sei, die „üblen Rathgeber“ durch solche ersetzt zu sehn, „die vom Parlament gebilligt seien“. Einige Tage vorher war auf Crom-

well's Antrag beschlossen worden, in jener Konferenz mit den Lords ihre Zustimmung zum Erlass einer Ordonnanz zu erbitten, welche den Grafen Essex ermächtigen sollte, weitere Beschlüsse vorbehalten, die Milizen des Reiches diesseits des Trent nach Gutdünken zur Vertheidigung des Landes aufzubieten (1). Die Instruktionen, welche an die noch in Schottland befindlichen Kommissäre des Parlamentes abgiengen, redeten gleichfalls deutlich genug. Sie legten dar, was man bis dahin für Irland in aller Eile gethan habe, forderten aber zu gleicher Zeit dazu auf, von dem König alles Unheil auf die Schultern der schlechten Rathgeber abzuwälzen. Eine Ablösung dieser „Begünstiger des Papismus", dieser „Feinde des Friedens", durch Männer des parlamentarischen Vertrauens werde erwartet. Für den Fall einer Täuschung dieser Erwartung wurde eine Verfügung über die Mittel zur Kriegführung ohne Rücksicht auf die Mitwirkung des Monarchen in Aussicht gestellt (2). — Während man auf diese Weise das irische Ereignis gegen das Königthum auszubeuten suchte, wurde im Hause der Gemeinen selbst ein anderes hochbedeutendes Werk in Angriff genommen. Schon mehrfach war der Gedanke angeregt worden, eine „Remonstranz" zusammenzustellen, eine Uebersicht der Beschwerden, deren Ursache die Willkürherrschaft der Vergangenheit gewesen, nebst einer Angabe der Mittel, die zu ihrer gründlichen Abstellung erforderlich seien (3). Durch wichtigere Geschäfte in den Hintergrund gedrängt, wurde die Arbeit nunmehr mit erneutem Eifer aufgegriffen. Die Debatten über die Remonstranz wurden gleichsam zum Prüfstein für das Machtverhältnis der Partei der Hyde, Falkland, Colepepper und der Partei der Pym, Hampden, Cromwell. Zum ersten Male traten die Gegensätze, die sich im Schosse der Versammlung ausgebildet hatten, feindlich auseinander. Nach den gewaltigsten Redekämpfen erfolgte am 22. November mit einer Mehrheit von eilf Stimmen die Annahme. Augenblicklich aber erhob sich ein neuer Kampf. Auf den Antrag, das Aktenstück, das fast mehr auf die grosse Masse, als auf den König berechnet war, sofort durch den Druck verbreiten zu lassen, erfolgte der Wider-

spruch der Royalisten. Hyde erklärte, ohne Zustimmung der Lords sei dies ungesetzlich und gab zu verstehen, dass er, falls es doch geschehe, Protest einlegen müsse. Colepepper sprach in demselben Sinn. Eine weitere unvorsichtige Aeusserung eines ihrer Genossen führte zu einer stürmischen Scene, indem die ganze gemässigte Partei mit Geschrei ihren Anschluss an einen solchen Protest erklärte. Einige schwangen ihre Hüte, andere zogen ihre Schwerter aus der Scheide. Auch die Gegenpartei gerieth in Feuer und Flammen, ein Handgemenge drohte, nur Hampden's Besonnenheit führte die Ruhe zurück. Man entschied sich gegen den Druck (wenn auch nicht gegen anderweitige Veröffentlichung) ohne ausdrückliche Erlaubnis des Hauses und gieng um zwei Uhr Morgens tief erregt aus einander.

In den zweihundertundsechs Artikeln dieser so mühsam erkämpften Remonstranz war alles zusammengefasst, was die puritanische Mehrheit bewegte. Es war ein Rückblick auf die Vergangenheit und ein Manifest für die Zukunft zu gleicher Zeit. Nächst einer völlig puritanisch gefärbten Skizze der früheren auswärtigen und inneren Politik wurden die noch vorhandenen vermeinten Gefahren angedeutet und die noch ausstehenden Mittel zu ihrer Vermeidung als unabweisbare Förderungen angegeben. Sie umfassten wiederum das staatliche und kirchliche Gebiet zu gleicher Zeit: Ernennung der hohen Staatsbeamten gemäss parlamentarischem Vertrauen und Entlassung der verdächtigen, schärfste Ueberwachung der Machinationen von Papisten, „deren Grundsätze auf die Ausrottung aller Protestanten abzielen“, Reform der Kirchenverfassung durch das Parlament, Einschränkung der Macht der Prälaten, vor allem ihre Enthebung von weltlichen Aemtern, Entfernung der „abgöttischen Ceremonieen und der Monumente der Idolatrie“, „Reinigung der Quellen der Gelehrsamkeit, der beiden Universitäten“ u. s. w. Schon hier wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, eine „allgemeine Synode“ der würdigsten englischen Geistlichen zu berufen, denen es obliege, „mit Unterstützung einiger ausländischer“ Amtsbrüder dem Parlament Vorschläge für das grosse Werk

kirchlicher Reform zu machen. Unbedingt ward der Gedanke abgewiesen, „einzelnen Individuen oder Kongregationen Freiheit des Kultus zu gestatten“. „Konformität durch das ganze Reich“ war auch jetzt wie zur Zeit der Laud'schen Herrschaft die Parole. Nur die Rollen waren gewechselt, das Schauspiel drohte dasselbe zu bleiben (¹).

Drei Tage nach der Annahme der grossen Remonstranz langte der König wieder in London an. Der Empfang, den er im Lande wie in der Hauptstadt gefunden hatte, stimmte ihn sehr zuversichtlich. Er war entschlossen, den neuen parlamentarischen Ansprüchen nicht nachzugeben. Schon einen Tag nach seiner Ankunft gab er seinen Vorsatz kund, dem Parlament die während seiner Abwesenheit aufgestellte Garde zu entziehen, da seine Gegenwart ihm Schutz genug gewähren werde. Am 1. December nahm er in Hamptoncourt die Remonstranz nebst der sie begleitenden Petition entgegen, in welcher u. a. noch ein Mal die Nothwendigkeit betont wurde die „malignanten“ Rathgeber aus ihren wichtigen Stellungen und die Bischöfe aus ihren weltlichen Aemtern zu entfernen. Der König warf während der Verlesung der Petition nur hie und da ein Wort ein und stellte eine Erwiderung für die Folge in Aussicht, ohne die gewünschte Zusicherung zu erhalten, dass man bis dahin mit der Veröffentlichung der Remonstranz warten werde. Den Tag darauf erschien er selbst, um sich über den Mangel an Vertrauen des Parlamentes und die Zögerung in Sachen der Hülfe für Irland zu beklagen.

Während man diese schwierige Frage nicht aus den Augen verlor, kam vieles zusammen, die Erregung zu steigern und die Debatten noch mehr zu erhitzen. In der Nähe des parlamentarischen Sitzungslokales sammelten sich lärmende Volkshaufen. Schon war ein Zusammenstoss zwischen den Bürgern und einer neuen, vom König gegebenen Garde des Parlamentes erfolgt, gegen welche dieses selbst remonstrirte. Ausserhalb Westminster wurden die Demonstrationen gegen Bischöfe und papistische Lords immer stürmischer, und am 11. December langte eine Riesenpetition der Bürgerschaft in diesem Sinne bei den Gemeinen an. Vier Tage vorher hatte Arthur

Haselrig eine Bill über die Organisation der Land- und Seemacht des Reiches eingebracht, welche die erste Lesung passirte ([1]). Ein unvorsichtiger Schritt des Königs führte einen neuen Sieg der Opposition herbei. Noch stand die Bill über das Pressen von Mannschaft für den irischen Krieg zur Berathung, als der König am 14. December die Gemeinen zu den Lords entbot und die Bemerkung machte, er werde jener Bill nur unter ausdrücklicher Wahrung seiner Prärogative, welche er durch den vorsichtigen Wortlaut der Bill bedroht sah, die Bestätigung geben können. Sofort traten beide Häuser zusammen, um den geschehenen Eingriff in eine schwebende Berathung als einen Bruch ihrer Privilegien zu konstatiren. Sie überreichten Karl I. einen gemeinsamen Protest und zwangen ihm eine Art von entschuldigender Erklärung ab. Inzwischen hatten die Gemeinen nicht länger gezögert, auch den Druck der grossen Remonstranz zu beschliessen. Erst darauf erfolgte die Veröffentlichung einer Antwort des Königs, nicht eben befriedigend, wenn auch milde in der Form, mit einigen Seitenhieben auf die Keckheit von Pamphletisten und Predigern, unter denen sich Milton und seine Freunde getroffen fühlen mochten ([2]).

Von allen Fragen wurde diejenige, welche für sie ein besonders grosses Interesse hatte, die dringendste, die Frage über den Ausschluss der Bischöfe aus dem Hause der Lords. Fast in demselben Augenblick, in dem das Unterhaus sich wiederum für Entfernung der Bischöfe aus dem Parlament erklärt hatte, während eine starke Partei für Aufhebung des ganzen Instituts war, hatte der König eine Reihe von bischöflichen Stellen, die seit längerer Zeit leer standen, neu besetzt. Unter den Beförderten war Hall, der Gegner Milton's und der Smectymnianer, welcher das Bisthum Norwich erhielt, und Williams, von dem nichts mehr in den Kreisen der Opposition zu erwarten war, welchem das Erzbisthum York zu Theil wurde. Er war es, dem man eine unerwartete Lösung der grossen Frage verdankte, deren Behandlung die Lords beständig zu verzögern gewusst hatten. Eben dieses Zaudern hatte die Aufregung in London gesteigert und jene Demonstrationen

hervorgerufen, die den Gegensatz eines grossen Theiles der Bevölkerung und des royalistischen Lord Mayors u. a. offenbarten. Die Unruhe in den bürgerlichen Kreisen nahm zu, als man erfuhr, dass der beliebte William Balfour, ein Schotte, in seiner Stellung als Gouverneur des Tower vom Colonel Lunsford ersetzt worden sei, der wegen seiner Rohheit verhasst, wegen seiner kirchlich-politischen Stimmung verdächtig war. Die Kaufmannschaft gerieth in Besorgnis, die Gold- und Silberbarren im Tower in solchen Händen zu wissen. Die Gemeinen ersuchten die Lords, mit ihnen um Zurücknahme dieser Ernennung zu bitten. Obgleich die Majorität der Lords einen solchen Eingriff in die Prärogative ablehnte, forderten die Gemeinen die übrigen auf, als Männer von Ehre für das öffentliche Wohl zu handeln, und eine Minorität von zweiundzwanzig Lords unterzeichnete am 24. December in der That einen Protest gegen den beschlossenen Aufschub der Angelegenheit auf den siebenundzwanzigsten. Als der König nun Lunsford entliess und den nicht viel weniger unpopulären John Byron an seine Stelle setzte, brachte dies keine gute Wirkung hervor. Immer zahlreicher waren die Zusammenrottungen von Bürgern und Lehrlingen um Westminster geworden. Auch am Morgen des 27. December, als Lunsford's Entlassung kaum bekannt geworden sein konnte, strömte eine erregte Masse dort zusammen. Je mehr die Bischöfe dazu mitgewirkt hatten, die Lords von entschiedenem Vorgehen zurückzuhalten, desto heftiger richteten sich beleidigende Rufe gegen sie. Erzbischof Williams, der an einen der Schreier Hand anlegte, sah sich selbst durch den Tumult bedroht. Lunsford erschien mit einem Haufen kriegerischer Genossen, Angehöriger des aufgelösten Heeres, die vom König unterhalten wurden, auf dem Platze, es kam zum Handgemenge, zum Blutvergiessen.

Die Lage war der Art, dass die Bischöfe nicht mehr ohne Gefahr an den Berathungen theilnehmen zu können schienen. Da veranlasste der persönlich gereizte Williams eilf seiner gerade anwesenden Kollegen, mit ihm eine Protestation zu unterzeichnen, an den König und an das Haus der Lords

gerichtet. in der sie die Unmöglichkeit begründeten, unter obwaltenden Umständen ihren Pflichten nachzukommen und im voraus alle während ihrer Abwesenheit vorkommenden Akte für null und nichtig erklärten. Der König liess den Protest durch den Grosssiegelbewahrer vor den Pairs verlesen. In einer Conferenz. die diese mit den Gemeinen hielten. erhoben die letzten gegen die Bischöfe, die es gewagt, im voraus parlamentarische Beschlüsse für ungiltig zu erklären. die Anklage des Hochverraths. Noch am selben Abend (30. December) wurden sie, an der Barre des Oberhauses knieend, davon in Kenntnis gesetzt, sie wurden in Haft genommen, zehn von ihnen, darunter Hall. in den Tower geschickt.

---

Die geschilderten Ereignisse mussten auf Milton einen eben so tiefen Eindruck machen wie auf seine Mitbürger. Wir besitzen noch ein Zeugnis dafür, wie bereit er war, sein Theil zur Linderung der Noth jener irischen Opfer beizutragen. Auf einer „Sammelliste für Irland" erscheint sein Name mit dem Vermerk von 4 £, während in dem ganzen Bezirk niemand sonst die Summe von 2 £ überschreiten mochte (¹). In den kirchenpolitischen Kampf, der durch die Gefangennehmung der Bischöfe eine so gewaltsame Wendung erfahren hatte, griff er durch eine vierte Flugschrift ein, deren hohe Bedeutung schon aus ihrem Titel erhellt: Das Wesen der Kirchenverfassung, klargestellt gegen das Prälatenthum (²). Diese Schrift muss dem Anfang des Jahres 1642 angehören. Nach der einen Seite wird das Datum ihres Erscheinens durch die Jahreszahl 1641 auf dem Titel bestimmt, die nach damaliger Sitte den Zeitraum bis zum 25. März 1642 umfasste. nach der anderen Seite ist durch die Erwähnung der Gefangennehmung der Bischöfe die Grenze gezogen. Am Ende der Schrift wird nämlich mit Bitterkeit jenes „aufrührerischen" Versuches der Prälaten gedacht. „alle parlamentarischen Beschlüsse zu kreuzen und ungiltig zu machen," schon daraus die kühne Folgerung gezogen, dass „sie nicht von Rechts wegen Mitglieder des Hauses seien", und mit Genug-

thuung erwähnt, dass ihr Trotz nunmehr „in starken Mauern" eingeschlossen worden sei. Gleicher Weise wird vom irischen Aufstand, als einem erst kürzlich eingetretenen Ereignis gesprochen, dessen ganze Gewalt der Schreiber schmerzlich empfindet (S. 135 ff.). Er sieht im Geiste „den armen betrübten Rest der Landsleute an der Küste des Meeres sitzen" und die Stunden bis zur Ankunft der verzögerten englischen Hülfe „mit ihren Seufzern, die Minuten mit ihren Thränen, mit den Blutstropfen ihrer Wunden zählen." Er ruft das Ehrgefühl seiner Nation zur Bekämpfung „des barbarischen Haufens der Rebellen" an, aber er will den Kampf nicht nur durch Waffen, sondern auch durch eine Reform der Kirche geführt wissen. Denn nach seiner Ansicht ist die Rebellion nicht zum wenigsten durch die Schuld der Prälaten hervorgerufen, welche ungenügend für Belehrung und Seelsorge der irischen Unterthanen gesorgt, und Papisten wie Götzendiener geduldet und begünstigt haben, während ihnen für die wackeren Brüder aus Schottland keine Schmähung zu schlecht war.

Unter dem Eindruck der Zeitereignisse verfasst, wie diese vierte Flugschrift somit erscheint, verdankt sie ihren Ursprung zugleich dem Wunsche, einem Druckwerk entgegenzutreten, welches von bischöflicher Seite in den literarischen Kampf über die Frage der Kirchenverfassung geworfen war. In Oxford war im Jahre 1641 eine Sammlung von Traktaten erschienen (Certaine briefe treatises written by diverse learned men, concerning the ancient and moderne government of the church), in der ein gemässigtes Bisthum von verstorbenen und lebenden Autoren vertheidigt und den Stürmern und Drängern des Puritanismus ein gewaltiger Block geschichtlicher und theologischer Gelehrsamkeit in den Weg geworfen wurde. Unter den Lebenden tritt wiederum Ussher auf, der Erzbischof von Armagh (1), mit welchem Milton schon ein Mal einen Strauss ausgefochten hatte, und der hier u. a. jenes Urtheil des Dr. Reynolds (s. oben 68) weiter, auch mit Beziehung auf das alte Testament, ausführte (2). Unter den Verstorbenen nahm neben Hooker, Brerewood etc. Bischof Andrews von Winchester mit seinem skizzenhaften Versuch,

das Urbild des Bisthums im jüdischen Priesterthum zu finden, eine hervorragende Stelle ein, derselbe, dem Milton einst als cambridger Student 1626 eine verehrungsvolle Elegie gewidmet hatte (s. oben B. I. S. 62). Hier trat er ihm wie Ussher scharf entgegen und ergriff den Anlass, die ganze Streitfrage umfassender und von einem höheren Gesichtspunkte aus zu behandeln als in irgend einer der früheren Schriften.

Wie er diese Arbeit einem anderen Verleger anvertraute, demselben, welcher den „Smectymnuus" übernommen hatte, so schlug er nun auch das Visier der Anonymität auf, hinter dem er bisher gekämpft hatte. Er unterzeichnete sich mit vollem Namen und hielt es zugleich für angebracht, seinen Lesern über seine eigene Persönlickkeit einige Mittheilungen zu machen und sein Auftreten in dem literarischen Kampfe dadurch gleichsam zu rechtfertigen. Das zweite Buch der Schrift ist überaus reich an autobiographischen Bemerkungen, und an mehr als einer Stelle haben wir schon Nutzen aus ihnen gezogen. Hier finden sich jene Andeutungen über seine Jugendbildung, seine Universitätserfahrungen, seinen Bruch mit der Theologie, seine italienischen Erlebnisse, welche andere spärliche Nachrichten so glücklich ergänzen. Hier macht er vor allem aus dem Dichterberuf, den er in seiner Brust fühlt, kein Geheimnis, entwickelt seine Ansichten über die Poesie und ihre Jünger und legt in einer unnachahmlichen Art stolzer Bescheidenheit ein offenes Bekenntnis der dichterischen Vorsätze ab, welche ihn nach der Rückkehr in die Heimat bewegt hatten. Er deutet die Formen und Gegenstände an, deren Auswahl seinen Genius beschäftigt hatte: ein vaterländisches Epos, „für das die Gedichte Homers, Virgils, Tassos ein ausführliches, das Buch Hiob ein kürzeres Modell bilden", ein Drama nach dem Vorbild des Sophokles und Euripides oder in der „pastoralen" Weise des hohen Liedes, „aus zwei Personen und einem Doppelchor bestehend, wie Origenes mit Recht vermuthet", oder dem „majestätischen Bilde" der Apokalypse entnommen, in deren Auslegung er sich mit Pareus begegnet, pomphafte Oden und Hymnen, in welchen Pindar und Callimachus vorzüglich, die mosaischen

Bücher und die Propheten unübertrefflich und „über alle Arten lyrischer Poesie erhaben erscheinen.“ Er giebt zu verstehen, dass das Dichtwerk, wie er es erträumt, kein Werk sein soll, „das aus der Hitze der Jugend oder dem Dunst des Weines geboren wird, wie es mit Leichtigkeit der Feder eines verliebten Laffen oder eines versgewandten Schmarotzers entfliesst“, auch nicht „durch Anrufung der Dame Gedächtnis und ihrer Sirenen-Töchter geschaffen“, sondern „durch frommes Gebet zu jenem ewigen Geiste, der seine Seraphim aussendet mit dem heiligen Feuer seines Altars, um die Lippen der Auserwählten zu berühren und zu weihen“, wohl vorbereitet durch fleissiges Studium, anhaltende Beobachtung, Einsicht in alle schönen und edlen Künste und Geschäfte. Er wagt es, auf solche stolze Worte hin den Leser zu bitten, „ihm noch für einige wenige Jahre vertrauensvoll Frist zur Entrichtung der damit übernommenen Schuld zu gewähren“ und setzt gleichsam seine Ehre zum Pfande dafür, dass er nicht leichtsinnig so hohe Erwartungen erregt.

Ueberhaupt sind ihm diese Selbstbekenntnisse nur entrissen worden durch die Beschuldigung, dass ihn der „Kitzel der Eitelkeit“ gereizt habe, „in seinen grünen Jahren gegen Männer von hohem Ansehen aufzutreten“. Er hat nun gezeigt, dass ihn andere Gegenstände mehr anziehen, „zu denen ihn der Genius seiner Natur gewaltig hintreibt“, er versichert, dass er nicht aus freier Wahl eine undankbare, aber unaufschiebbare schriftstellerische Arbeit übernommen hat, bei der er nach seiner Meinung „nur den Gebrauch seiner Linken hatte und hinter sich selbst zurückblieb“. Es ist etwas Höheres, was ihn angetrieben hat, „seine ruhige und liebliche Einsamkeit voll heiterer und hoher Gedanken zu verlassen und sich auf der stürmischen See lärmenden und groben Gezänkes einzuschiffen, dem hellen Glanz der Wahrheit, der reinen Luft entzückender Studien zu entsagen und dafür den trüben Dunst dumpfiger Foliantengelehrsamkeit einzutauschen“. Zunächst schon der Gedanke, dass auch die Poesie, dass „ein freier und reicher Geist nicht blühen kann, bis nicht das Land von dem drückenden Joch des prälatischen Pfaffenthums

befreit ist". Vor allem aber das Bewusstsein der Pflicht, die ihm, dem Sehenden, gleich einem „Jeremias oder Tiresias" gebot, ohne Rücksicht auf Tadel, ohne Aussicht auf Lohn die Stimme für das als wahr Erkannte und voraus Geahnte zu erheben. „Wenn Gott es befiehlt, in die Posaune zu stossen zu trauernder Klage oder zu schmetterndem Kampfruf, so liegt es nicht mehr im freien Willen des Menschen, was er sagen und was er verschweigen soll. . . Ich bin entschlossen, den ehrlichen Freimuth und die unerschrockene Rede meiner Jugend, wo ich sie in einer so wichtigen Sache wie das Wohl der Kirche für dienlich erachte, als den besten Schatz und Trost meines Alters niederzulegen, woferne mich Gott eines solchen würdigen sollte. Und wäre es die niedrigste Dienstleistung, wenn Gott durch seinen Geheimboten, das Gewissen, sie von mir heischt. Schmach über mich, wenn ich ihm nicht Folge leistete!"

Seine Phantasie malt sich in platonischer Weise aus, welche seelische Qualen ihm zeitlebens bevorstehen würden, falls er gescheut hätte, sich in den Kampf zu mischen. Im Falle der Niederlage würde ihm sein Gewissen zurufen: „Furchtsamer und Undankbarer . . was nützt nun dein Wehklagen? Als es Zeit war, hast du keine Silbe von allem, was du gelesen und gelernt hast, vorbringen können, und doch haben andere im Schweisse ihres Angesichtes arbeiten müssen, damit du die stille Musse des Denkens geniessen konntest. Du hattest Eifer, Talent, Beredtsamkeit, wenn es galt, ein eitles Ding mit dichterischem Schmuck zu verzieren, aber als es galt, die Sache Gottes und seiner Kirche zu vertheidigen, wozu dir deine Zunge gegeben war, hat Gott vergebens gelauscht, ob er auch deine Stimme unter denen seiner muthigen Diener hören werde. Du warst stumm, wie ein Thier, so bleibe nun das, wozu dich dein thierisches Schweigen gemacht hat." Im Falle des Sieges würde ihm dieselbe innere Stimme nicht minder strafend anreden: „O du träger und ausgestossener Knecht, die Kirche ist nun von ihren Banden befreit durch die unablässigen Mühen so vieler ihrer wahren Diener, die sich zu ihrer Vertheidigung erhoben, willst du jetzt deinen

Antheil an ihrer Freude haben? Aber wozu du? Kannst du dich irgend eines Wortes, irgend einer That rühmen, durch welche du zur Erringung des Friedens beigetragen hast? Was du jetzt reden oder schreiben oder erforschen darfst, ist nur ein Almosen von anderer Leute thätiger Weisheit und Tapferkeit. Wage es nicht, jetzt durch irgend ein Wort oder irgend eine That deinen früheren trägen und kindischen Sinn abzustreifen, denn wenn du es wagst, so ist deine Kühnheit nur ein schmählicher Raub an den mühevollen Verdiensten anderer. Was vorher deine Sünde war, ist jetzt deine Pflicht: verworfen und ehrlos zu bleiben." Betrachtungen der Art lagen demjenigen besonders nahe, der einst für den Dienst der Kirche bestimmt gewesen, aber durch das System der Bischöfe selbst davon abgeschreckt worden war.

Auf solche Weise rechtfertigt Milton sein Eintreten in den Kampf, in welchem diese vierte seiner Flugschriften eine der hervorragendsten Stellen einnimmt. Schon ihre äussere Anlage, ihre Eintheilung in Bücher und Kapitel zeigt, dass es ihrem Verfasser dies Mal nicht nur auf Polemik, sondern auf systematische Darlegung der ganzen Frage der Kirchenverfassung ankam. Auch jetzt wieder stellt er sich in echt calvinistischer Weise auf den Boden der Vorschriften der Bibel, denn ihm ist „in ihrem heiligen Texte alle Weisheit entfaltet." Stärker als je zuvor spricht er sich gegen die „schwerfälligen Volumina der Tradition" aus, obgleich er auch hier in Kirchenvätern und Koncilsakten sich nicht weniger bewandert zeigt wie in der späteren Literatur der Bodin und Salmasius. Er verhöhnt die Männer, „deren Gelehrsamkeit und Glaube auf der Fülle der Randglossen beruht" und vergleicht sie sehr unsanft „guten Saumthieren, die ihr Tagewerk gethan zu haben glauben, wenn sie ihre Pferdelast von Citaten und Kirchenvätern vor der Thüre niedergelegt haben, und man ihnen die Packsättel abgenommen hat." Dem gegenüber und gegenüber allem Trotzen auf „Prärogativen, Gewohnheit, Akten, Statuten" wiederholt er immer das eine Wort: „die Schrift". Hiebei weicht er indess nicht unerheblich von dem Gedankengange des strengen Calvinismus ab, in dem, wie

man sich glücklich ausgedrückt hat, das Christenthum fast wie der Islam zu einer Religion des Buches wird (¹). Er lässt neben der Schrift für das Gebiet der Moral „jene ungeschriebenen Gesetze und Ideen, welche die Natur in unsere Herzen eingegraben hat" bestehen (S. 109) und er unterscheidet auf's schärfste zwischen der allgemeinen Giltigkeit des alten und des neuen Testaments. Allerdings hat sich Milton, wie der gesammte Puritanismus, sein Leben hindurch mit Vorliebe in dem Gedankenkreise des alten Testaments bewegt. Wie ihm später Ahab, Isabel, Athalia als Muster gottloser Regenten gelten, so gleichen ihm hier die Prälaten der verführerischen Buhlerin, indem sie dem in ihrem Schosse eingeschlummerten Simson-Könige „die Locken seiner Gesetze und gerechten Kron-Prärogativen, in denen seine Schönheit und Kraft besteht, abschneiden" und ihn „Räthen des Unrechts und der Gewalt" überliefern, welche gleich den Philistern ihm „das Augenlicht klaren Erkennens rauben". (S. 181.) Aber bei dieser Vorliebe für alttestamentarische Bilder suchte sich Milton die Kritik für die Anwendbarkeit alttestamentarischer Vorschriften für die Gegenwart besser als andere zu bewahren, obgleich er, wie wir noch bemerken werden, in einem Einzelfall auch auf das mosaische Gesetz zurückgriff. Dies war von besonderer Bedeutung in einer Zeit, in der man von bischöflicher Seite versucht hatte, aus der Vergleichung mit der theokratischen Verfassung des jüdischen Volkes für die eigene Sache Kapital zu schlagen.

Ein grosser Theil des ersten Buches der Milton'schen Streitschrift ist der Zurückweisung dieser Ansicht gewidmet. Zunächst gedenkt er im Vorbeigehen ironisch der „unersättlichsten Alterthümler", die das Bisthum wohl gar bis Adam hinauf verfolgen wollen, er meint, — und unwillkürlich blicken seine poetischen Träume wieder durch, — dann sei Lucifer noch vor Adam der „erste Prälaten-Engel" gewesen, und beide seien „elendiglich degradirt worden, weil sie über ihren Stand (orders) hinausgestrebt hätten". Demnächst wendet er sich gegen die ernstlichen Gegner, welche mit dem Ursprung des Bisthums wenigstens „bis zu Aaron und seinen

Söhnen" hinaufgehen wollen, und setzt sich hier namentlich mit Andrews und Ussher auseinander. Ein Satz des letzten: „Das Bisthum beruht theils auf dem Vorbilde, welches Gott im alten Testament gegeben, theils auf der Nachahmung desselben durch die Apostel" giebt ihm erwünschten Anlass sich ausführlich über das Verhältnis von Gesetz und Evangelium auszusprechen. Er bemerkt, das im alten Testament niedergelegte Gesetz sei entweder politischer oder moralischer Natur, dies Wort im weitesten Sinn, mit Einschluss der religiösen Vorschriften, gebraucht. Das erste zum Muster zu nehmen, habe nie eine christliche Nation sich für verbunden erachtet, das zweite sei aber an sich schon im neuen Testament enthalten und brauche nicht aus einer „untergeordneten Urkunde erborgt zu werden". Das klassische Zeugnis des Paulus wird für diese Darlegung benutzt und aus allem in bekannter Weise der Schluss gezogen, dass mit dem Erscheinen Christi das ganze Ceremonial-Gesetz und Priesterthum des alten Bundes verschwunden sei „und sich wie ein Schemen in Luft aufgelöst habe". Aber auch an sich ist es ganz unzulässig, einen Zusammenhang zwischen dem Bisthum und dem Hohepriesterthum des alten Bundes bestehen zu lassen. „Aaron und seine Söhne waren die Fürsten ihres Stammes, ehe sie zum Priesterthum geweiht wurden, den persönlichen Vorrang, den sie vor den anderen Leviten hatten, empfiengen sie nicht allein von ihrem Amte, sondern brachten ihn zum Theile ihrem Amte zu; die Hohepriester wurden von da an nicht, wie unsere Bischöfe, aus der ganzen Zahl der Leviten gewählt, sondern waren geborene Erben jener Würde". Man müsste also erst eine bestimmte Adelskaste von Prälaten schaffen, um die Analogie zu begründen, und dann wäre, wie gegen Andrews bemerkt wird, die folgerichtige Nachahmung des Hohe-Priesterthums die Zuspitzung zur Macht des „Gross-Hierarchen, des Pabstes". — Wie sich denken lässt, spielte in der ganzen Beweisführung der Prälaten der Begriff der Ordination wieder eine grosse Rolle. Milton springt mit ihm, wie bei früheren Gelegenheiten, sehr frei um. Ein höherer Rang scheint ihm für den Ordinirenden aus den bekannten

Stellen der Schrift in keiner Weise gefolgert werden zu können. Erklärt er sich hier auch nicht, wie einst die Reformatoren, in so deutlicher Weise für das allgemeine Priesterthum, so ist ihm doch „jeder Geistliche ein Träger der Person Christi“ in Mittheilung der „Geheimnisse der Erlösung“, mit „der Macht zu binden und zu lösen“. Er versteigt sich sogar dazu, das Beispiel der Pabstwahl heranzuziehen und darauf hinzuweisen, dass „der Pabst nicht durch seinen Vorgänger gemacht werde, sondern durch die Kardinäle, die also zu einem höheren und grösseren Amt ordiniren und konsekriren als ihr eigenes ist“.

So viel glaubt Milton, mit der Gewandtheit eines schlagfertigen Sachwalters, der jüngsten Kampfweise der Gegner entnehmen zu dürfen, dass sie der Berufung auf das neue Testament selbst nicht mehr recht trauen. Sie wünschen „ihre Hierarchie auf den sandigen Grund des Gesetzes zu bauen“, da sie nicht mehr wagen „ihre stolzen Giebel im Schutz des Evangeliums zu erheben“. Eben deshalb werden die streitigen Stellen des neuen Testaments hier weniger ausführlich behandelt als in den früheren Schriften. Einige andere Gründe dagegen, auf welche sich die Anhänger des Bisthums zu berufen pflegten, erhalten eine um so breitere Widerlegung. Sie fassten nicht sowohl die theoretische als die praktische Seite der Frage in's Auge und waren eben dadurch darauf berechnet auf ängstliche Gemüther Eindruck zu machen. Das Bisthum, so hiess es, sei eingeführt, um dem Schisma der Kirche entgegen zu wirken, und mit seinem Fallle würde Fugland unfehlbar durch eine Fluth von Sekten überschwemmt werden. Gegen den ersten dieser Sätze sucht Milton den historischen Beweis anzutreten, über dessen Richtigkeit oder Mangelhaftigkeit ein Urtheil zu fällen wir uns versagen. Er findet einmal kein Bisthum, wo ein deutliches Schisma vorgelegen habe, wie nach des Paulus Zeugnis unter den Korinthern, er findet andrerseits das Schisma der Kirche nirgends grösser, die häretischen Streitigkeiten zu keiner Zeit heftiger, als in der, da es Bischöfe zu geben anfieng und beruft sich dafür auf die Kirchen-Geschichte der ersten Jahr-

hunderte. Das Bisthum scheint ihm daher „von Gott gegeben oder vielmehr zugelassen in seinem Zorne wie einst das Königthum bei den Juden“, und wenn sein Zweck wäre, die Einheit der Kirche darzustellen, so würde es wiederum nur folgerichtig sein, darauf hinzuwirken, dass jeder Streit „in dem entscheidenden Ausspruch oder Kanon eines Erzprimas oder protestantischen Pabstes sein Ende finde“. Von hier aus macht er die Nutzanwendung auf die Verhältnisse seines Vaterlandes. Allerdings die englischen Bischöfe verhindern ein Schisma, wenn Schisma verhindern gleichviel bedeutet „mit Verfolgung aller kundigen und eifrigen Christen“, nach Art der Politik, wie sie in Italien und Spanien befolgt wird, in derselben Weise, mit der sich der Winter gegen den Frühling rühmen kann, „alles schädliche und stinkende Unkraut zu zerstören, alle bösen Dünste nieder zu halten“, aber freilich auch „alle heilsamen Kräuter und alle erquickenden Thautropfen“ im starren Frost zu ertödten. Hierauf ermahnt er seine Landsleute, sich nicht in Schrecken setzen zu lassen durch die Namen Brownisten, Familisten, Anabaptisten und ähnliche, die nun an Stelle der Puritaner gesetzt wurden. Den Einbruch solcher Sekten in Aussicht zu stellen, die Verfechter der Reform mit dem Namen von Sektirern zu brandmarken, sei ein alter, verbrauchter Kunstgriff, unzählige Male, wie z. B. einst im Falle der Lollarden und Hussiten, betrügerisch angewandt. Er hat das Vertrauen zum englischen Volk, dass es sich „durch einen solchen Nebel von Namen, der vor seine Augen geworfen wird, nicht um seinen Glauben und seine Religion betrügen lassen werde“, und schleudert den Vorwurf der Sektirerei auf die bischöfliche Partei zurück, die „mit den Papisten ein Herz und eine Seele“, ja in „den meisten Grundsätzen selbst papistisch“ sei. Er geht sogar soweit in Sekten und Schisma an sich noch gar nichts Unheil Verkündendes zu sehn, sie „als die Wehen, welche der Geburt der Reformation vorausgehen“, zu betrachten und würde in ihrem Dasein nur einen Ansporn mehr finden, jene Reformation in Angriff zu nehmen. Genau ebenso fertigt er, wie bereits erwähnt, den Einwurf ab, der von der irischen Re-

bellion hergenommen war. Die beiden letzten Kapitel des ersten Buches seiner Schrift sind durchaus der Widerlegung dieser Vorwände gewidmet, hinter denen das bedrohte Bisthum Deckung suchte.

Im zweiten Buch wird nach jenen autobiographischen Auslassungen noch einmal kraftvoll zusammengefasst, was sich gegen das Prälatenthum, gegen das bischöfliche Regiment irgend sagen liess. Es war dem Puritanismus aus der Seele geredet, wenn Milton sich höhnisch und zornig aussprach gegen jenes System des „äusseren Widerscheins innerer Heiligkeit und Schönheit“, den Prunk der Priester-Gewänder und die Fülle der Ceremonieen, „durch welche die Frömmigkeit der rohen Masse erweckt werden sollte“, den zwingenden Formalismus der Aeusserlichkeiten, der mit dem Auftreten und den Absichten des Stifters des Christenthums in Widerspruch stehe und „zurückführe zur höllischen Sophisterei des Papismus“. Es war ebenfalls nur der Ausdruck eines Jahrzehnte hindurch verhaltenen puritanischen Grolles, wenn er mit flammenden Worten die „hochmüthigen, simonistischen Gerichtshöfe“ der Bischöfe angriff, wo mit „Sporteln und Gebühren gehandelt ward, Bestechung das Angebot machte, . . . Busse, Demüthigung, Bekenntnis, die Seufzer eines reuigen Herzens nach Pfennigen verschachert wurden, und die jungfräulich-reine Einfalt des Evangeliums sich zur . . öffentlichen Dirne verwandeln musste“.

Dieser Theil von Milton's Schrift erhält dadurch eine besondere Wichtigkeit, dass er hier zum ersten Male Gelegenheit findet seine Gedanken über das Verhältnis von Kirche und Staat im Zusammenhange darzulegen. In der That war eine solche Erörterung an dieser Stelle gar nicht zu umgehen. Wenn irgendwo, so zeigte sich bei der Ausübung der bischöflichen Gerichtsbarkeit, dass die Staatskirche genöthigt war, „von der weltlichen Autorität Macht zu erborgen“, und die grosse Frage drängte sich jedem ernsten Beurtheiler unabweisbar auf, inwieferne diese „weltliche Autorität“ überhaupt berechtigt oder verpflichtet sei, sich auf kirchlichem Gebiet zu bethätigen. Man darf sagen, dass Milton, wie er über-

haupt auf die ersten Gedanken der Reformation zurückgeht. sich auch hier mit den Epoche machenden Anschauungen Luthers begegnet, welche in dessen früheren Schriften und namentlich in dem Büchlein „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei“ (1523) in voller Klarheit hervorgetreten waren. Dass die weltliche Obrigkeit ein selbstständiges Recht des Daseins habe, dass ihre Aufgabe indess darin bestehe, äusseren Frieden zu schaffen, nicht die Menschen „fromm zu machen“, dass sie nur auf „Leib und Gut und was äusserlich auf Erden ist“, nicht auf das religiöse Gebiet sich erstrecke, diese wuchtigen Sätze des deutschen Reformators, mit denen er die Fesseln der mittelalterlichen Weltansicht sprengte, ohne sie selbst später in ihrer Reinheit aufrecht zu halten, trafen ganz und gar mit Milton's Gedanken zusammen. „Die Staatsgewalt — behauptet er — hat es nur mit dem äusseren Leben des Menschen zu thun, dass heisst nicht etwa allein mit dem Körper, sondern auch mit dem Geiste in allen seinen durch Handlungen hervortretenden Aeusserungen, was in der Schrift der äussere Mensch genannt wird. . . . Sein allgemeiner Zweck in Betreff der Gesammtheit ist der äussere Friede und Wohlstand des Gemeinwesens und bürgerliche Wohlfahrt in diesem Leben. Sein specieller Zweck in Betreff des Einzelnen ist, ihm durch Verhängung von Strafen . . . klar zu machen, dass es weder bequem, noch nützlich, noch löblich ist, in diesem Leben Unrecht zu thun“. Indessen der Staat trifft mit „allen seinen äusseren Mitteln nur die Wirkung nicht die Ursache“, einem Arzte gleich, der nur den Wundrand mit Pflastern bearbeitet. Aufgabe der kirchlichen Gemeinschaft ist es, sich mit der Seele des Menschen zu befassen, für ihren sündigen kranken Zustand Heilmittel zu finden. Diese dürfen aber nur geistiger Natur sein. Wie der Staat kein Recht hat über die Grenzen seines bezeichneten Gebietes hinauszugehen, so beweist die Kirche dadurch am besten ihren göttlichen Ursprung, dass „sie fähig ist, ohne staatliche Unterstützung durch den freiwilligen Gehorsam der Menschen ihr grosses Werk zu thun“. Sie hat kein Recht das Mittel der Staats-Gewalt für sich in

Anspruch zu nehmen; „was man heute kirchliche Jurisdiktion nennt, sollte nichts anderes sein als eine christliche Censur“ . . ohne die „Strafgewalt eines weltlichen Gerichtes“ (jurisdictive power“). Man würde durchaus fehl gehen, wenn man der Ansicht wäre, in dem Angeführten habe sich Milton's Urtheil über diese grundsätzliche Frage erschöpft. Häufig genug ist er auf ein Thema zurückgekommen, das, durch die Wogen des Tages-Kampfes hoch emporgehoben, nicht am wenigsten den Inhalt seines gesammten geistigen Lebens ausmachte. Er hat es noch ganz besonders behandelt und es unzählige Male beiläufig berührt, er hat ergänzt und ausgeführt, was hier mangelhaft und nur skizzirt oder, wie die Frage der Schule, ganz unberücksichtigt erschien, aber im wesentlichen ist er bis zu seinem Ende einem Gedanken treu geblieben, der für ihn und so viele andere hervorragende Zeitgenossen gleichsam der Polar-Stern des Denkens geworden war.

Bisher ist nur von dem negativen Theile der Milton'schen Schrift die Rede gewesen, in welchem er sich gegen das Prälatenthum und die gesammte bischöfliche Verfassung wendet. Indessen steht diesem ein positiver Theil gegenüber, in welchem sein Ideal kirchlicher Verfassung dargelegt wird. Schon aus den früheren Schriften liess es sich ahnen, hier aber tritt es in voller Klarheit hervor. Es findet sich zwar nicht im Zusammenhange, in einem besonderen Kapitel geschildert, aber es lässt sich unschwer aus einzelnen zerstreuten Stellen der Schrift erkennen und zusammensetzen. Kein Zweifel, dass Milton damals ein überzeugter Anhänger des Presbyterianismus gewesen ist. Es hatte schon einen stark presbyterianischen Beigeschmack, wenn in den ersten Kapiteln ein besonders grosses Gewicht gelegt wurde auf die „Disciplin der Kirche“, „die wichtigste und ernsteste Sache im ganzen Leben des Menschen“, „das sichtbare Abbild der Tugend“. Dem nachgeborenen Jünger der Renaissance stehen Klassiker und Bibel zu Gebot, um diesen Gedanken auszuführen. In seinem Xenophon und Livius findet er die Trefflichkeit eines Heeres nach der Güte seiner „Disciplin“ bemessen, nach der Bereitwilligkeit „den Befehlen des Anführers zu gehorchen“.

Disciplin sieht er selbst in den Heerschaaren der Engel, „bei denen keine Unordnung zu fürchten", indem sie durch den Willen Gottes „nach ihren himmlischen Fürstenthümern und Satrapieen" abgetheilt sind(1). Selbst „im Reiche der Seligen im Paradiese" bemerkt er eine gewisse Disciplin, da das ganze Revier des neuen Jerusalem ausgemessen und nach seinen Quartieren bezeichnet ist. Disciplin kann daher auch die Kirche nicht entbehren, und zu glauben, dass der „Unterricht", die „Predigt" für die Kirchgenossen ausreiche, wäre eben so verkehrt wie „alle Aerzte von London auf die Kanzeln der Stadt" zu stellen, „alle Kranken in jeder Pfarrei" sich versammeln, und ihnen dort ohne Anwendung weiterer Mittel „eine gelehrte Vorlesung über Seitenstechen, Gicht und Schlafsucht" halten zu lassen. Die Kirchenform nun, in der er eine solche Disciplin ausgeübt wissen will, ist ihm die presbyterianische. Der ganze Streit dreht sich nach seinen Worten in der Einleitung darum, ob die Verfassung der englischen Kirche „presbyterianisch oder prälatisch sein soll"; nur darum, ob diese oder jene Form von Gott gewollt ist, kann es sich handeln (S. 107), ein Drittes bleibt ganz und gar ausgeschlossen. Und seine Ansicht ist, dass die Kirchenverfassung, wie die Apostel sie angeordnet haben, und an die man sich daher zu halten hat, „keine andere sein kann als die mit Presbytern und Diakonen" (S. 96). Weit entfernt davon, für dies Ideal Gründe der Zweckmässigkeit in Anspruch zu nehmen und für die ganze Frage sich den Mass-Stab wechselnden menschlichen Urtheils gefallen zu lassen, knüpft er wiederum an die hinlänglich bekannten Stellen des neuen Testamentes an, die ihm als Ausfluss des göttlichen Willens verbindlich erscheinen, und stellt dem „göttlichen Recht der Bischöfe" auf diese Weise „ein göttliches Recht der Presbyter" gegenüber (S. 120). Unterlassen wir auf's neue dieser geschichtlich-dogmatischen Begründung zu folgen, um vielmehr die einzelnen Theile des Milton'schen Verfassungsplanes, soweit sie erkennbar sind, in's Auge zu fassen.

Dass der Geistliche durch die Gemeinde gewählt werden solle, dieser Satz stand ihm schon seit seiner ersten Schrift

über die Reformation entschieden fest. Hier lässt er zu dem Geistlichen jeder Gemeinde gleichfalls durch Wahl der „Kongregation" eine „gewisse Anzahl würdiger und frommer Brüder" aus dem Laienstande als Gehülfen hinzutreten, die er ganz nach schottischem Stile Presbyter nennt. Er führt diese Einrichtung auf die Apostel und durch sie auf den heiligen Geist zurück und setzt auseinander, dass der Unterschied von Laien und Klerus den ersten Zeiten des Christenthums überhaupt fremd gewesen, die Bezeichnung Klerus von Petrus „allem Volke Gottes" gegeben und erst von den Päbsten im engeren Sinn gefasst worden sei. Nach ihm hat jeder „gute Christ" ein Recht darauf, nicht „von derjenigen Stelle im geistlichen Regiment ausgeschlossen zu werden, zu der ihn „seine christlichen Tugenden und sein durch das Auge und Zeugnis der Kirche erprobter guter Wandel befähigen". Die kirchlichen Aemter „sollten jedem Christen-Menschen offen stehn, auch dem Laien, wenn sein Verstand, sein Glaube, sein Benehmen ihn dazu tüchtig machen". Erst dann würde „die Gemeinde des Herrn ihre wahre Gestalt wieder erhalten" und als „eine heilige Familie . . . als Haus und Stadt Gottes erscheinen".

Diese Laien-Aeltesten, „die nicht durch den eklen Geruch von Gewinn und Sporteln angelockt . . sondern durch das Gefühl nachbarlicher Liebe und Pflicht getrieben worden sind", treten mit dem Pfarrer zu einem „Parochial-Konsistorium" zusammen (entsprechend der schottischen „Kirk-Session"), das in sich eine Synode im kleinen ist. Von dieser Zelle aus entwickelt sich sodann die Form der Kirchenverfassung in organischer Weise von unten nach oben, immer breiter anwachsend, fest und sicher „wie eine Phalanx", während das Prälatenthum in monarchischer Weise sich schrittweise zu einer „Pyramide" zuspitzt. Der Zwischenglieder des „Presbyteriums" und der „Provinzial-Synode" wird allerdings von Milton hier nicht gedacht, sondern sofort die höchste Instanz, die „General-Assembly", erwähnt. Er vergleicht sie den allgemeinen Koncilien, und diese erscheinen ihm wiederum „nach apostolischem Muster als allgemeine Presbyterien". Denn Kap. 15 der Apostelgeschichte beweist ihm, dass von einem Koncil „kein treuer

Christ ausgeschlossen wurde, dem Kenntnisse und Frömmigkeit den Eintritt verschaffen mochten". Eine solche „General-Assembly", aus Geistlichen und Laien bestehend, dient dazu die Einheit der Kirche zu erhalten, „ein Schisma zu verhüten". Wichtiger aber noch erscheint die Verbindung jener beiden Elemente in den unteren und oberen Instanzen, um die vielgerühmte „Disciplin" der Kirche aufrecht zu halten, die den eigentlichen Eckstein des presbyterianischen Gebäudes bildet. Und hier stellt er jener bischöflichen Gerichtsbarkeit, die den Arm des weltlichen Machthabers für sich in Anspruch nimmt, die puritanische Kirchenzucht gegenüber, welche lediglich geistliche Mittel in Thätigkeit setzen soll. Mit ergreifender Beredtsamkeit schildert er den Gang dieses Verfahrens kirchlicher Censur. Das lasterhafte Mitglied der Gemeinde gilt ihm als „krank", sorgsamer Behandlung mit geistiger Arznei bedürftig. Sie wird ihm zuerst in Form „sanfter Ermahnung" von dem Seelsorger gereicht. Nach mehrfacher fruchtloser Wiederholung verwarnt ihn dieser „in Gegenwart von zwei oder drei dazu bestimmten frommen Brüdern, seine theuerste Gesundheit besser in Acht zu nehmen". Ist dies vergeblich, so zieht er noch mehr Genossen zu und lässt es an „feurigen, wohlgezielten Vorwürfen" nicht fehlen. Das nächste Mittel besteht darin, dass der Prediger alle Schrecken seiner Beredtsamkeit los lässt, „um in die verborgensten Winkel des Herzens einzudringen", „die Verstocktheit des Sünders bis zu Zuckungen der Verzweiflung zu erschüttern" und ihn „durch die Pforte des Todes zum Leben zurückzuführen", während gleichzeitig die ganze Gemeinde sich in „Beschwörungen, Bitten, Klagen, Gebeten" erschöpft. Zeigt sich der Sünder auch jetzt noch nicht von seiner Krankheit geheilt und zur Reue bereit, so bleibt für die Gemeinde-Genossen nur noch eines übrig: der Bann. „Im Namen Gottes und der Kirche lösen sie ihre Gemeinschaft mit ihm, erfassen den schrecklichen Schwamm des Bannes (excommunion S. 171) und erklären ihn für ausgewischt aus der Liste der Erbschaft Gottes und im Gewahrsam des Satans bis zu seiner Reue. Obwohl dieser furchtbare Richterspruch weder Leib

noch Leben berührt, noch irgend weltlichen Besitz, hat er doch eine so eindringliche Kraft, dass er schneller als irgend ein chemischer Schwefel (chimicall sulphur) oder jener (elektrische) Blitz, der die Haut nicht verletzt, aber die Eingeweide durchzuckt, die Seele im innersten versengt. Aber selbst diese schreckliche Erklärung ist der Kirche zu keinem anderen Zweck erlaubt, denn als eine kräftige und gründlich reinigende Arznei zu dienen, wenn die Krankheit nicht weichen will, eine Abtödtung zum Leben, eine Art von Rettung durch Vernichtung". Wenn „der verirrte Wanderer" durch Reue, die Botin des Himmels, von seinem gefährlichen Wege zurückgeleitet wird, wenn der Kranke gesundet und für andere keine Gefahr der Ansteckung mehr droht, so nehmen ihn die Brüder „mit unglaublichen Freudenbezeugungen" wieder in ihre Mitte auf und suchen ihn für die erlittene Qual und Schande zu trösten (¹).

Man sieht, die kirchliche Zucht, wie sie Milton als Ideal vorschwebt, verstösst nicht deshalb gegen die inquisitorische Praxis der hohen Kommission, um der inquisitorischen Praxis eines calvinischen Konsistoriums den Platz zu räumen. Wie sie schlechterdings eine Mitwirkung der staatlichen Gewalten verschmäht, so kennt sie keine Strafen, wie diese sie anwenden, und handelte es sich um einen Servet. „Sie sucht, — wie Milton in einer früheren Schrift entwickelt hat, — nicht den Körper zu berauben oder zu zerstören, sondern die Seele zu retten", sie weiss nichts von Gefängnis oder Geldbusse noch weniger von „Schlägen, Ketten oder Enterbung" sondern wirkt nur „durch väterliche Ermahnung und christlichen Tadel", sie gleicht einer zärtlichen Mutter, „die ihr Kind mit schreckenden Worten über den Abgrund hält, damit es lerne, wo Gefahr ist" (²). Man hat mit vollem Rechte bemerkt, dass diese strenge Schule der Moral, von Milton in ernster Zeit gegenüber der vornehmen Leichtlebigkeit gepriesen und doch ganz und gar auf die ihr innewohnenden geistigen Mittel beschränkt, ihm nur der besondere Ausdruck einer allgemeinen Wahrheit war, die unabhängig von den wechselnden Formen der Erscheinung, für alle Zeiten und alle Nationen Geltung hat.

„Gute Gesetze sind kraftlos ohne gute Sitten, die politische Vollkommenheit stützt sich auf die moralische, der freie Staat fordert freie Menschen"(1). In der That leiht Milton demselben Gedanken (S. 165) Worte: „Man hält die Furcht für eine vortreffliche Waffe des Gemeinwesens, ehrenhafte Scham ist eine weit bessere . ., denn wo Scham, da ist Furcht, aber wo Furcht, ist noch nicht immer Scham". Eine solche Scham, „eine gegenseitige edle und christliche Achtung ist die Amme und Hüterin der Frömmigkeit und Tugend". Allein hier liegt immerhin, wie Milton's Scharfblick nicht entgieng, und wie die Geschichte des Puritanismus zur Schadenfreude seiner Gegner oft genug bewies, die Gefahr der Heuchelei, „der geheimen Abfindung mit den Lieblings-Lastern" sehr nahe. Wirksamer noch ist das innere Ehrgefühl, das keines Beifalls und keines Tadels von anderen bedarf. „Die fromme und gerechte Achtung vor uns selbst . . . ist die Hauptquelle, aus der alle guten und edlen Thaten entspringen".

Mochte Milton bei seinem Versuch, der verabscheuten bischöflichen Verfassung das Glanzbild der presbyterianischen gegenüber zu stellen, immerhin in vielem, was er aussprach und was er verschwieg, der strengen schottischen Richtung eines Henderson oder Baillie nicht ganz genügen, von einem erhabeneren Gesichtspunkt aus, als der seinige war, liess sich der Bau nicht betrachten, zu dem John Knox einst den Grundstein gelegt hatte. — Man wird nicht beweisen können, dass der Dichter gerade durch seine Schrift etwas zu dem Todesstoss beigetragen habe, der bald darauf die bischöfliche Verfassung traf. Aber kurze Zeit verstrich, und die feierliche Beschwörung des Parlaments, mit der er pathetisch schloss, „ein schleuniges Urtheil zu fällen gegen den grossen Uebelthäter, das Prälatenthum", zeigte sich wirksam. Ihm selbst war indessen in dem heissen Kampfe der Geister, in den er eingegriffen hatte, noch keine Ruhe geschenkt. Ein hämischer, aus dem Hinterhalt gemachter Angriff, der sich recht eigentlich gegen seine Person richtete, rief ihn noch ein Mal unter die Waffen.

Etwa ein halbes Jahr war verflossen, seitdem die Smectymnianer die „Vertheidigung ihrer Antwort auf die demüthige Remonstranz" des Bischofs Hall hatten erscheinen lassen, und seit Milton mit seinen „Bemerkungen zu der Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus" seinen fünf geistlichen Freunden beigesprungen war. Den fünf kampflustigen Pastoren hatte Hall sehr bald eine „kurze Antwort" gegeben, die trotz ihrer Kürze immerhin mehr als hundert Seiten füllte (1). Der ungenannte Verfasser der „Bemerkungen" musste länger auf eine Erwiderung warten. Zuerst mag Hall, wie er am Ende seiner „kurzen Antwort" angedeutet hatte, gewünscht haben, den Streit nun ruhen zu lassen. Dann kamen die stürmischen Parlaments-Sitzungen der letzten Monate des Jahres 1641, darauf die unerwartete Katastrophe, die zur Verhaftung der Bischöfe führte. Erst hinter den Mauern des Towers, welche den Bischof mit seinen Gefährten bis Anfang Mai 1642 einschlossen, fand er Musse, sich mit dem gefährlichen Gegner zu beschäftigen, der eben so wenig Achtung vor seiner kirchlichen Würde wie vor seinem schriftstellerischen Rufe gezeigt hatte. In der That war gänzliches Schweigen nicht zulässig. Dieser neue Gegner hatte eine Art zu schreiben, die sich von der pedantischen Weise der fünf Pastoren sehr merkbar unterschied. Er hatte sich auch des schweren Streitkolbens der Gelehrsamkeit hie und da bedient, aber doch mit Vorliebe das leichte Rappier des Spottes geschwungen und den schöngeistigen Bischof damit empfindlich verwundet. Er hatte neben Aeusserungen, deren Derbheit und Rohheit die Grenze des Schönen weit überschritten, Spuren feinen Geschmackes, ja dichterischen Genies gezeigt, die dem Verfasser der „zahnlosen Satiren", dem „englischen Persius und Seneca" am wenigsten entgehen konnten.

In einer kleinen, so viel ich sehe, hiefür noch nicht benützten Schrift des Bischofs findet sich eine Stelle, aus der man schliessen kann, dass er sich im Januar 1642 in seinem Gefängnis mit Miltons Persönlichkeit beschäftigt hat. Die Schrift hat die Form eines von Hall an einen Freund gesandten Briefes, in dem er sich mit Eifer gegen die Anschul-

digungen seiner Feinde vertheidigt, nebst angehängter Antwort des Freundes (H. S.), welcher ihm durchaus beistimmt. Hall rühmt sich, immer zu den Gemässigten gehört, die Gewissensfreiheit in keiner Weise unterdrückt, sich nie als heimlichen Freund des Papismus und Arminianismus gezeigt zu haben. Er beruft sich auf seine Erklärungen gegen die Neuerungen in Lehre und Ritus vor dem Committee des Hauses der Lords. Er verwahrt sich feierlich gegen den Vorwurf, „den kürzlich jemand sehr ungerechter Weise gegen ihn erhoben habe", dass er in höherem Grade Weltmann sei, als sich mit seinem Berufe vertrage(1). Solch ein Vorwurf liess sich allerdings aus der Milton'schen Schrift und namentlich aus seinen hämischen Bemerkungen über „Mundus alter et idem" unschwer herauslesen. Aber hierbei liess sich Hall nicht genügen. Es konnte ihm nicht schwer werden, über die Persönlichkeit seines Gegners sich Kunde zu verschaffen, zumal dieser gar keinen besonderen Grund hatte, auf Wahrung seiner Anonymität zu sehen und sogar eben dahin gelangt war, in seiner Schrift „über das Wesen der Kirchenverfassung" sie aufzugeben. Einer der Söhne des Bischofs, Georg Hall, scheint gerade in jener Zeit Pfarrer von St. Botolph (Aldersgate) gewesen zu sein, also in unmittelbarer Nähe von Milton's Wohnung(2). Ein älterer, Robert Hall, damals Kanonikus in Exeter(3), aber häufig in London anwesend, hatte möglicher Weise noch mit Milton zusammen in Cambridge studirt und konnte sich dort über Milton's Vergangenheit Aufschluss geben lassen. Wir wissen nicht, welche Berichte von dieser und jener Seite einliefen, ob möglicher Weise Milton's Umgang mit Mr. Alphry und Mr. Miller „den beaus jener Tage" (s. o. S. 26), und seine früheren unangenehmen Erfahrungen in Cambridge als schätzbares Material zur Flechtung jenes ganzen Gewebes von Verläumdungen benutzt wurden, wie es unter den Händen der geschäftigen Halls entstand. So viel ist sicher, dass Milton darin nicht irrte, wenn er später behauptete, man habe förmliche Nachforschungen nach seiner Persönlichkeit und Vergangenheit angestellt („and I am credibly informed he did

inquire". An Apology, S. 263 i. f.), und auch darin wird er das Richtige erfahren haben, dass sein guter Name gemeinschaftlich vom Vater und (vermuthlich dem älteren) Sohn Hall in den Staub gezogen worden war(¹). Allerdings lässt sich der Antheil des einen und des anderen nicht deutlich ausscheiden, indess wird man doch aus mancher Wendung schliessen dürfen, dass der alte damals im Tower sitzende Hall sehr wesentliche Stücke zu der Schmähschrift geliefert hat, welche freilich in seinen Werken keine Aufnahme fand.

Sie führt den Titel „Eine bescheidene Widerlegung eines boshaften und possenhaften Libells, betitelt Bemerkungen zu der Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus" und kann als ein rechtes Muster der Art und Weise gelten, mit der sich damals hochgebildete schriftstellerische Gegner zu behandeln pflegten (²). In der Anrede an den Leser wird der Feind, welcher hier vernichtet werden soll, ein „possenhafter Komödiant" (scurrilous Mime) genannt, der sich bei dem Streit zwischen Prälaten und Smectymnianern „auf die Bühne gestürzt habe, ein leibhaftiger (nach seiner eigenen Meinung grimmiger, finstrer, scharfer) Narr". Man behauptet zwar nichts weiter von ihm zu wissen, als was er selbst in seinem Libell angedeutet habe, und muss sich daher begnügen, aus seiner Art zu schreiben auf seinen Charakter und Lebenswandel zu schliessen. Indess ist dies nur eine Fiktion. Denn gleich darauf heisst es, der Gegner habe seine Logik bei Seton und Downame, den auch Milton angeführt hatte, gelernt, also in Cambridge (s. o. B. I. 95, 115), aber er sei nach einem liederlichen Leben, wie er selbst es als Regel für die Studenten geschildert hatte, von der Universität „in eine londoner Vorstadt-Kloake ausgespieen", wo man seitdem unter zwei Uebeln gelitten habe: der Pest und ihm. Demnächst müssen Miltons eigene Worte dazu dienen, als Strick für seine Moral gedreht zu werden. In seiner von Bildern und Vergleichen strotzenden Schrift waren ihm Worte wie „alte Mäntel, falsche Bärte, Perrücken, Masken, nächtliche Raufbolde" und schlimmere entfahren, welche hier in dem Gedanken, dass der Styl den Menschen bezeichne, sehr frei benutzt werden. „Wo er seine

Morgenbesuche macht, heisst es von Milton, weiss ich nicht, aber wer ihn nach Tisch finden will, der suche ihn in Schauspielhäusern und Bordellen". Denn nur dort lässt sich eine solche Sprache lernen, die an Fluchen und Sektrausch gemahnt. — Nicht minder missfällig werden andere Aeusserungen Miltons beurtheilt. Sie sind „grässliche Blasphemieen", und an jeden, „der Christus liebt und diesen elenden Ungläubigen kennt", ergeht die menschenfreundliche Aufforderung „ihn zu Tode zu steinigen, um nicht für seine Straflosigkeit zu büssen". Daneben nimmt es sich denn sehr eigenthümlich aus, wenn Gott gebeten wird, dem Verirrten seine Sünden zu vergeben, und die Hoffnung Ausdruck erhält, dass er selbst noch die der Kirche geschlagenen Wunden heilen möge. In der darauf folgenden Vorrede wird wieder eine Blumenlese aus Milton's Schrift gegeben und hinzugefügt: „Solch' eine Sprache sollte man kaum aus dem Munde gemeiner Bettler an einem heidnischen Altar erwarten". Auch die übliche Frage, wer ihn denn gezwungen sich in diese Dinge zu mischen, stellt sich ein.

Erst darauf beginnt die eigentliche „Widerlegung", in Paragraphen abgetheilt mit Citaten aller Art reichlich versehen. Auch hier fehlt es nicht an persönlichen Ausfällen gegen Milton. Er wird ein „krittelnder Dichterling" genannt, aus einem seiner anzüglichen Vergleiche wird geschlossen, dass er „mit seiner Wäscherin auf vertrautem Fuss stehe", vor allem werden dem Verfasser „der Bemerkungen" selbstsüchtige Absichten untergeschoben. Sein ganzes Streben gehe dahin, eine reiche Wittwe oder die Stelle eines Lecturer oder beides zu erhalten; um „die Wittwe" durch Entfaltung seiner Talente zu gewinnen, habe er in seine Schrift „ein theatralisches, gross-sprecherisches Gebet" eingeschoben, wie sich denn in der That ein Meisterstück pathetischer Beredtsamkeit in Form eines Gebetes daselbst fand. Und dieser Gedanke gefiel den Halls so sehr, dass sie am Schluss nochmals auf „das Haus der Wittwe, eine Pfarrei, Vikarei und Lecturer-Stelle" als Gegenstände der Sehnsucht ihres Widersachers zurückkommen.

Ein bedeutender Theil ihrer Schrift hat es sodann mit der Vertheidigung des angegriffenen Bischofs zu thun, und hier

werden die Farben oft so stark aufgetragen. dass man geneigt sein sollte, diese Stellen der kindlichen Verehrung des Sohnes Hall zuzuschreiben. Das Martyrium des Bischofs wird nicht ohne Geschick hervorgehoben, seine Persönlichkeit wird von den Ungesetzlichkeiten, die etwa vorgekommen sein mögen, scharf getrennt, er wird als ein Mann der rechten Mitte geschildert, welcher die Religion zu vertheidigen Willens sei gegen die „prunkliebenden, ceremoniesüchtigen Formalisten", aber auch „gegen den Schwarm finsterer und unwissender Sektirer", als ein ehrwürdiger Charakter, der durch Wort und Schrift, bei Hof und in seinem Amt freimüthig und fest aufgetreten, als ein Muster der Mässigkeit und Sitten-Reinheit, wie sie durch „seine gute Gesundheit, seine frischen Wangen, seine hellen Augen" u. s. w. bei hohem Alter bezeugt werde. Auch seine jugendliche Muse wird lebhaft in Schutz genommen, und die Erwähnung der „zahnlosen Satiren" giebt Anlass zu Erörterungen über das Wesen der Satire „die von Alters her jede Art gemischter Schriftstellerei bedeutet habe, was wir heute Essays nennen". Die eigentlichen Gegenstände des Streites, Bisthum, Liturgie u. s. w. werden daneben nicht vergessen, und das „independentische, anarchische Kirchenregiment" (any such independent anarchicall Government), wie man es auf der Gegenseite erstrebe, wird mit herben Worten verurtheilt. Besonders auffällig erscheint die Art, mit der vom Parlamente gesprochen wird. Nicht der hier vertheidigte Remonstrant (Hall) und seine Gesinnungsgenossen widersetzen sich dem Parlament, sondern ihre (gleich Milton) radikal gesinnten Gegner, „die mit sanfter Schmeichelei gegenüber diesen Mitgliedern des Hauses und mit roher Gewalt gegenüber jenen die ganze Vereinigung von König, Pairs, Gemeinen über den Haufen zu werfen drohen". „Die Sonne bescheint keine wackerere, edlere Konvokation (Convocation) als die des Königs, der Pairs und der Gemeinen. Ihre abwägende Gerechtigkeit und weise Mässigung wird sich ewig zum Triumph anrechnen können, „dass sie bis jetzt verschoben haben zu thun, was ohne ruhige Ueberlegung zu thun unmässige Heftigkeit einerseits, dringende Forderung

andrerseits sie antreiben wollte". Wie diese Worte deutlich den politischen Takt bekunden, durch welchen hier das Schicksal des gefangenen Hall zum Besten gewandt werden sollte, so legen sie ein sehr sicheres Zeugnis dafür ab, dass die in Rede stehende Schrift nicht nach dem fünften, jedenfalls nicht nach dem vierzehnten Februar 1642 verfasst sein kann. Am fünften trat das Haus der Lords dem Gesetzentwurf über den Ausschluss der Bischöfe bei, am vierzehnten gab der König seine Zustimmung.

---

Nicht lange darauf erschien Milton's Antwort: Eine Schutzschrift gegen ein Pamphlet, betitelt eine bescheidene Widerlegung der Bemerkungen zu der Vertheidigung des Remonstranten gegen Smectymnuus. Sie war zwar anonym dem früheren Verfahren angemessen, aber bei demselben Buchhändler, der sein letztes unterzeichnetes Werk verlegt hatte (1). Die Schrift wird nach dem vierten Februar 1642 abgefasst sein, denn sie gedenkt der Petitionen der Lehrburschen und Frauen, die damals eingereicht worden waren, um den grundsätzlichen Ausschluss der Bischöfe aus dem Parlament zu erwirken (S. 302). Ob indess zur Zeit ihrer Abfassung dieser Ausschluss schon Gesetzeskraft erlangt hatte, bleibt unsicher, wennschon es wahrscheinlich ist (2). Die Art und Weise, mit welcher hier vom König geredet wird, zeigt, dass jedenfalls der volle Bruch zwischen ihm und dem Parlament noch nicht erfolgt war. Denn er wird noch, in gutem Vertrauen auf seine Willigkeit und presbyterianischer Ansicht einer Nationalkirche gemäss, aufgefordert, sich dadurch seines Titels, „Vertheidiger des Glaubens" würdig zu zeigen, dass er „den Unterhalt der Kirche gebührender Massen vertheile", damit alle Theile des Landes gleichmässig die Wohlthat der Predigt genössen, dass er „das Aergernis der Ceremonien" abstelle und die „Usurpation der Bischöfe" beuge.

Es war natürlich, dass Milton auch in dieser Schrift sich veranlasst sah, sehr viel von seiner eigenen Person zu sprechen

und die autobiographischen Bekenntnisse, die er früher abgelegt hatte, somit auf's beste zu ergänzen. Er hat Zeit seines Lebens etwas darauf gehalten, die Sache, der er diente, nicht nur durch den Glanz seines Talentes, sondern auch durch die Fleckenlosigkeit seines Charakters verherrlichen zu können. Indem er nun seinen guten Namen von den Halls in den Koth gezogen sah, fand er es nöthig, das Publikum über die Geschichte seiner Studienzeit, seines Bildungsganges, seiner dichterischen Bestrebungen weiter aufzuklären, und die Seiten, die er hierauf verwendet, haben uns bereits an mehr als einer Stelle zur Ergänzung anderweitiger Nachrichten gedient.

Des eigenen Werthes sich vollauf bewusst, erkennt er das Missliche einer Aufgabe, die ihn nöthigte, seine eigene Partei zu nehmen und den Leser in einer grossen Zeit mit Persönlichkeiten zu behelligen. Aber er findet seine Rechtfertigung darin, dass die Gegenpartei beabsichtigt habe, „nicht sowohl ihn selbst zu treffen, als in ihm die Wahrheit, die er geschrieben, gehässig zu machen und die evangelische Lehre zu schmähen, die sich der Tradition der Prälaten entgegensetzt“. Das erste, was er bekämpft, ist der Vorwurf, dass er mit seiner Parteinahme für die Smectymnianer sich in Dinge gemischt habe, die nicht seines Amtes seien. Es war dies die übliche Taktik der Männer von „imponirender Autorität“ und „grossem Namen“ gegenüber dem namenlosen Laien. Aber Milton tritt ihr entgegen. Er beruft sich auf seine „Freundschaft“ zu den Verfassern des Smectymnuus und spricht es hier ziemlich unumwunden aus, dass er zwar zu ihrer Gelehrsamkeit und Solidität vollstes Vertrauen gehabt, aber es nützlich gefunden habe, gegen „die gezierte und stichelnde Schreibweise“ des Remonstranten ihnen den Beistand seiner leichteren Waffen zu leihen. Ueberhaupt erklärt er, auch abgesehen von der Rücksicht auf jene Freunde, in dem entbrannten Kampfe gar nicht unparteiisch haben bleiben zu können. Man soll nicht fragen, warum dieser oder jener sich vordrängt, das richtet sich nicht nach dem Alter oder der Jugend, sondern danach, ob Gott einem offensichtlich „den Willen, den Geist und das Wort verleiht“. Er behauptet gleichsam unter

dem Eindruck einer Art von Inspiration gestanden zu haben, was der tiefen religiösen Stimmung, die unverkennbar in seinen Schriften hervorgetreten war, entspricht.

Er wendet sich darauf zu einer Erwiderung der Vorwürfe, welche man gegen sein Privatleben geschleudert hatte. Was über seine Universitäts-Zeit gesagt worden war, entkräftet er durch das Zeugnis seiner dortigen Bekannten. Die Grobheit, dass er nächst der Pest einer londoner Vorstadt-Kloake lästig falle, giebt er mit doppelten Zinsen durch den Satz zurück, sein Gegner, „der rohe Gassenkehrer", leide selbst an einer schlimmeren Pest: im Oberstübchen. Die hämische Anspielung auf seine „unbekannten Morgenbesuche" entreisst ihm eine Schilderung der glücklichen Stunden, die er in der Frühe des Tages genoss(1): „Im Winter, oft ehe der Klang einer Glocke den Menschen zur Arbeit oder zum Gebet erweckt, im Sommer, wenn die ersten Vögel zwitschern. Da werden gute Schriftsteller studirt oder vorgelesen, . . dann geht es an nützliche Arbeiten und ritterliche Uebungen, den Körper gesund und kräftig zu erhalten, damit er dem Geiste leicht und willig folge, wenn die Sache der Religion und die Freiheit des Landes starke Seelen in starken Leibern nöthig hätte, um Stand zu halten und den Posten zu vertheidigen".

Noch ausführlicher verweilt er bei dem Versuch, aus seiner Sprache zu schliessen, dass er zu den gewohnheitsmässigen Besuchern von Schauspielhäusern und Bordellen gehöre. Diese Zusammenstellung allein musste ihm, der die dramatische Kunst als solche verehrte, schon sehr lächerlich vorkommen. Er begnügt sich auf die nicht eben sehr moralischen Theater-Vorstellungen seiner ehemalischen theologischen Studien-Genossen zu verweisen, die er einst mit angesehn hatte, (s. o. B. I. S. 89) und weiss selbst durch diese Erinnerung dem hochkirchlichen Gegner eins zu versetzen. Demnächst deckt er das Verfehlte und Boshafte der gegnerischen Methode auf, aus seinen bildlichen Ausdrücken Schlüsse auf die Art seines Lebenswandels zu ziehen. Es wird ihm leicht, aus den Jugend-Schriften des alten Hall Rede-Wendungen und Schilderungen auszuheben, die auf die Moralität des Autors ein viel

schlimmeres Licht werfen würden. Auch weiss er sich geschickt des dialektischen Kunstgriffs zu bedienen, dem Gegner vorzuhalten, dass wer mit der Ausstattung und dem Jargon von schlechten Häusern so bekannt zu sein vorgebe, wohl eben so wenig in ihnen selbst ein Fremdling sein dürfe. Um aber ein für allemal dem verläumderischen Gerede von seiner Immoralität ein Ende zu machen. flicht er, mehr um sein Publikum aufzuklären, als um den Halls entgegenzutreten, jene klassische Darlegung über das Wesen der Poesie und ihr Verhältnis zum Sittlichen ein, wie es ihm aus seiner Beschäftigung mit den grossen Geistern der Vergangenheit klar geworden war (s. o. B. I. S. 257). Mit demselben Stolz, mit dem er „von den nächtlichen Studien und Arbeiten", gesprochen hatte, „auf die er eine ganze Jugend verwandt", berichtet er, ohne den Spott der Welt zu fürchten, dass humanistische Bildung und christliche Erziehung, verbunden mit „einer gewissen natürlichen Zurückhaltung", „ihn weit geringere Ausschweifungen haben verachten lassen als die des Bordells". An wenig Stellen hatte er Gelegenheit den puritanischen Moral-Begriff so deutlich hervorzukehren wie hier, und man wird nur dadurch über den engeren puritanischen Gedankenkreis emporgehoben, dass den Aussprüchen der Bibel über den Werth der Keuschheit die Berufung auf die „edelste Philosophie" der Alten vorausgeht. — Man hatte sich nicht begnügt, seine unschuldigen Worte gehässig auszulegen, sondern auch sie zu verstümmeln und auseinander zu reissen; das gemahnt ihn an die Prälaten-Art, puritanische „Nasen zu brandmarken und aufzuschlitzen". Man hatte „nach Art der Anstifter der Bartholomäusnacht" unverblümt „die Parole ausgegeben" ihn als einen „elenden Ungläubigen zu Tode zu steinigen"; das dünkt ihm „die aufreizende und henkermässige Sprache" eines Schülers Loyola's und beweist ihm, dass bei genügender Macht der Remonstrant und seine Genossen in England die Gegner des Bisthums ebenso behandeln würden, wie die Rebellen in Irland die Protestanten behandelten. Man hatte ihm selbstsüchtige Absichten auf eine reiche Wittwe oder eine Lecturer-Stelle vorgeworfen, er erklärt nicht ohne ironisches Behagen

den Gegner für einen sehr schlechten Propheten; bisher habe ihm trotz Studien und Reisen noch nie das Nöthige gefehlt, und, was die Heirats-Gedanken betreffe, so sei ihm ein wohlerzogenes Mädchen mit geringem Vermögen lieber als die reichste Wittwe.

Beinahe in jedem Theile dieser nothgedrungenen Selbstvertheidigung hatte Milton zugleich den Gegner schonungslos angegriffen und an mancher Stelle, die er ihm ausserdem widmet, übertraf er noch die Schärfe seiner früheren „Bemerkungen". Die rücksichtslose Derbheit seiner Ausdrücke zeigt auf's neue, dass ihm gegenüber kein „Prälat oder Erzprälat hoffen durfte als etwas Besonderes zu gelten", ja dass ihm der Titel „Bischof" nicht für einen „Segen" sondern für „das grösste Unglück" galt. Schon die Aufschrift des gegnerischen Pamphlets „Bescheidene Widerlegung etc." erscheint ihm von pfäffischer Heuchelei eingegeben. Er erklärt das Beiwort „Bescheiden" für ebenso unpassend wie die feierliche Dedikation einer Passions-Predigt an den Heiland, — eine Geschmacklosigkeit, deren sich kein Geringerer als Bischof Hall schuldig gemacht hatte(¹). Er zersaust dessen frühere Schriften, die „zahnlosen Satiren" und die „andere Welt" in der unbarmherzigsten, nicht immer sehr kritischen Weise und findet gerade hier jene komödiantenhafte, weinselige Gedanken-Richtung, die man ihm hatte vorwerfen wollen. Mitunter nimmt er dabei den Ton schulmeisterlicher Pedanterie an, wie wenn er stilistische Nachlässigkeiten des Gegners anstreicht, oder wenn er, mit den Waffen philologischer Gelehrsamkeit ausgerüstet, ihm klar zu machen sucht, was man unter einer Posse (Mime) zu verstehen habe(²). Mitunter schwingt er sich aber auch zu hoher Beredtsamkeit auf, wie wenn er darlegt, dass der menschliche Geist volle Freiheit haben müsse, sich dieser oder jener Darstellungsform zu bedienen, bildloser und allegorischer, ernster und scherzender, pathetischer und ironischer, je nach Neigung und Gelegenheit. Es wurde ihm nicht schwer sich dafür auf das Beispiel griechischer und römischer Schriftsteller, der Propheten und Apostel, ja Christi selbst zu berufen. In

eigener Sache deckt er sich aber recht absichtlich durch den stolzen Hinweis auf Luther, von dessen heiligem Zorn er den Prälaten gegenüber etwas in sich fühlte. Auf diese Weise nimmt er für sich das Recht in Anspruch „die Freiheit der Presse, wie sie für beide Seiten bestehe“ zu benutzen und stellt diesem Verfahren das frühere der Bischöfe entgegen, ihre Widersacher mundtodt zu machen durch den Kerker, „wo man ihnen Tinte und Papier verweigerte“.

Wie man sieht, mischt sich auch hier in das persönliche Geplänkel immer wieder der Streit um die allgemeinen Fragen, welche die Gemüther erregten. Die härtesten Worte fallen über den Mangel an Bildung der hochkirchlichen Geistlichkeit (s. o. B. I. S. 121); es wird gesagt, dass sich in jeder Gemeinde des Königreichs „einfache und tüchtige Männer finden liessen, die ihr gutes Gewissen die rechte Art geistlichen Unterrichts gelehrt habe, welche bald genug die prunkenden Flittern des üblichen barbarischen Lateins und die gezierte Aefferei des geschniegelten Kanzel-Schauspielers durchschauen würden“. Nicht minder heftig wird der Unfug der Anhäufung von Pfründen in einer Hand getadelt, mit dem sich die Abwesenheit von ausreichenden Seelsorgern in hunderten von Gemeinden verband. „Dieselben Leute — heisst es —, welche die treuen Hirten von ihren Heerden verjagen und eine Theuerung geistlicher Speise verursachen, schwelgen von der Arbeit gedungener Unterpfarrer (hireling curates)“, vergeuden selbst die für die Armenpflege und Erhaltung der Kirchen bestimmten Gelder und leben wie Grafen. Vor allem die anglikanische Liturgie mit ihrem Formelzwang, ihren „mageren und trocknen“ Ausdrücken, „ihren Wiederholungen und Geschmacklosigkeiten“ wird auf's neue mit dem ganzen puritanischen Eifer, die Fesseln eines freien, religiösen Aufschwungs abzustreifen, als einer der Reste papistischer Gebräuche, bekämpft. „Wenn wir in der That dem Pabstthum und dem Aberglauben einen Scheidebrief gegeben haben, warum sagen wir denn nicht, wie zu einer geschiedenen Frau: „„Nimm alles, was dir gehört mit dir und lass es hinter dir herziehn?““ Warum sind wir bei unsrer Trennung von Rom nicht so klug gewesen? Ah! gleich

einer schlauen Ehebrecherin hat sie beim Scheiden alle ihre schmachtenden Blicke und lockenden Worte nicht vergessen: „„Behalte diese Briefe noch, diese Erinnerungszeichen, diese wenigen Schmucksachen, ich bin nicht so begierig nach dem, was mein ist, möge es bei dir das Andenken bewahren dessen — was ich bin? nein — aber dessen, was ich einst war: schön und lieblich in deinen Augen"". Und jene weichherzigen Reformatoren liessen sich nach Art Verliebter besiegen durch die Worte einer „Buhlerin". — So ruft Milton auch hier wieder die eigene poetische Gestaltungskraft zu Hülfe, ohne indess Bundesgenossen aus alter und neuer Zeit, sei es ein Zeuge des Alterthums oder der heimische Gower, zu verschmähen. Sein ceterum censeo bleibt: „Wir werden niemals frei werden, bis wir nicht Prälatenthum und Kirchenfrevel als ein und dasselbe Ding von Grund aus ausrotten."

Eine Stelle der gegnerischen Schrift erforderte indess noch eine besondere Beachtung. Es war die, welche so geflissentlich in vollen Tönen das Lob des Parlaments gesungen hatte. Milton empfindet fast eine Art von Eifersucht darüber, dass einer von der bischöflichen Partei sich diesen Gegenstand erwählt und, wie er behauptet, schmählich misshandelt hat. Hatte man doch gewagt jener höchsten Körperschaft des Reiches den Namen einer K o n v o k a t i o n zu geben, der an und für sich schon für den Puritaner einen gehässigen Beigeschmack hatte und an „viereckige Mützen und Mönchskappen" gemahnte, hatte man doch das Parlament gepriesen nicht sowohl wegen dessen, was es gethan, als wegen dessen, was zu thun es bis dahin unterlassen hatte. Diesem heuchlerischen Lobe setzt Milton sein eigenes entgegen, das keine Einschränkung kennt und das höchste Gefühl des Triumphes athmet. Es thut ihm wohl, nach so vielfachem, bitterem Tadel auch einmal aus vollem Herzen loben zu können, und seine Worte werden zu einer Apotheose der miterlebten Ereignisse „der Rettung der gesunkenen Religion und des Gemeinwesens, welche die Besten lange gewünscht, aber bei der verzweifelten Lage der Dinge kaum zu hoffen den Muth gehabt

hatten". Die Mitglieder des Parlamentes sind ihm „Väter des Vaterlandes, Göttern gleich, denen täglich Bitten und Danksagungen zuströmen". Ihre Weisheit, ihre Standhaftigkeit dünkt ihn um so rühmlicher, da sie grossen Theils von adliger Abkunft in ihrer Jugend den schädlichen Einflüssen der Schmeichelei, des Reichthums, der Verführung ausgesetzt waren und ihre Bildung an den Stätten empfangen hatten, „welche die Gärten der Frömmigkeit und wahren Wissenschaft sein sollten, aber zu Brutstätten des Aberglaubens und hohler Scholastik geworden waren". Er findet keinen Grund, irgend eine ihrer Handlungen zu verschweigen, am wenigsten die Verurtheilung Strafford's, durch welche sie „mit einem Streiche die verlorenen Rechte und Freiheitsbriefe wieder gewannen, welche die Vorfahren nach so vielen Kämpfen kaum aufrecht erhalten konnten". Er möchte die erfolgreichen Arbeiten des Parlaments mit den in Dichtung und Geschichte hoch berühmten Thaten der grauen Vorzeit vergleichen, aber er fühlt, dass sie darunter leiden würden, „denn die Heroen des Alterthums befreiten die Menschen von solchen Tyrannen, die sich an einer Erzwingung des äusseren Gehorsams genügen liessen und dem Geiste erlaubten nach Möglichkeit frei zu sein, sie aber haben uns von einer Doktrin der Tyrannei erlöst, welche selbst die innere Ueberzeugung knechten und verderben wollte".

Ueberblickt man die fünf Milton'schen Flugschriften, die sich auf die kirchliche Reform-Frage beziehen, nach Form und Inhalt, so wird man zugeben müssen, dass ihnen in dem literarischen Kampfe der Zeit eine der ersten Stellen gebührt. Wohl theilen sie auf mehr als einer Seite mit anderen Erzeugnissen der damaligen Presse den Fehler ungeschlachter Grobheit, deren wir uns entwöhnt haben. Wohl erscheint in ihnen der freie Fluss der englischen Prosa häufig gehemmt durch schwerfällige Wendungen, die, aus der Vertrautheit des Autors mit den alten Sprachen erklärlich, uns fremdartig anmuthen. Auch über andere Mängel können wir nicht hinwegsehen. In der Hitze des Gefechtes werden, dem Argwohn des herrschenden Puritanismus gemäss, Thatsachen angenommen,

welche die Gegner auf's schwerste belasteten, deren Beweis sich indessen nicht immer hätte erbringen lassen. Ebenso weicht in der Schätzung früherer Ereignisse das ruhige Urtheil mitunter dem Sturm der Parteileidenschaft. Widersprüche und Inkonsequenzen sind nicht gänzlich vermieden. Während es wünschbar erscheint, dass dem religionslosen Staate kirchliche Aufgaben entzogen werden, gilt der Monarch doch noch als „Statthalter Christi , der das Scepter David's führt" (III. 57). In demselben Athem, in welchem Toleranz gefordert wird für den Puritaner, wird sie dem Katholiken verweigert. — In manchem hat sich Miltôn zeitlebens nicht über den Standpunkt erhoben, den er hier einnimmt, in anderen Fragen ist er sehr bald über den Gedankenkreis seiner Jugend hinausgeschritten. Immerhin standen schon damals den angegebenen Mängeln glänzende Vorzüge gegenüber, die keine der zeitgenössischen Federn mit der seinigen theilen konnte. Seine Schriften entfalteten einen Reichthum an Kenntnissen auf den verschiedensten Gebieten, der in Anbetracht seiner Jugend bewundernswerth erscheinen durfte. Sie strotzten förmlich von weittragenden Gedanken und wussten sie nicht selten in ein so glänzendes Gewand zu kleiden, dass man den philosophischen Kopf mit dem Genius des Dichters und Redners im Bunde erkennen musste. Aber noch heller leuchtete aus jedem Worte der Charakter des Schriftstellers hervor, der sich mit feurigem Eifer in den Kampf gestürzt hatte für das, was er als Sache des Gewissens und der Freiheit seines Volkes betrachtete, der sich über den Dunstkreis persönlichen Gezänkes aufgeschwungen hatte zu der reinen Höhe allgemeiner Ideen.

Wenn diese Schriften Milton als entschiedensten Gegner der damals bestehenden Staatskirche ausweisen, so lassen sie auch darüber keinen Zweifel, welche Kirchenverfassung und welche Staatsverfassung ihm damals genehm waren. Noch ist er entschiedener Anhänger des Presbyterianismus und der Monarchie. Aber während er der presbyterianischen Kirchen-Verfassung eben den göttlichen Ursprung zuweist, den die bischöfliche für sich in Anspruch nahm, macht er gewisse

Aeusserungen über die Sekten, die mit der orthodoxen presbyterianischen Ansicht schon nicht mehr im Einklang waren. Nicht minder fasst er die parlamentarische Autorität in einer Weise auf, die mit dem Königthum, wie es bisher bestanden hatte, kaum noch verträglich zu bleiben drohte. Und schon waren Ereignisse eingetreten, welche die grosse Bewegung des englischen Volkes weitergeführt hatten, und unter deren Einwirkung auch Milton's kirchlich-politische Anschauungen fortschritten.

---

## Drittes Kapitel.

### Beginn des Bürgerkrieges.

---

Seit der Verhaftung der Bischöfe herrschte in den parlamentarischen Kreisen ein Gefühl der Besorgnis für die nächste Zukunft, welches nur zu bald durch die Thatsachen eine Bestätigung erhielt. Man hatte die Ahnung, dass der Hof einen Hauptschlag vorbereite, ohne dass sie sich in bestimmte Formen gekleidet hätte. Der König suchte seine Stellung zu verstärken, indem er Falkland und Colepepper in den geheimen Rath aufnahm, mit der Absicht, den einen zum Staatssekretär, den anderen zum Kanzler der Schatzkammer zu machen, während Hyde, mit Digby von grösstem Einfluss, einen officiellen Posten noch nicht bekleidete. Das Haus der Gemeinen, über die Pläne des Hofes keineswegs beruhigt und durch dunkle Warnungen Pym's mit Argwohn erfüllt, traf einige Sicherheitsmassregeln und bat den König um Erneuerung jener Schutzwache unter Essex. Karl I. setzte in seiner Erwiderung „sein Königswort" zum Pfande, dass der Schutz jedes einzelnen Mitgliedes vor Gewaltthat ihm so theuer sei und bleiben werde wie die Erhaltung seiner selbst und seiner Kinder (3. Januar 1642). Während diese Antwort im Unterhause bekannt wurde, erschien vor den Lords Sir E. Herbert, der Attorney-General, um im Namen des Königs ein Mitglied des Oberhauses, Lord Kimbolton, und fünf Mitglieder der Gemeinen, Pym, Hampden, Haselrig, Strode. Holles. des Hoch-

verraths anzuklagen. Was das Parlament einst gegen Strafford als Beschuldigung erhoben hatte, Versuch die Fundamental-Gesetze des Reiches zu untergraben, ward ihnen, den Führern des reformlustigen Puritanismus, Schuld gegeben. Man bezichtigte sie u. a. der einstigen verrätherischen Verbindung mit den Schotten, Verführung des Heeres, Vorbereitung des Krieges gegen den König. Die Lords, weit entfernt davon ihren Genossen in Haft nehmen zu lassen, hörten seine heftige Gegenerklärung an und wählten ein Committee, um die Gesetzlichkeit der Anklage zu untersuchen. Fast gleichzeitig mit der Nachricht von diesen Vorgängen kam dem Unterhause Kunde zu, dass königliche Diener in die Wohnungen der angeklagten Mitglieder eingedrungen seien, um sich ihrer Papiere zu bemächtigen und ihre Pulte und Thüren zu versiegeln. Sofort erklärten die Gemeinen das Geschehene für einen Bruch ihrer Privilegien, traten mit den Lords in Berathung über den Schutz der Rechte und der Sicherheit des Parlaments und befahlen Verhaftung jener Personen, Abreissung der Siegel. Währenddess erschien nach Erlaubnis des Hauses der königliche Sergeant at Arms, um einer Botschaft seines Herrn zu Folge Auslieferung der fünf Mitglieder zu fordern. Das Haus entschloss sich nach kurzer Berathung, dem Monarchen zu erwidern, dass man seine Botschaft, welche die Privilegien des Parlaments berühre, in ernste Erwägung ziehen, sich baldmöglichst über eine Antwort schlüssig machen und inzwischen dafür Sorge tragen wolle, dass die fünf Mitglieder sich jeder gesetzlichen Anklage stellten. Sie wurden daher, einer nach dem anderen, vom Sprecher verpflichtet, bis auf weiteres Tag für Tag im Hause zu erscheinen. Auf's neue wurde an den König das Verlangen einer Garde gerichtet, mit der er selbst und das Parlament einverstanden sei(1). Inzwischen forderte das Unterhaus den Lord Mayor auf, einen Theil der Milizen zu seinem Schutze aufzubieten. Unter allgemeiner Aufregung gieng der Tag zu Ende.

In der Nacht vom dritten auf den vierten Januar wurde in Whitehall, wie es scheint, ohne Zuziehung der neuen Minister unter aufreizender Theilnahme der Königin, der Ent-

schluss gefasst, Gewalt anzuwenden. Um Mitternacht ward der Lord Mayor geweckt, um einen königlichen Befehl entgegenzunehmen, der ihm einschärfte, ohne Vollmacht des Monarchen keine Milizen aufzubieten, wie das Unterhaus sie zu seinem Schutz verlangt hatte, vielmehr jeden Tumult mit bewaffneter Hand zu unterdrücken. Der Tower war in Vertheidigungszustand. Die Mitglieder der Rechtskollegien erhielten Befehl vom König, „sich bereit zu halten". Gegen Morgen strömten bewaffnete Kavaliere, Höflinge, abgedankte Officiere im Palast zusammen. — Als das Haus der Gemeinen seine Sitzung begann, hatte man Kunde von der drohenden Gefahr. Die Geschäfte nahmen nichtsdestominder ihren Gang. Falkland berichtete, dass der König der Deputation erwidert habe, er werde noch im Laufe des Morgens seine Antwort senden. Die Anklage-Akte wurde von den fünf Beschuldigten aufs schärfste kritisirt, und eine Konferenz mit den Lords begehrt, „um den Autoren und den Verbreitern des skandalösen Libells nachzuforschen", sowie über die Garde in Whitehall Klage zu führen, welche die Freiheit der Debatte verhindere. Der Stadtrath erhielt eine Mittheilung von den bedenklichen Anzeichen, die Rechtskollegien eine Aufforderung, sich über ihre Absichten zu erklären. Um zwölf Uhr unterbrach das Haus für eine Stunde die Sitzung. Als man wieder zusammentrat, hörte man durch eine Botschaft der Lords, dass der König am gestrigen Tage seine Antwort in Betreff der Garde noch verschoben habe. Demnächst nahm man beruhigende Antworten der Rechtskollegien entgegen. Aber die Spannung wuchs, als man näheres über die Ansammlungen Bewaffneter in Whitehall erfuhr, und sich zugleich die Kunde verbreitete, welche den fünf Bedrohten inzwischen zugekommen war, dass es sich um ihre Ergreifung handle. Noch verhandelte man darüber, ob sie bleiben sollten oder nicht, als athemlos der französische Kapitän Langres, ein Bekannter des Abgeordneten Fiennes, an der Thür erschien und diesem mittheilte, der König selbst sei schon im Anzug (1). Der Sprecher Lenthall, durch Fiennes benachrichtigt, kündigte es dem Hause an. In weiser Erwägung der Umstände, die sehr geeignet

waren, Blutvergiessen herbeizuführen, gab dieses den fünf Mitgliedern Erlaubnis, sich zu entfernen. Der erregte Strode wollte nicht weichen, ein Freund drängte ihn gewaltsam den Gefährten nach. Ihre Barke stiess kaum vom Ufer ab, als der König mit ein Paar hundert Bewaffneten in der grossen Halle von Westminster erschien. Die Hauptmasse bildete hier Spalier, er selbst mit seinem Neffen, dem Prinzen Karl von der Pfalz, schritt über die Treppe durch den Vorsaal zur Thüre des Hauses, aber eine Anzahl der Bewaffneten drängte ihm bis dahin nach. Er ermahnte sie, „bei ihrem Leben nicht weiter zu gehen“ und trat mit seinem Neffen in den Saal, dessen Thüre offen blieb. Alles erhob sich baarhäuptig, der König durchschritt grüssend die Reihen.

Und nun erfolgte jene denkwürdige Scene, die sich in dem Journal des Hauses der Gemeinen nur durch eine grosse Lücke darstellt, bei deren aufregendem Verlauf nur zwei Personen die Ruhe behielten, sich Notizen zu machen, jener Sir Simonds d'Ewes, das schreibfertige Mitglied des Hauses, und der junge Untersekretär John Rushworth, dessen Aufzeichnungen Karl I. mit einigen Veränderungen von seiner Hand am folgenden Tage veröffentlichen liess. Nach einem Blick der Enttäuschung auf den leeren Platz John Pym's begab sich der König zum Sitz des Sprechers mit den Worten: „Herr Sprecher, ich muss für kurze Zeit um Ihren Stuhl bitten.“ Ohne sich niederzusetzen blickte er sich lange im Hause um und begann dann zu reden: „Gentlemen, ich bedauere den Anlass, weswegen ich hierher gekommen bin. Gestern habe ich einen Sergeant at Arms aus triftigen Gründen entsandt, um einige zu verhaften, die auf meinen Befehl des Hochverrathes angeklagt waren. Ich erwartete darauf Gehorsam, aber keine Deputation. Und ich muss euch hier erklären, obwohl nie ein König in England war, der mehr über die Aufrechthaltung eurer Privilegien wachte, als ich, so sollt ihr doch wissen, dass in Fällen von Hochverrath niemand ein Privilegium hat. Und deshalb bin ich gekommen, um zu sehn, ob einer der Angeklagten hier ist.“ Er hielt einen Augenblick inne. „Ich sehe keinen von ihnen, ich denke, ich

sollte sie kennen." Nach einer neuen Pause fuhr er fort: „Denn, Gentlemen, ich muss euch sagen, dass, solange diese keines leichten Vergehens, sondern des Hochverraths angeklagten Personen hier sind, ich nicht erwarten kann, dass das Haus den rechten Weg geht, wie ich ihn von Herzen wünsche. Deshalb bin ich gekommen, um euch zu sagen, dass ich sie haben muss, wo immer ich sie finde." Auf die Frage: „Ist Mr. Pym hier?" verharrte alles in Schweigen, ebenso auf die Frage nach Holles. Der König wandte sich daher an den Sprecher Lenthall. Der kniete nieder und erwiderte: „Majestät, ich habe weder Augen zu sehen, noch eine Zunge zu sprechen von diesem Platze aus, wenn nicht das Haus mir Auftrag dazu giebt, dessen Diener ich an dieser Stelle bin, und bitte ehrerbietigst um Verzeihung, dass ich keine andere Antwort geben kann." Auch hier zurückgewiesen, schaute der König selbst noch ein Mal nach den Gesuchten aus und fügte einige Worte hinzu, in denen er theils Früheres wiederholte, wie dass er „niemals Gewalt beabsichigt habe", theils die Erwartung aussprach, dass „man ihm die ausgeflogenen Vögel, sobald sie zurückgekehrt seien, senden werde." Er schloss mit der Versicherung: „Andernfalls werde ich sie selbst zu finden wissen." Als er den Saal unmuthig verliess, tönten ihm die lauten Rufe „Privilegium, Privilegium" nach. Draussen harrte seiner das Gefolge. Ein Theil desselben, die geladenen Pistolen in der Hand, hatte eine drohende Haltung eingenommen und ungeduldig wie auf ein Kommando gewartet. Das Haus, ohne in irgend ein Geschäft einzutreten, vertagte sich bis zum folgenden Mittag.

Währenddess veränderte sich das Ansehn der Stadt. In einem Hause von Coleman-Street, im Herzen der City, hielten sich die fünf Verfolgten auf, die Bürgerschaft war entschlossen, sie sich nicht entreissen zu lassen. Die Läden wurden geschlossen, Menschenmassen durchwogten die Strassen, beängstigende Gerüchte flogen von Mund zu Mund, die Thore wurden gesperrt, die ganze Nacht erschollen die Rufe der auf- und abmarschirenden Wachen. Am folgenden Morgen erschien die Rede des Königs im Druck nebst einer Proklamation, der

zu Folge die Häfen des Reiches für den Fall eines Fluchtversuchs der Fünf geschlossen werden sollten. Die Aufregung nahm zu, als man hörte, dass er selbst ohne kriegerisches Gefolge in der Guildhall zu erscheinen im Begriff sei. In den Strassen empfiengen ihn die Rufe „Privilegien des Parlaments“, ein Blatt Papier ward in seinen Wagen geworfen mit der Aufschrift: „Zu deinen Zelten Israël“. In Guildhall ward er von den Behörden der Stadt mit höchster Ehrerbietung aufgenommen, hielt eine Ansprache, in der er das Misstrauen der Gemeinde zu zerstreuen suchte und auf Auslieferung der Angeklagten bestand. Aber selbst hier aus den Reihen des Gemeinderaths und der draussen sich drängenden Volksmasse musste er entgegengesetzte Rufe vernehmen, unter welchen der „Privilegien des Parlaments“ den andern „Gott segne den König“ übertönte. Er lud sich in freundlicher Herablassung bei einem der Sheriffs zum Essen ein; als er Nachmittags dessen Wohnung verliess, um nach Whitehall zurückzukehren, verfolgten ihn wieder jene unliebsamen Worte.

Am selben Nachmittage versammelte sich das Unterhaus bei verschlossenen Thüren. Während einige aus der royalistischen Minorität das Verfahren des Königs zu entschuldigen suchten, setzte die Mehrheit eine schon vorher entworfene Deklaration gegen den Bruch der Parlaments-Privilegien durch. Es ward beschlossen, sich bis zum eilften zu vertagen und inzwischen ein Committee zu wählen, dessen Sitz in Guildhall sein sollte. Ihm wurde zur Aufgabe gestellt, die Mittel der Sicherung von Stadt und Reich in Erwägung zu ziehn. Auch die irischen Angelegenheiten sollten nicht vergessen werden. Den Lords ward Mittheilung davon gemacht, sie vertagten sich gleichfalls. Indem das Parlament auf diese Weise, wie jene fünf Mitglieder, sich unter den Schutz der City stellte, wurde zwischen beiden das Band noch enger geflochten. Während das Committee in Thätigkeit trat und alsbald den fünf Angeklagten wieder Zutritt gewährte, verwandelte sich die City, erschreckt durch das Gerücht von gewaltsamen Absichten Digby's und Lunsford's, in ein Lager. Der Ruf nach Waffen wurde bis in die Vorstädte hinein laut, am sechsten Januar

traten 40,000 Mann in voller Rüstung, nahe an 100,000 mit Hellebarden, Schwertern, Keulen zusammen, der Lord Mayor Gourney, dem die Bewegung über den Kopf wuchs, hatte Mühe, die Massen zu zerstreuen(1). Die neuen Proklamationen des Königs, in denen er allen Unterthanen Festnehmung der Fünf anbefahl und ihre Beherbergung verbot, riefen neue Gegenmassregeln hervor. Eine Deputation des Gemeinderaths machte ihm ehrerbietige aber ernste Vorstellungen. Das Committee übertrug den Oberbefehl über die Miliz der City und die Aufsicht über den Tower dem puritanisch gesinnten Kapitän Skippon, der in Holland seine Kriegsschule durchgemacht und sich vom gemeinen Soldaten emporgearbeitet hatte. Eine Schutzgarde von acht Compagnieen für den Wiederzusammentritt des Parlaments wurde gebildet. Nur solche wurden in sie aufgenommen, die sich eidlich verpflichteten, „die wahre reformirte Religion gegen Papismus und papistische Neuerungen, die Macht und Privilegien der Parlamente, die gesetzlichen Rechte und Freiheiten der Unterthanen zu schützen". Die Kanzeln erschollen am Sonntag von feurigen Predigten über Sprüche der Psalmen. Aus Buckinghamshire kamen viertausend berittene Pächter und Freisassen, den Protest des Parlamentes als Wahrzeichen am Hute, mit einer Petition wegen des Geschehenen und bereit für ihren Landsmann John Hampden und das Parlament „zu leben und zu sterben". Junge Kaufleute und Lehrlinge boten ihre Dienste an, die Schiffer und Matrosen der Themseboote baten um die Ehre, das Parlament von der Wasserseite zu vertheidigen, wenn es zu seinem gewöhnlichen Sitzungsorte zurückkehre.

Der König wie seine Gemahlin fanden es unerträglich, den Triumph der Pym und Hampden zu sehen. Auch mochten sie durch das Gefühl der Furcht geleitet werden, während sich ihnen ausserhalb der Hauptstadt Mittel der Vergeltung bieten konnten. Am 10. Januar verliessen sie mit kleinem Gefolge Whitehall und begaben sich zuerst nach Hamptoncourt, dann nach Windsor. Am folgenden Morgen, im Sonnenglanze eines schönen Wintertages, hielten die Fünf auf geschmückter Barke

ihren Triumphzug durch das doppelte Spalier der Kähne auf dem Strome und der Milizen auf beiden Ufern. Unter Jubelrufen und Böllerschüssen landeten sie am Strande von Westminster und wurden von ihren Gefährten an altgewohnter Stelle stehend empfangen. Den Bürgern von London wurde in beredten Worten John Pym's gedankt, die Petition aus Buckinghamshire mit Freuden entgegengenommen, die ernstesten Vorsichtsmassregeln zum Schutze des Parlaments getroffen.

Das Ereignis hatte mit einem vollständigen Triumph der Fünf und ihrer Gesinnungsgenossen geendigt, und sie beeilten sich in den nächsten Wochen ihn nach allen Seiten hin auszubeuten. Indem sie in äusserlicher Wahrung der konstitutionellen Fiktion die Person des Königs ausserhalb jeder Debatte stellten und bei jedem Schritt, den sie thaten, ebenso sehr seine Ehre, wie die Privilegien des Parlaments und das Wohl des Landes betonten, brachten sie Karl I. eine beschämende Niederlage nach der anderen bei. Sie machten sich daran, das Geschehene bis ins einzelne zu untersuchen, forderten Beweise für die erhobene Anklage, Namhaftmachung der „übeln Rathgeber", die den König missleitet hätten. Alle, die bei dem Attentat auf die parlamentarischen Privilegien mitgewirkt hatten, sahen sich ihrerseits mit Verfolgung bedroht, um wie vielmehr solche, die an der Spitze Bewaffneter mit feindlichen Absichten in der Nähe Londons erschienen, wie Digby und Lunsford. Je weniger man nach diesen Erfahrungen Grund hatte, dem geflüchteten Hofe und seinem Anhang von Kavalieren zu trauen, je mehr man royalistische Anschläge auf Hull zu befürchten hatte, desto heftiger wurden die Angriffe gegen die „Malignanten", denen auch, unter beständigem Hinweis auf das irische Blutbad, die „Papisten" gleichgestellt wurden, und die man besonders in der Umgebung der Königin erblickte. Und indem die Führer des Unterhauses vorsichtig auf den äussersten Fall bedacht waren, schritten sie ohne Zagen zu weiteren Massregeln, welche deutlich bewiesen, dass man sich mitten im Zustande der Revolution, wenn nicht schon am Anfang des Bürger-

krieges befand und nicht mehr fähig war, die alten Grenzen der Staatsgewalten zu bewahren. Eine feierliche Proklamation, in alle Grafschaften versandt, ermahnte das Volk, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, für Waffen und Munition zu sorgen, die Magazine zu füllen und zu hüten, keine Aushebung zu dulden, keinen festen Platz auszuliefern „ohne die Autorität seiner Majestät, ausgedrückt durch die beiden Häuser des Parlaments". Der Tower wurde bewacht, Anordnungen zur Sicherung der grossen Häfen und Arsenale erlassen, mit Hülfe der reichen Kaufleute für die Bedürfnisse der Finanzen Sorge getroffen, eine Namensliste für die Ausfüllung der höchsten Posten des Aufgebotes entworfen, der König darum angegangen, das Kommando der festen Plätze und der Milizen diesen Männern des parlamentarischen Vertrauens zu übergeben. So spitzten sich die begehrlichen Wünsche der Mehrheit des Unterhauses wieder zu den zwei Forderungen zu, die schon früher aufgetreten waren: Aenderung der Verwaltung in ihrem Sinn, Verzicht auf die Verfügung über die Streitkräfte der Nation. Aber daneben blieb die grosse Frage nicht vergessen, welche Monate lang ganz England in Athem gehalten hatte, die Frage der Reform der Kirchenverfassung, der Beseitigung des bischöflichen Regiments, vor allem der Ausschliessung der Bischöfe aus der Legislative. Gerade damals umbrauste der Sturm der Petitionen mit erneuter Gewalt die Thüren des Parlaments. Von Stadt und Land, von Vornehm und Gering langten ungestüme Mahnungen in Westminster an, am 4. Februar erschien, als ein Gegenstand royalistischen Spottes, sogar eine Deputation von londoner Frauen, und wenn der irische Jammer, das Idol der Messe, der Erzfeind William Laud, die papistischen und schlechtgesinnten Rathgeber der Krone in den meisten Petitionen eine grosse Rolle spielten, so wurde am wenigsten vergessen, wie unaufschiebbar es sei, den „abergläubischen Bischöfen" ihre Stimmen im Hause der Lords zu nehmen.

Die Lords suchten, wo es nicht auf Abwehr drohender Gewaltsamkeiten ankam, dem unaufhaltsamen Drängen der Gemeinen Einhalt zu thun. Sie klammerten sich an eine

einigermassen nachgiebige Botschaft des Königs, um ihre Freude darüber kundzugeben, in der Hoffnung, dass der wilde Strom immer neuer Forderungen damit abgedämmt würde. Ihre Mehrheit war nicht gewillt, die königliche Prärogative anzugreifen und, mit einem späteren Ausdruck des Unterhauses zu reden, „mehr zu thun, als je die Vorfahren gethan hatten, weil sie mehr gelitten als diese". Aber schon mussten sie während einer Konferenz aus dem Munde John Pym's Worte hören, die einen überraschenden Ausblick in die Zukunft eröffneten: „Die Gemeinen werden sich freuen bei der Rettung des Reiches, eure Mitwirkung und Hülfe zu besitzen; sollten sie aber diese missen, so wird das sie nicht entmuthigen, ihre Pflicht zu thun. Und mag das Reich untergehen oder gerettet werden (aber ich hoffe, es wird mit Gottes Hülfe gerettet), so werden sie bedauern, dass die Geschichte dieses Parlamentes der Nachwelt zu erzählen haben wird, dass das Haus der Gemeinen in solcher Gefahr gezwungen war, das Reich allein zu retten" ([1]). Unter den Lords selbst traten die Gegensätze immer schärfer hervor, die Minorität war seit lange, wie für andere Forderungen der Gemeinen, so für den Ausschluss der Bischöfe gewonnen, am 5. Februar gab das Oberhaus endlich der vielumstrittenen Bill seine Zustimmung, nach welcher alle Personen geistlichen Standes unfähig sein sollten, „irgend eine weltliche Gerichtsbarkeit oder Autorität auszuüben". Eines der Hauptbegehren des fortgeschrittenen Puritanismus war damit erfüllt, eines der Hauptziele der Milton'schen Streitschriften erreicht, einer der wichtigsten Schritte auf der Bahn gemacht worden, welche der Trennung des kirchlichen und staatlichen Gebietes zustrebte.

Man darf annehmen, dass die royalistische Mehrheit der Lords bei diesem Akt der Nachgiebigkeit im Einverständnis mit den Absichten des Hofes handelte ([2]). Man hatte sich hier Ende Januar, nachdem der Anschlag auf Hull misslungen war, entschlossen, gefügig zu erscheinen. Man hoffte durch Zugeständnisse von minder Wichtigem Zeit zu gewinnen, um das Wichtigste zu retten und im günstigsten Fall Verlorenes wiederzugewinnen, das man im Nothstande aufgegeben hatte,

ohne sich damit für die Zukunft gebunden zu halten. Unter dem Vorwand, ihre Tochter nach Holland zum Prinzen von Oranien, dem ihr bestimmten Gemahl, zu begleiten, sollte die Königin sich mit den Kronjuwelen nach dem Festland begeben, um Anleihen zu machen, Munition zu beschaffen, Soldaten anzuwerben. Der König wollte währenddess langsam in die nördlichen Theile des Reiches zurückweichen, seine Streitkräfte sammeln, inzwischen die Verhandlungen mit dem Parlament fortsetzen. Daher die versöhnliche Sprache des Königs, selbst mit Bezug auf die Streitfrage über die Miliz, sein Wunsch, die Angelegenheit der fünf Mitglieder in Stillschweigen zu begraben, seine Einwilligung, das Kommando des Tower auf einen von den Gemeinen in Vorschlag gebrachten Mann übergehen zu lassen. Auch in der Frage des Ausschlusses der Bischöfe vom Oberhause überwand er sich nachzugeben, wiewohl damit die alte bischöfliche Verfassung selbst einen schweren Stoss erhielt. Diese Frage war doch weit minder bedeutend als die der Verfügung über die Miliz, weit weniger geeignet, zum Ausgangspunkt eines äussersten Widerstandes gemacht zu werden als diese. Die Königin, als Katholikin, hatte keinen Grund sich für die Privilegien des anglikanischen Bisthums, zumal angesichts ihrer nächsten Pläne, zu erwärmen, und wenn Falkland und Colepepper von diesen auch nicht im einzelnen unterrichtet sein mochten, so waren sie nach ihrer ganzen freieren Geistesrichtung weit entfernt davon, die Gewissensbedenken ihres streng anglikanisch gesinnten Freundes Edward Hyde zu theilen.

Am 14. Februar erfuhr das Parlament durch eine Botschaft des Königs, dass er nächst der Bill über die Anwerbung von Mannschaft für den irischen Krieg jener anderen über den Ausschluss der Bischöfe seine Zustimmung gegeben habe. Er fügte hinzu, dass er die weitere Frage „über Verfassung und Liturgie“ ganz und gar der Weisheit des Parlaments überlasse und bat nur, dass man ihm nicht einzelne Theile, sondern ein ganzes System der Reform vorlegen möge. Zugleich suchte er die argwöhnische Intoleranz des Puritanismus zu befriedigen, indem er versprach, auf strenge Durchführung

der Strafgesetze gegen Rekusanten und römische Priester zu achten.

Einige Tage später fuhr die Königin von Dover ab, begleitet vom Prinzen Rupert von der Pfalz, der nach England geeilt war, um sich seinem Oheim zur Verfügung zu stellen. Der König selbst schlug mit dem Prinzen von Wales und dem Herzog von York den Weg nach Norden ein.

Eben dieser Zeit und den nächstfolgenden Monaten gehörten die wichtigen Verhandlungen mit dem Parlamente an, welche unmittelbar zum Bruch, zum Beginn des Bürgerkrieges führten.

Es waren sehr verschiedene Gegenstände, welche damals zwischen König und Parlament zur Sprache kamen, noch immer unter Festhaltung der Fiktion, als betrachte man die Trennung der Staatsgewalten als ein vorübergehendes Ereignis, während in Wahrheit beide Parteien sich schon als Feinde ansahen, eifrig rüsteten und durch Druckschriften aller Art die öffentliche Meinung auf ihre Seite zu ziehen suchten. Im Vordergrund stand aber die schon so häufig berührte Frage über „die Militia“. Hier zeigte sich, wie weit und wie richtig Strafford gesehn hatte, indem er in den bestehenden Verhältnissen der Militärverfassung des Landes ein Haupthindernis für die Herstellung einer Staatsgewalt erblickte, welche den Monarchen thatsächlich absolut und das Parlament thatsächlich zu einem blossen Schatten gemacht haben würde. Aber auch die Führer des Parlaments waren sich frühe klar darüber geworden, dass alle die einschneidenden konstitutionellen Bestimmungen, die sie theils bereits durchgesetzt hatten, theils noch durchzusetzen hofften, keine verlässliche Bürgschaft ihrer Dauer in sich trügen, wenn nicht die administrativen Gewalten der Krone auch auf jenem Gebiet beschränkt würden. Ueber die Thatsache, dass man etwas Neues erstrebe, mochte unter den Häuptern der Partei wiederum ein mehr oder minder klares Bewusstsein herrschen, über die Nothwendigkeit dieser Bestrebung war unter ihnen keine Meinungsverschiedenheit. Man hatte den grossen Vortheil, auch in dieser Frage immer mit dem Hinweis auf Ir-

land operiren zu können, dessen elender Zustand schleunige Abhilfe forderte, und damit zugleich das puritanische Gefühl des Hasses gegen den Papismus zu treffen, während das Anerbieten des Königs, selbst das Kommando gegen die Rebellen zu übernehmen, nur auf's neue den popularen Argwohn erweckte und den Entschluss, auf dem eingeschlagenen Wege zu verharren, entschieden kräftigte.

Unmittelbar, nachdem Karl I. das vorläufige Opfer gebracht hatte, sich mit dem Ausschluss der Bischöfe aus dem Oberhause einverstanden zu erklären, wurde ihm der Entwurf der Ordonnanz des Parlamentes vorgelegt, welche ausführliche Bestimmungen über die Miliz und eine Namensliste der Männer enthielt, denen sie anvertraut sein sollte. Der König erklärte nach einigem Zögern die Vorlage in der eingereichten Form für unannehmbar. Sein Widerspruch richtete sich nicht sowohl gegen die in Vorschlag gebrachten Personen, an denen er nichts auszusetzen fand, soweit nicht London und entsprechende Korporationen in Frage kamen. Aber er verwahrte sich gegen die Ausdehnung ihrer militärischen Befugnisse mit Umgehung seiner Person und er weigerte sich vor allem, auf sein Recht des Widerrufs jener Vollmachten zu Gunsten des Parlaments zu verzichten. Die Rückantwort des Parlamentes führte eine drohende Sprache. Das Unterhaus erklärte die Worte des Königs für eine vollkommene Weigerung, seine Rathgeber in dieser Frage für Feinde des Staates und Verschwörer gegen die Sicherheit des Königs und den Frieden des Reiches. Es gab, mit dem Verlangen Karls I. in direktem Widerspruch, seine volle Billigung mit dem Unternehmen einzelner Landestheile kund, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Es riss die Lords zur Absendung einer Botschaft mit, welche dem König erklärte, die Gefahren des Staates könnten keinen Aufschub erdulden, und wenn er sich nicht entschliessen könne, seine sofortige Zustimmung zu den gemachten Vorschlägen zu geben, werde man genöthigt sein, über die Miliz unter Autorität beider Häuser des Parlamentes zu verfügen. Auch baten sie um seine und des Prinzen von Wales Rückkehr in die Nähe der

Hauptstadt. Einer solchen Sprache setzte der König um so bestimmter seine Weigerung entgegen, je weiter er sich nach Norden entfernte, und er war schon in Newmarket angekommen, als Lord Pembroke, der ihn drängte, wenigstens auf beschränkte Zeit die Militia aufzugeben, von ihm die Antwort erhielt: „Nein, bei Gott, nicht für eine Stunde.“

Das Parlament liess sich inzwischen nicht aufhalten. Alle anderen Geschäfte traten hinter dem der kriegerischen Rüstung zurück. Die Frage der kirchlichen Reform, welche anfangs die Hauptsache gewesen war, wurde in den Hintergrund gedrängt. Wennschon William Laud in Verhaft blieb, so dachte man nicht daran, die zwölf Bischöfe länger festzuhalten und gab ihnen Anfang Mai die Freiheit. — Schon vorher hatten die Gegensätze sich mehr und mehr verschärft, obgleich die Verhandlungen niemals abbrachen. Das Parlament fasste den entscheidenden Beschluss, die Ordonnanz über die Miliz selbstständig durchzuführen. Der König erklärte dies für einen Bruch der Grundgesetze des Reiches und verbot allen Unterthanen der Ordonnanz Folge zu leisten. Das Parlament antwortete, „dass ihm selbst als höchstem Gerichtshof des Reiches zustehe, auszusprechen, was Landesrecht sei“ und brandmarkte jeden Versuch, dies in Zweifel zu ziehn, als einen Bruch seiner Privilegien. Unwillkürlich gelangte man dazu, von dem thatsächlichen Zwiespalt aus auf die allgemeinsten Theorieen vom Urquell der Staatsgewalt zurückzugehn und bewies schon dadurch, welche Fortschritte der revolutionäre Gedanke gemacht hatte. Am 23. April hatte der König unerwartete Gelegenheit, dies selbst zu erproben. John Hotham, der Befehlshaber der Stadt Hull, deren er sich mit ein Paar hundert Reitern zu bemächtigen gedachte, den Geboten des Parlaments getreu, verweigerte ihm den Einlass. Karl I. erklärte ihn daraufhin für einen Verräther, unterbrach seine Verbindungen mit London, fieng einen von Hull dorthin entsandten Boten ab. Das Parlament billigte das Benehmen Hotham's, nannte das Verfahren des Königs gegen ihn, eines der Mitglieder des Unterhauses, gesetzwidrig und

entsandte eine Kommission mit strengen Vollmachten nach Norden.

Das energische Zusammenwirken von Ober- und Unterhaus, die rasche Bewältigung einer ungeheuren Last von Geschäften, die rücksichtslose Schärfe einzelner Massregeln ward allein dadurch ermöglicht, dass sich allmählich die royalistischen Mitglieder entfernten, und fast nur diejenigen zurückblieben, welche entschlossen waren, wenn es zum Kriege käme, auch gegen den König die Waffen zu führen. Ein grosser Theil der Lords eilte nach York zum König, aber eben die puritanisch Gesinnten waren nicht darunter, die Karl I. ausdrücklich zu sich entboten hatte und die er nun, wie Essex und Holland, ihrer Hofämter entsetzte. Der Lord-Keeper Littleton schickte heimlich das grosse Siegel zum König und folgte selbst nach. Viele von den Gemeinen giengen denselben Weg, nächst Hyde hielten es auch Falkland und Colepepper nicht mehr für gerathen, in London zu bleiben. Im Laufe des Mai und Juni hatte sich in York eine Art von Gegenparlament versammelt, von allen Seiten strömte der loyale Adel hierher zusammen, der König empfieng aus den Grafschaften des Nordens und Westens mannichfache Zeichen der Sympathie, er wandte sich, nicht ohne heftigen Widerspruch zu erfahren, an Gentry, Freisassen und Pächter der Nachbarschaft um Hülfe für den bevorstehenden Kampf, er erhielt eben damals die erste Sendung von Kriegsmaterial, welches die Königin auf dem Festlande angekauft hatte. Alsbald trafen in den einzelnen Grafschaften die Ordonnanz des Parlaments über die Miliz und der vom König gegebene Auftrag (Commission of array) der Truppenaushebung aufeinander, den durch beide Häuser ernannten Lord-Lieutenants traten die Bevollmächtigten des Monarchen gegenüber, über das ganze Reich hin wurde der Zwiespalt getragen und erfüllte Städte und Dörfer, Strassen und Märkte mit wildem Tumult.

Unter den Flugschriften, deren damals eine grosse Zahl die Frage der Militia mit leidenschaftlichem Eifer behandelte, ist eine, welche man mitunter der Feder John Milton's zugeschrieben hat. Sie setzt sich vor, wie schon ihr Titel an-

deutet, zu beweisen, dass das Recht auf Seiten des Parlamentes sei und allen erhobenen Einwendungen zu begegnen. Abgesehen davon, dass sie von jenem Thomas Underhill verlegt ist, mit welchem Milton schon in Verbindung stand, kann das J. M. auf dem Titel im ersten Augenblick verführerisch erscheinen. Dazu kommt, dass der Name des Dichters als der des Autors nicht nur von Oldys in Ms. Zusätzen zu E. Phillips Leben Milton's, sondern auch vom zweiten Grafen von Bridgewater, dem „älteren Bruder" des „Comus", auf dem Titel der Flugschrift selbst verzeichnet sein soll. Endlich findet sie sich in einem interessanten Sammelbande der erzbischöflichen Bibliothek von Lambeth, welcher auf altem Einband die gedruckte Bezeichnung trägt: „Tracts By John Milton", in der That einige Hauptschriften des Dichters enthält, ausserdem aber einige andere, die ein altes handschriftliches Inhaltsverzeichnis auf der ersten Seite gleichfalls ihm zueignet. Auch von dem in Rede stehenden Traktat heisst es hier ausdrücklich „Sein Argument betreffend die Militia" (1).

Bei flüchtigem Durchblättern könnte der Inhalt dieses sehr lehrreichen Pamphlets, welches einen klaren Einblick in die ganze Streitfrage eröffnet, wohl dazu verleiten, in Uebereinstimmung mit jenen Angaben es Milton zuzuschreiben. Der Verfasser hält zwar das Recht der Verfügung über die Miliz für eine Prärogative der Krone, aber er bejaht die Frage, „ob die beiden Häuser des Parlaments, wenn das Königreich in unmittelbarer Gefahr ist, und der König verweigert es in Belagerungszustand zu setzen, das Recht haben, durch ihre Ordonnanz ohne Zustimmung des Königs die Miliz anzuordnen". Eine „unmittelbare Gefahr" wird ihm aus dem Zustande Irlands klärlich bewiesen, denn es ist sicher, dass der Pabst und seine Anhänger „mit ihrem heiligen Vater, dem Teufel", den Untergang des Protestantismus planen. Auch hält er das Parlament für vollkommen berechtigt, über die Imminenz der Gefahr von sich aus zu urtheilen. Der König hat seine Krone empfangen nur unter der stillschweigenden Bedingung, „die Gesetze, das Leben und die Freiheiten der Unterthanen zu vertheidigen", er wird durch schlechte Rath-

geber verführt, sich darüber hinwegzusetzen, aber diese „werden bald die Mitra über die Krone stellen“. Der Autor hegt den Wunsch, dass Gott die Augen des Königs öffnen möge und nimmt als Wahlspruch an: „Pereant privilegia regis ne pereat regnum.“ Wenn Milton diese Sätze wohl hätte unterschreiben können, so finden sich doch andere, die seiner Gedankenrichtung wenig entsprachen. Schon damals hätte er sich schwerlich zu der Behauptung verstanden, „dass alle Macht göttlichen Ursprungs sei, und so vorzüglich die des Königs“. Auch würde er eine schärfere und vor allem weniger schulmässige Sprache geführt haben, als es hier geschieht. Denn die ganze Schrift, ausgestattet mit Verweisungen auf Präcedenz-Fälle und Werke über das englische Staatsrecht, deutet auf eine streng fachmännische, juristische Ausbildung des Verfassers. In der That wird denn auch ein Jurist, John Marsh, durch einen vertrauenswürdigen Ms.-Vermerk in dem Exemplare des britischen Museums als Autor bezeichnet, und damit die Vermuthung beseitigt, als habe Milton die Feder in der grossen politischen Streitfrage ergriffen, welche im Sommer 1642 jedes englische Haus mit Aufregung erfüllte.

Nur bei wenigen war noch ein Mal inmitten dieser Aufregung die Hoffnung aufgelebt, der Bürgerkrieg werde sich vermeiden lassen, indem der König die neunzehn Vorschläge des Parlaments annehme, in denen es im Laufe des Juni seine gesteigerten Forderungen zusammenfasste. Sie bedeuteten in der That eine vollständige Aenderung der Verfassung, eine Aufhebung der königlichen Prärogative nach allen Richtungen, und Karl I. hatte sie entrüstet zurückgewiesen. Es war kein Zweifel mehr möglich: die nächsten Monate mussten englische Schwerter englisches Blut vergiessen sehn. Während Schottland nach vergeblichen Vermittlungsversuchen mit lebhafter Spannung das sich entwickelnde Drama verfolgte, in Irland die eingeborenen Katholiken, seit der Synode von Kilkenny fester organisirt, aus dem Zwiespalt des Königs und des Parlaments den grössten Vortheil zogen, bot England das Schauspiel von zwei geschäftigen Kriegslagern, deren Vorposten schon die ersten Scharmützel miteinander bestanden.

Der König war eifrig beschäftigt, sein Heer zu organisiren. Im Norden und Westen waren die Aushebungen seiner Bevollmächtigten erfolgreich. Schaaren von Freiwilligen aus den höheren Ständen eilten in ritterlicher Kampflust herbei. Die rauhen Waliser folgten seinem Aufruf. Was vom Landadel in Yorkshire und der Nachbarschaft noch katholisch war, blieb nicht zurück. Officiere der alten Armee boten ihre Dienste an. Mancher, der in Deutschland seine Kriegsschule gemacht hatte, hoffte auch hier sein Glück zu finden. Das Gefühl der Standesehre, der Familientradition, der Heilighaltung königlicher Majestät und alter Institutionen verband sich mit der Lust nach Abenteuern, der Hoffnung auf Gewinn, dem Wunsche glänzenden Lohnes von schöner Hand. Kein edlerer Vertreter der Partei der „Kavaliere" war denkbar als Falkland, der selbstlos aber entschieden der Sache der Monarchie sich zur Verfügung stellte, nachdem er so lange den Absolutismus bekämpft hatte. Noch immer war der Mangel an Geld und Material sehr empfindlich, aber man suchte ihm auf mancherlei Weise abzuhelfen. Kriegsvorräthe, die für Irland bestimmt waren, wurden aufgefangen, Anleihen bei den Getreuen geistlichen und weltlichen Standes gemacht, die Universitäten aufgefordert, ihr Silbergeschirr zum Einschmelzen darzubringen, weitere Hilfe von den Katholiken mehrerer Grafschaften geboten, von dem Geschick der Königin erwartet. An die Spitze des in der Bildung begriffenen Heeres wurde Lord Lindsey gestellt, der einst vor Rochelle freilich keine Gelegenheit gehabt hatte, sich Lorbeeren zu erwerben. Das Kommando der Reiterei blieb dem Prinzen Rupert von der Pfalz aufbehalten, der im Begriff war, vom Festland zurückzukehren, um England die folgenden Jahre hindurch vor seinen gleich wilden wie kühnen Schaaren erzittern zu lassen.

Das Parlament fasste den Beschluss, eine Armee aufzustellen, wie die Formel lautete, „für die Sicherheit der Person des Königs, die Vertheidigung beider Häuser und derer, die ihren Befehlen gehorcht hatten, die Erhaltung der wahren Religion, der Gesetze, der Freiheiten, des Friedens

des Reiches.“ Es vertraute die Führung dieses Heeres dem Grafen von Essex an, dessen grosser Name allein eine Macht bedeutete. Hervorragende Mitglieder der puritanischen Partei aus beiden Häusern, wie die Lords Kimbolton, Saye und Sele, Brooke, Holles, Hampden übernahmen das Kommando der Regimenter, die sich in ihre Farben kleideten. Andere standen in der Reiterei, an ihrer Spitze der junge Graf von Bedford, welcher später zwei Mal die Partei wechselte, unter den übrigen Obersten William Waller, unter den Hauptleuten ein Sohn von Pym, Arthur Haselrig, Oliver Cromwell. Jeder war in seinem heimatlichen Bezirke thätig, die Aufstellung, Ausrüstung, Einübung der Mannschaft zu betreiben, den königlichen Kommissären, den Royalisten der Grafschaft entgegenzutreten. Keiner blieb hinter dem anderen zurück in der Darbringung der grössten Geldopfer. Manchem gelang schon damals eine beherzte That, wie es Cromwell glückte, sich in Cambridge des Magazins der Burg zu bemächtigen und den Silberschatz der Kollegien abzufangen. Ein unberechenbarer Vortheil war es, dass die Flotte dem Parlamente in die Hände fiel.

Die puritanische Masse in Stadt und Land folgte mit flammender Begeisterung dem Vorgang ihrer Führer. Freiwilligen-Corps begannen sich zu bilden, Geldsammlungen giengen erfolgreich von Haus zu Haus. Nirgends stieg der Enthusiasmus höher als in London, dem grossen Hauptquartier der parlamentarischen Partei, wo es gelungen war, den Magistrat im Sinne des entschiedenen Puritanismus umzuändern und einen Vertheidigungs-Ausschuss zu bilden, der für die Rüstung der städtischen Milizen sorgte. Die City streckte 100,000 £ vor. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand drängte sich dazu, sein Theil zur Unterstützung des Parlamentes beizutragen. Die Goldschmiede plünderten ihr Lager, bürgerliche Haushaltungen sandten ihr Silbergeschirr, arme Mädchen und Frauen brachten Fingerhüte und Nadeln. Wie beim Beginn unsrer Freiheitskriege entäusserte sich manche des einzigen treugehüteten Kleinods, des Traurings. Kaum war man fähig, in der Guildhall alles in Empfang zu nehmen und unterzubringen (1).

Inmitten der grossen Bewegung stand als leitende Macht der „Sicherheits-Ausschuss", den das Parlament aus einigen der angesehensten Mitglieder beider Häuser gebildet hatte. Seine Seele und die Seele der gesammten Thätigkeit auf dieser Seite war John Pym. Von dem Augenblick an, da der Krieg unvermeidlich erschien, bis zum letzten Tage seines Lebens entfaltete der Achtundfünfzigjährige eine staunenswürdige Energie. Von früher Morgenstunde bis zum Abend, vom Abend bis Mitternacht bewältigte er eine ungeheure Last von Geschäften, in guten wie in bösen Tagen mit der gleichen ruhigen Sicherheit, bald auf dem Schlachtfeld in Berathung mit Hampden, bald im Lager zur Anspornung Essex', bald im Saale von Westminster, bald in der Guildhall, um seine Mitbürger durch zündende Worte zu ermuthigen (1). Der ganzen Bewegung blieb der Stempel des Puritanismus aufgedrückt. Die Prediger forderten mit dem Feuer alttestamentarischer Propheten zum Kriege gegen die Verächter des wahren Glaubens auf. Mehrere der beliebtesten folgten den Regimentern als Kapläne in's Feld. Um den „Zorn des allmächtigen Gottes" zu beschwichtigen, dessen strafende Hand in der Entflammung des Bürgerkrieges sichtbarlich erschien, wurden neue Beschlüsse gegen katholische Priester, Kapuziner und „Denkmäler des Götzendienstes" gefasst (2). An Fasttagen war kein Mangel, der Sabbath wurde in puritanischer Strenge und Freudlosigkeit gefeiert, nicht viel später das verhasste Book of Sports öffentlich durch den Henker verbrannt, eine Fülle von Bildwerken und bunten Kirchenfenstern zerstört. Auch die Bühne, die alte Feindin des puritanischen Rigorismus, entgieng nicht der Ungunst der Zeiten. Die Schauspieler hatten längst bemerken müssen, „dass die Zeiten vorüber seien, da sie sich in den Strassen aufblähen konnten wie Höflinge", und ihr Schicksal war von ihnen vorausgesehen. Am 2. September 1642 ergieng die erste Verordnung des Parlaments gegen dramatische Aufführungen für die Dauer des öffentlichen Unglücks. Sie ward motivirt durch den traurigen Zustand von Irland und England und legte dem Volke statt „theatralischer Darstellungen, in denen

nur zu häufig Lascivität und Frivolität zum Ausdruck kommen", vielmehr an's Herz, zu fasten, zu beten und sich den „nützlichen Gedanken der Reue, der Versöhnung und des Friedens mit Gott" zu ergeben. Den Schauspielern blieb nichts übrig als sich durch bissige Verse zu rächen, viele schlugen sich zum König durch. Auch von den Dichtern haben nicht wenige, wie Shirley, Davenant, Cleveland, Cartwright, Quarles, Lovelace, Suckling, für den König mit dem Schwerte wie mit der Feder gekämpft oder doch für die Sache des Königs Kerker und Elend erduldet (1).

Solcher Gestalt hatte der klaffende Riss, welcher seit lange die englische Gesellschaft trennte, sich zu einem Abgrund erweitert, den friedliche Verständigung nicht mehr überbrücken konnte. Kavaliere und Rundköpfe, wie die Masse der Puritaner sehr mit Unrecht von ihren Gegnern genannt wurde, standen sich zum Bruderkampfe bereit mit den Waffen gegenüber. Jene hatten im gebirgigen Nordwesten ihren Rückhalt, die Anhänger der alten Staatskirche und der mit ihr verbundenen Institute, die überwiegende Masse des hohen Adels, der grössere Theil der landsässigen Ritterschaft stand auf ihrer Seite, nicht wenige Officiere, die in den Niederlanden oder in der Pfalz das Kriegshandwerk gelernt hatten, zogen für sie den Degen. Diese fanden in den Niederungen des Süd-Ostens ihre vorzügliche Stärke, ausser der reichen Hauptstadt waren ihnen die meisten gewerbtreibenden Kommunen des Reiches ergeben, die Häupter einiger der ältesten Geschlechter, ein nicht geringer Theil der Gentry, die Masse der unabhängigen kleinen Grundbesitzer verfochten ihre Sache. Hintersassen, Pächter, Dienstleute vertheilten sich unter die Mannschaft, je nachdem royalistischer oder parlamentarischer Einfluss beim Aufgebot der Grafschaftsmilizen den Sieg davontrug. Tüchtigere kriegerische Erfahrung, Einheit des Kommandos, ritterliche Begeisterung auf Seiten des Königs wurden aufgewogen durch grössere Zahl, reichere Hülfsmittel, unerschütterliche politisch-religiöse Ueberzeugung auf Seiten des Parlaments.

Wie die Dinge lagen, musste dem König nichts wichtiger sein, als Zeit zu gewinnen. Am Abend des 22. August hatte er in Nottingham, wohin er vorgerückt war, mit grossem Ceremoniell seine Standarte aufrichten lassen und in alter feierlicher Weise die getreuen Lehensmannen aufgefordert, sich um ihn zu schaaren. Aber die feudale Entbietung hatte daselbst wenig Erfolg gehabt, die grösseren Orte, die er einzunehmen versucht hatte, blieben fast sämmtlich unbezwungen, in Portsmouth wurde Oberst Goring so sehr bedrängt, dass er sich bald genöthigt sah, den Platz den parlamentarischen Truppen auszuliefern. Karl I. hatte daher wiederum Verhandlungen mit den Machthabern in London angeknüpft. Da sie nicht zum Ziel führen konnten, und Essex' Heer sich allmählich um Northampton sammelte, schlug er den Weg nach den westlichen Provinzen ein und brachte es dort, wo die royalistische Gesinnung lebhaft erwachte, binnen kurzem auf mehr als zehntausend Mann. Essex, der schon vorher von seiner Ueberlegenheit wenig Gebrauch gemacht hatte, raffte sich auch jetzt nur langsam dazu auf, sich gleichfalls nach Westen in die Nähe von Worcester zu bewegen. Während er hier still lag, konnte sich Prinz Rupert, der seit einigen Wochen bei seinem königlichen Oheim angelangt war, mit seinen kecken Reitern eines ersten Erfolges gegen vorgeschobene Truppen des Parlamentes rühmen. Das Ganze war wenig mehr als ein Scharmützel gewesen, auch zog Essex bald darauf in Worcester ein, wo sich bis dahin eine königliche Garnison gehalten hatte, aber der moralische Eindruck war nicht gering, und man versuchte sogar, sich auf's neue in Verhandlungen einzulassen. Der König verweigerte indess „aus den Händen von Verräthern eine Petition entgegenzunehmen“ und fasste den muthigen Entschluss, mit seiner sattsam verstärkten Armee den Weg nach Südosten einzuschlagen, um sich durch einen raschen Anfall der schwach gedeckten Hauptstadt zu bemächtigen. Es gelang ihm, Essex zwei Tagemärsche abzugewinnen, unter seinen Schaaren war alles voll Siegeshoffnung. Indessen wurde es ihm nicht möglich, eine Schlacht zu vermeiden, der auszuweichen sein

grösstes Interesse gewesen wäre. In Eilmärschen rückte Essex vom Westen heran und brachte ihn bei Edgehill zum Stehen. Hier erfolgte am 23. Oktober die erste grosse Schlacht des Krieges. Ihre Opfer waren nicht gering, auf Seiten des Königs fiel Lord Lindsey, der das Kommando geführt hatte, der Graf von Forth, welcher seine Schule unter Gustav Adolf gemacht hatte, wurde sein Nachfolger. Den Sieg schrieben beide Theile sich zu, aber in der That war es eine Täuschung, wenn man in London triumphirte. Denn da Essex, von dem Holländer Dalbier berathen, sich begnügte, dem König Verluste beigebracht zu haben, ihm aber auch jetzt die Strasse nach der Hauptstadt offen liess, so war die Abwendung der nächsten Gefahr nur dem Ungeschick und der Saumseligkeit des Feindes zu verdanken. Sei es nun, dass die politischen Rathgeber in der Nähe des Königs von der Gesinnung Falkland's, aus Furcht vor der drohenden Reaktion, vom sofortigen Vormarsch auf die Hauptstadt abmahnten, sei es dass der König sich selbst noch zu schwach dafür hielt: er vergeudete seine Zeit damit, kleinere Ortschaften einzunehmen, in Oxford zu rasten und liess auf seiner Linken Essex die Möglichkeit einen Flankenmarsch zur Deckung London's auszuführen.

---

Unter denen, welche daselbst dem Gange der Ereignisse mit Spannung folgten, war John Milton. Man sollte denken, ihn am ehesten im Heere suchen zu müssen. Die unabhängige Stellung, die er im Leben einnahm, hätte ihn noch viel eher als tausend andere zu dem Entschluss drängen können, für dieselbe Sache das Schwert zu ergreifen, die er, wenn schon nur von einem Gesichtspunkt aus, so leidenschaftlich mit der Feder vertheidigt hatte. Mancher der alten Bekannten stand im Heeresverband in dieser oder jener Stellung. Stephen Marshall, einer der Smectymnianer, war Feldkaplan bei Essex, ein anderer, William Spurstow, im Regimente Hampden's. Isaac Dorislaus, der ehemalige Professor

der Geschichte in Cambridge, wurde jetzt im Fache der Militärgerichtsbarkeit verwandt. Mehr als einer der anderen Bekannten wird mit der Waffe gedient haben. Indess Milton's Name zeigt sich weder im Heere noch in den Milizen und Freiwilligen von London. Allerdings findet sich bei seinem Neffen E. Phillips die verführerische Notiz, er müsse sich sehr irren, wenn man nicht ein Mal daran gedacht habe, seinen Oheim zum Adjutant-General in William Waller's Armee zu machen, der Plan sei aber gescheitert bei der Reorganisation des Heeres, die Waller's Abgang nach sich zog (1). Indess diese Nachricht ist so vorsichtig gehalten, ihre chronologische Einreihung so unbestimmt, die innere Unwahrscheinlichkeit in Betracht der Höhe jenes Postens so gross, dass man kein Gewicht darauf legen darf. Gleicher Weise ist es nur ein Spiel des Zufalls, wenn sich im zweiten Regiment der Trained Bands von London ein John Melton als Quartiermeister des Colonel Isaac Pennington in den Listen vorfindet. Der kleine Unterschied der Namensformen würde zwar, wie sich nachweisen liesse, nichts ausmachen, und die Thatsache, dass der Dichter mit jenem Isaac Pennington, seit dem Herbst 1642 an Stelle des royalistischen Gourney Lordmayor von London, später genau bekannt war, könnte als bestärkendes Moment hinzutreten. Aber man hat diesen Quartiermeister John Melton mit grosser Wahrscheinlichkeit in einer anderen londoner Persönlichkeit gefunden und sogar eine Vergleichung seiner Handschrift mit derjenigen des Dichters vornehmen können, welche nur Unkundige über den wahren Sachverhalt in Zweifel lassen dürfte (2). — Hat sich der Dichter im wirklichen Militärdienst nicht nachweisen lassen, so ist man wenigstens bestrebt gewesen, ihm eine so gründliche Kenntnis des Kriegshandwerks zuzuschreiben, dass sich daraus seine Theilnahme an militärischen Uebungen von selbst ergeben würde. Es ist hingewiesen auf alle jene Stellen des „Verlorenen Paradieses“, welche die Kämpfe zwischen den höllischen und himmlischen Heerschaaren mit bewundernswerther Genauigkeit und ausserordentlicher Herrschaft über die technischen Ausdrücke behandeln. Es ist aufmerksam gemacht

worden auf die merkwürdigen pädagogischen Vorschläge seiner Schrift über die „Erziehung“ (v. 1644), in denen er mit Wärme nicht nur für gymnastische Uebungen, sondern für eine Art förmlicher Jugendwehr eintritt und sich über den Unterricht einer solchen ausführlich verbreitet. Die Schlussfolgerung hat sich aufgedrängt, dass, wer mit solcher Sachkunde zu schreiben verstehe, selber praktische Erfahrung im Exerciren und Manoeuvriren gehabt, den Kompagnie- und Bataillons-Dienst verstanden, von den Aufgaben des Officiers bei Paraden und Revuen, ja vom Artilleriewesen etwas gelernt haben müsse. Da der Exercirplatz der Artillery-Company der City in Finsbury-Square nicht weit von seiner Wohnung lag, und bei den bedrohlichen Zeitläuften militärische Uebungen daselbst eifrig betrieben wurden, hat man sich in dem Gedanken gefallen, in Milton einen regelmässigen Theilnehmer derselben zu sehen.

Indessen erscheinen die Gründe einer solchen Vermuthung wenig zureichend. Gewiss: Milton war kein vertrockneter Stubengelehrter, dem die Ausbildung der körperlichen Kräfte gleichgiltig gewesen wäre. Wie er als Student den Degen wohl zu führen wusste, so liebte er eben damals in „ritterlichen Uebungen“ einen Theil des Morgens zu verbringen (s. o. S. 121). Aber er sagt ausdrücklich, dass es „zu Hause“ geschehe. Auch hiesse es seine dichterische Kraft sehr unterschätzen, wenn man ihr nicht zutrauen wollte, von selbst im Stande gewesen zu sein, jene Eigenthümlichkeiten des Militärwesens nach Form und Inhalt getreulich wiederzugeben. Nur zu häufig will die Kritik in derselben Weise, wie es hier geschehen ist, zu viel beweisen. Sie hat Shakespeare schon in den verschiedensten Berufsarten finden wollen, weil er jede, von der er spricht, von Grund aus zu kennen scheint, und sie würde aus den Versen des Wilhelm Tell unfehlbar herauslesen, dass Schiller die Schweiz aus eigener Anschauung gekannt habe, wenn nicht zufällig das Gegentheil notorisch wäre. Ebensowenig kann die Stelle aus Milton's Schrift über die Erziehung beweisen, bei welcher dem Autor, wie er selbst andeutet, antike Vorbilder vorschwebten, womit sich möglicher Weise die Erinnerung an Manso's Kolleg „dei Nobili“ verband ([1]). Er würde

schwerlich verfehlt haben, in den autobiographischen Abschnitten seiner Selbstvertheidigungen gegen Salmasius oder Morus seine militärischen Uebungen zu erwähnen, wenn sich dies mit der Wahrheit hätte vereinigen lassen. Statt dessen hat er Gelegenheit genommen, viele Jahre später gegen einen hämischen Widersacher sich offen vor aller Welt darüber auszusprechen, warum er beim Beginn des Bürgerkrieges nicht zu den Fahnen geeilt sei: „Wenn ich mich den Mühen und Gefahren des Krieges entzog, so geschah es nur, um auf andere, nützlichere Weise, und nicht mit geringerer Gefahr meinen Mitbürgern zu dienen. Denn weil ich von Jugend auf gelehrten Studien ergeben war und mich immer stärker an Geist als an Körper gefühlt hatte, so hielt ich mich vom Kriegswesen fern, da irgend ein gemeiner Soldat von kräftigerem Körper es mir darin unschwer zuvorgethan hätte, und wandte meine Kräfte auf anderes, worin ich mehr leisten konnte. Und so trug ich mit meinem besseren Theil nach Kräften dazu bei, das Wohl des Vaterlandes und unsere ruhmreiche Sache zu vertheidigen“ ([1]). Man muss, um die Stelle richtig zu würdigen, bedenken, dass sie geschrieben worden ist, nachdem der Autor schon mehr als ein Mal gewagt hatte, mit seiner Feder die Sache der englischen Revolution und Republik ohne Furcht vor royalistischer Verläumdung und Nachstellung in Schutz zu nehmen. — Wenn Milton, von solchen Gedanken geleitet, nicht ohne Selbsterkenntnis, aber auch nicht ohne Stolz, es seiner Natur für mehr entsprechend hielt, auch in Zukunft die „Wahrheit statt durch das Schwert durch Gründe zu vertheidigen“, so mussten sich ihm Tag für Tag dennoch kriegerische Bilder aufdrängen, und die Gedanken an den Waffenkampf seine Seele erfüllen.

Schon vor der Schlacht von Edgehill, als eine Ueberrumpelung der Hauptstadt durch den König drohte, hatte sie ein kriegerisches Ansehn gewonnen. Die Milizen der City und der Vorstädte, mit den ihr zugeströmten Freiwilligen unter ihrem populären General Skippon hielten sich bereit. Jeder Kompagnie war der Sammelplatz bestimmt, und zwei solcher Alarmstellen waren in unmittelbarer Nähe von Mil-

ton's Wohnung. Wachen wurden aufgestellt, Ketten über die Strassen gezogen, Kanonen an die Thore postirt, unter eifriger Betheiligung von Frauen und Kindern an Erdwerken gearbeitet. Die Läden wurden geschlossen, und alle Bürger aufgefordert, wenn Nachts Alarm geschlagen würde, Lichter an den Hausthüren aufzuhängen. Pferde wurden für militärische Zwecke requirirt, Sicherheitsmassregeln gegen Verdächtige getroffen, zur Deckung der Ausgaben jene Konfiskationen der Güter von „Delinquenten“ begonnen, die im Verlauf des Bürgerkrieges fortgesetzt den gerechten Zorn der Kavaliere auf's höchste erregten. Man glaubte sich, nach dem Ausdruck eines unzufriedenen Volksdichters jener Tage, „in einer von den Türken belagerten Stadt“ zu befinden(1). — Nachdem die Schlacht von Edgehill geschlagen, Essex mit seinen Regimentern angelangt war, athmete man freier auf. Aber bald zeigte sich, dass man im königlichen Lager nicht entmuthigt und trotz der Zögerung doch nicht Willens war, den Absichten auf die Hauptstadt zu entsagen. Von Oxford aus machte Prinz Rupert bedrohliche Bewegungen. Bereits hatte der König Reading eingenommen, bald stand er in Colnbrook, auf denselben Gefilden, die Milton in friedlichen Zeiten von Horton aus so oft durchstreift hatte. Schon liessen die kecken Reiter des Prinzen Rupert sich hie und da auf den Landsitzen der reichen londoner Bürger in der Nähe der Stadt blicken. Hier war alles voll Aufregung, getheilt zwischen der Furcht vor einem Angriff und der Hoffnung auf einen Frieden. Denn inzwischen wurden beständige Verhandlungen mit dem König geführt, während deren er freilich entschlossen war, seinen Marsch unaufhaltsam fortzusetzen. Man war noch mitten in diesen Verhandlungen begriffen, als am 12. November von Westen her hörbarer Kanonendonner die Londoner belehrte, dass sie auf keinen Waffenstillstand zu rechnen hatten, und dass der Feind nur noch ein Paar Stunden von ihnen entfernt sei. Auf Ruperts Rath war ein stürmischer Angriff auf Brentford erfolgt, dessen ganze Wucht die kleine Besatzung unter Holles traf. Die zu Hilfe eilenden Regimenter von Brooke und Hampden waren nicht fähig gewesen, den Platz zu behaupten,

und als Essex, aus dem Hause der Lords abgerufen, mit frischen Truppen anlangte. konnte er wenig mehr thun als die ermatteten Schaaren aufnehmen. Aber auch im königlichen Lager trug man Bedenken, den Sieg durch einen Vormarsch auf die Hauptstadt zu verfolgen und gab dieser Zeit, sich zu sammeln. Die Nacht und der folgende Tag vergiengen unter äusserster Erregung für die londoner Bürgerschaft. Mit der Furcht vor dem drohenden Unheil mischte sich wilde Erbitterung über das Geschehene. Man betrachtete es als einen Akt wortbrüchiger Hinterlist, man erhitzte sich durch die umlaufenden Erzählungen von der barbarischen Grausamkeit und Zügellosigkeit der Schaaren des Prinzen Rupert und verband sich zu dem festen Entschluss, Haus und Hof, Weib und Kind gegen sie zu schützen. Eine fieberhafte Thätigkeit wurde entfaltet. Die städtische Miliz und die Freiwilligen, ermuntert durch die Zurufe und Ansprachen ihres Führers Skippon, setzten sich auf der grossen Strasse nach Westen in Bewegung, um sich mit Essex' Regimentern zu verbinden. Das Parlament rief die Lehrburschen zu den Fahnen, mit dem Versprechen, die Lehrzeit dafür abzurechnen. Proviant, Munition, Geschütze, Lazarethgegenstände wurden schleunigst zu Wasser und zu Lande an die gefährdeten Stellen entsandt(1). Binnen kurzem standen 24,000 Mann unter Essex' Kommando, im Angesicht vieler Mitglieder beider Häuser und einer Masse von Zuschauern, auf dem Anger von Turnham-Green, eine Meile von Brentford, in Schlachtordnung aufgestellt. Es blieb bei einigen Scharmützeln, Essex war zu einem ernstlichen Angriff um so weniger zu bewegen, da sich eine fluchtähnliche Bewegung unter den berittenen Zuschauern aus der Stadt auch einigen Theilen der Truppen mitzutheilen drohte, und der König konnte ungestraft seinen Rückzug über Reading nach Oxford bewerkstelligen. Zwischen ihm und London bezog das parlamentarische Heer Winterquartiere in Windsor(2).

Von Milton besitzen wir aus diesen kritischen Tagen eine interessante Reliquie. Es ist ein Sonett, welches in vollendeter Form eine aus Ernst und Scherz gemischte Stimmung

zum Ausdruck bringt. In dem cambridger Ms. der Milton'schen Gedichte findet es sich von einer fremden Hand mit dem Titel: „An seine Thüre, als die Stadt einen Angriff erwartete." Milton selbst hat diesen Titel durchstrichen und dafür gesetzt: „Als der Stadt der Angriff drohte, 1642", dann aber in den Ausgaben seiner Gedichte das Sonett ohne Ueberschrift abdrucken lassen. Eben so selbstbewusst wie launig beschwört er den Kavalier, der seiner wehrlosen Pforte nahe komme, bei seiner Ehre, das Haus und seinen Herrn zu schützen. Denn er, der Dichter, kann belohnen durch den weit hinschallenden Preis seines Mundes. Hat doch selbst Alexander Pindar's Haus geschont, und ein Chor des Euripides die Sieger Athens gerührt (1). — Die Verse sind nur ein leichtes phantastisches Spiel und wären trotz ihrer Reinheit schwerlich ein Sicherheitspass für den Mann gewesen, dessen stürmische Beredtsamkeit sich so laut gegen alles gewandt hatte, was den Herzen der Kavaliere heilig war. Denn man darf annehmen, dass seine bisherige schriftstellerische Thätigkeit nicht unbemerkt geblieben war. Abgesehen von den früher erwähnten handschriftlichen Notizen, die sich in einigen Exemplaren jener Pamphlete befinden, stösst man hie und da auf andere, welche gleichfalls jener Zeit anzugehören scheinen und die eine herbe Kritik des Autors in sich schliessen (2). Thomas Fuller hatte sich nicht enthalten können, in einem 1642 veröffentlichten Werke (Holy and profane state) auf den Verfasser des Schriftchens über die Reformation hinzuweisen, welcher die verehrten Märtyrer der anglikanischen Kirche „mit einer Sprache getadelt hatte, die weder ihm selbst anständig war, wer immer er sei, noch der Frömmigkeit der Männer, auf die sie gemünzt war" (3). Und nur wenig später wiederholte der irische Bischof Bramhall dieselben Vorwürfe nur in schärferer Form gegen den literarischen „Novizen", der Seneca's Wort wahr mache, dass „die verächtlichsten Leute immer die loseste Zunge haben" (4).

Mit dem Rückzug nach Oxford war allerdings den Kavalieren die Möglichkeit entzogen, an den verhassten „losen Zungen" von der Art Milton's ihr Müthchen zu kühlen. Die

Hauptstadt behielt zwar noch längere Zeit ein kriegerisches Ansehn. Noch am 27. April 1643, als der König wiederum eine Vorwärtsbewegung gemacht hatte, wurden die Vertheidigungsmassregeln, die der vorsichtige Lordmayor Pennington traf, von der Bürgerschaft in Schutz genommen, und das Schreckbild der Ermordung von Weibern und Kindern ausgemalt, im Falle die Stadt in die Hand der Feinde fiele([1]).

Inzwischen waren diejenigen, welche gehofft hatten, der Krieg werde durch eine Schlacht entschieden werden, immer gründlicher enttäuscht worden. Während auch im Winter 1642 auf 1643 bis in den Frühling hinein vergebliche Verhandlungen zwischen beiden Parteien gepflogen wurden, dehnte sich der Schauplatz des Kampfes immer weiter aus, nahm er eine dem Parlament keineswegs günstige Gestalt an. Im mittleren England hatten zwar die parlamentarischen Sympathieen und Kräfte ein entschiedenes Uebergewicht, aber abgesehen von der Stellung des Königs in Oxford, hatte manche glückliche Waffenthat den Kavalieren hier zu Erfolgen verholfen, gegen welche Essex' Unthätigkeit unrühmlich abstach. Erst im April 1643 unternahm er mit erdrückender Macht die Belagerung von Reading, ohne nach der Einnahme (27. April), nach welcher sein Heer durch Krankheiten geschwächt wurde, etwas Ernstliches gegen das Hauptquartier des Königs zu wagen. Er gab diesem dadurch die Möglichkeit, die grosse Erhebung zu unterstützen, welche von dem celtischen Cornwallis zu seinen Gunsten ausgegangen war und eine für die Sache des Parlaments sehr bedenkliche Ausdehnung nach Osten zu erlangen drohte. Einer nach dem anderen der parlamentarischen Generale wurde geschlagen. William Waller, dem seine Erfolge in den südöstlichen Grafschaften den Beinamen „Wilhelms des Eroberers“ eingetragen hatten, erlitt im Sommer 1643, nach dem Westen entsandt, zwei schwere Niederlagen, Ende Juli fiel Bristol, die zweite Stadt des Reiches, mit allen ihren Vorräthen in die Hand des Prinzen Rupert. Im Norden hielt der Graf von Newcastle mit ausserordentlichem Geschick die Sache des Königs aufrecht, und die Begeisterung der Royalisten wurde nicht wenig dadurch gestärkt, dass Ende Februar 1643 die

Königin, nach Ueberwindung vieler Gefahren zu Wasser und zu Lande, mit neuen Kriegsvorräthen in York anlangte, um sich einige Monate später wieder mit dem König zu vereinigen. Das Parlament hatte auf diesem nördlichen Kriegsschauplatz ein besonderes Heer unter Lord Ferdinando Fairfax aufgestellt, der selbst aus einer alten Familie von Yorkshire stammte, den Krieg gesehen hatte und Mitglied des Unterhauses war. Unter ihm stand sein Sohn, Thomas Fairfax, damals dreissigjährig, der schon in den Niederlanden gedient hatte, und dessen Name bereits in den beiden Feldzügen gegen die Schotten bekannt geworden war. Auch hier entwickelte er unter wechselnden Erfolgen nicht geringes Talent, indessen schien der Feldzug für die parlamentarische Sache eine um so unglücklichere Wendung zu nehmen, da man nicht ein Mal verhindern konnte, dass die Royalisten einen Versuch machten, nach Lincolnshire vorzubrechen und die östlichen Grafschaften zu bedrohen.

Hier aber, wo von Anfang an eine der Hauptstärken des Parlaments gewesen war, brach sich die stürmische Welle der royalistischen Erfolge. Es war vor allem das Verdienst Oliver Cromwells, dem die örtlichen Verhältnisse genau bekannt waren, die „Association“ der sechs Grafschaften Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge, Herts, Hunts mit derselben Energie zu durchdringen, die ihn selbst belebte, und sie zu einer grossen militärischen Macht umzuwandeln. Seit dem März 1643 Oberst, entfaltete er eine bewundernswürdige Thätigkeit. Er selbst, der vierundvierzigjährige Grundbesitzer, der den Krieg nie gesehn hatte, bildete sich erstaunlich schnell durch eiserne Anstrengung und geniale Auffassung zum Meister des Kriegshandwerks. Seine Rekruten wählte er aus dem tüchtigen, wohlhabenden Stande der Freisassen und kleinen Bauern, die er zu musterhaften Soldaten zu drillen und unter die Gebote strenger Zucht zu beugen wusste. Cambridge wurde befestigt, Geld und Kriegs-Material beschafft, die Anhängerschaft des Königs durch einige scharfe Beispiele geschreckt. Um Lincolnshire von den royalistischen Schaaren zu reinigen, drang Cromwell dort ein und sprengte mehr als ein Mal die Ueberzahl der Feinde auseinander. Aber unmöglich war es, nach

Yorkshire vorzubrechen zur Unterstützung der Fairfax, deren Lage in Folge einer grossen Niederlage bei Atherton-Moor (30. Juni 1643) immer bedenklicher ward.

Stand es um die parlamentarische Kriegführung im allgemeinen nicht zum besten, so gesellten sich manche andere trübe Erfahrungen hinzu. Bei einem Zusammenstoss mit Prinz Rupert, am 18. Juni, ward John Hampden tödtlich verwundet, der Milton wohlbekannte Regiments-Kaplan John Spurstow war Zeuge der letzten Momente dieser edlen Persönlichkeit, die im Angesicht des Todes keinen anderen Gedanken hatte als „die Rettung des blutenden Vaterlandes". Desertionen aus den Reihen des Heeres namentlich schottischer Officiere kamen vor, und mit knapper Noth wurde der Plan der treulosen Hothams vereitelt, den Platz Hull dem Könige auszuliefern. In London selbst spann die Verschwörung ihre verborgenen Fäden, und es waren nicht immer nur giftige Schmähungen der royalistischen Balladen und Zeitungen, wie vor allem des in Oxford erscheinenden Mercurius Aulicus, durch die sich Pym und seine Genossen bedroht sahen. Ende Mai 1643 kam man einem weitverzweigten Komplott auf die Spur, zu dem sich solche, die vor Gewaltsamkeiten nicht zurückschreckten, mit anderen verbunden zu haben schienen, denen es mehr auf eine grosse friedliche Demonstration ankam. Es hat durch die Mitwirkung des Dichters und Parlaments-Mitgliedes Edmund Waller seinen Namen empfangen. Er zeigte nach der Entdeckung die ganze Schwäche seines Charakters. Seine Aussagen belasteten eine Anzahl von Personen und überlieferten mehrere, darunter seinen Schwager, dem Todesurtheil. Er selbst konnte nach kurzer Haft mit der Zahlung von 10,000 £ und dem Exil das Leben erkaufen. Die schwankende Stimmung des Generals Essex, die verführerischen Künste der Royalisten und der eigene Wunsch, einen billigen Ausgleich hergestellt zu sehn, liessen nach so viel erlittenen Verlusten selbst im Parlament bei vielen den Entschluss reifen, sich dem König mit Vorschlägen des Friedens zu nahen. Die Mehrheit der Lords war dafür, auch in der Stadt gab es eine starke Partei, die von gleichen Gedanken bewegt wurde, aus den Volkshaufen, die sich vor

Westminster ansammelten, konnte man Schimpfworte der Weiber auf Pym vernehmen. Es bedurfte der ganzen Energie dieses Führers, der sich nie männlicher gezeigt hatte als damals, der eifrigen Thätigkeit des Lord-Mayors Pennington, kräftiger Gegendemonstrationen der Bürgerschaft, ermuthigender Ansprachen der Prediger, um im Unterhause die Annahme der von den Lords gemachten Vorschläge wieder zu Fall zu bringen und Essex zum Ausharren anzuspornen. Indessen verliessen einige der angesehensten Lords wie Bedford, Holland, Northumberland die Sache des Parlaments, die erst durch das Eingreifen neuer Momente eine entschiedene Wendung zum Besseren nahm.

Von allen den berührten Ereignissen kann keines so sehr Milton's persönliches Interesse erregt haben wie die Belagerung von Reading durch Essex im April 1643. Denn er wusste in der eingeschlossenen Stadt seinen Vater und Bruder allen Gefahren und Entbehrungen ausgesetzt. Der Bruder Christoph Milton hatte nach Vollendung seiner Rechtsstudien am 26. Januar 1640 Verwendung im Inner Temple gefunden und noch einige Zeit mit dem Vater in Horton gelebt, wie aus dem Eintrag der Taufe seiner Tochter Sara im dortigen Kirchenbuche vom 11. August 1640 hervorgeht. Bald darauf indess muss seine Familie den friedlichen Landsitz mit dem nicht sehr weit entfernten Städtchen Reading vertauscht haben, denn nach dem Kirchenbuche der dortigen Pfarrei St. Lorenz wurde daselbst am 27. August 1641 eine Tochter eines „Milton Esq.", unter dem er zu verstehen sein wird, auf den Namen Anna getauft(¹). Der alte Milton machte die Uebersiedelung mit. Christoph Milton bekannte sich keineswegs zu den politischen Grundsätzen seines Bruders, er hatte keinen Anlass beim Beginn des Bürgerkrieges sich von einem Ort zu entfernen, der Oxford, dem royalistischen Hauptquartier, näher lag als London, und so geschah es, dass die nächsten Verwandten des Dichters das Schicksal der Stadt zu theilen hatten. Wir besitzen noch die mannichfaltigsten Zeitungs-Nachrichten, in welchen der Hauptstadt oft übertriebene Kunde von dem Zustande des belagerten Ortes gegeben wurde. Mit Spannung musste Milton

vernehmen, dass der Kommandant des Platzes, „ein Papist, der mehrere Mordthaten auf dem Gewissen hat“, auf Essex' Aufforderung, Weiber und Kinder herauszulassen, geantwortet habe, sie sollten alle mit ihm sterben, „eine Grausamkeit, wie die Zeitung hinzusetzt, unerhört unter den Wilden Amerikas, geschweige unter Christen“, dass Weiber bei den gefährlichen Erdarbeiten der Festung verwendet würden, ein Verfahren, für das der Berichterstatter nur bei den „Türken“. Analogieen findet, ja dass Frauen und Kinder von den Kavalieren benutzt würden, um die „Breschen auszufüllen“. Man athmete auf, als man erfuhr, dass sich am 27. April 1643 die Stadt ergeben habe unter der Bedingung ehrenvollen Abzugs der Besatzung, Schonung der Einwohner an Leib und Gut, Sicherheit der Entfernung im Laufe der nächsten sechs Wochen für diejenigen, welche die Stadt zu verlassen wünschten. Dieser letzte Artikel enthielt eine Begünstigung der Royalisten, für denjenigen, der sich auf parlamentarisches Territorium begeben wollte, war die Einhaltung eines solchen Termins unnöthig (1). Der alte Milton war in diesem Falle. Er hatte sich entschlossen Reading zu verlassen, das doch immer durch die Wechselfälle des Krieges bedroht war, und sich im Hause seines älteren Sohnes in London niederzulassen. Ehe er indessen in Aldersgate-Street erschien, waren in dem Haushalt des Dichters Veränderungen eingetreten, die einen wichtigen Schritt seines Lebens bedeuteten.

---

## Viertes Kapitel.

### Erste Heirat und erste Schrift über die Ehescheidung.

---

In der letzten seiner kirchen-politischen Streitschriften vor dem Ausbruch des Krieges hatte Milton den hämischen Vorwurf gewinnsüchtiger Heirats-Gedanken von sich zu weisen gehabt. Er hatte es mit den Worten gethan, ein wohlerzogenes Mädchen mit geringem Vermögen solle ihm lieber sein als die reichste Wittwe. Es ist nicht mehr als eine Vermuthung, dass der Vierunddreissigjährige, der sich bis dahin für einen Dichter auffallend kühl gegen das schöne Geschlecht verhalten hatte, mit diesen Worten ein verstecktes Bekenntnis ablegte. Gewiss, dass er erst nach mehr denn Jahresfrist, als sich die Zeiten wild verwandelt hatten, den Schritt that, der eine solche Vermuthung rechtfertigen würde. Um Pfingsten 1643, (21. Mai) oder etwas später unternahm er, nach dem Bericht seines Neffen Edward Phillips, eine Reise auf's Land, ohne dass jemand aus seinem Hause einen besonderen Grund dafür wusste oder es für mehr als eine Erholungsreise hielt. Nach einem Monat kehrte er als Ehemann zurück. Die Erwählte war „Mary, die älteste Tochter des Mr. Richard Powell, damaligen Friedensrichters, von Foresthill bei Shotover in Oxfordshire“.

Richard Powell war, vorzüglich wohl durch die Verbindung mit Anna Moulton, deren mütterliche Familie Archdale

in Oxfordshire begütert war, eben dort zu Hab und Gut gekommen und nahm keine unbedeutende gesellschaftliche Stellung ein. Seine Frau hatte ihm die ansehnliche Mitgift von 3000 £ zugebracht, er verfügte über Ackerland, Wiesen, Baulichkeiten, Erträgnisse in Whatley, theils als Eigenthümer, theils als Pächter, sein Hauptbesitz bestand in dem Landgut Foresthill, das er nebst allem Zubehör durch zwei Pacht-Verträge von 1621 und 1623 bis zum Jahre 1672 sich gesichert hatte. Die Einrichtung des gutsherrlichen Hauses, aus einem Inventar des Jahres 1646 erkennbar, war den nothwendigen Bedürfnissen des Besitzers ganz entsprechend. Die „Halle", das „grosse und kleine Besuchszimmer" standen zum Empfang von Freunden und Bekannten offen, zwölf Zimmer und Kammern, nach der Sitte der Zeit mit Teppichen, Vorhängen, schweren Tischen und Stühlen, mächtigen Betten ausgestattet, waren für die zahlreiche Familie und die Gäste gerüstet. Für Küche und Keller, Backhaus und Brauhaus, Käserei und Milchkammer war wohl gesorgt. Nebst Karren und Wagen standen zwei Kutschen bereit, und über das ganze nicht geringe Hauswesen schaltete Mrs. Powell, deren Gemach weitaus die beste Einrichtung erhalten hatte. Die jährlichen Einkünfte von den Besitzungen von Whatley wurden auf 40 £, die von Foresthill auf mehr als 270 £ geschätzt, was etwa dem Dreifachen in heutigem Gelde entsprechen würde. Mr. Powell hatte inzwischen seine Einnahmen noch anderweitig zu vermehren gesucht. Schon seit längerer Zeit befanden sich die nahegelegenen königlichen Forste Shotover und Stow-Wood in einem Zustande grosser Verwahrlosung. Die Forst-Beamten versäumten ihre Pflicht, der Nachwuchs wurde nicht geschont, das Unterholz verwüstet, die Gehäge schlecht erhalten. Der König mochte daher glauben ein gutes Geschäft zu machen, als er die Ausnützung dieser darniederliegenden Waldungen, die grossen Stämme ausgeschlossen, auf sechzig Jahre gegen einen jährlichen Zins von 100 £, vom eilften Jahre an zahlbar, dem Bischof von Oxford überliess, der beim Baue eines Landhauses in der Nähe Bauholz aus dem Walde erhalten und seinen Zustand kennen gelernt hatte. Von diesem empfieng

Richard Powell das Areal als Unterpächter auf neunundfünfzig Jahre, mit der Belastung nach den ersten zehn Jahren nicht nur die dem Könige schuldigen 100 £, sondern auch dem Bischof jährlich die gleiche Summe zu zahlen und den Wald in Ordnung zu halten. Die darauf bezüglichen Verträge datirten aus den Jahren 1636 und 1637, zu welcher Zeit Powell's Vermögensverhältnisse schon nicht mehr sehr glänzend gewesen zu sein scheinen. Seit einiger Zeit war er in die Lage gerathen, sich unter Verpfändung von Gütern und Einkünften beträchtliche Summen baaren Geldes verschaffen zu müssen, auch in der Folgezeit nahmen seine Verlegenheiten zu, selbst auf das Gut von Foresthill hatte er von Sir Robert Pye, späterem Mitgliede des langen Parlaments, der ihm aus mehr als einer Klemme herausgeholfen hatte, 1400 £ aufnehmen müssen, an deren Abtragung er nicht denken konnte.

Unter denjenigen, zu welchen Richard Powell seit langer Zeit im Verhältnis des Schuldners stand, war auch die Familie Milton. Sie stammte, wie wir wissen, aus Oxfordshire, des Dichters Grossvater hatte in unmittelbarer Nähe von Foresthill gewohnt, unverbürgte Ueberlieferung lässt ihn sogar ein Forstamt in eben jenem Walde von Shotover bekleiden, auf dessen Ausnutzung Richard Powell ein Monopol zu erlangen wusste. Wie immer das Verhältnis zwischen Powell und den Miltons sich angeknüpft hatte, und welche uns unbekannte Rechtsgeschäfte vorausgegangen sein mögen, sicher ist, dass schon der kundige Vater des Dichters für seinen Sohn einen Vertrag mit Powell nebst William Hearne von London, „Bürger und Goldschmidt", geschlossen hatte, nach welchem diese dem Dichter das Recht des begünstigten Gläubigers für 500 £ einräumten, woferne nicht durch Zahlung der wirklichen Schuld binnen der Frist eines halben Jahres dieser Vertrag annullirt würde. Die Urkunde datirte vom 11. Juni 1627, und da in der bestimmten Frist die vorgesehene Annullirung nicht erfolgt war, blieb Richard Powell für 500 £ der Schuldner John Milton's (1). Dieser war zu der Zeit, als sein Vater ihm diese Summe sicherte, Student in Cambridge, und möglicher Weise hat er erst später Kunde davon erhalten. Aber die Bezie-

hungen, in welche er hierdurch zu den Powells gesetzt wurde, neben dem Familien-Zusammenhang, der zwischen seinem Vater und einzelnen Gliedern des Hauses Milton in Oxfordshire noch immer bestanden haben wird, konnten ihn veranlassen schon früher sich öfter im Dorf und auf dem Gut Foresthill blicken zu lassen.

Hier war inzwischen eine stattliche Kinderschaar herangewachsen. Die Pfarr-Register von Foresthill zählen von 1621 bis 1639 sechs Söhne und fünf Töchter auf, von denen noch im Jahre 1649 zehn am Leben waren (1). Von den Söhnen waren zwei, Richard 1637 sechzehnjährig, Jakob 1640 siebzehnjährig, im Christchurch-College der nur eine Stunde von Foresthill entfernten Universitäts-Stadt Oxford eingetreten (2). Von den Töchtern war Mary die älteste, im Januar 1625 geboren, beim Ausbruch des Bürgerkrieges nicht volle siebzehn Jahre alt. Möglich, dass Milton sie von früher gekannt, sie in der Zwischenzeit hie und da gesehen hatte und dass er im Frühling 1643 im Gedanken an sie jene Reise unternahm, von der er als Ehemann zurückkehrte. Möglich, dass ihn zunächst der Wunsch die Seinigen zu sehn nach Reading führte, dass er von dort, um an die alte Schuld zu mahnen, den Weg nach Foresthill einschlug, und hier aus der Hand des alten Powell nicht sein Geld, aber die Tochter empfieng, wie der Adam seines späteren grossen Gedichtes, „von Frauenreize sanft besiegt“. — In jedem Fall hätte manches gegen diese Verbindung sprechen können. Milton war ein reifer Mann, und Mary Powell hatte kaum den Uebergang vom Kinde zur Jungfrau gemacht. Ihm war das ernste, gleichförmige Leben des selbstgenügsamen Denkers vertraut. Sie war in einem grossen gastfreien Hause, unter ländlichen Vergnügungen, verwöhnt und ungebunden, aufgewachsen. Er hatte kirchlich-politische Grundsätze offen ausgesprochen, die schon seine Reise in diese Gegenden zu einer gefahrvollen machen mussten, da sie das Hauptquartier der Kavaliere waren, und der König selbst, umgeben von glänzendem Hofstaat und kriegerischem Gefolge, ganz in der Nähe, im Christchurch-College, seine Residenz aufgeschlagen hatte. Sie gehörte einer Familie an, die durch innere

Neigung, geschäftliches Interesse, Lage des Wohnortes auf die Seite des Königs geführt wurde, und es spricht manches für die Vermuthung, dass die Brüder, als ihr College von Karl I. mit Beschlag belegt und die Universität in ein Lager verwandelt wurde, sich gleich anderen Studiengenossen unter die Fahne des Königs schaarten.

Von allen diesen Bedenken scheint Milton indess keines zurückgehalten zu haben. Zum Staunen seiner beiden Neffen wie der Hausmagd Jane Yates brachte er eine junge Frau nach Aldersgate-Street mit sich zurück. Das Paar kam nicht allein. „Einige ihrer nächsten Verwandten, — wohl mehrere der Geschwister —, begleiteten die junge Frau in ihre neue Wohnung, welche gar nicht zu ihrer Aufnahme hergerichtet war . ., mehrere Tage wurden zur Feier der Hochzeit und zur Bewirtung der Freunde der jungen Frau festlich verbracht. Endlich nahmen sie Abschied, kehrten nach Foresthill zurück und liessen die Schwester allein, vermuthlich nicht sehr zu ihrer Freude, wie sich in der Folge zeigte" (1). In der That war das eheliche Glück von sehr kurzer Dauer. Es ist eine reine Verleumdung, wenn sich Milton's Schwiegermutter bei einer späteren Gelegenheit zu der Aeusserung hinreissen liess, die nirgends sonst bestätigt wird, sein Temperament sei „rauh und cholerisch" (2). Aber er hätte wissen müssen, dass ein verzogenes, lebenslustiges Wesen von siebzehn Jahren auch in Gesellschaft des gutmüthigsten Ehemannes bald Heimweh bekommen wird, wenn dieser sich mit seinen Büchern in seine vier Wände einschliesst, ohne die Arbeit des eigenen Geistes durch viel anderes als den gleichförmigen Unterricht von zwei Knaben zu unterbrechen. Schon nach ungefähr einem Monat war sie des „philosophischen Lebens" müde und sehnte sich nach dem elterlichen Hause und seinen Lustbarkeiten zurück (3). Von dort kam, vielleicht nicht ohne ihr Zuthun, die Einladung, den Rest des Sommers bei den Ihrigen zu verbringen. Es war eine etwas starke Zumuthung, die nach den ersten Wochen des Zusammenlebens dem jungen Ehemanne gemacht wurde. Doch gab er seine Einwilligung unter der Bedingung, dass sie um Michaelis zurückkehre.

Bald nachher kam Milton's Vater aus Reading, um fortan seine Tage in Ruhe bei seinem Sohne in London zu verbringen. Eben damals entschloss sich Milton, die Zahl seiner Schüler zu vergrössern und einige Söhne von Freunden zu sich in's Haus zu nehmen, um sie mit seinen Neffen zu erziehen und zu unterrichten. „Als Michaelis herankam, — erzählt der eine dieser Neffen E. Phillips, — und von der Rückkehr seiner Frau nichts verlautete, mahnte er sie brieflich. Als er keine Antwort empfieng, schrieb er noch einige Male, ohne eine Erwiderung zu erhalten. Zuletzt sandte er einen Boten mit einem Briefe ab und drang auf ihre Rückkehr. Aber der Bote kam wieder, nicht nur ohne irgendwie befriedigende Antwort, sondern berichtete, soweit ich mich erinnere, dass man ihn in etwas verächtlicher Weise heimgeschickt habe. Höchst wahrscheinlich lag diesem Benehmen der Umstand zu Grunde, dass die Familie im ganzen und grossen der s. g. Kavalier-Partei zugethan war, möglicher Weise einige ihrer Mitglieder im Heere des Königs standen, der damals in Oxford sein Hauptquartier hatte, und dessen Sache eine günstige Wendung nehmen zu wollen schien, und dass sie bereuten die älteste Tochter des Hauses einem Manne gegeben zu haben, dessen Ansichten den ihrigen so sehr entgegenliefen, und fürchteten, es werde dies einen Schandfleck auf ihrem Wappenschilde bilden, im Falle der Hof den Sieg davontrage" (¹).

Man hat keinen Grund anzunehmen, dass dieser Bericht etwas Falsches enthalte und sieht, wie unter der Einwirkung der politischen Gegensätze das häusliche Glück des Dichters zerstört wurde. Die Frage ist nur, ob man sich die Entwicklung der Familien-Tragödie nicht noch rascher zu denken hat, ob Milton nicht schon früher, in den ersten Wochen der Ehe, zur Erkenntnis seines Fehlgriffs gekommen ist. Phillips, der nach der Erinnerung seiner Jugend schreibt, scheint dem allerdings zu widersprechen. Nach ihm wurde Milton durch die Weigerung seiner Frau so sehr erzürnt, dass er es für entehrend hielt, sie je wieder aufzunehmen. „Er begann sich mit Gründen zu einem solchen Entschluss zu stärken, und so entstanden seine zwei Traktate, durch die er beweisen wollte,

dass es gegen die Vernunft und durch die Schrift nicht bebeweisbar sei, ein Ehepaar, das nach Gemüth und Temperament nicht für einander passe oder eine gegenseitige Abneigung habe, zwingen zu wollen, ihr ganzes Leben lang aneinander geschmiedet zu sein" (1). Schon das erscheint tragisch genug, dass ein Schriftsteller ein Paar Monate nach der Hochzeit, gereizt durch das Benehmen der Frau, keinen besseren Stoff für seine Feder findet, als die Frage der Ehescheidung zu behandeln. Aber es liegen Thatsachen vor, welche beweisen, dass der Hergang noch tragischer war. Ein Exemplar jener ersten Schrift über die Ehescheidung trägt von zuverlässiger Hand auf dem Titelblatt die Datumbezeichnung des ersten August 1643. Sie muss also vorher abgefasst sein, zu der Zeit, da nach Phillips' Angaben die junge Frau noch im Hause des Gatten weilte, unter ihren Augen, wenn auch schwerlich mit ihrem Wissen. Man kann sich danach das trübe Bild der Flitterwochen ausmalen: sie von der Sehnsucht nach dem lustigen Schwarm der Gespielen und Bekannten verzehrt und zur Gesellschaft eines Mannes verurtheilt, dessen einsamem Gedankenflug sie nicht folgen konnte, er durch die Furcht einer qualvollen Zukunft gemartert und bestrebt, darin Trost zu finden, dass er seinen Fall zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Betrachtung machte. In diesem Zusammenhang bekommt die spätere Aeusserung der Schwiegermutter einigen Sinn, Milton selbst habe ihre Tochter fortgesandt. Was mochte in Rede und Gegenrede vorhergegangen sein? Konnte nicht die Aufforderung von Foresthill seinen Wünschen entsprechen, ihn mit der schwachen Hoffnung erfüllen, die Entfernung werde in einiger Zeit die Gegensätze mildern, die Neigung wachsen lassen?

Unmittelbar nach der Abreise der jungen Frau trat die Hauptschrift an's Licht, in welcher Milton als Verfechter einer Theorie auftrat, welche den Geboten von Kirche und Staat und den allgemeinen Ansichten der Zeit auf's schroffste widersprach. Sie führte den langathmigen Titel: „Die Lehre und Wissenschaft von der Ehescheidung zum Besten beider Geschlechter aus den Banden des kanonischen Rechtes und anderer

Irrthümer im Sinne christlicher Freiheit wiederhergestellt nach dem Gesetz der Liebe, wobei auch viele Stellen der Schrift ihren lange missverstandenen Sinn wieder erhalten, nützlich bei der bevorstehenden Reform erwogen zu werden" (1). In dieser ihrer ersten Gestalt entwickelt die Schrift allerdings die Grundgedanken des Verfassers in hinlänglicher Klarheit. Er hält die Ansicht, welche sich einer Lösung des Ehebandes widersetzte und höchstens in gewissen scharfbegränzten Fällen eine Trennung der Gatten zuliess, für schlechthin verwerflich. Statt dessen fordert er, dass sogar schon Erkenntnis der Unverträglichkeit und Abneigung von Geist und Gemüth ein Recht auf vollständige Lösung des ehelichen Bandes geben soll, „zumal wenn keine Kinder da sind, und gegenseitige Einwilligung vorhanden ist" (S. 21). Zu dem Behuf zieht er Stellen des alten und neuen Testaments heran, um sie in seinem Sinn zu erklären, stützt er sich auf Gründe der Vernunft und des öffentlichen Wohls, sucht er sich Bundesgenossen bei hervorragenden Schriftstellern, die diesen Gegenstand behandelt hatten. Dies alles wird auf achtundvierzig Seiten im Zusammenhang, ohne Abtheilung von Büchern oder Kapiteln behandelt, der Name des Autors wird nicht genannt.

Allein in dieser Form ist die Schrift nicht in Milton's Werke übergegangen. Wenig Monate später wurde eine zweite Auflage nöthig und diese ist es, welche die mit so viel Kühnheit verfochtene Lehre weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Milton selbst deutet gelegentlich an, dass das erste Erscheinen seiner Schrift ihm mancherlei Anfechtung zuzog, und welche Gedanken ihn bei der zweiten Edition leiteten. „Gott schien mich prüfen zu wollen, ob ich allein den Muth hätte eine gerechte Sache gegen eine Welt von Missachtung zu vertheidigen und fand mich muthig. Ich verschwieg meinen Namen, weil ich den Leser damit weder für noch gegen mich einnehmen wollte. Als ich aber hörte, dass ich am Stil von den meisten erkannt wäre, (ohne dass ich wüsste, welche Mängel ihn so scharf charakterisiren), und dass einige von der Geistlichkeit zu schmähen und anzugreifen begannen, was sie nach glaublichem Bericht gar nicht gelesen hatten, da hielt ich es

für angezeigt, einen Namen sehen zu lassen, der solch eine unbescheidene Art des Tadels leichtlich verachten konnte, und die Sache selbst mit noch stärkeren Gründen und genaueren Untersuchungen zu verfechten. Auf diese Weise war dafür gesorgt, dass derjenige, welcher sich etwa dazu verstehn wollte statt blosser Schmähungen uns seine Gelehrsamkeit und christliche Weisheit bei der Lösung dieses Problems hören zu lassen, seine Kraft nicht gegen ein namenloses Pamphlet zu verschwenden brauchte"(1). In diesen stolzen Worten hat Milton nur in allgemeinen Umrissen angedeutet, wie sehr sich ihm unter der Hand der Rahmen seines Werkes ausdehnte. Der äussere Umfang ist beinahe auf das Doppelte gewachsen, was sich theils aus einer Erweiterung des früheren Textes, theils aus der neu auftretenden Zufügung einer Widmung an das Parlament und die seit kurzem versammelte sog. Westminster-Synode erklärt. Diese Widmung ist denn auch mit dem vollen Namen „John Milton" unterzeichnet. Der Text ist hier in zwei Bücher, jedes Buch in Kapitel getheilt, wodurch der Aufbau des Ganzen wesentlich an Klarheit gewonnen hat. Für manche Kapitel, (wie namentlich B. I, K. 1, 6, 8. B. II, K. 2, 4—7, 11, 14, 17, 21), erscheinen in der früheren Ausgabe nur die ersten Ansätze gegeben, oder ein so interessantes Kapitel wie das dritte des zweiten Buches, in welchem über den Ursprung der Sünde gehandelt wird, tritt ganz neu auf.

Zum grossen Theil sind die Zusätze aus dem vertieften Studium des Verfassers hervorgegangen, dessen kirchengeschichtliche und kirchenrechtliche Gelehrsamkeit Autoritäten wie Calvin, Beza, Fagius, Paraeus, Perkins, Rivetus, Grotius, Selden in erhöhtem Masse heranzieht, sei es um sich auf sie zu stützen, sei es um gegen sie zu polemisiren. Zum Theil kommen die Zufügungen aber auf Rechnung des überlegenden, geschmackvollen Schriftstellers, der, im Bewusstsein für eine wichtige Sache aufzutreten und von der Grösse seines Berufes erfüllt, sich nicht so leicht an den Erzeugnissen seiner Feder genügen liess. Er schöpft dies zweite Mal mit volleren Händen aus den Schätzen der antiken Literatur und schmückt seine Rede namentlich durch Berufung auf seinen Lieblingsautor,

Plato (z. B. S. 89 „But still" — 91 „read of", 98 „Let no" — 99 „down"). Er fügt, um das Auge des Lesers zu erquicken, bunte poetische Fäden in das graue Gewebe seiner Beweisführung ein, wie denn die „Liebesgeschichte" von Eros und Anteros erst der zweiten Auflage (I. 6) angehört. Er feilt an einzelnen Wendungen und Ausdrücken, sei es um kleine Unebenheiten zu beseitigen oder seiner Periode durch Füllung einen schöneren Wohlklang zu geben (z. B. S. 81 b. d. Uebersetzung a. d. Hebräischen, 85 Z. 7 v. u. ist „under — comfort" zugesetzt, S. 82, Z. 5 v. o. „and" statt „for" etc.). Häufig erscheint seine Meinung verschärft, niemals abgeschwächt. Man erhält durch die Vergleichung Gelegenheit in die Werkstatt seiner Gedankenarbeit zu blicken, und die Prüfung fällt nur zu Gunsten des kundigen Meisters aus ([1]).

Auch der Titel dieser zweiten Ausgabe lautet etwas anders: „Die Lehre und Wissenschaft von der Ehescheidung zum Besten beider Geschlechter aus den Banden des kanonischen Rechtes und anderer Irrthümer wiederhergestellt nach der wahren Meinung der Schrift durch Vergleichung des alten und neuen Testaments, wobei zugleich dargestellt wird, wie schlimme Folgen es hat, das als Sünde zu verbieten und zu verdammen, was Gottes Gesetz erlaubt, und Christus nicht verboten hat" u. s. w. ([2]). Will man dem Autor gerecht werden, so wird man gut thun, seine Ansicht in dieser ausgebildeten Form zu hören. — Man wird geneigt sein, vor allen Dingen zu fragen, ob sich in der Schrift nicht Aufschlüsse über sein eigenes Schicksal, autobiographische Bekenntnisse vorfinden. In der That kommen Stellen vor, die ganz und gar den Eindruck machen, als habe der Verfasser seine eigenen tragischen Erfahrungen bei der Niederschrift vor Augen gehabt. „Auch ein vorsichtiger Mann", heisst es, „kann in seiner Wahl irren . . die ehrbarsten und tugendhaftesten sind in diesen Dingen am wenigsten geübt, und wer weiss nicht, dass die schamhafte Schweigsamkeit einer Jungfrau oft nur die Hülle einer angeborenen Trägheit und Stumpfheit ist, die ein Hindernis für jeden vertrauten Verkehr (conversation) bildet? Auch wird die Freiheit des Zutritts nicht gewährt oder gewagt,

durch die man sich ein genaues Urtheil bilden könnte, bis es zu spät ist; und taucht irgend ein Argwohn gegen die Charakterverschiedenheit auf, was ist gewöhnlicher, als die Ueberredung der Freunde, bei näherer Bekanntschaft werde sich alles bessern? Endlich ist es sehr erklärlich, dass die, welche ihre Jugend züchtig verlebt haben, in manchem nicht sehr scharfsichtig sind und es doch sehr eilig haben, die Hochzeitsfackel anzuzünden. Soll nun ein Mann um seines keuschen Irrthumes willen sein ganzes Lebensglück verwirken und aller Mittel der Erlösung beraubt sein? Die, welche am lockersten gelebt haben, sind meist in Folge ihrer kecken Gewohnheiten sehr glücklich in ihrer Wahl, weil ihre wilden, wechselnden Leidenschaften, wie eben so viele Ehescheidungen, ihnen Erfahrung gegeben haben. Der Mann von strengen Grundsätzen dagegen, der den Schein der Züchtigkeit ehrt und unter ihrem Schleier jede gesellige Tugend zu finden hofft, kann leicht betrogen werden, wenn auch nicht mit einem unfruchtbaren Körper, so doch mit einem Geist, der sich für jeden anderen idealen Verkehr (due conversation) unzugänglich und für die höchsten Zwecke der Ehe kalt und todt erweist. Und was für ein Glück, was für eine Hilfe solch' eine Gefährtin für's Leben dem Manne gewährt, das ist weniger schmerzlich zu vermuthen, a l s z u e r f a h r e n". (S. 26). Noch deutlicher scheint eine andere Stelle auf eigene Herzenserfahrungen hinzuweisen: „Wenn ein Mann seine Jugendjahre makellos verlebt und seine Hoffnungen auf die höchsten irdischen Freuden für eine glückliche Ehe aufgespart hat, . . wenn ein solcher sich nun an einen unversöhnlichen Misston der Natur gebunden sieht und in der, welche er als Genossin süsser und trauter Gemeinschaft erträumt hatte, ein Bild aus Thon und Phlegma erkennt, wenn ihm keine Hoffnung gelassen ist, die Fessel zu brechen, dann wird er, und sei er auch der gläubigste Christ, an der Tugend verzweifeln und mit Gottes Vorsehung hadern". (S. 31). Einen ähnlichen Ausbruch verzweifelter Stimmung lassen die Worte durchblicken, dass der beständige Anblick getäuschter Hoffnungen ohne die Möglichkeit einer Heilung den Betro-

genen. „zumal wenn er von Natur zur Melancholie geneigt ist,“ in einen Zustand versetzen müsse, nicht unähnlich dem „der Verworfenen.“ (S. 24).

Man bemerke, dass diese Andeutungen persönlichen Leides sich immer auf ein und derselben Grenze bewegen. Auf das sittliche Verhalten der Frau, welche die Ursache dieses Leides ist, wird auch nicht der leiseste Schatten geworfen. Ihrer Weigerung, in das Haus des Gatten zurückzukehren, ihrer „Desertion“, wird nicht gedacht und kann nach der Zeit, in welcher die Schrift zuerst abgefasst wurde, noch gar nicht gedacht werden. Es ist immer und einzig die Klage über die Unmöglichkeit „passenden und gleichartigen Gedankenaustausches“ (fit and matchable conversation), über die „Unvereinbarkeit zweier Geister“, über die „Fesselung einer lebenden Seele an einen todten Körper“, in welcher sich der in seinen idealen Erwartungen Betrogene gleichsam gefällt. Er wird nicht müde auszumalen, wie nur unversöhnlicher, gegenseitiger Hass die Folge sein kann, wie alle guten Eigenschaften bei solchem Zustand zu Grunde gehen müssen, und ein „edler Geist“ für alle seine Handlungen die rechte Spannkraft verliert. Denn für einen solchen giebt es keine grössere Unbill, als „nicht geliebt und doch gefesselt sein“. Solche Klagen, die doch zum grossen Theil Selbstanklagen sind, machen um so eher den Eindruck tiefster Empfindung, mit je wärmeren Farben im Gegensatz das Bild wahrer Liebe und die Seligkeit ehelichen Zusammenseins ausgemalt wird. Aus Plato und der Bibel schöpft auch hier der klassisch gebildete Puritaner seinen Begriff der Liebe. Sie ist das Kind der Armuth, vom Ueberfluss im Garten des Jupiter erzeugt. Sie ist stärker als der Tod, viele Wasser können sie nicht löschen, noch die Ströme sie ertränken. Sie entspringt aus der brennenden Sehnsucht des Einsamen. Ihr Wesen besteht nicht im Anreiz sinnlicher Lust, sondern in „dem reinen und natürlichen Wunsche, sich in ehelicher Gemeinschaft mit einer zum Umgang passenden Seele zu verbinden“.

Milton mochte diesen und jenen Satz aus der Tiefe persönlichen Empfindens herausschreiben, aber nicht deshalb hatte er die Feder ergriffen, um vor der Welt ein sentimentales Schauspiel aufzuführen. Was er litt, hatten Hunderte vor ihm gelitten und mussten Hunderte nach ihm leiden, wenn das Gesetz nicht Abhilfe gewährte. Noch waren auch unter den protestantischen Schriftstellern diejenigen in der Minderzahl, welche bei der Lehre der Ehescheidung der milderen Ansicht huldigten und den Rahmen der Scheidegründe mannichfach erweitert hatten. Unter diesen war unüberwindliche Abneigung — eben das, was Milton hervorhob, — nur ganz vereinzelt als zulänglich erachtet worden, und es konnte als ein Wagnis gelten, diese freie Auffassung mit offenem Visier zu vertheidigen, geschweige denn den Anschluss der Gesetzgebung zu fordern. Das englische Eherecht vollends, obwohl es mit dem Sakramentsbegriff gebrochen hatte, hielt in der Lehre über die Scheidung an der kanonischen Theorie fest, indem es das giltig geknüpfte Eheband als unlösbar betrachtete und nur in gewissen Fällen wie Ehebruch, bösliche Verlassung u. a. eine dauernde oder zeitige Trennung von Tisch und Bett durch das geistliche Gericht verstattete (¹). Eben dies war genug, um Milton zu reizen. Mit Feuer ergriff er den Gedanken, sein persönliches Unglück zu einer Quelle des Heiles für seine Mitbürger zu machen, sie mit derselben tiefernsten Ueberzeugung zu erfüllen, welche unter Schmerzen in ihm selbst gewachsen war. Idealist in grösstem Stile, wie er es nun einmal war, setzte er sich über alle praktischen Erwägungen und Bedenken hinweg und hatte nur den einen Gedanken der Reform im Auge, mit dem er sich schmeichelte, wenn er Eingang in die Gesetzgebung fände, „auf ein Mal mit sanfter Hand zehntausend Thränen aus dem Leben der Menschen auszuwischen.“

Nichts war natürlicher, als dass er in der zweiten Auflage seinen revolutionären Vorschlag der Aufmerksamkeit der beiden höchsten gesetzgebenden Versammlungen des Staates und der Kirche, dem Parlament und der Synode, empfahl und nichts angemessener, als dass er dabei die grosse politische

Bedeutung der Frage hervorhob. Die bürgerliche Freiheit schien ihm undenkbar ohne die häusliche Freiheit als ihre Grundlage. Und diese hinwieder galt ihm als nichtig, wenn der Mann, zu einer Ehe wider Willen verurtheilt, die „unwürdigste Knechtschaft tragen muss". „Kein Gewaltstreich der Tyrannei kann das Gemeinwesen schwerer treffen, als dies häusliche Unglück die Familie. Sagt nur allen Hoffnungen einer wahren Reform des Staates Lebewohl, so lange ein solches Uebel unerkannt und unbeachtet in unseren Häusern sitzt, von dessen Beseitigung nicht nur das geistige und sittliche Leben unserer Erwachsenen, sondern auch die geordnete und sorgsame Erziehung unserer Kinder abhängt". „Es ist unerspriesslich und gefährlich für das Gemeinwohl, wenn das Hauswesen, aus dem die Kraft und der Muth zu allen öffentlichen Unternehmungen erblühen muss, zwieträchtig und schlecht bestellt ist." In diesem Sinn konnte Milton später bei einem Rückblick auf seine schriftstellerische Thätigkeit in der Frage der Ehescheidung wiederum mit leiser Andeutung eigener Erfahrungen betonen, dass er es für um so nöthiger gehalten habe, sich ihr zuzuwenden, weil „damals Mann und Frau oft in bitterster Feindschaft unter einander lebten, er daheim mit den Kindern, sie im Lager der Gegner, von wo sie dem Gatten Tod und Verderben drohte" (¹).

Indem er sich nun anschickte, einer gründlichen Reform des Scheidungsrechtes das Wort zu reden und die Vertreter der Nation aufforderte, die Gesetzgebung über die Ehe, „dies Erbbesitzthum und Freigut der Menschheit, diese natürliche Freiheitsurkunde des Hauses, auf's neue zu prüfen", stiess er sich wenig daran, dass er der geheiligten Tradition von Jahrhunderten in's Gesicht schlug. Er wusste, dass „die Gewohnheit unter allen Lehrern und Meistern, die jemals gelebt haben, derjenige ist, welcher die meisten Schüler in Glauben und Sitte nach sich gezogen hat", und dass sie im Schutz- und Trutzbündnis mit dem Irrthum jeden Fortschritt verhindern würde, wenn sich nicht ab und zu im Laufe der Jahrhunderte die Vereinigung „kluger und frommer" Männer dagegen erhöbe. Freilich verhehlte er sich nicht, dass jeder

begabte Verfechter einer Reform mit den Vorwürfen des „Doktrinarismus“, der „Laune“, der „Neuerungssucht“, mit „tausend müssigen Redereien und Verdächtigungen“ verfolgt werde. Aber er sagte sich, dass „die Wahrheit durch äussere Berührung ebensowenig besudelt werden könne wie der Sonnenstrahl, dass sie immer gleich einem Bastard zur Schande dessen, der ihr das Leben gegeben, zur Welt komme, bis die Zeit, eher die Amme als die Mutter des Kindes, es gewaschen und gebadet habe“.

Von besonderem Vortheil war, dass die Tradition, gegen welche er ankämpfte, als ein Ausfluss katholischer Anschauungen erscheinen konnte, und unter dieser Firma eben damals so vieles von dem argwöhnischen Puritanismus verfolgt wurde. Milton steht denn auch nicht an, von diesem dialektischen Schachzug den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Das „kanonische Recht“, der „Wust kanonischer Unwissenheit“ sind Schuld an der Aufrechterhaltung tadelnswerther Beschränkungen selbst unter den Protestanten. „Wagt man auch nicht mehr zu behaupten, dass die Ehe ein Sakrament, dass sie ein Mysterium sei . ., so bekleidet man sie doch mit einer so furchterregenden Heiligkeit und verleiht ihr unzerreissbare Ketten, als sollte sie wie eine indische Gottheit verehrt werden, deren Macht man anbetet, nicht sowohl weil sie segnet, als weil sie vernichten kann.“ „Die grösste Last in der Welt ist der Aberglaube, nicht allein der Ceremonieen in der Kirche, sondern auch der eingebildeten Sündenpopanze zu Hause . . Der Aberglaube des Papisten ist: Rühre nicht an, koste nicht, wenn Gott beides erlaubt; der unsrige ist: Trenne nicht, scheide nicht, wenn Gott und die Menschenliebe es gestatten, ja heischen“. Und wie Milton schon früher den Schatten Wiclif's heraufbeschworen hatte, um seine Engländer anzuspornen, im Kampfe für die Freiheit der Kirche dieses Namens sich würdig zu zeigen, so erinnert er hier neben ihm an Willibrord, Winfrid, Alkuin, ja selbst an die alten Druiden, auf dass England seines alten Vorzugs nicht vergesse, die Völker zu lehren, wie man leben müsse und ein grossartiges Beispiel gebe, das weit über die Ufer des Tweed und der normannischen Inseln

nachwirken werde. Demselben Zuge nationalen Stolzes folgt er, indem er, gegen die Gewohnheit der zeitgenössischen Gelehrten, in der Muttersprache schreibt. Eben dies Gefühl drückt sich in dem Wunsche aus, das Parlament möge sich durch Annahme seines Vorschlages einen ruhmvolleren Titel verdienen, als ihn einst England's Könige von der Kurie empfangen hatten. Diese nannten sich „Vertheidiger des Glaubens", jenem winkt der Ehrennahme „Vertheidiger der Menschenliebe".

Indess mit diesen Mitteln der Rhetorik war noch nichts gethan. Es war nöthig, Gründe beizubringen, um die beabsichtigte Reform des Scheidungsrechtes zu vertheidigen. Wer die Ehe selbst als die idealste Gemeinschaft auffasste, bei welcher der Zweck, dem Triebe der Sinnlichkeit zu genügen, die Gattung fortzupflanzen, entschieden zurücktrat hinter dem Zweck, einem „schönen und glücklichen Geistesverkehr" zu dienen und den traurigen Zustand der Einsamkeit durch die liebevolle Gemeinschaft von zwei gleichgesinnten Seelen zu ersetzen, dem konnte es nicht schwer werden, aus der Natur des Verhältnisses selbst Argumente für seine Ansicht zu schöpfen. „Man liest uns in der Liturgie vor, dass wir nicht heiraten sollen, um der fleischlichen Lust genug zu thun, gleich den sinnlosen Thieren, die keinen Verstand haben", aber das Recht der Scheidung ist der Art, als wäre die thierische Paarung der einzige Zweck, „das Ehebett die Hauptsache in der Ehe". Denn die Ehe wird als nichtig betrachtet, „wenn die Natur das Vermögen der Sinnlichkeit gehemmt oder zerstört hatte", aber das Band soll unauflöslich bleiben, wenn es zweifellos ist, dass in Folge der Unverträglichkeit zweier Naturen Friede und Glück nicht erlangt werden können. Diese Ansicht dünkt Milton „roh und pöbelhaft". Er sieht in ihr „eine frevelhafte Barbarei sowohl gegen die Ehre der Ehe, als die Würde des Menschen . . gegen die Grösse des Christenthums und alle menschlichen Rücksichten der Kultur". Er stellt allen Gesetzesbestimmungen ein Gesetz entgegen, „älter und tiefer begründet als die Ehe selbst, keinen Zwang auszuüben gegen die ohne Schuld gegebenen Eigenthümlich-

keiten der Natur", (S. 17) er spricht es mehr als ein Jahrhundert vor Rousseau mit Rousseau'scher Kühnheit aus: „Was gegen die Natur ist, ist gegen das Gesetz" (S. 85).

Diesen mehr philosophischen Betrachtungen, welche sich an die etwas schwankende Begriffsbestimmung der Ehe anschlossen, wie Miltons Idealismus sie wollte, war schon hie und da ein zweiter Gedanke von etwas grösserer Schärfe beigemischt gewesen, mit welchem andere, wie namentlich Samuel Pufendorf, so entschieden er übrigens Milton entgegentrat, bei der Behandlung dieses Themas besonders operirt haben. Die Ehe ist nach Miltons klaren Worten ein Vertrag ([1]), „ein solcher kann aber keine bindende Kraft haben einem ursprünglichen und hauptsächlichen Zweck seiner Eingehung und dem einer oder beider der übereinkommenden Parteien zuwider." Wird also durch die Ehe nicht erreicht, was als ihr vornehmster Zweck angegeben worden ist, so muss es erlaubt sein, den Vertrag wieder aufzuheben. Es war nicht sowohl die Schwierigkeit der juristischen Konstruktion, als die Gewöhnung an die religiöse Denkweise, welche Milton hier indess nicht zu voller Klarheit durchdringen liess. Gegen den Sakramentsbegriff der Ehe hatte sein puritanischer Sinn sich gewehrt, aber je höher er ihre ethische Bedeutung auffasste, desto weniger konnte er sich dazu entschliessen, das Institut ganz und gar vom religiösen Boden loszulösen. Er betont, dass es durch „Gottes Fügung gegeben sei", dass es auf „Gottes Einsetzung" zurückgehe und bezieht sich auf die biblischen Einsetzungsworte (S. 23, 46). Andrerseits legt er Gewicht darauf, dass die Ehe als „eine menschliche Gemeinschaft" (human society S. 52) betrachtet werde und zieht daraus alle die Schlüsse, zu denen er sich nach der Vertragstheorie für berechtigt hielt. Eine klare Vereinigung beider Anschauungen war ihm nicht möglich. Es war nur ein in den Augen der Frommen bedenklicher Nothbehelf, wenn er auch solche Verträge für zerreissbar erklärte, die unter Gottes Mitwirkung oder selbst zwischen Gott und den Menschen geschlossen waren, woferne der von ihm beabsichtigte Zweck nicht erreicht würde. Im vorliegenden Falle fand er diesen aber ganz in

seinem Sinne ausgedrückt durch die Worte: „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei", Worte, die sich ganz und gar mit seiner Auffassung des vornehmsten Zieles ehelicher Gemeinschaft zu decken schienen. So wenig nun auch das Bestreben, die theologische und die moderne Ansicht zu vereinigen, gelingen konnte, so wirksam musste es sich erweisen, dass jene nicht mehr allein das Feld beherrschte. „Wer heiratet, — heisst es in der Widmung, — beabsichtigt so wenig, sich zu seinem eigenen Verderben zu verschwören, als derjenige, welcher Treue und Gehorsam schwört, und wie sich ein ganzes Volk zu einer schlechten Regierung verhält, so der einzelne Mensch zu einer schlechten Ehe. Wenn jenes nach dem souveränen Gesetz der Liebe (the sovereign edict of charity) gegen Autorität, Vertrag, Statut nicht allein sein Leben, sondern auch seine billigen Freiheiten vor unwürdiger Knechtschaft schützen darf, so kann dieser eben so wohl gegen einen Privat-Vertrag, den er nie zu seinem Unheil eingehen wollte, sich aus unerträglichen Qualen in einen billigen Frieden und gute Ruhe retten" (S. 9). Man sieht, wie sich die freien, auf die Vertragstheorie basirten Grundsätze des politischen und häuslichen Gebietes berühren, wennschon an dieser Stelle hinzugefügt wird, „dass Gott auch gegen den Tyrannen nie ausdrückliche Erlaubnis des Widerstandes, sondern nur Vernunft, Liebe, Charakter und gute Beispiele zur Vertheidigung verliehen habe."

Alle die vorgebrachten Erwägungen waren, wenn man so will, rechtsphilosophischer Art. Zu einer Zeit und unter einer Nation, die gewohnt gewesen wäre, sich auf diesen Boden zu stellen, hätten sie genügen können. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, inmitten der Strömung des englischen Puritanismus, erschienen sie unzureichend. Auch war die ganze Gedankenrichtung Milton's der Art, dass es ihm in erster Linie darauf ankommen musste, seine Ansicht auf andere Weise zu begründen. Wie für die Frage der Verfassungsreform der Kirche, so für die Frage einer Reform der Ehegesetzgebung gilt ihm eines vor allem als beweisend:

die Bibel. Er, der überall sonst die Tyrannei des Buchstabens zu brechen sucht, bleibt, wie die meisten seiner Vorgänger des sechzehnten Jahrhunderts, an den Buchstaben der Bibel, als eines Buches von göttlichem Ursprung, gebunden. Und wenn er sich früher gegen die Uebertragung alttestamentarischer Vorschriften auf die modernen Verhältnisse verwahrt hatte, weil damals seine Sache darunter gelitten hätte, so wagt er es hier, die Kluft der Jahrtausende zu überspringen, weil ihm das, was ihm als Gesetz Mosis galt, ein Mittel an die Hand gab, seinen Reformgedanken unter dessen ehrwürdigen Schutz zu stellen. Es giebt schwerlich eine zweite Schrift Milton's, in welcher, trotz des muthigen Widerspruches gegen den bloss äusseren Schein konventioneller Anständigkeit, das humanistische Element seiner Bildung so sehr hinter dem biblischen zurückträte, der Jünger der Renaissance so sehr von dem Jünger des Puritanismus überholt würde, wie diese. Denn anders ist es nicht: er versucht jenes alte Gesetz des Deuteronomiums, das ihn ein „höchst nothwendiges, höchst liebevolles" zu sein dünkt, wieder in Erinnerung zu rufen, ja nachzuweisen, dass es nur „unter dem Kehricht kanonischer Unwissenheit" vergraben gewesen, aber niemals „von dem, der einzig die Befugnis dazu gehabt hätte, widerrufen worden sei". Dieser Gegenstand ist es, um den sich seine ganze Schrift dreht, da ihm der Muth fehlt, die Krücke des Bibelwortes wegzuwerfen. Der Mann soll das Recht haben, der Frau einen Scheidebrief zu geben, wenn sie nicht Gunst in seinen Augen findet, und er etwas Missfälliges an ihr entdeckt, das ist die Bestimmung, die er zur biblischen Grundlage seines Vorschlages macht.

Er selbst denkt freilich nicht daran, diese Bestimmung im weitesten Sinne zu nehmen, sondern versteht unter dem „Missfälligen" eben jene Ursachen der Abneigung, durch deren Vorhandensein nach seiner Ansicht der Hauptzweck der Ehegemeinschaft verfehlt wird. Indessen verhehlt er sich nicht, dass der Wortlaut des Gesetzes auch irgend welchen physischen Gegenstand des Missfallens in sich schliessen und daher leicht zum „Deckmantel schlechter Absichten" werden kann.

Immerhin konnte schon die blosse Beziehung auf ein Gesetz,

das auf einer weit zurückliegenden Kulturstufe gegeben, in ganz abweichenden socialen Verhältnissen einige natürliche Korrective fand, für die Gegenwart zu den bedenklichsten Schlüssen führen. In England zumal waren damit jedem Gegner der Reform bequeme Waffen in die Hände gegeben. da man noch immer nicht müde wurde, der Lehre der Familisten, die an Heinrich Niclaes' Namen anschloss, im Zusammenhang mit Anabaptisten und Antinomianern schwere sittliche Vorwürfe zu machen ([1]). Milton war sich dieser natürlichen Schwäche seines Standpunktes wohl bewusst und war darauf bedacht, möglichen Angriffen von vornherein die Spitze abzubrechen. Nicht ohne Gewandtheit sucht er gerade das Dasein excentrischer Lehren jener Sekten zu seinem Vortheil auszubeuten. Indem er jedes vorschnelle Urtheil über ihre „fanatischen Träume", die so vielfach missverstanden wurden, vermeidet und darauf aufmerksam macht, dass diese Sektirer von Haus aus meistens „sehr religiös und keineswegs ausschweifend" seien, giebt er zu bedenken, ob nicht ihre zum Sinnentaumel führenden Doktrinen hauptsächlich „aus der Einschränkung einer gewissen gesetzmässigen Freiheit" entspringen möchten, „welche den Menschen gegeben werden sollte und die ihnen verweigert wird" (I, 14). Er betont, dass gerade die bestehende Gesetzgebung Unzucht und Ehebruch befördere, dass gerade unter der Herrschaft des Katholicismus, der an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalte, die gröbste Unsittlichkeit nichts Seltenes sei. „Wer die vernünftige Seele des Menschen durch Gesetze weise beschränken will, der muss zuerst selbst davon Kunde haben, wie weit das Gebiet rechtmässiger Freiheit reicht". „Ehrliche Freiheit ist die grösste Feindin ehrloser Frechheit". Gesetze dürfen nicht „auf Wesen von heroischer Tugend", sie müssen auf den „Mittelschlag von Menschen" berechnet sein. Andernfalls führen sie zu Heuchelei, zu „erzwungener Tugend, die einem über das Ziel hinausgeschossenen Pfeile gleicht", zu einer aus Verkennung der menschlichen Natur hervorgehenden Tyrannei, die sich früher oder später in einem „plötzlichen, breiten Ausbruch offenen Lasters" rächen wird. Wir leben nun ein-

mal nicht mehr im Paradiese „und dürfen uns folglich nicht alles das zutrauen, was dem verlorenen Paradiese angehört" (¹). Der Staat masse sich daher nicht an, durch Zwang das Martyrium einer unglücklichen Ehe aufrecht zu halten, sondern er mache sich den Grundgedanken des weisen mosaischen Gesetzes zu eigen, die Frage des Scheidens dem Urtheil des individuellen Gewissens zu überlassen, und sorge nur für die Auflösung „unter billigen Bedingungen". Wenn er so handelt, dann „werden die Orte der Prostitution weniger besucht, das Bett des Nachbarn wird weniger gefährdet sein, dem Joche einer weisen und männlichen Zucht wird man sich allgemein fügen, ein ehrbares und wohlgeordnetes Leben wird im Gemeinwesen erblühen". Aber immer wieder wird betont, dass das Gesetz deshalb mit der Sünde keinen Vertrag schliessen, dass „die Gerechtigkeit, die Königin der Tugenden, nicht von ihrem Herrschersitze herabsteigen soll, um sich mit der Sünde, ihrem rebellischen Erbfeinde, auf unwürdige Bedingungen hin zu vergleichen". — Auf diese Weise sucht Milton einen so nahe liegenden Einwurf dem Gegner mit doppelter Münze zurückzugeben. Seine Aufgabe wäre leichter gewesen, wenn er es nicht für nöthig gehalten hätte, sich an den biblischen Ausspruch zu binden. Nachdem es einmal geschehen war, sah er sich selbst gezwungen, ihm stillschweigend sofort eine vom Wortlaut abweichende, beschränkende Auslegung zu geben.

Indessen diese Schwierigkeit war noch die geringste, eine weit grössere schien durch die Widersprüche des alten und neuen Testamentes geboten zu werden, und Milton, der sich auch hier von der biblischen Autorität nicht frei zu machen und auf einen lediglich philosophischen Boden zu stellen wagte, bedurfte sehr sophistischer Künste, um die einzelnen Stellen der Schrift unter einander in Einklang zu bringen, die Aussprüche des Evangeliums zu retten und den angezogenen Wortlaut des Gesetzes darüber doch nicht zu verlieren. Man kennt jenen Streit der Schulen Hillel's und Schammai's über den Grund, der zur Scheidung berechtige. Wenn jene in Uebereinstimmung mit dem Wortlaut des Ge-

setzes dem Manne die Scheidung um jeder Missfälligkeit willen gestatten wollten, so suchten diese der Willkür des Mannes dadurch zu steuern, dass sie die Worte des Gesetzes nur auf den Fall einer sittlichen Blösse des Weibes beschränken wollten. Christus, von den Pharisäern um seine Meinung befragt, stimmte in aller Schärfe sachlich der Schule Schammai's bei, und dieser Entscheid liess sich auch in der Bergpredigt finden. Er erklärte, jenes weitergehende Gesetz sei nur um der Herzenshärtigkeit des jüdischen Volkes willen gegeben worden in Abweichung von der ursprünglichen göttlichen Absicht, nach welcher Mann und Weib ein Fleisch sein sollen. — Lauter Fallstricke auf dem Wege, den Milton zu gehen beabsichtigte! War wirklich zwischen den Aussprüchen des alten und neuen Bundes ein so schroffer Widerspruch vorhanden, wie konnte sich Milton auf jenes für seine Reformvorschläge berufen? Und weiter: stand wirklich die göttliche Verordnung durch Moses so sehr im Gegensatz zum göttlichen Willen bei Erschaffung des Menschen, wurde Gott selbst nicht dadurch „zum Urheber der Sünde“ gemacht?

Milton verschmäht es, durch kleinliche Ausflüchte sich über diese Schwierigkeiten hinwegzusetzen. Er verachtet es, sich mit dem Ausdruck „Dispensation“ statt „Gesetz“ zu helfen, er erklärt, dass von einer solchen nur bei unwesentlichen Ceremonial-Satzungen die Rede sein könne, er bekämpft die Ansicht, die Scheidung sei durch das Gesetz erlaubt aber nicht gebilligt, sie sei eine ägyptische Gewohnheit gewesen, von Moses seinem Volk nur widerwillig nachgelassen, und was sonst im Laufe der Jahrhunderte vorgebracht worden war, um die Widersprüche zu heben. Nach seiner Ansicht muss alles an sich auf's schönste zusammenpassen. „Das Gesetz Mosis wusste, was es erlaubte, und das Evangelium wusste, was es verbot“, aber Gott, der in beiden redet, hat deshalb nicht „zwei Willen“. Es kommt nur darauf an, sich von der „pedantischen Wortgläubigkeit“ frei zu machen und die Aussprüche der Bibel richtig zu verstehen. Und nun macht sich sein Rationalismus daran, in sehr gewaltsamer Weise ein solches Verständnis herbeizuführen. — Zuerst galt es, jene göttlichen

Einsetzungsworte, die eine Untrennbarkeit der Ehe festzustellen schienen, mit dem freien mosaischen Recht in Einklang zu bringen, der Ansicht entgegenzutreten, als habe Gott die „Sünde in die Substanz des Gesetzes einpfropfen wollen", als könne „die Sünde in den nicht strafenden, gnädigen Willen Gottes eingeimpft werden" (B. II. K. 3 a. E.).

Wenn man sich erinnert, dass hiermit die Grundfrage vom Ursprung des Uebels gestreift wurde, mit der sich die Spekulation von Jahrhunderten beschäftigt hatte, dass der calvinistische Puritanismus in seiner dogmatischen Richtung von ihr bestimmt wurde, und dass Miltons unsterbliches Gedicht eben diese Frage zum Gegenstand hat, so wird man gespannt sein zu erfahren, in welcher Weise er sich an dieser Stelle mit ihr abfindet. Man kann nicht sagen, dass es ihm besser gelänge als anderen, das Mysterium dieses Central-Dogmas aufzuhellen, sondern nur so viel, dass er sich hier noch zu den entschiedenen Gegnern des Arminianismus rechnet (1). Das schien ihm aber eine ganz unerlaubte Anwendung der Prädestinations-Lehre zu sein, dass Gott „seinem heiligen Volke" „einen Freibrief für das ungewisse Böse um des gewissen Guten willen" solle gegeben haben. Unter diesen Umständen blieb nur eine Erklärung möglich: jener Ausspruch „sie werden ein Fleisch sein" kann nur den Sinn haben, dass sich auch die Seelen von Mann und Weib in Uebereinstimmung befinden, da sie sonst zwei „aneinandergeketteten Leichnamen" gleichen würden, und jener Zusatz Christi „was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden" hat die Voraussetzung, dass „die Gemüther von Mann und Weib zu gegenseitiger Erquickung und Liebe zu einander passen", denn gerade zu diesem Zweck hat Gott, welcher dem Manne eine „Gehülfin" geben wollte, jene „Zusammenfügung" vorgenommen (II. 16).

Man bemerkt unschwer, wie sich die ganze Darstellung im Kreise dreht und das als sicher annimmt, was erst bewiesen werden soll. Das aber war nun ein Mal der natürliche Mangel einer Methode, welche in demselben Augenblick eine Berufung auf die Bibel für unentbehrlich hielt, in welchem anderen eine pedantische Wortgläubigkeit vorgeworfen wurde. Der

Unterschied ist allerdings nicht zu verkennen, dass Milton von einer sklavischen Unterordnung unter den Wortlaut der Bibel weit entfernt ist. Er sucht sich an hermeneutische Regeln zu halten und, gestützt auf sie, die ferneren Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die Aussprüche des neuen Testamentes über die Frage der Ehescheidung in sich schlossen. „Alle Stellen der Schrift deren Buchstabe zu gerechten Zweifeln veranlasst, müssen dadurch erklärt werden, dass man in Betracht zieht, bei welcher Gelegenheit jede Sache niedergeschrieben ist und durch den Vergleich mit anderen Textstellen“ (S. 58). „Es giebt kaum einen Ausspruch im Evangelium, der nicht mit Einschränkungen und Unterscheidungen gelesen werden muss, um richtig verstanden zu werden“, denn „Christus giebt nicht volle Erklärungen oder fortlaufende Reden, sondern seine Aussprüche sind oft einsilbig, . . wie Perlen hierhin und dorthin verstreut“ (S. 113). Wenn Christus daher die Scheidung für unerlaubt erklärt, ausser im Fall des Ehebruchs, so muss man bedenken, dass es die Pharisäer waren, die ihn befragten, „welche das Gesetz missdeuteten und auf jeden kleinen, streitigen Grund irgend welcher Art ausdehnten“. Solchen anmassenden Versuchern gegenüber war es nöthig nachdrücklich die „negative Seite des Gesetzes“ zu betonen, aber unzweckmässig „jene natürlichen und ständigen Hindernisse des körperlichen und geistigen Zusammenlebens“ zu berühren, an welche das mosaische Gesetz gleichfalls gedacht hat. Er wandte, wie auch in anderen Fällen, „gleich einem klugen Arzte“ ein Uebermass gegen das andere an, um so auf die richtige Mitte zurückzuführen und züchtigte die Anmassung der Frager, indem er sie auf das paradiesische Muster der ersten Einsetzung der Ehe hinwies. In ähnlicher Weise sucht Milton die anderen ihm hinderlichen Stellen unschädlich zu machen. Bei den Worten „wegen eurer Herzens-Härtigkeit“ u. s. w. hat man auf das „euer“ den Nachdruck zu legen, denn damit sollten nur ironisch die Frager genöthigt werden, „ihre eigene unbegrenzte Zügellosigkeit zu tadeln“. Erscheint auch gegenüber den Jüngern, wie in der Bergpredigt, jene strenge Ansicht nicht zurückgenommen, so hat

man zu erwägen, dass sie „von derselben hergebrachten Freiheit . . angesteckt waren“. „Es war damals nicht Zeit mit ihrem schwachen und voreingenommenen Glauben über eine Sache zu streiten, über welche einige biblische Erleuchtung mit etwas Aufmerksamkeit von ihrer Seite sie später genugsam aufklären konnte“. Auch liessen Christi Schlussworte über seine wahre Meinung keinen Zweifel: „Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist“.

Es ist nicht nöthig die verschlungenen Pfade des Milton'schen Rationalismus weiter zu verfolgen, ihm in der Vergleichung mit anderen biblischen Stellen nachzugehen, seine Kritik entgegenstehender Ansichten mitzumachen, seine Bemerkungen über den schwankenden Sinn des Wortes *πορνεία* zu wiederholen (1). Als bezeichnend für seine Methode, in der so viel Aengstlichkeit mit so viel Kühnheit gepaart ist, sei nur noch darauf hingewiesen, dass selbst der paulinische Ausspruch: „Es ist besser freien als Brunst leiden“, sich nicht auf das sinnliche Verlangen, sondern auf jene reine Sehnsucht nach dem Zusammensein mit einer gleichgesinnten Seele beziehen lassen muss. Als Ergebnis bleibt für Milton bestehen, dass Gesetz und Evangelium, weit entfernt davon in der von ihm behandelten Frage sich zu widersprechen, vielmehr einander bestärken. „Moses erlaubt die Scheidung, aber nur in Fällen, die unversöhnbar und der Trennung mehr benöthigt sind als Ehebruch. Christus verbietet sie, aber nur für Fälle, die beigelegt werden können und geringer sind als Unzucht“.

Man wird es begreiflich finden, dass Milton auf seine philosophischen und theologischen Ausführungen nicht ein förmliches System des Ehescheidungsrechtes folgen lässt, wie er es sich vorstellt. In Wahrheit kam es ihm nur darauf an, den Reform-Gedanken anzuregen und theoretisch zu begründen. Sein Geist war viel zu wenig auf die praktischen Einzelheiten gerichtet, seine Bildung viel zu wenig die des scharfen Juristen, als dass man in dieser Beziehung Vollständigkeit von ihm verlangen dürfte. Nirgends sind die anderen etwa denkbaren Scheidungsgründe übersichtlich aufgezählt, wennschon Religions-Verschiedenheit, Nachstellungen,

Unvermögen gelegentlich berührt werden. Niemals wird auf die Frage eingegangen, was aus den Kindern, was aus dem Vermögen der Geschiedenen werden soll. Scheidung und anfängliche Nichtigkeit werden nicht immer klar auseinander gehalten. Eben so wenig wird zwischen den Fällen unterschieden, in denen das Eheband vollständig gelöst, oder nur das Zusammenleben auf bestimmte oder unbestimmte Zeit aufgehoben werden sollte. Eine Mitwirkung der „Obrigkeit" bei Streitigkeiten über Mitgift und Witthum, eine „Aufstellung gerechter und billiger Bedingungen durch das Gesetz" (S. 121, 125) wird allerdings in Aussicht genommen, und so sollte man meinen, dass der richterlichen Entscheidung alles vorbehalten bliebe. Aber so mächtig ist der Einfluss der alttestamentarischen Anschauung, dass Milton trotzdem „dem Familienhaupte" die Macht zusprechen will, der Frau einen Scheidebrief zu geben. Er verlangt allerdings, — ein echt presbyteranischer Zug — „dass die alte Sitte in Gegenwart des Geistlichen und würdiger, ausgewählter Aeltesten beobachtet werde", welche den Mann ermahnen sollen, nicht leichtfertig gegen den Geist der Worte Christi zu handeln (S. 129), aber in letzter Linie gestattet dem Mann „die Erhabenheit seiner Schöpfung in dieser Sache sich selbst Gesetz zu sein, da er das Haupt des anderen Geschlechtes ist, welches für ihn geschaffen worden" (S. 123).

Es könnte auf den ersten Blick den Anschein haben, als sei bei diesem Verfahren auf den Schutz des Weibes, „das der Mann nicht kränken darf", besonders Bedacht genommen. „Es würde eine unziemliche Beleidigung der zurückgezogenen und verschleierten Keuschheit dieses Geschlechtes sein", alle die zarten Angelegenheiten, die bei der Frage einer Scheidung in Betracht kommen können, vor einen Gerichtshof zu ziehen und „jenen bezahlten Meistern im Zungengefecht" Preis zu geben. Besser daher eine Verhandlung in den vier Wänden des Hauses vor jenen wenigen Zeugen, eine „stillschweigende Entlassung". Aber in Wahrheit verletzt den modernen Leser der Schrift Miltons nichts mehr, als die Rücksichtslosigkeit, mit der er durchweg die Interessen des Weibes behandelt. Schon bei

einer anderen Gelegenheit hatte er das weibliche Geschlecht als das „unvollkommenere“ bezeichnet(¹), hier kam, ganz abgesehen von seinen eigenen Erfahrungen, so manches zusammen, um ihn in der barbarischen Ansicht zu bestärken, dass es keine Gleichberechtigung beanspruchen könne. War nicht nach der Schöpfungs-Geschichte das Weib für den Mann geschaffen, um ihm eine Gehülfin zu geben? War sie es nicht, welche „den Verlust des Paradieses“ herbeiführte? War jenes alte Gesetz nicht offensichtlich zu Gunsten des Mannes gegeben? Es war kein Zweifel darüber möglich. Nichts war leichter als die Meinung derer zu widerlegen, welche behauptet hatten, die Scheidung sei eher zu Gunsten der Frauen als der Männer gewährt worden, als darzulegen, dass „Gott in seinem Gesetze mehr Mitleid mit dem Manne als mit der Frau gehabt habe“. Man kann sogar verfolgen, wie in der zweiten Ausgabe der Milton'schen Schrift dieser Gedanke mit besonderer Liebe weiter ausgearbeitet worden ist. So wird denn selbst Heinrich VIII. bei seinem Verfahren, „für seine häusliche Macht die Befugnis einer rechtmässigen Ehescheidung in Anspruch zu nehmen“ nicht getadelt. Vielmehr erscheint die ganze englische Reformation gleichsam als göttliche Belohnung dafür, dass der König in dem einen Punkt der Ehescheidung zuerst die römische Tyrannei entdeckt hatte. Mit hinlänglicher Klarheit wird ausgesprochen, dass eine Zustimmung der Frau nicht nothwendig sei. Allerdings wird sie als erwünscht bezeichnet (s. o. S. 170), aber „dem Willen und der Zustimmung beider Parteien“ wird ohne Bedenken der Wille „des Ehemanns allein“ untergeschoben(²). Und hier geht die Sophistik des Schriftstellers so weit, dass er auch dies als durchaus nicht nachtheilig für die Frau darzustellen sucht. „Denn gesetzt den Fall, die Frau willigt nicht ein, so ist die Scheidung entweder gerecht und also verdient, oder ungerecht . ., und in diesem Falle ist es ein Glück von einem ungerechten Mann getrennt zu werden“. — Ueber solchen Härten darf man nicht vergessen, dass an anderen Stellen der Schrift laut genug das Gebot der Nächstenliebe als Norm für die ganze Entscheidung der schwierigen Frage verkündigt wird, dass nur

ein grosses Princip ausgesprochen werden sollte, dessen Ausführung im einzelnen der Zukunft vorbehalten blieb. Einer freieren Auffassung des Scheidungsrechtes Bahn zu brechen, blieb die Hauptsache. Und wie sich Milton dafür schon hier u. a. auf den ihm wohlbekannten Hugo Grotius, „einen Mann von umfassender Gelehrsamkeit", berufen konnte, wie der grosse, vaterländische Jurist John Selden, den er gleichfalls rühmend erwähnt, zwei Jahre nachher([1]) in seiner „Uxor Ebraica" mit mehr Sachkenntnis, Unbefangenheit und Vorsicht die verschiedenartigen Auslegungen der biblischen Stellen aneinanderreihte ([2]), so hat die spätere Gesetzgebung der Völker unsrer Kultur, wenn auch mit grösserer Zurückhaltung, die Bahnen verfolgt, welche Milton's prophetischer Blick ihr vorzeichnete.

Es lässt sich denken, welchen Eindruck es in Foresthill gemacht haben wird, als man von Milton's schriftstellerischer Thätigkeit erfuhr. Nach solchen Vorgängen musste die junge Frau noch mehr in dem Wunsche bertärkt werden, von der Schwelle des erzürnten Gatten fern zu bleiben und im leichtlebigen Kreise der Ihrigen die Tage zu vertändeln. Milton selbst hat eben damals im Umgang mit einer älteren, durch Geist und Bildung ausgezeichneten Frau Trost und Erholung gesucht. Es war Lady Margarethe Ley, die Tochter von James Ley, der schon unter Jakob I. in den wichtigsten Staatsämtern, zuletzt als Lord-Schatzmeister, wenn nicht den Namen eines grossen Talentes, so doch eines reinen Charakters erlangt hatte, von Karl I. zum Grafen von Marlborough erhoben, aber aus seiner Stellung entfernt worden war, um Weston Platz zu machen. Sein Tod war unmittelbar nach der Auflösung des dritten Parlamentes Karls I. erfolgt, und das Gerücht scheint unnöthigerweise angenommen zu haben, dass zwischen seinem Schmerz über dies Ereignis und seinem Ende irgend ein Zusammenhang stattgefunden habe. Die Tochter war die Erbin seiner Tugenden und schwärmte in der Erinnerung an den verehrten Vater. Mit einem Kapitän Hobson, einem gebildeten Mann, verheiratet, machte sie in London ein Haus aus, in welchem Milton kein Fremdling war.

Auch die vornehme Dame schätzte den Dichter hoch und liebte seine Gesellschaft. Er riss sich hie und da aus seiner Einsamkeit los, um einen Abend in ihrem Kreise zu verbringen, und eines seiner Sonette spricht seine Verehrung für die Freundin aus, deren Gespräch das Andenken an den verstorbenen ehrenhaften Staatsmann wieder auffrischte. Unzweifelhaft war man in diesem Hause durch und durch parlamentarisch gesinnt, wennschon der junge Graf Marlborough, Margarethens Neffe, mit Auszeichnung im Heere des Königs diente (1).

Indessen muss in dieser Zeit der unfreiwilligen Wittwerschaft noch ein anderes weibliches Wesen von jugendlicheren Reizen auf Milton Eindruck gemacht haben. Es findet sich ein Sonett von seiner Hand, das nach der Stellung, die es im cambridger Ms. und in der ersten Ausgabe der Gedichte einnimmt, eben jener Epoche angehören muss. Es enthält keine Andeutungen über Namen und Herkunft der Gepriesenen, auch fehlt ihm jeder tiefere, leidenschaftliche Zug. Nur die keusche Bewunderung erhält einen fast religiösen Ausdruck, mit welcher der Dichter die „kluge und reine Jungfrau“ betrachtet, die „in der ersten Jugendblüthe den breiten und blumigen Weg weise vermieden hat, um mit den wenigen den Hügel himmlischer Wahrheit zu erklimmen“ (2). Immerhin waren auch solche Verse, in denen eine moderne „Maria und Ruth“ verherrlicht wurde, falls überhaupt Kunde von ihnen nach Foresthill gelangte, wenig geeignet Mary Powell zu erbauen. Wie leicht konnten durch hämische Gerüchte von solchen Gedanken ihres Mannes, in Verbindung mit seiner neuen Theorie von der Ehescheidung, auch ihr gefährliche Waffen in die Hände gespielt werden. — Zunächst indessen hatten die häuslichen Sorgen im Leben des Dichters hinter grösseren Gegenständen seiner Aufmerksamkeit zurückzutreten. Die Entwicklung der politischen Ereignisse, die Scheidung der Parteien forderten seine höchste Theilnahme heraus. Er war mit den bewegenden Fragen der Zeit zu innig verwachsen, als dass er fähig gewesen wäre, sich im Kummer persönlicher Erlebnisse zu verzehren.

---

## Fünftes Kapitel.

### Presbyterianer und Independenten. Fortgang des Bürgerkrieges.

---

Politische und religiöse Momente hatten zusammengearbeitet, die revolutionären Kräfte in England zu entfesseln; auch beim Fortgang der Bewegung wirkte das eine beständig auf das andere ein. Während der Puritanismus Englands sich in Waffen tummelte und Mühe hatte gegen den kriegskundigen Feind das Feld zu behaupten, war in seinem eigenen Lager der Kampf der Geister über die Frage entbrannt, welche Gestalt die Kirche in dem reformirten Staatswesen erhalten sollte, das man ersehnte. Darüber herrschte nunmehr so ziemlich Einigkeit, dass mit dem Bisthum voll und ganz gebrochen werden müsse. In einer Deklaration vom 10. Sept. 1642 hatten beide Häuser des Parlamentes sich in den stärksten Ausdrücken gegen die bischöfliche Verfassung der englischen Kirche, als ein Hindernis für die religiöse Reform und schädlich für den Staat, erklärt und auf das bestimmteste ihre Aufhebung verheissen. Im Anfang des Jahres 1643 passirte eine Bill des Inhalts beide Häuser, und man beeilte sich, sie unter die Friedens-Bedingungen aufzunehmen, die man eben damals im Begriff war dem König vorzulegen (1). Der tiefgreifende Beschluss, welcher die gesammte alte Organisation der Kirche so gut wie über den Haufen warf, ehe man sich die Grundzüge einer neuen klar gemacht hatte, war, wie jene Deklaration,

wesentlich durch die Anmahnungen der Schotten hervorgerufen worden(¹. Allerdings hätten die Häupter des schottischen Presbyterianismus es noch lieber gesehen, wenn die Brüder in England sich sofort über eine allgemein verbindliche Form der Kirche schlüssig gemacht hätten, welche derjenigen ihres eigenen Landes angepasst gewesen wäre. Sie verhehlten keineswegs, dass nach ihrer Ansicht die presbyterianische eben den göttlichen Ursprung habe, den sie der bischöflichen absprachen, und dass ihnen zur Erhaltung des Friedens in allen Reichen des Königs die Aufstellung eines einzigen Glaubensbekenntnisses, eines einzigen Rituals, einer einzigen Kirchenverfassung wünschbar erscheine. Schon hatte Alexander Henderson sich daran gemacht ein solches Programm zu entwerfen, das der Ansicht des englischen und schottischen Volkes in gleicher Weise genügen könne, und er war nur deshalb von dem Unternehmen abgestanden, weil es ihm doch zweifelhaft geworden war, ob England geneigt sein werde, den schottischen Presbyterianismus ohne unvorherzusehende Aenderungen anzunehmen(²). Immerhin malte sich in den Köpfen der eifrigen schottischen Presbyterianer das Bild der zukünftigen englischen Kirche als eine möglichst getreue Kopie ihrer eigenen aus. Sie rechneten für die Verwirklichung desselben auf die sympathische Stimmung des englischen Bürgerstandes in der Hauptstadt. Sie zählten auf die Beschlüsse der grossen Synode, welcher die Aufgabe zufiel, nach dem Niederreissen des Episkopalbaues etwas anderes an seine Stelle zu setzen.

Schon längst war der Zusammentritt einer solchen Synode in Aussicht genommen. Unter den Petitionen, die dem Parlamente zugekommen waren, war auch dieser Gegenstand nicht vergessen. In der grossen Remonstranz war ein entsprechender Artikel aufgenommen worden. Die neunzehn Propositionen hatten auf ihn hingedeutet. Die Deklaration vom 10. Sept. hatte ihn wiederholt, und immer war die Meinung gewesen, in einer solchen Versammlung sich auf den Beirath einiger gelehrter Mitglieder der schottischen Kirche zu stützen. Auch hatte das Parlament schon im Frühjahr 1642 Anstalten getroffen, um eine Bill vorzubereiten, die den Beginn der Synode

ermöglichen sollte. Eine Namensliste von Männern, die für das beabsichtigte Werk geeignet erschienen, wurde entworfen, der Art, dass das Unterhaus für die einzelnen englischen Grafschaften, London und die Universitäten besonders gerechnet. in Vorschlag gebrachte Persönlichkeiten auswählte, das Oberhaus seine Zustimmung gab und das Recht erhielt von sich aus vierzehn hinzuzufügen. Der Bruch mit dem König, der Beginn des Krieges verzögerten die Ausführung. Erst am 12. Juni 1643 erschien eine Ordonnanz beider Häuser, die den Zusammentritt der Synode auf den 1. Juli 1643 ansetzte. Der Zweck der Versammlung war hier deutlich bezeichnet. Die Berufenen nebst denjenigen, die das Parlament aus seiner eigenen Mitte ernannte, sollten über eine neue Kirchenverfassung berathschlagen, die dem Worte Gottes gemäss, für die Herstellung des inneren Friedens geeignet und einer Annäherung an die Form der schottischen Kirche und der anderen reformirten Gemeinschaften fähig sei. Gleichsam eine konstituirende Versammlung für die Fragen von Verfassung aber auch von Dogma und Ritus der Kirche, ähnlich jenen grossen Koncilien früherer Zeiten, aber auf den Umkreis einer Nation beschränkt, wünschte man zu besitzen (1).

Allein dieser Versammlung war jede Möglichkeit freier Bewegung entzogen. Das Parlament hatte ihre Mitglieder ernannt, das Parlament behielt sich ihre Auflösung vor. Es setzte die Zahl der Beschlussfähigkeit auf vierzig fest, es gab der Versammlung eine Geschäfts-Ordnung, es bestimmte den Präsidenten. Die Gegenstände der Berathung wurden der Versammlung von den beiden Häusern oder von einem allein zur Begutachtung vorgelegt. Ohne ihre Erlaubnis war eine Veröffentlichung der Debatten verboten. Ohne ihre Zustimmung erhielt kein Beschluss bindende Kraft. Auch die Ansicht der Minorität war ihnen auf deren Verlangen mitzutheilen, auch von dem Dissens eines einzelnen Mitgliedes konnten sie Kunde fordern. Sehr unähnlich der General Assembly des Nachbarlandes, war diese englische Versammlung dazu bestimmt, ein blosser Debattir-Klub zu werden, ein Geschöpf des Parlamentes, d. h. der damaligen Staatsgewalt. Eine solche Einschränkung des Grundsatzes

kirchlicher Selbstbestimmung erklärte sich zum Theil aus dem Hass, den die Gewaltsamkeiten des Laud'schen Systems, wie sie namentlich in den geistlichen Gerichtshöfen hervorgetreten waren, auf sich geladen hatten. Man wünschte sich auf jede Weise vor der Wiederkehr ähnlicher Zustände zu schützen, ohne sich klar darüber zu sein, dass sie eben nur durch die Hilfe möglich geworden waren, welche der Staat der Kirche geliehen hatte. Zum Theil aber war es wohlerwogener Grundsatz, dem man mit vollem Bewusstsein folgte, die Kirche in allem und jedem vollständig dem Willen des Staates unterzuordnen und jene Synode unter dem Gesichtspunkt einer Kommission von Sachverständigen zu betrachten, deren Vorschläge man sich vorbehielt anzunehmen oder zu verwerfen.

Namentlich einige der hervorragendsten Juristen waren einer Lehre zugethan, die den Vorzug der Einfachheit zu haben schien, indem sie jeder Zweiseitigkeit der Gewalten entgegentrat, und auf welche noch dazu der ganze Verlauf der englischen Reformations-Geschichte hinwies. Gewissermassen Vorläufer von Hobbes, betonten sie in erster Linie die Ansprüche der Staatsgewalt, unter deren Aufgaben auch die Organisation des kirchlichen Lebens falle. Bulstrode Whitelocke gehörte zu ihnen, dem es niemals schwer fiel, die eben vorliegende Sache mit juristischen Gründen zu vertheidigen, der gelehrte John Selden, welcher daneben in dogmatischen Fragen einen ausserordentlich freien Standpunkt einnahm u. a. m. Wenn die strengen Presbyterianer sich dadurch verletzt fühlen mussten, dass auf dieser Seite häufig eine skeptische Anschauung religiöser Probleme durchbrach, und dass das göttliche Recht jeder kirchlichen Verfassungsform, also auch der von ihnen verfochtenen, geläugnet wurde, so konnten sie sich darin mit jenen Anhängern der Staats-Allmacht verstehen, dass es nur eine Kirchenform geben dürfe, der sich die Masse unterzuordnen habe, eine National-Kirche, vom Staate gestützt und erhalten.

Man hätte gewünscht einige Anhänger des Episkopal-Systems, darunter Bischof Ussher in der Versammlung zu haben, um auch diese Partei vertreten zu sehn. Indessen die Männer, welche man mit Rücksicht darauf ausgewählt hatte, erschienen

entweder gar nicht oder verschwanden sehr bald, zumal es der König an einer Proklamation gegen die Beschlüsse der Versammlung nicht fehlen liess. Um so bedeutsamer trat in kurzem eine kleine Gruppe von Puritanern hervor, die sich, im Gegensatz zur übrigen Masse, zu ganz eigenartigen Gedanken über die Fragen der Kirchen-Verfassung erhob.

Noch war die Zahl der Erschienenen sehr klein, noch konnte man von den verschiedenen Parteien kein klares Bild erhalten, als am festgesetzten Tage, dem 1. Juli 1643. die feierliche Eröffnung der Synode durch einen Gottesdienst in der Kapelle Heinrichs VII. von Westminster-Abtei im Beisein beider Häuser des Parlamentes stattfand. Vor allem die Abgeordneten aus Schottland, auf deren Herbeiziehung man so grossen Werth legte, wurden damals und in den nächstfolgenden Sitzungen noch vermisst. Erst der Verlauf, den die politischen Angelegenheiten nahmen, führte sie nach England zu jener Westminster-Synode, wie die Versammlung von ihrem ersten Sitzungslokale in der Folge genannt wurde. Der Gang des Krieges liess es den parlamentarischen Führern immer nöthiger erscheinen die Hilfe der Schotten zu erlangen, die sich bis dahin neutral gehalten hatten. Es war der Hauptgedanke John Pym's, und die Ereignisse des Sommers 1643 waren ganz dazu angethan, ihm neue Anhänger zu gewinnen.

Wenn für staatsmännische Köpfe wie Pym die politische Nothwendigkeit eines solchen Bundes massgebend war, so erblickten die eifrigen Presbyterianer Englands nur in ihm eine sichere Gewähr für die Durchführung ihres kirchlichen Systems. Auch die Schotten waren geneigt aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten. So gross die Zugeständnisse gewesen waren, die Karl I. den schottischen Magnaten und der presbyterianischen Geistlichkeit gemacht hatte, so kannte man doch den Charakter des Königs hinlänglich genau, um nicht, bei entschiedenem Triumph seiner Waffen in England, für die Fortdauer der erkämpften Rechte zu fürchten. Schon waren die alten Gegensätze zwischen den Hamiltons und Argyles wieder in voller Schärfe zum Vorschein gekommen. Von Montrose, der im Verkehr mit der Königin stand, war im eigenen Lande das Schlimmste

zu erwarten, über eine Verbindung des Königs mit den irischen Rebellen dachte man argwöhnischer als je. Auch hier wirkten politische und religiöse Interessen nebeneinander. Im Juni 1643 trat gegen den Willen des Königs die Ständeversammlung in Edinburg zusammen. Der König suchte ihr wenigstens einen bestimmten Kreis von Berathungs-Gegenständen vorzuschreiben. Sie hielt sich daran nicht gebunden und riss sich vollständig von der königlichen Autorität los, indem sie den Abschluss einer Allianz mit der parlamentarischen Partei in England in's Auge fasste. Indessen eine solche Allianz hatte auch ihren Preis. Wenn sich die Schotten dazu entschlossen, ihr Blut in dem englischen Bürgerkrieg zu vergiessen, so wollten sie damit auch für sich einen dauernden Zustand des Friedens erkämpfen. Nach den Erfahrungen, die sie gemacht hatten. schien ihnen dies Ziel unerreichbar. wenn nicht auch in England und Irland dieselbe Kirchenverfassung durchgeführt werde, die sie selbst zu schaffen und zu schützen gewusst hatten. Nicht nur eine Garantie ihrer eigenen kirchlichen Unabhängigkeit sollte ihnen genügen, das englische Volk hatte sich zu verpflichten, gleich weit entfernt von der Duldung des Bisthums. das man soeben gestürzt hatte, und von der Duldung der unabhängigen religiösen Gemeinschaften, die im Entstehen waren. ein möglichst getreues Nachbild des Presbyterianismus in's Leben zu rufen, der nur in Schottland nationale Wurzeln hatte. Die Einigung der Reiche, wie die Stuarts sie angestrebt hatten, sollte sich somit auf anderem Wege vollziehen. —

Es war die Aufgabe der englischen Kommissäre des Parlaments und der Westminster-Synode, welche im Juli 1643 den Seeweg nach Schottland einschlugen, die dortige Stände-Versammlung und General Assembly zum Abschluss einer politischen Allianz zu bewegen, ohne sofort die ganze Zukunft der englischen Kirchen-Verfassung der Willkür der Schotten Preis zu geben. Vorzüglich dem Geschick des jungen Henry Vane, des hervorragendsten der parlamentarischen Abgesandten, war es zu danken, dass man eine Formel fand, die den Absichten der Schotten genügte, während er selbst den Grundsatz der Gewissensfreiheit, den er vertrat, damit zu wahren

hoffte. Neben ihm trugen die Abgeordneten der Westminster-Synode nach Kräften dazu bei, die Schwierigkeiten zu ebnen: der eine, Philip Nye, der den kirchlich-politischen Anschauungen Vane's nicht fern stand, der andere, jener Stephen Marshall, Milton's Bekannter, den seine geachtete Stellung unter den Presbyterianern der Heimat zu dieser Mission bestimmt hatte (1). Alexander Henderson, dem Leiter der General Assembly, fiel die Aufgabe zu, den Entwurf der wichtigen Urkunde abzufassen. Er gieng auf das Vorbild des „Covenant" zurück, der bis dahin nur eine nationale Bedeutung gehabt hatte. Schon darin war der religiöse Charakter des Vertrages, wie die Schotten ihn aufgefasst wissen wollten, deutlich ausgesprochen. Es bedurfte erst der Zufügung des Ausdruckes „Liga" um auch die politische Bedeutung des Aktenstückes, auf die es den Engländern in erster Linie ankam, klarzustellen. „Liga und Covenant", wie das Dokument nunmehr hiess, von General Assembly und Ständen in Edinburg mit Enthusiasmus begrüsst, hatte gleichfalls die Form eines Eides, zu dem sich Laien und Geistliche der Reiche England, Schottland, Irland verbinden sollten. Der Schwur zielte vor allem ab auf die Erhaltung der reformirten Kirche in Schottland gegen die gemeinsamen Feinde, auf eine Reformation der Religion in England und Irland nach Dogma, Ritus, Verfassung „gemäss dem Worte Gottes — die Aufnahme dieser dehnbaren Klausel hatte Vane durchgesetzt — und gemäss dem Muster der besten reformirten Kirchen", auf die engste Verbindung der Kirchen der drei Königreiche im Glaubensbekenntnis, rituellen Vorschriften und äusserer Organisation. Die Urkunde enthielt demnächst die Verpflichtung hinzuwirken auf Vertilgung von „Papismus, Prälatenthum, Aberglauben, Ketzerei, Schisma, Profanation". Sie nahm endlich eine energische Vertheidigung der Privilegien der Parlamente und der Volksfreiheiten, „der Person und Autorität des Königs", in Vertheidigung dieser Freiheiten und der „wahren Religion", Bestrafung der Malignanten „die den König von seinem Volke trennen", Herstellung eines dauernden Friedens in Aussicht, unter ent-

schiedener Verwahrung, als denke man daran, die monarchische Prärogative zu schmälern.

Da man sich der Annahme dieses Vertrages auch durch das englische Volk versichert halten konnte, so zögerte man in Edinburg nicht länger Abgeordnete auszuwählen, die nach dem längst geäusserten Wunsche der Engländer an der Westminster-Synode Theil nehmen sollten. Noch ehe sie in London erschienen, war „Liga und Covenant" dort bekannt geworden. Die Berathungen von Synode und Parlament hatten zur Folge, dass man in dem Artikel, der zur Bekämpfung des Prälatenthums verpflichtete, dies Wort ausdrücklich im Sinne der bisherigen anglikanischen Hierarchie interpretirte, ein Zugeständnis an diejenigen Engländer, welche wenigstens mit dem bischöflichen Titel nicht unbedingt brechen wollten. Alle Bedenken waren nunmehr beseitigt, und mit religiösem Ernste schickte das englische Volk, soweit es auf Seiten des Parlamentes stand, sich an, den feierlichen Pakt mit den Schotten zu beschwören.

Synode und Parlament machten den Anfang. Am 25. Sept. leisteten die Mitglieder des Unterhauses und der Westminster-Versammlung in der Kapelle St. Margaret den Eid und setzten ihre Namen auf das Pergament. Die Lords folgten nach. In den Pfarrkirchen wurde das Aktenstück von den Kanzeln verlesen und unterschrieben. Eine spätere Verfügung des Parlamentes (Feb. 1644) gieng dahin, dass jeder Mann, der das achtzehnte Jahr überschritten habe, selbst über die Grenzen der britischen Inseln hinaus, zur Unterzeichnung anzuhalten sei. Den Generalen und Festungs-Kommandanten wurden Abschriften zugesandt, um sie in Umlauf zu setzen. Die Namen der sich Weigernden sollten bemerkt werden, sie galten als „Malignanten" und hatten üble Folgen zu gewärtigen. Auch Milton hat, wie wir wissen, seine Unterschrift gegeben (1). Wenn in England dennoch mancher dieser gewaltsamen Probe seiner Gesinnungstüchtigkeit sich zu entziehen wusste, so gieng man in Schottland mit wahrer Begeisterung an die Beschwörung und Unterzeichnung. Laien und Geistliche, Adel und Bürger drängten sich zu dem Werke, das ihnen ein gottgefälliges zu sein schien, die Tage der freudigen Aufnahme

des nationalen Covenant von 1638 schienen wiedergekehrt, nur dass es sich dies Mal um einen Bund mit den Brüdern in England handelte. Alles dies war nur Vorbereitung der materiellen Hilfe, die das englische Parlament von Schottland erwartete. Ein schottisches Heer sollte baldmöglichst die Grenze überschreiten und jene nördlichen Grafschaften schützen, in denen die Sache des Royalismus so grosse Erfolge davongetragen hatte. Der Sold und Unterhalt dieses schottischen Hilfsheeres war von England zu bestreiten, wo man, gedrängt durch die Noth, vor mannichfachen Erpressungen, die sich gegen die „Delinquenten“ und „Malignanten“ richteten, ja selbst vor Einführung der Accise nicht zurückgeschreckt war.

Indem man mit Sehnsucht der schottischen Hilfe entgegensah, hatte man auch die Genugthuung, die kritische Lage, welche der Schauplatz des Krieges im Sommer 1643 darbot, allmählich zu überwinden. Im August und Anfang September richtete sich die hauptsächliche Theilnahme auf das Schicksal der Stadt Gloucester, zu deren Belagerung der König selbst sich aufgemacht hatte. Die Bürgerschaft leistete einen heroischen Widerstand, das Parlament machte ausserordentliche Anstrengungen, und binnen kurzem war Essex wieder fähig, mit einem stattlichen Heere zum Entsatz heranzurücken. Weder militärische Schachzüge noch Friedensvorschläge konnten ihn aufhalten, am 8. September hatte er den Platz befreit und mit Vorräthen versorgt. Er beeilte sich zum Schutze der Hauptstadt wiederumzukehren, die durch das abgezogene Heer des Königs bedroht war. Bei Newbury suchte ihm dieses am 20. September den Weg zu versperren. Indess so tapfer hielten die londoner Milizen den Anprall von Rupert's Reiterei aus, so wirksam zeigte sich Essex' Geschütz, dass ihm der Feind das Schlachtfeld überliess und seinen Marsch nach Osten nicht zu stören wagte. Der Kampf hatte dem König einen seiner edelsten Vertheidiger geraubt, Lord Falkland. Er fiel, des tragischen Schauspiels überdrüssig, in dem er selbst eine Rolle übernommen hatte, die seiner weichen Natur widerstrebte. Am Tage nach der feierlichen Annahme des Covenant hielt Essex seinen

Einzug in London. Er wurde mit Ehren überhäuft, als Retter des Vaterlandes begrüsst, alle seine früheren Missgriffe waren vergessen. Dennoch waren die übrigen parlamentarischen Armeen nur dem Namen nach seinem Kommando unterstellt. In Wahrheit gewannen sie immer grössere Selbstständigkeit und empfiengen vom Parlament in letzter Linie ihre Befehle: das in der Bildung begriffene Heer des populären William Waller, für die Aktion im Süd-Westen bestimmt, das Nordheer unter den beiden Fairfax, die Macht der östlichen Grafschaften, in welcher Cromwell's Genius wirkte. Seit kurzem hatte der Graf von Manchester, wie er nach dem Tode seines Vaters hiess, einst als Lord Kimbolton durch den Staatsstreich Karl's I. zugleich mit den fünf Gemeinen bedroht, auf diesem Schauplatz das höchste Kommando übernommen. Noch im Oktober 1643 wurde Lincolnshire vollständig von den Royalisten gesäubert und in die Association der östlichen Grafschaften eingereiht. Cromwell, der auch hier das Beste gethan, dessen Leben im Gefecht in äusserster Gefahr geschwebt hatte, rückte bald darauf zum General-Lieutenant Manchester's auf und setzte seine erfolgreiche Thätigkeit fort. Der Marquis von Newcastle sah sich genöthigt, die Belagerung von Hull aufzugeben, wo er Lord Fairfax eine Zeit lang eingeschlossen hatte. Auch hier schien somit eine günstigere Wendung für die Sache des Parlamentes einzutreten.

Aber auch der König war nicht unthätig geblieben. Den Covenant brandmarkte er als aufrührerisch und hochverrätherisch. Hatte sich das Parlament dadurch mit den Schotten verbunden, so scheute er vor einer Annäherung an die irischen Rebellen nicht zurück. Graf Ormond, Protestant, aber von puritanischen Tendenzen völlig entfernt, an Stelle des zurückgehaltenen Grafen Leicester Befehlshaber der englischen Streitkräfte auf der grünen Insel im Namen des Königs, wusste nicht nur den Aufständischen mit Energie entgegenzutreten, sondern auch jedes Eingreifen der parlamentarischen Behörden und Anhänger zu verhindern. Er brachte alsdann den Abschluss eines Waffenstillstandes auf ein Jahr zu Wege, und erreichte sogar vom irischen Rath zu Kilkenny, der es nie-

mals an Versicherungen der Loyalität hatte fehlen lassen, eine Subsidien-Bewilligung von 30,000 £ (September 1643). Zehn Regimenter, welche bis dahin gegen die Aufrührer im Felde gestanden, wurden nach England übergeführt, um dort unter den Fahnen des Königs gegen die Truppen des Parlamentes zu kämpfen. Der Abscheu, den die Nachricht von diesen Vorgängen in England erregte, war um so grösser, da man Grund zu der Befürchtung hatte, dass sich unter jenen Regimentern mordlustige, papistische Iren einschleichen und bald in grösserer Zahl als Söldner des Königs nachfolgen würden. Auch fühlten sich danach nicht wenige Anhänger des Königs bewogen, seine Sache zu verlassen. Um dieselbe Zeit war der feurige Montrose bei der königlichen Familie in Oxford angelangt. Er hatte längst zur Ueberführung eines irischen Kontingentes nach Schottland gerathen und sich anheischig gemacht, mit seiner Hilfe den schottischen Covenanters in den Rücken zu fallen. Seine Vorschläge wurden von Karl I. damals mit Wärme aufgenommen, während sich Hamilton, dessen diplomatisches Verhalten gegenüber der Partei des Covenants den leidenschaftlichen Höflingen zweideutig erschien, Verhaftung gefallen lassen musste. Unter die Mittel moralischer Verstärkung der Stellung des Königs mochte man rechnen, dass er sich Anfang 1644 überwand, für kurze Zeit ein Gegenparlament in Oxford zu versammeln. Eine sehr bedeutende Zahl von Mitgliedern des Unterhauses war zu ihm übergegangen, die Zahl der Lords, welche sich bei ihm eingefunden hatten, war bei weitem grösser, als die der in London zurückgebliebenen, welche ganz und gar zu zerschmelzen drohte. Wenn der Versuch dieser oxforder Versammlung, den Frieden herbeizuführen, auch scheiterte, so war sie doch immer gut genug, zur Auflage einiger Steuern ihre Zustimmung zu geben.

Auf beiden Seiten war man somit zu dem Feldzug von 1644 gerüstet, in den kraft Liga und Covenant die Schotten einzugreifen hatten. — Der Mann, welchem vor allen das Verdienst gebührte, diese Wendung herbeigeführt zu haben, hat die Entwicklung der Ereignisse nicht mehr erlebt, die

seine Meisterhand vorbereitet hatte. Am 8. December 1643 war John Pym, dessen Kräfte fast übermenschliche Anstrengungen ausgehalten hatten, hinweggerafft worden. Wohl wussten die Royalisten, warum sie der Nachricht seines Todes zujauchzten, wie die Parlamentarier, was sie an ihm verloren hatten. Die Grabrede, welche Stephen Marshall vor den Mitgliedern beider Häuser, der Synode und einer klagenden Menge hielt, gab diesem Gefühl einen würdigen Ausdruck (1). Der Leichnam ward in der Abtei von Westminster bestattet. Das Parlament votirte zehntausend Pfund, um die Schulden zu decken, die das grosse Mitglied des Unterhauses im Dienste des Vaterlandes gemacht hatte.

---

Während diese Ereignisse die Gemüther beschäftigten, hatte sich die Westminster-Synode, seit dem Eintritt der kälteren Witterung in die sogenannte Jerusalem-Kammer verpflanzt, mit Eifer an ihr Werk gemacht. Als erstes Geschäft hatte das Parlament ihr eine Revision der neununddreissig Artikel vorgeschrieben. Schon waren ihre Committees wie das Plenum daraufhin in voller theologischer Arbeit begriffen, als im Oktober 1643 eine neue parlamentarische Verfügung die schleunige Beschäftigung mit anderen Gegenständen erforderte. Wollte man dem mit den Schotten abgeschlossenen Vertrage genügen, so war es nöthig, den Plan einer neuen Kirchenverfassung und gottesdienstlichen Ordnung vor allem übrigen in Angriff zu nehmen. Eben darauf waren die Anweisungen des Parlamentes gerichtet, und Monate lang wurden nun die Fragen der urkirchlichen Regierungsform und Aemter, der Ordination und Disciplin, der Liturgie und der Ceremonieen, Fragen, welche die Milton'schen Streitschriften sämmtlich berührt hatten, mit allem dem Aufwand von kirchengeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Kenntnissen erörtert, wie sie einem so gelehrten Zeitalter und einer so gelehrten Versammlung anstanden. Aber die wichtigste dieser Fragen, welche sich auf die Verfassung bezog, war der Art,

dass sie die Gegensätze in voller Schärfe an's Licht bringen musste, die in der Synode vertreten waren. Erst jetzt wurde es möglich, die einzelnen Gruppen, in die sie zerfiel, von einander zu sondern. Berufen zur Reform der englischen Kirche, enthielt die Versammlung, ursprünglich auf anderthalbhundert Mitglieder berechnet, im Laufe der Zeit in ihrem Bestande vielfach geändert, sehr natürlich grösstentheils Männer des geistlichen Standes. Indessen hatte das Parlament Sorge getragen, aus seinen beiden Häusern eine Anzahl von Laien abzuordnen, und auch in der schottischen Deputation war das Laienelement vertreten. Für die Scheidung der Parteien war dieser Gegensatz von Klerikern und Laien freilich gleichgiltig, da hier tiefere Gründe, in den allgemeinen Anschauungen gelegen, in Frage kamen.

Es konnte kein Zweifel darüber sein, dass man nach dem Wegfall der Freunde des Prälatenthums drei Gruppen in der Synode zu unterscheiden hatte. Die erste wurde durch die Anhänger des Presbyterianismus gebildet. An ihrer Spitze standen als Presbyterianer von strengster Observanz die Deputirten aus Schottland, die sich freilich nicht eigentlich als Mitglieder bezeichnet wissen wollten, aber fast sämmtlich kraft ihrer Nationalität, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit den grössten moralischen Einfluss ausübten. Alexander Henderson, der erprobte Kämpe der schottischen Kirche, der seit lange auch auf den Gang der Staatsgeschäfte eingewirkt hatte, war gleichsam ihr oberster Anführer. Drei hervorragende Theologen, Rutherford, Gillespie, Baillie, bildeten seinen Stab. Zwei derselben waren der Bevölkerung Londons gleichfalls nicht fremd: Gillespie, dem wir werthvolle Aufzeichnungen über die Synode verdanken, und Baillie, dessen Feder auch jetzt unermüdlich war, festzuhalten, was er erlebte. Auch die Laien-Aeltesten, welche Schottland seinen Grundsätzen völlig getreu nach London entsandt hatte, Lord Maitland und Johnstone von Warriston, nahmen an den Verhandlungen lebhaften Antheil. Gelegentlich erschienen auch andere, und unter ihnen Argyle, auf den Bänken der Synode. Von den englischen Geistlichen standen unzweifelhaft die fünf Ver-

fasser des Smectymnuus, Milton's Freunde, die sämmtlich in die Synode berufen worden waren, jenen strengen schottischen Presbyterianern am nächsten. Ihr Ansehen war beständig gewachsen, bei den wichtigsten Anlässen wurden ihre Talente gebraucht, und Männer wie Young, der alte Lehrer Milton's, Calamy, Marshall gehörten zu den thätigsten Mitgliedern der Versammlung (1). Nur mit dem letztgenannten war der strenge Presbyterianer Baillie nicht immer zufrieden (2). Eine überwältigende Majorität ihrer Amtsbrüder, in der man die ehrwürdigsten Namen zählte, stand auf ihrer Seite, obgleich einige von der unbedingten Nothwendigkeit der Einführung und der grossen Ausdehnung der Befugnisse von Laien-Aeltesten nicht so ganz überzeugt waren, andere wenigstens den bischöflichen Namen, wennschon in einer vom Früheren ganz abweichenden Bedeutung, gerne gerettet hätten. Immerhin gaben diese in entscheidenden Momenten ihren Widerspruch auf, um sich von den Verfechtern des strengen Presbyterial-Systems nicht zu trennen. Einige der Abgeordneten des Parlamentes, u. a. von den Lords Manchester und der Anfang 1644 hinzugefügte Essex, Maynard und Clotworthy von den Gemeinen, wenn sie den Sitzungen beiwohnen konnten, liehen eben dieser Partei ihre Unterstützung. In den bürgerlichen Massen der grossen Städte, vor allem Londons, aber auch unter dem hohen und niederen Adel hatte sie einen unverächtlichen Anhang.

Eine zweite Gruppe bildeten die Erastianer, wie man sich gewöhnte, sie nach jenem Erastus des sechzehnten Jahrhunderts zu nennen, Männer, welche die theologischen Berathungsgegenstände vorwiegend vom politischen Gesichtspunkt aus betrachteten und aus der Kirche wiederum eine Einrichtung des Staates zu machen wünschten. Ihre Zahl konnte sich nicht im entferntesten mit der der Presbyterianer messen. Doch war ihre Bedeutung nicht gering. An Gelehrsamkeit durften ihre Mitglieder es unschwer mit jenen aufnehmen, an Schärfe waren sie ihnen nicht selten überlegen. Hier glänzten die rechtsgelehrten Mitglieder des Unterhauses St. John und Whitelocke. Sie wurden noch überstrahlt von John Sel-

den, der sich darin gefiel, durch seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine unverhohlene Skeptik die schwerfällige Gelehrsamkeit der presbyterianischen Geistlichen zu verwirren, nach Cleveland's Worten ein Mann, „in dem mehr Theologen steckten als in dem ganzen Sanhedrin" ([1]). Aber auch zwei Kleriker, Coleman und Lightfoot, wie Selden gross als Orientalisten, theilten dieselben Ansichten über das Verhältnis von Kirche und Staat, und waren immer schlagfertig, Beweise dafür beizubringen, dass „wie bei den Juden Staat und Kirche ėins gewesen, so auch in England das Parlament die Kirche sei" ([2]). Die grosse Stärke dieser Partei lag ausserhalb der Versammlung. Sie wusste, dass das Parlament, nachdem es sich ein Mal in Besitz der kirchlichen Gewalt gebracht hatte und selbst die Synode in strengster Abhängigkeit hielt, zum grössten Theile den erastianischen Grundsätzen huldigte, wennschon sehr viele seiner Mitglieder zugleich in vielen Punkten presbyterianisch gesinnt waren. Gelang es in dem Werke, zu dem man vereinigt war, beides zu verbinden, so waren die Gründe des Zwiespalts zwischen Männern wie Henderson und Lightfoot hinweggefallen.

Aber eine dritte, an Zahl noch kleinere Gruppe war vorhanden, die sozusagen in kirchlich-politischen Dingen eine ganz andere Sprache redete wie die Presbyterianer, und mit deren Mitgliedern daher eine Verständigung fast unmöglich war. Sie leben in der Geschichte fort unter dem Namen der Independenten, ein Name, welcher das Wesen dieser Partei treffend bezeichnete und die frühere Benennung Brownisten, sowie die andere Kongregationalisten allmählich verdrängte ([3]). In der That knüpfen sie an die Ideen jenes Robert Browne an (s. o. B. I. S. 8), die in England gewaltsam verfolgt, an anderer Stelle ein Asyl gefunden hatten und während der Regierung Jakob's und Karl's I. zu welthistorischer Bedeutung gewachsen waren.

Zunächst in dem duldsamen Holland hatten sich kleine Gemeinden Geflüchteter gebildet, unter deren Geistlichen John Robinson in Leyden durch Talent und Charakter hervorragte. Indem er bis zu seinem Tode 1625 mit Wort und Schrift für die Gedanken wirkte, deren Vertheidigung ihn mit so vielen

anderen des Vaterlandes beraubt hatte, gab er dem leidenschaftlichen, negirenden Brownismus eine lebensfähige, positive Gestalt. Er hütete sich, gleich einem seiner Leidensgenossen, John Smyth, den Gegensatz zur anglikanischen Kirche so weit zu treiben, dass er eine Wiedertaufe für nöthig erachtete, womit denn der Weg zur grundsätzlichen Verwerfung der Kindertaufe gewiesen war, aber er hielt mit aller Entschiedenheit an den Grundgedanken des Brownismus fest und bildete sie weiter aus. In Betreff der Verfassung behauptete er das Recht der Autonomie jeder Gemeinde, jeder „Kongregation“, die ihm schon da als vorhanden galt, „wo zwei oder drei Gläubige sich von der Welt trennen, um sich zur Gemeinschaft des Evangeliums und zum Bunde Abraham's zu vereinigen“ ([1]). Diese Autonomie widersprach nicht einer gelegentlichen Zusammenfassung der einzelnen Kongregationen zum Zweck gemeinsamer, unverbindlicher Berathungen, aber sie widersprach der Unterordnung dieser Kongregationen „unter eine höhere geistliche absolute Autorität ausser der Christi und der heiligen Schrift“. Sie trat dem Begriffe einer Landeskirche, einer Abstufung nach Provinzen und Diöcesen feindlich gegenüber und wünschte die ganze historisch gewordene Organisation des kirchlichen Lebens in freie (independente) Gemeinden aufzulösen, die ohne irgend welche Nöthigung nach reinem Belieben in nähere Verbindung treten könnten. Wie sich hierin der individuelle Anspruch dem Zwange äusserer Autorität entgegensetzte, den man in der Heimat hatte erdulden müssen, so wirkte eben dieser Geist der Selbstständigkeit in der Ausgestaltung der einzelnen Kongregation und führte zu demokratischen Bildungen, wie sie der Calvinismus im Princip wohl zugegeben, in der Praxis aber immer abgeschwächt hatte. Die Schlüsselgewalt, als deren Inhaber die Katholiken den Pabst, die Anglikaner die Bischöfe, die Presbyterianer das Presbyterium betrachteten, lag nach Robinson in der gesammten Gemeinde ([2]). „Jeder Christ ist, nach den Worten des Henry Ainsworth zu Amsterdam, ein König und Priester Gottes, um die Sünde auszuspähen, zu rügen und zu vertilgen“ ([3]). Der urreformatorische Gedanke vom allgemei-

nen Priesterthum wachte wieder auf. Er sollte die Einsetzung von Kirchenbeamten, wie Pastoren für die Seelsorge, Lehrern für religiösen Unterricht, anderen Aeltesten zur Mitwirkung bei Handhabung der Kirchenzucht, Diakonen für die Verwaltung der Geldbeiträge, nicht verhindern, aber die Gemeinde, aus deren Wahl sie hervorgiengen, sollte ihre Souveränität nicht zu ihren Gunsten abdanken (1). Wurden für die Wahl zum geistlichen Amt auch gewisse Fähigkeiten vorausgesetzt, so gab es keine geheimnisvolle Weihe mehr. Die Verhandlungen des Aeltesten-Kollegs waren öffentlich, die Gemeinde hatte ihre Zustimmung zu seinen Beschlüssen zu geben, seine Censuren zu bestätigen.

Man hat volles Recht, die konstitutionellen Grundsätze dieser früheren Independenten aus dem inneren religiösen Gedanken abzuleiten, der sie beseelte. Derselbe natürliche Zug, der sich in so vielen der Sekten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts findet, der Drang, das religiöse Leben des Einzelnen zu vertiefen, alles Gewohnheitsmässige, auf Nöthigung Beruhende fernzuhalten, beherrscht auch die Geister jener Independenten. Als berechtigtes Glied der Kongregation erschien nur der, welcher wahrhafte Zeichen der göttlichen Erwählung aufweisen konnte. Eine Aufforderung, dem Impulse des Augenblicks zu folgen und durch Aeusserungen religiöser Inbrunst seine Erwählung kundzuthun, war damit gegeben, zugleich aber das Streben, jeden lästigen Formenzwang zu durchbrechen, welcher der gemeinsamen Andacht dienen sollte. Wer jede ein für alle Mal vorgeschriebene Gebetsform, selbst das Vater-Unser, für ersetzbar hielt durch den augenblicklichen Erguss des jubelnden oder gequälten Herzens, wer dem Einzelnen, je nachdem der Geist ihn trieb, das Recht der Prophetie, der freien Rede zur Erbauung der Gemeinde, einräumte (2), der konnte ein geistliches Privilegium, einen Ausschluss der Gesammtheit von der Verwaltung ihrer Angelegenheiten nicht anerkennen.

Man sollte glauben, der Independentismus Robinson's und der ihm gleich Gesinnten hätte sich jede direkte Einmischung des Staates in die religiösen Interessen der Bürger

verbitten müssen. Es würde seinen übrigen Grundsätzen entsprochen haben, vom Staate nichts mehr zu verlangen, als dass er die einzelnen Kongregationen, wie wir sagen würden, unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechtes betrachte, ohne sich selbst mit ihren Aufgaben zu belasten, geschweige denn eine bestimmte religiöse Erziehung von sich aus vorzuschreiben und zu leiten. Ausdrücke wie die, dass die anglikanische Kirche, weil ausschliessliche Staatskirche, ein „Babylon“ sei, schienen einer solchen Auffassung zu entsprechen, Worte Robert Browne's selbst, allgemein gehalten wie sie wären, schienen sie zu rechtfertigen. Auch befanden sich in der That die ersten Flüchtlings-Gemeinden, die in Holland nur Duldung genossen, thatsächlich in der Lage, ganz und gar auf ihre eigenen Hilfsmittel und die ihnen etwa innewohnende geistige Anziehungskraft angewiesen zu sein. Für die „Bedürfnisse der Kirche“, und darunter den „Unterhalt“ ihrer Diener, werden „Beiträge“ der Gemeinde in Aussicht genommen ([1]). Und in der baptistischen Gemeinde John Smyth's, die, von den übrigen Independenten getrennt, ihren Grundgedanken zu den äussersten Konsequenzen durchzuführen wusste, scheint man bald nach dem Tode des Stifters offen die Meinung vertreten zu haben: „Der Staat hat sich nicht in die Angelegenheiten der Religion und des Gewissens einzumischen, oder den Menschen diese oder jene Form der Religion aufzuzwingen, weil Christus der König und Gesetzgeber der Kirche und des Gewissens ist“ [2]).

Allein bei den übrigen Independenten herrschte über diesen Punkt eine Unklarheit, die sich nur aus der Macht der Gewohnheit erklärt, an den überkommenen Begriffen vergangener Kulturepochen, die mit anderen der modernen Zeit in unlösbarem Widerspruch standen, zähe festzuhalten. Derselbe Robinson, welcher überall sonst die Unabhängigkeit des Individuums auf's stärkste betont, welcher die Lutheraner deshalb tadelt, dass sie bei Luther, die Calvinisten, dass sie bei Calvin stehen bleiben, kann sich doch nicht des Gedankens erwehren, dass die Erhaltung dessen, was ihm der reine Glaube ist, ebenso zu den Aufgaben des Staates gehöre, wie

die Erhaltung der öffentlichen Ordnung. „Dass eine fromme Obrigkeit mit Zwang öffentliche und notorische Abgötterei unterdrücken, wie auch Vorsorge dafür treffen soll, dass die göttliche Wahrheit nach Gottes Befehl in ihren Staaten gelehrt und verkündigt werde, darüber hege ich keinen Zweifel. Vielleicht ist es ihr auch erlaubt, ihre Unterthanen bei Strafe zu zwingen, zum Zwecke ihrer Belehrung und Bekehrung zuzuhören und die Strafe zu vollstrecken, sofern sie nach gehöriger Belehrung der Kirche nicht beitreten" ([1]). Von hervorragenden Independenten, die mit Robinson das Exil theilten, liegen ähnliche Aeusserungen vor. Das Glaubensbekenntnis einer londoner independentischen Kongregation, welche Henry Jacob nach der Rückkehr in die Heimat gegründet hatte, vom Jahre 1616, verurtheilte allerdings die erzwungenen Zehnten und jede Art von Staats-Steuern zu Kultuszwecken. Es empfahl zur Vermeidung von Heuchelei, als Mittel des Unterhalts für den Geistlichen, freiwillige Beiträge der Gemeinde, „womit die Apostel ihre Zeit zufrieden sein liessen". Aber dasselbe Bekenntnis enthielt auch den zweideutigen Satz: „Wir glauben, dass wir und alle wahren sichtbaren Kirchen überwacht, in Ordnung und Frieden gehalten und nächst Christus, wenn es Noth thut, auch in Sachen der Religion durch die weltliche Obrigkeit geleitet (governed) werden sollen" ([2]). Wenn damit mehr als ein blosses Aufsichtsrecht gemeint war, wie man es dem Staate überhaupt nicht streitig machte, wenn es nur eine Umschreibung jenes Robinson'schen Gedankens von den religiösen Aufgaben der Obrigkeit sein sollte, so war schwer abzusehn, wie die übrigen Grundsätze des Independentismus mit diesem auf die Dauer sich vertragen würden.

Indessen während jene Kongregationen in Leyden, Amsterdam, Middelburg, Emden ein bescheidenes Dasein fristeten, später in Arnheim, und Rotterdam, mit einiger Unterstützung der Behörden, grössere Bedeutung gewannen, hatte sich dem Independentismus ein anderes ungeheures Gebiet eröffnet, auf dessen jungfräulichem Boden seine Bedeutung wuchs. War man in Holland auch dem hohen Kommissionshof, dem Kerker und dem Henker entflohen, so fühlte man

sich doch von einem befriedigenden Zustande weit entfernt. Die Mitglieder von Robinson's Gemeinde in Leyden, meistens auf dem Lande gross geworden, hatten unter der industriellen Bevölkerung, wo jede Stelle durch die arbeitsamen Eingeborenen besetzt war, mit der bitteren Noth des Lebens zu kämpfen. Sprache, Sitten, Klima des Landes waren ihnen ungewohnt. Vergeblich war ihre Hoffnung, hier jenes Ideal einer heiligen, friedlichen Gemeinschaft zu verwirklichen, wenn ihre Söhne schon begannen, um gutes holländisches Gold sich anwerben zu lassen, um im Lager die Sorgen des Flüchtlingslebens abzuschütteln. Nicht wenige schauten nach einem günstigeren Asyle aus. Die Küsten jenseits des Weltmeeres winkten ihnen um so verlockender, als es dort ein Gebiet gab, das Territorium der Virginia-Company, auf dem man hoffen durfte, Zuzug aus der Heimat zu erhalten, ohne, bei gehöriger Entfernung, der eifersüchtigen Unduldsamkeit der bisherigen Kolonisten zu verfallen. — Wie sie mit Mühe ein Patent erlangten, mit knapper Noth die Mittel zusammenbrachten, wie sie unter dem Segen Robinson's und den Gebeten ihrer zurückbleibenden Brüder von Delfthaven absegelten, um in Southampton mit dem Rest ihrer Gefährten zusammenzutreffen, wie ein ärmliches Schiff sie über die See trug in eine unbekannte Wildnis, weit ausserhalb des Gebietes, dessen Autorität sie zugewiesen waren, wie sie sich selbst eine Verfassung gaben und trotz Hunger und Krankheit, Sturm und Kälte, hinter sich das Weltmeer, vor sich die Stämme der Indianer, an jener Felsenküste von New-Plymouth sich ansiedelten, die ihr prüfender Blick erwählte: das alles sind Thatsachen von so einfacher, heroischer Grösse, gleichzeitig Zeugnisse angelsächsischer Zähigkeit und gläubiger Zuversicht, dass ihrer die Geschichte niemals vergessen kann.

Wenig mehr als zwei Jahrzehnte waren seit der Ansiedelung der Pilgerväter verflossen, als die Kolonisation jener Küsten, von England aus, bereits einen grossartigen Aufschwung genommen hatte. Während der Laud'schen Gewaltherrschaft, gelockt durch kommercielle Aussichten, waren etwa zwanzigtausend Menschen dort angelangt, um Pflanzungen zu begründen,

deren rechtlicher Zusammenhang mit dem Mutterlande mehr oder weniger klar war. Neben New-Plymouth waren, von einzelnen vorgeschobenen Posten abgesehen, jene volkreicheren Ortschaften an der Bai von Massachusetts, sowie die ersten Kolonieen am Fluss Connecticut und von New-Haven erwachsen.

Indessen konnte es zweifelhaft erscheinen, ob die Entwicklung der kirchenpolitischen Verhältnisse hier einen so wesentlich anderen Gang nehmen werde wie in Europa(1). Ueber das Meer getrieben durch die Härte der englischen Hierarchie, in beständiger Angst, von ihren Emissären und von der Regierung des Mutterlandes beunruhigt, durch das Einschleichen von Papisten und Sekten in der friedlichen Ausbildung ihres Staatswesens gestört und des Zuzugs von Gesinnungsgenossen beraubt zu werden, glaubten die puritanischen Kolonisten regelmässig sich nicht anders schützen zu können, als wenn sie die Einheit des religiösen Bekenntnisses, wie sie es verstanden, von Staatswegen aufrecht zu halten suchten. In Connecticut war allerdings die Aufnahme in die Vollbürgerschaft nicht ausdrücklich abhängig gemacht von der Zugehörigkeit zu einer der innerhalb der Grenzen zugelassenen kirchlichen Genossenschaften. Aber in Massachusetts wie in New-Haven war dies die unumgängliche Bedingung, um der politischen Rechte theilhaftig zu werden. Selbst in der ursprünglichen Gründung von New-Plymouth scheint für die Ausübung des städtischen Wahlrechtes, neben dem Besitze guten Leumundes, Rechtgläubigkeit in den Fundamenten der Religion gefordert worden zu sein. Bei den anfänglichen, einfachen Verhältnissen konnten kirchliche und politische Gemeinschaft als gleichbedeutend betrachtet werden, wie denn der eine Ausdruck anscheinend für den anderen angewandt wird(2). Man findet, dass die Magistrate an den Synoden Theil nehmen, und dass die Geistlichen die vornehmsten Berather der Obrigkeit sind. Wenn die ersten Pilgerväter eine mildere Praxis bewahrten, so schienen die folgenden Ankömmlinge der einen Theokratie nur deshalb entflohen zu sein, um eine neue zu begründen. Es genügt, an die Gesetze gegen Blasphemie und Idolatrie, wegen Heilighaltung des Sabbaths

und Erzwingung des regelmässigen Kirchenbesuches, an die rücksichtslose Strenge in ihrer Durchführung und Anwendung, an die Quäker-Verfolgungen und Hexen-Processe mit einem Worte zu erinnern, um den Gedanken abzuwehren, als habe man in den neuen Gemeinwesen des Armes der Staatsgewalt bei der Ausgestaltung des religiösen Lebens oder zur Aufrechthaltung religiöser Unduldsamkeit entbehren wollen. Allerdings liessen sich die puritanischen Kolonisten von idealen Absichten leiten. Wie sie hie und da die Bibel als subsidiäres, wenn nicht gar als einziges Gesetzbuch auch für die Verhältnisse des bürgerlichen Daseins betrachteten, so sollte dieses selbst zu einem Abbild der göttlichen Regierung im kleinen werden. Eben dadurch ward eine Grenzverwischung, ähnlich der, welche man auf der anderen Seite des Oceans bitter beklagt hatte, unvermeidlich.

Allein ein Gegensatz zwischen den kirchlichen Zuständen dieser Kolonieen und denen des Mutterlandes war vorhanden, der von folgenreichster Bedeutung wurde. Die Verfassung der Kirche in diesen Kolonieen war independentisch. Durch den Hass gegen das bischöfliche System waren ihre Gründer vor einer Kopie dieser Form hinlänglich geschützt. Aber sie hatten auch keinen Anlass, die Hierarchie der Presbyterial-Verfassung auf den neuen Boden zu verpflanzen. Es konnte nicht ohne Wirkung auf die Gesinnungen der späteren Ankömmlinge bleiben, dass in jener ersten Ansiedlung von New-Plymouth der Geist John Robinson's fortlebte. Selbst solche, die mit der ausdrücklichen Erklärung die Heimat verlassen hatten, ihr nicht als Separatisten Lebewohl zu sagen, fanden bei einer Berührung mit diesen Separatisten, dass deren Grundsätze über die Fragen kirchlicher Verfassung ihren eigenen sehr nahe ständen und zögerten nicht, die thatsächliche Freiheit, deren sie sich in dieser Entfernung von den heimatlichen Behörden erfreuten, gegen deren Verfügungen auszubeuten(1). Entsprechend dem losen Verbande bürgerlicher Gemeinden, auf deren lokale Selbstverwaltung keine höhere Macht einwirkte, sahen sich die Ausgewanderten zum Zwecke religiöser Uebungen in autonomen Kon-

gregationen vereint, von denen keine über die andere eine regelmässige administrative oder gerichtliche Autorität ausübte. Es war damit nicht gesagt, dass nicht in den einzelnen Kolonieen, wie auch Robinson es zugegeben hatte, hie und da gemeinsame Berathungen mehrerer Kongregationen, auch wohl Ermahnungen der einen durch die andere, gelegentlich selbst förmliche Synoden stattfinden könnten. Im übrigen verwaltete jede ihre Angelegenheiten selbstständig. Sie war frei in der Aufnahme neuer Mitglieder. Sie wählte ihre Beamte, für deren Bezeichnung und Wirkungskreis die mehr oder minder scharfe Trennung des Presbyterbegriffes bedeutend blieb. Sie beanspruchte Unabhängigkeit in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten und namentlich in der Erhaltung der kirchlichen Zucht. Sie beliess jedem ihrer Genossen das Recht der „Prophetie“ zur Lösung religiöser Zweifel und zur Erbauung der übrigen.

Durch das blosse Dasein dieser independenten Gemeinden, so streitig auch einzelne Fragen ihrer Verfassung sein mochten, wurden weitere Abweichungen von dem, was in der Heimat galt, vorbereitet. Dort herrschte eine am Staate aufgerichtete Kirche, mit dem ganzen Zustand der Vergangenheit verwachsen, durch Patronat und Bepfründung auf feste Besitzverhältnisse hingewiesen. Hier stand man, losgerissen von jener Kette der Geschichte, auf einem unberührten Boden, jede Kongregation für sich, aus dem freien Willen der Ankömmlinge gebildet. Mochte anfangs, als kirchliche und politische Gemeinde sich deckten, die Pflicht aller, für die Zwecke des Kultus beizusteuern, natürlich erscheinen, mochte noch für eine lange Spanne Zeit die Fürsorge für Kirche und Kirchendiener als bürgerliche Angelegenheit betrachtet werden, in der Folge musste jener Grundsatz der Freiwilligkeit für die Unterhaltung der kirchlichen Anstalten und Beamten dennoch bedeutungsvoll werden. — Der Independentismus führte hier gleichfalls zu Bildungen, sehr verschieden von den entsprechenden der alten christlichen Welt. Auch sie hiengen noch immer durch stärkere oder schwächere Fäden, in ähnlicher Weise, wie die europäische Menschheit sie fast

durchaus für unerlässlich hielt, mit der Staatsgewalt zusammen. Aber in ihnen lebten zu gleicher Zeit andere ideelle Kräfte, welche nur mächtig genug zu werden brauchten, um im Verlauf der Generationen auch diese Fäden zu zerschneiden. Und schon war an einer Stätte der neuen Welt mit voller Entschiedenheit selbst dieser äusserste Schritt gemacht worden.

Seit 1631 lebte in Amerika Roger Williams, welchem der unsterbliche Ruhm gebührt, der Gründer des konfessionslosen Staates gewesen zu sein (1). Er war etwa 1599 geboren, ohne Zweifel von waliser Herkunft, ein Mann von felsenfester Ueberzeugungstreue und selbstloser Menschenliebe. In Cambridge zum Theologen vorgebildet und für den geistlichen Beruf bestimmt, sah er sich gleichzeitig mit so vielen anderen Ende 1630 dazu gedrängt, sein geknechtetes Vaterland zu verlassen, um sich jenseits des Oceans vor Sternkammer und hoher Kommission zu retten. Hier war er in verschiedenen geistlichen Stellungen in Salem, New-Plymouth und wieder in Salem thätig, aber was er offen auszusprechen und mit Wärme zu vertheidigen wagte, zog ihm, welcher den Verfolgungen der heimatlichen Gewalten entronnen war, Verfolgungen seitens der kolonialen Behörden zu. Es war schon unerträglich, dass dieser strenge Puritaner eine förmliche Lossagung von der anglikanischen Kirche forderte. Es erschien als gefährliche Schwärmerei, dass er die ganze Theorie des Entdeckerrechtes der europäischen Nationen läugnete und nur den eingeborenen Bewohnern, den Indianern, ein Verfügungsrecht über den Grund und Boden zugestand. Aber als Erzfeind der Gesellshaft enthüllte er sich, indem er durch Wort und Schrift vertheidigte, dass dem Staate kein Recht zustehe, die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Genossenschaft zu fordern, einen Eid auf den Namen Gottes aufzulegen, Blasphemie, Idolatrie und Störer der Sabbathruhe zu strafen.

Als seine Gemeinde um seinetwillen bei einer Landforderung benachtheiligt wurde, und ein Appell an die übrigen in der Kolonie bestehenden erfolglos blieb, gieng er soweit, ihnen alle Gemeinschaft aufzukündigen und sich bitter über die

Obrigkeit zu äussern. Der Generalhof der ganzen Kolonie Massachusetts sprach 1635 seine Verbannung aus. Wegen Erkrankung ward ihm die Frist der Abreise erstreckt, er liess jedoch nicht davon ab, in seinen vier Wänden seine Ueberzeugung kund zu thun. Man fasste den Plan, ihn nach England zurückzuschaffen. Er wurde noch rechtzeitig gewarnt und floh, Weib und Kind zurücklassend, durch Schnee und Eis, in die Wälder. Von den Indianern hatte er nichts zu fürchten. Er war der erste Europäer, der ihnen ohne Bekehrungszwecke nahe getreten war, ihre Sprache erlernt hatte, ihr Wohlthäter wurde. Von ihnen erhielt er ein Gebiet an der Narragansett-Bai, auf dem er im Sommer 1636 den Grund zur Stadt Providence legte. Einige ihm anhangende Kolonisten hatten sich bei ihm eingefunden. Die Seinigen zogen ihm in das neue Asyl nach, Fremde erlangten unter vortheilhaften Bedingungen Aufnahme. — Eine Generation später zählte das kleine Gemeinwesen zwischen zwei- und dreitausend Seelen. War seine Verfassung streng demokratisch, so wurde ausdrücklich anerkannt, dass die Majorität der aufgenommenen Familienhäupter „nur in weltlichen Dingen" verbindliche Beschlüsse fassen könne. Williams verglich den neuen Staat einem Schiff, auf welchem „Katholiken und Protestanten, Juden und Türken" friedlich zusammenfahren müssten, nicht verpflichtet, dem Gottesdienste des Schiffspredigers beizuwohnen oder von ihrem eigenen abzustehn, und dabei dennoch dem gemeinsamen Gesetz und den Befehlen des Kapitäns unterworfen (1). Er nahm 1638 die energische Mrs. Hutchinson nebst ihrem Anhang unter seinen Schutz auf. Sie war wegen heftiger, den Frieden gefährdender dogmatischer Streitigkeiten als Antinomianerin gleich ihm gezwungen worden, aus Massachusetts zu weichen, nachdem Henry Vane während der kurzen Zeit, in der er den Gouverneurposten innegehabt, vergeblich versucht hatte, seinen Grundsatz der Toleranz mit der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung zu versöhnen. Die neuen Ankömmlinge siedelten sich auf jener Insel an, die, gleichfalls von den Eingeborenen erworben, den Namen Rhode Island erhielt. Auch hier wurde der Ge-

nuss der bürgerlichen Rechte ganz unabhängig vom Bekenntnis gemacht, und Freiheit des Gewissens in Sachen des Glaubens zum Gesetz erklärt. Allerdings sahen sich diese neuen Pflanzungen, trotz fortbestehender herzlicher Beziehungen zwischen Williams und den Freunden in Massachusetts, von einer Verbindung mit den Nachbarkolonieen, von allem Handelsverkehr mit ihnen getrennt, ja sogar in ihrer Unabhängigkeit bedroht. Als Massachussetts mit New-Plymouth, Connecticut, New-Haven im Mai 1643 zu Boston unter dem Namen der „vereinigten Kolonieen von Neu-England" eine engere Konföderation schloss, unternahm Williams selbst auf einem holländischen Schiff von New-Amsterdam aus die Reise nach Europa und erlangte in der That mit Hilfe Vane's am 14. März 1644 vom Parlamente für die vereinigten Providence-Pflanzungen in der Narragansett-Bai eine Urkunde, die ihr Staatswesen anerkannte und ihren Bürgern das Recht verlieh, es nach ihrem Gutdünken zu gestalten.

---

Die geschilderte Ausbildung des Independentismus in Holland und Amerika konnte nach dem Ausbruch der Revolution nicht ohne bedeutende Rückwirkung auf England bleiben, selbst wenn hier inzwischen die independentischen Ansichten nicht ohnehin Wurzeln getrieben hätten. In Wahrheit hatten diese aber trotz aller Wachsamkeit der kirchlichen und staatlichen Behörden niemals vollständig ausgerottet werden können. Immer hatten geheime Konventikel fortbestanden, deren Mitglieder in einer Zeit, da einzelne Opfer wegen „Ketzereien" noch den Scheiterhaufen zu besteigen hatten, es nicht über sich gewinnen konnten, den Boden der Heimat zu verlassen. Noch zur Zeit König Jakob's hatten sie eine Verstärkung erhalten, als Ende 1611 oder Anfang 1612 unter Thomas Helwisse und John Murton die Reste der Baptistengemeinde von Smyth, um 1616 Henry Jacob mit einigen Vertrauten aus Holland zurückkehrten, um gesonderte Kongregationen in London zu bilden. Die Wirksamkeit der ersten

lässt sich nur durch den Einblick in einige merkwürdige Flugschriften verfolgen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Kreise ihrer Mitglieder stammen. In der einen, betitelt „Religiöser Friede oder ein Wort für Gewissensfreiheit“ (1614), suchte Leonard Busher, ein armer londoner Bürger, dem König und dem Parlamente klar zu machen, dass „Monarchen und Staatsbeamte nur weltliche Angelegenheiten mit dem weltlichen Schwert, Bischöfe und Prediger die geistlichen Angelegenheiten mit dem Worte und Geiste Gottes zu leiten, und keiner von beiden sich in das Amt des anderen einzumischen hätte“. Er berief sich darauf, dass in Konstantinopel Juden, Christen und Türken friedlich zusammenlebten, um freilich fast in demselben Athem es doch als „Pflicht des Königs und des Staates zu erklären, die Bekehrung ihrer Unterthanen durch das Wort Gottes zu erstreben“. Mit grösserer Folgerichtigkeit sprach sich der Verfasser der zweiten, dialogischen Schrift, ohne Zweifel John Murton, aus. Die Magistratur ist ihm „eine Macht dieser Welt“, berechtigt und verpflichtet, zu Schutz und Strafe, „das weltliche Schwert“ zu führen. Ohne solche Autorität würden „die Menschen nicht leben können“, die Rechtsordnung würde zu Grunde gehn. „Aber lasst uns nicht weiser sein als Gott, ihm Mittel zur Ausbreitung seines Evangeliums zu ersinnen.“ denn solches „ist nicht von dieser Welt“ (1). Eine „Bittschrift vieler treuer Unterthanen“, die sich mit Unrecht als „Anabaptisten“ gebrandmarkt fühlten, führte im Jahre 1620 mit grosser Beredtsamkeit den gleichen Gedanken aus. Die Bittsteller verwahrten sich auf's feierlichste gegen den Vorwurf „für sich oder andere die geringste Freiheit von der strengsten Beobachtung eines bürgerlichen Gesetzes zu erstreben“, welches abziele auf „die Bewahrung der Person, der Krone, des Staates, der Würde S. Majestät“, aber sie wandten sich mit Entschiedenheit gegen die Theorie der „Gelehrten“, „dass die Könige von Gott ermächtigt seien, ebenso für die Gottesverehrung zu sorgen, wie ihnen die Erhaltung der Rechtsordnung zwischen Mensch und Mensch obliegt“ (2). — Die zweite Kongregation, im Geiste Robinson's gestiftet und von baptistischen

Tendenzen weit entfernt, äusserte sich weit weniger bestimmt über die Grenzen, die der Staatsgewalt gegenüber dem religiösen Bedürfnis des einzelnen zu ziehen seien (s. o. S. 210), ohne darum den Verfolgungen zu entgehn. Doch wusste sie selbst unter der despotischen Verwaltung Laud's ihre Zusammenkünfte kümmerlich fortzusetzen, so oft sie auch genöthigt war, den Ort zu wechseln, so viele ihrer Mitglieder in's Gefängnis wandern mussten, so manche es vorzogen, den Weg nach Amerika einzuschlagen (1).

Je stärker der Druck des staatskirchlichen Despotismus wurde, desto mehr Anhang fanden diese freien Gemeinden bei den unteren Volksklassen. Mehr als ein Mal wurden Versammlungen von „Brownisten" und „Anabaptisten" denuncirt (2), und selbst auf dem Lande, in Kent, Norfolk, Gloucestershire, vorzüglich in Wales, tauchten Kongregationen auf, deren jede Unabhängigkeit für sich in Anspruch nahm, und deren Separatismus öfter an dem Satze der Kindertaufe zu rütteln wagte. In London gab es sogar einen in Cambridge vorgebildeten, angestellten Prediger, den Vikar von St. Stephen's in Coleman Street, John Goodwin, dessen wohlausgearbeitete Predigten, neben Abweichungen vom strengen calvinistischen Dogma, wie man sie auch den Baptisten vorwarf, einige Hinneigung zum Independentismus verriethen, und welcher angesehene Bürger, wie Isaac Pennington, zu seinen anhänglichsten Pfarrkindern und Hampden's Mutter zu seinem Bekanntenkreise zählen konnte (3). Auch war es nicht bedeutungslos, dass 1637 Henry Vane, der Sohn eines englischen Ministers, zurückkehrte, ein Mann, der eben unter den Independenten von Massachusetts eine grosse Rolle gespielt hatte.

Indessen einen entschiedenen Aufschwung nahm der englische Independentismus erst dann, als das lange Parlament zusammengetreten war, und plötzlich alle Fesseln gelöst wurden. Der begeisterte Ruf nach einer Reform in England drang über das Meer und führte manchen Hoffenden in die Heimat zurück. Während die Auswanderung nach Amerika plötzlich nachliess, langten von dort nicht wenige einst Vertriebene in England an und entschlossen sich zu bleiben, um

ihre Kraft dem alten Vaterlande zu widmen. Der Baptist Hanserd Knollys, der sich kaum in Massachusetts sicher hatte fühlen können, der Pastor von Salem, Hugh Peters, den das Leben schon von Ort zu Ort getrieben hatte, mit einigen Gefährten im Interesse der Kolonie entsandt, waren die Bedeutendsten. Andere, Laien und Geistliche, folgten zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt nach. Mit Roger Williams erschien bald darauf für einige Zeit der am weitesten fortgeschrittene Führer der independentischen Geister, von dem man wusste, dass er sich erst kürzlich zu den Baptisten geschlagen hatte, um alsbald an dem Werthe jeder bestehenden kirchlichen Gemeinschaft zu zweifeln. Auch wurde eben damals (1643) im Namen von sieben baptistischen Kongregationen ein förmliches Glaubensbekenntnis in London veröffentlicht, welches ausdrücklich die Pflicht der Obrigkeit hervorhob, die „Gewissensfreiheit, ohne die alle anderen Freiheiten nicht nennenswerth sind, zu schonen“ (1).

Leichter wurde es den in Holland lebenden Independenten, ihre Rückkehr zu bewerkstelligen. Von den dort verweilenden englischen Geistlichen dieser Richtung langten im Winter 1640 auf 1641 fünf auf dem heimischen Boden an: Thomas Goodwin, der in Arnheim einer Kongregation vorgestanden hatte und nun eine ähnliche in London selbst begründete, Philipp Nye, der in Holland mit Goodwin zusammengewirkt hatte und, trotzdem er Stephen Marshall's Schwiegersohn war (2), von nun an in der Pfarrei von Kimbolton (Hunts) independentische Grundsätze vertrat, Jeremias Burroughs, Sidrach Simpson, William Bridge, welche sämmtlich in Rotterdam thätig gewesen waren und nun in England grossen Zulauf hatten, der erste in Yarmouth, die beiden anderen in der Hauptstadt.

Burton und Lilburne, zwei jener vorzüglichsten Opfer des anglikanischen Staatskirchenthums, waren durch ihre Leiden unwiderruflich zu independentischen Ansichten bekehrt worden, die schon vorher ihren Neigungen entsprochen hatten. Von allen früheren independentischen Schriften machte keine so grosses Aufsehen, wie eine „kurze Remonstranz“ von Burton (1641), in welcher er sich mit wenig Achtung über eine

„Nationalkirche" aussprach und neben ihr mindestens Duldung selbstständiger Kongregationen forderte (1). Im Hause der Lords brachte Bischof Hall zur Sprache, dass an achtzig Kongregationen von Sekten, geleitet von „Schuhflickern, Schneidern und Hutmachern", aufgetaucht seien, und es war eine blosse Formalität, wenn diese Versammlung es ein Mal für nöthig hielt, die arretirten Theilnehmer eines solchen Konventikels zu verwarnen (2).

Je näher die Aufgabe heranrückte, statt des blossen Einreissens des alten Gebäudes der Kirchenverfassung Hand an die Errichtung eines neuen zu legen, desto mehr wurden sich die Presbyterianer der tiefen Kluft bewusst, die sie von den Independenten trennte. Bis dahin waren sie Hand in Hand mit ihnen gegangen, voll des Lobes über ihren Eifer gegen die Bischöfe und ihr inniges religiöses Bewusstsein. Bald fiengen sie an, in ihnen die gefährlichsten Rivalen zu ahnen, nicht lange dauerte es, so schlug die alte Waffenbrüderschaft in die bitterste Feindschaft um. Am 21. November 1642 beklagte sich ein londoner Kaufmann, Mr. Shute, welcher sich immer vorzudrängen wusste, beim Parlament, dass die „Malignanten" den Gutgesinnten der City vorwürfen, sie wünsche eine „independente Verfassung der Kirche", und forderte gegen diese Beleidigung Protest (3). Schon das Jahr vorher bejammerte der eifrig presbyterianische Geistliche Edwards in einem weitverbreiteten Pamphlet, „dass sich Satan aus einem Engel der Finsternis in einen Engel des Lichtes verwandle, und dass der Independentismus zurückbringen werde, was er bekämpfe: Libertinismus, Profanation, Ketzereien" (4). Die presbyterianischen Federn schienen in Gift getaucht, wenn sie auf die Anhänger des „Brownismus" und „der amerikanischen Religion" („New England way") zu sprechen kamen. Sie malten den bevorstehenden Einbruch der furchtbarsten Sekten, als Anabaptisten und Baptisten, mit den schwärzesten Farben und wiesen mit Schadenfreude darauf hin, dass jenes Princip der Duldung jenseits des Oceans selbst Schiffbruch erlitten habe. Die Independenten blieben die Antwort nicht schuldig. Auch von ihrer Seite regnete es Flugschriften. Selbst eine

Frau, Mrs. Katherine Chidley, schon bei Jahren und Mitglied einer londoner Winkelgemeinde, ergriff das Wort und sie hatte den Muth, Edwards zu erwidern, dass es ein Zeichen unentschuldbarer Schwäche gewesen sei, in den Kolonieen Leute auszuweisen, die weder den Frieden des Staates, noch den Kultus anderer gestört hätten, lediglich wegen abweichender religiöser Ansichten, wie es nach ihrer Meinung Williams, Mrs. Hutchinson u. a. geschehen war (1).

So giengen die Wogen des Streites zwischen Presbyterianern und Independenten schon hoch, noch ehe die Westminster-Synode zusammengetreten war. Indessen konnte dies nur als ein Vorspiel der Kämpfe gelten, die sich entspannen, als neben der Masse der Presbyterianer auch einige ihrer Gegner Sitz und Stimme in der Versammlung erhielten. Das Parlament war entschlossen, auch diese Partei zu hören. Einige seiner feurigsten Mitglieder, wie Cromwell, St. John, Haselrig u. a., hätten sogar nicht ungerne mehrere hervorragende independentische Geistliche aus den amerikanischen Kolonieen für das bevorstehende Werk in London anwesend gesehn und sandten im Bunde mit anderen eine darauf abzielende briefliche Aufforderung über das Meer (2). Als die Verwirklichung dieses Planes indessen dort Schwierigkeiten machte, und die Stimmung der Majorität nicht soweit gieng, musste man sich begnügen, die fünf geistlichen Vertreter des milderen Independentismus, welche aus Holland in die Heimat zurückgekehrt waren, in die Synode aufgenommen zu sehen. Einer von ihnen, Philipp Nye, hatte sich schon bei der Verhandlung mit den Schotten nützlich gemacht und trat in der Versammlung, neben Goodwin und Burroughs, bei den Berathungen bedeutsam hervor. Alle fünf waren Männer von akademischer Bildung und Beredtsamkeit. Von den Laiendeputirten, soferne diese nicht durch andere Geschäfte in Anspruch genommen waren, konnten sie auf den gleichgesinnten Henry Vane zählen, auch der von den Lords entsandte Viscount Saye and Sele neigte sich ihnen zu. Wie stark der Zug zum Independentismus überhaupt in der englischen Gesellschaft war, bei Staatsmännern und Kriegern, in den mittleren und unteren Schichten, welche

Kraft ihm aus diesem Anhange erwuchs, hatte sich erst in der Folge zu zeigen.

---

Bei den Berathungen der Synode blieb die Einigkeit der verschiedenen Parteien in manchen Fragen ungestört. Da die Gegensätze nicht das dogmatische Gebiet betrafen, so gieng die Revision der 39 Artikel, soweit sie geführt wurde, ohne Streitigkeiten vor sich. Auch über die rituellen Veränderungen konnte man sich verständigen. Eine neue Uebersetzung der Psalmen von Francis Rous, einem Mitglied des Unterhauses, wurde adoptirt. Eine neue Gottesdienstordnung, mit Entfernung alles dessen, was als Anklang an katholische Formen den Puritanismus seit jeher verletzt hatte, wurde in ihren Grundzügen vereinbart, wiewohl die Independenten nicht ohne einige Besorgnis waren, damit ihrem Gedanken von der Nothwendigkeit des freien, nicht vorgezeichneten Gebetes etwas zu vergeben. Andere Aufgaben machten gleichfalls eine rasche Erledigung nöthig. Es schien nicht möglich zu warten, bis die Synode Vorschläge über ein neues Kirchenregiment gemacht hätte und inzwischen die Dinge sich selbst zu überlassen. Die anglikanische Kirche befand sich in völliger Auflösung. Wo der König die Oberhand hatte, wurden die puritanischen Geistlichen vertrieben und sahen sich genöthigt, mit den Ihrigen brodlos und hilflos in sichere Gebiete zu flüchten. Wo das Parlament die Oberhand hatte, waren schon längst in seinem Auftrage Untersuchungen gegen Geistliche von schlechtem Lebenswandel und von Laud'scher Parteifarbe („scandalous ministers") im Gange. Je dringlicher es wurde, die vertriebenen Puritaner zu entschädigen, je höher die Leidenschaften stiegen, desto unbarmherziger war man, die missliebigen und royalistischen Kleriker ihrer Pfründen zu entsetzen und ihres Eigenthums grossen Theils zu berauben. Im Laufe des Krieges wurden auf gewaltsame Weise, gering gerechnet, mehr als anderthalbtausend Stellen frei, deren Wiederbesetzung unumgänglich war. Das Parlament vertraute

einem aus der Synode hervorgegangenen Committee die Aufgabe an, die einzelnen Bewerber zu prüfen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Ebenso überliess es vorläufig, auf Rath der Synode, Kommissionen ausgewählter Geistlichen das Geschäft, Ordinationen vorzunehmen, um das Eindringen unerwünschter Elemente zu verhindern. Der Puritanismus hatte sich so lange über den Mangel an „geistlicher Nahrung“ durch die Predigt des Wortes Gottes beklagt. Auch diesem Uebelstande sollte abgeholfen werden, indem die Einforderung entfremdeter Zehnten von verfallenen „Delinquenten-Gütern“ Mittel an die Hand gab, die Pfründen zu vergrössern und Lecturer-Stellen zu gründen (¹).

Fand eine gründliche „Reinigung“ der Pfarrgeistlichkeit Statt, so musste sich die Aufmerksamkeit der Reformlustigen auch auf die Universitäten lenken, welche die stärksten Bollwerke des hochkirchlichen Systems gewesen waren. Eine Reform der Kirche war nicht zu denken, so lange die höchsten Erziehungsanstalten des Klerus in dem Zustande verharrten, welcher den Zorn und Spott eines Milton so oft herausgefordert hatte. Oxford war zwar im Bereich des Feindes, aber an Cambridge war man um so eher entschlossen Hand anzulegen, da diese Stadt sich inmitten des treuesten parlamentarisch gesinnten Gebietes befand. Schon im Januar 1644 erhielt Cromwell's Vorgesetzter, der Graf von Manchester, welcher an der Spitze der Association der östlichen Grafschaften stand, vom Parlament den gewichtigen Auftrag, Kommissionen einzusetzen, deren Machtvollkommenheit sehr bedeutend war. Sie waren berechtigt, alle Mitglieder der Universität, Lehrer wie Schüler, wie auch alle Geistlichen und Schulmeister der Grafschaften vor sich zu rufen, deren Lebenswandel anrüchig, deren Gesinnung notorisch royalistisch sei, und welche ihr Amt verlassen hätten, ohne im Dienst des Parlamentes abwesend zu sein. Nach gebührender Untersuchung und Zeugenverhör seitens dieser Kommissionen war der Graf ermächtigt, nach seinem Gutdünken die Unfähigen und Unwürdigen zu entsetzen, ihre Einkünfte zu sequestriren, mit Vorbehalt des üblichen Fünftel für die Frauen und Kinder, und die erledigten Stellen anderen

zu übertragen, welche die Synode gebilligt hatte. Die Folge war eine vollständige Umwälzung in den Personalverhältnissen der Hochschule, Vertreibung früherer Mitglieder, Einführung neuer: ein Process, der sich bis in das Jahr 1645 hinein erstreckte. Vielfach war die Annahme oder Ablehnung von „Liga und Covenant" der Prüfstein. So milde und versöhnlich der Charakter des Grafen auch war, so wurden bei dieser Gelegenheit, welche die Gesinnungstüchtigkeit des einzelnen der puritanischen Sonde aussetzte, die grössten Härten und Gehässigkeiten nicht vermieden. An wenig Ereignissen der Revolution wird Milton so viel Antheil genommen haben, wie an diesem, welches ihm so wohl bekannte Institute und Personen betraf. Er musste hören, dass von den sechzehn Vorstehern der Colleges nur fünf vor den Augen der gestrengen Visitatoren Gnade gefunden hatten, und dass etwa die Hälfte aller Fellows ihrer Pfründen beraubt und einer ungewissen Zukunft preisgegeben waren. Unter den fünf Vorstehern, die sich in die neue Aera hinüberzuretten wussten, war auch Thomas Bainbrigge, das Haupt von Christ-College, mit welchem Milton während seiner Studienzeit nicht zum besten gestanden hatte. Mochte ihm dessen Erhaltung als ein zweifelhafter Gewinn erscheinen, so musste er mit Theilnahme begrüssen, dass zwei seiner Bekannten, Mitarbeiter am Smectymnuus, zwei der erledigten Vorsteherposten erhielten. Sein alter Lehrer, Thomas Young, wurde an Stelle Richard Sterne's, eines der Kapläne Laud's, zum Master von Jesus-College gemacht, William Spurstow erhielt eine gleich ehrenvolle Stelle in Catherine Hall. Ausser ihnen, wurde noch manches Mitglied der Synode bei der neuen Besetzung bedacht, ohne dass es deshalb aufgehört hätte, den Sitzungen beizuwohnen. Auch sonst traf die Wahl hervorragende Männer puritanischer Gesinnung. Die Disciplin der Hochschule nahm einen strengeren Charakter an, Fleiss und Sittlichkeit der Studenten wurden überwacht, der Sabbath mit rigoroser Gewissenhaftigkeit eingehalten (1).

Unzweifelhaft kamen alle diese Massregeln vorwiegend dem Presbyterianismus zu Gute. Bei dem Uebergewichte,

welches seine Anhänger in der Synode hatten, deren Mitwirkung und Rath bei allen diesen Veränderungen gebraucht wurde, verstand es sich von selbst, dass man in erster Linie die Männer presbyterianischer Richtung bedachte. Diese zogen in hellen Haufen in die erledigten Pfarreien und in die verödeten Colleges ein. Viele, wie z. B. Thomas Young, behielten neben ihren neuen Pfründen auch die alten, ohne Rücksicht darauf, dass eben diese Pfründenhäufung seitens der Prälatisten, so lange sie selbst die Verfolgten gewesen waren, ihren heiligen Zorn hervorgerufen hatte.

Die kleine independentische Gruppe der Versammlung gieng über persönliche Verhältnisse der Art mit Stillschweigen hinweg. Denn schon war man mitten in sachlichen Debatten begriffen, bei welchen die zuerst gewahrte Einigkeit schwinden, und deren Ausgang unendlich wichtiger sein musste als alles, was bisher zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse geschehen war. Die Frage der kirchlichen Verfassung, von allen die wichtigste, war in Angriff genommen und rief innerhalb wie ausserhalb der Synode heftige Kämpfe hervor. Die grosse presbyterianische Majorität trat, mit wenig Ausnahmen in geschlossenen Reihen, mit ihrem fertigen, den Schotten entlehnten System auf den Plan. Handelte es sich um die Kirchenämter, so wussten sie mit den bekannten Citaten der Schrift die mächtige Stellung der Presbyter zu vertheidigen. Handelte es sich um die Ordination, so wussten sie den Begriff einer ununterbrochenen Succession „einer feierlichen Absonderung einer Person für ein öffentliches Kirchenamt“ festzuhalten und dem Presbyterium einzelner Bezirke das Recht einer gründlichen Prüfung des Kandidaten und der Ordination durch Handauflegung zu wahren. Handelte es sich endlich um die gesammte Organisation der Kirche, so stand ihnen fest, dass es nur eine, die ganze Nation umfassende, Landeskirche geben dürfe. Kraft göttlichen Rechtes wäre diese in presbyterialer Weise zu ordnen, sodass Parochial-Konsistorium, Presbyterium (classis), Provinzial- und National-Synode sich übereinander aufbauen würden, mit eben derselben von unten nach oben zunehmenden Befugnis der Aufsicht,

Gesetzgebung und vor allem der geistlichen Strafgewalt zur Erhaltung der Disciplin, wie die Kirche John Knox' sie kannte.

Nicht wenige dieser Beschlüsse hatten schon bei den Erastianern lebhaften Widerstand gefunden. Sie läugneten schlechtweg den göttlichen Ursprung der Presbyterial-Verfassung. Sie widerstrebten der ausgedehnten Kompetenz der Kirchenbeamten dieses Systems. Sie sträubten sich vorzüglich dagegen, dass diese, Pastoren und Laien-Aelteste, die unumschränkte Macht haben sollten, in Lehre und Leben fehlende Glieder der Kirche (ignorant and scandalous persons) nach ihrem Gutdünken vom Genuss des Abendmahls auszuschliessen und zu exkommuniciren. Denn sie fürchteten, dass damit auf's neue Uebergriffe der geistlichen Gewalt in die staatliche Gerichtsbarkeit ermöglicht würden.

Indessen versparten die Erastianer ihre hauptsächliche Kraft auf die Verhandlungen des Parlaments, in dem sie stark genug zu sein hofften, um aus den Beschlüssen der presbyterianischen Majorität der Synode auszumerzen, was sie gefährlich für die Autorität des Staates zu sein dünkte. Bei weitem zäher war der Widerstand der kleinen Gruppe gemässigter Independenten, für deren Ziele es sich in der That um Sein oder nicht Sein handelte. Sie gaben zwar zu, dass in der Bibel eine bestimmte kirchliche Verfassungsform vorgezeichnet und daher göttlichen Ursprungs sei, aber sie fanden sie in independenten Kongregationen. Sie waren sehr bereit, die Nothwendigkeit kirchlicher Zuchtmittel, wie Anmahnung und Exkommunikation zuzugestehn, aber sie anerkannten keine höhere Instanz über der einzelnen Gemeinde, um sie in Anwendung zu bringen. Allein mochten sie mit eben so viel Würde wie Wärme ihre Sache vertheidigen, mochten sie alle Gelehrsamkeit aufbieten, um die ersten christlichen Gemeinden als Beispiele ihrer Anschauung zu erweisen: im ganzen und grossen standen die „fünf dissentirenden Brüder", wie man die aus Holland zurückgekehrten independentischen Geistlichen nannte, mit ein Paar anderen Mitgliedern, die sich ihnen in dieser oder jener Frage anschlossen, einer erdrückenden Majorität gegenüber. Allerdings weiss selbst Baillie ihre Beredtsam-

keit, Gelehrsamkeit und Gewandtheit zu rühmen (1), aber kam es zur Abstimmung, so triumphirten ihre Gegner. Es sollte in England keine autonomen Kongregationen geben. Es sollte auch in Zukunft jeder einzelne gezwungen sein, der einen vom Staate organisirten und privilegirten Kirche anzugehören, die nur den prälatistischen Namen mit dem presbyterialen vertauscht hatte. Selbst der Grundsatz der Wahl des Geistlichen oder auch nur der Zustimmung der Gemeinde war durch hinzugefügte Beschränkungen bis zur Unkenntlichkeit abgeschwächt worden. Ein magerer Satz wie der in dem Artikel über die Ordination, dass „in ausserordentlichen Lagen, bis eine geordnete Verfassung vorhanden, etwas Ausserordentliches, aber der Regel so nahe als möglich Stehendes, geschehen dürfe“, konnte die Independenten nicht für alle Niederlagen ihres Princips entschädigen (2). Es blieb ihnen nichts übrig als jedes Mal ihre abweichende Meinung zur Berichterstattung an's Parlament zu Protokoll zu geben.

Aber zu gleicher Zeit sorgten sie dafür, an die öffentliche Meinung Berufung einzulegen und das Volk über den wahren Charakter ihrer Bestrebungen aufzuklären. Schon in den letzten Tagen des Jahres 1643 hatten sie eine mit ihren Namen unterzeichnete „apologetische Erzählung“ erscheinen lassen, welche von Haus aus für das Parlament bestimmt war. Mit grosser Bescheidenheit entwickelten sie in dieser Schrift ihre Grundsätze, versprachen die äusserste Nachgiebigkeit, soweit ihr Gewissen sie ihnen erlaube, beschworen aber die Vertreter der Nation, sie, friedliche Bürger, solange man ihnen keine Gesetzwidrigkeit nachweisen könne, durch Zurückweisung ihrer geringen Wünsche, durch Weigerung der Duldung ihrer unbedeutenden Abweichungen nicht auf's neue in's Exil zu treiben. Es war bezeichnend für ihren Standpunkt, dass sie die Berufung der Synode als einen Akt der „Staatsweisheit“ betrachteten und dass sie für gewisse Fälle kirchlicher „Sentenzen“ eine obrigkeitliche „Hilfe und Unterstützung“ nicht für unstatthaft hielten. Die Schrift machte selbst bei vielen ihrer Gegner einen guten Eindruck, aber andere, Schotten wie Engländer, traten mit leidenschaftlicher

Heftigkeit gegen diese independentischen Anmassungen auf. Wieder war es jener Thomas Edwards, der sich im Sommer 1644 mit seiner Antapologia, einem gewichtigen Quartanten, an die Spitze der presbyterianischen Heeresschaar stellte, um nach einer Fluth giftiger Schmähungen die „Schönheit, Ordnung, Stärke der Presbyterial-Verfassung mit der Hässlichkeit, Unordnung, Schwäche der independentischen" zu vergleichen und sich selbst gegen eine blosse Toleranz der letzten, neben einer presbyterianischen Landeskirche, als gegen Bibel, Liga und Covenant, Pflicht des Staates und der Kirche mit den stärksten Ausdrücken zu erklären ([1]).

---

Von Tag zu Tage wurde es klarer, dass der Streit zwischen Presbyterianern und Independenten über einen blossen Hausstreit innerhalb der grossen puritanischen Partei weit hinauswuchs. Je länger er andauerte, je mehr die Streitenden genöthigt wurden, auf die tieferen Gründe ihres Gegensatzes zurückzugehn, desto deutlicher enthüllte sich als der wahre Gegenstand dieses Kampfes der grosse Grundsatz von der Gewissensfreiheit des einzelnen auf dem Gebiete des religiösen Lebens. — Es hat einen eigenthümlichen Reiz, welthistorische Ideen auf ihre Ursprünge hin zu verfolgen, um gleichsam am Rande des rieselnden Bergquells des mächtigen Stromes gedenken zu können, der aus ihm geworden ist, an dessen Ufern sich stolze Städte erhoben haben, und dessen Wellen dem Meere kostbare Lasten entgegentragen. Aber je verlockender ein solcher Weg stromaufwärts ist, desto mehr Fehlgängen ist der Wanderer ausgesetzt. Manches Gewässer, das ihm das ursprüngliche zu sein scheint, versiegt in der Hitze des Sommers, manches verliert sich in Sand und Sumpf, bald kommt er zur Erkenntnis, dass überhaupt nur der allmähliche Zusammenfluss hunderter von Strömen den einen in seiner unwiderstehlichen Grösse gebildet hat. Wer es unternehmen wollte, die Geschichte der Idee der Gewissensfreiheit unter den Völkern unserer Kultur zu schreiben, würde un-

zweifelhaft mehr als eine Erscheinung, welche den Zeiten vor dem Auftreten des Independentismus angehört, in das Bereich seiner Darstellung ziehn müssen. Mit der Reformation war für das Wachsthum und die Ausbreitung dieses Gedankens erst der Boden gegeben. Die Thatsache, dass die Einheit der alten Kirche gebrochen war, nöthigte gegenüber den bestehenden Verhältnissen von selbst dazu, die späteren Generationen auf die Möglichkeit vorzubereiten, sich die Anhänger verschiedener Bekenntnisse in einem Staatswesen als friedlich vereinbar zu denken. Aber die anderthalb Jahrhunderte, welche auf den Bruch der alten Kirche folgten, sahen diese unumgängliche Folge des grossen Ereignisses fast nirgends verwirklicht. In allen Blättern ihrer Geschichte ist es mit Blut verzeichnet, dass noch Gegenstand der gewaltigsten Kämpfe war, was kraft historischer Nothwendigkeit kein Wille hindern konnte. Nicht nur die alte Kirche sträubte sich dagegen dies anzuerkennen, auch die verschiedenen Gemeinschaften, die sich auf neuer Grundlage gebildet hatten, übernahmen von jener den Grundsatz der Verfolgung. Mit so grosser Beredtsamkeit von ihren Stiftern nicht selten das Princip der Duldung verfochten war, so lange man sich selbst von der Duldung ausgeschlossen wusste, so bald war es vergessen worden, wenn man selbst zur Macht gelangt war. Bei der engen Verbindung der politischen und religiösen Gegensätze war die Erbitterung des Kampfes noch verschärft worden. Die Scheiterhaufen, welche die Katholiken den Anhängern der Reform, diese ihren gemeinsamen Gegnern und den Vertretern abweichender Meinungen unter sich, und alle den Verwerfern der Kindertaufe und sonstigen Sektirern hier und dort anzündeten, legten abwechselnd flammendes Zeugnis dafür ab, wie grosser Opfer man die erträumte Seligkeit des Mitmenschen und die Sicherung des eigenen Wohles für werth hielt. Mochten auch im Laufe der Jahrzehnte die Verfolgungen nach Art und Masse geringer geworden, mochte hier und dort aus Erschöpfung der Kräfte ein Waffenstillstand eingetreten sein, es hatte doch nicht vermieden werden können, dass der grosse europäische Krieg entbrannte, der ungeachtet aller mitwirken-

den politischen Momente von den religiösen Gegensätzen seinen Ausgang genommen hatte, welche eine grosse Nation bewegten.

Noch immer war das Wort Luthers nicht zur Wahrheit geworden, das er bei seiner plötzlichen Rückkehr von der Wartburg in Wittenberg gesprochen hatte: „Sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich niemanden". Noch immer waren die Stimmen vereinzelt geblieben, welche die edelsten Geister von hüben und drüben, aus den Reihen der grossen religiösen Genossenschaften und der aufgeklärten Sekten, ein Thomas Morus, ein Sebastian Franck, ein l'Hospital, ein Wilhelm von Oranien, erhoben hatten. Da erwuchsen im siebzehnten Jahrhundert dem einsamen Gedanken Vorkämpfer aus englischem Blute, die ihn mit unbesieglichem Muth verfochten, mit überzeugender Kraft zum Gemeingut von Tausenden machten, mit willenskräftigem Ernst in das Staatsleben einführten.

Man hat in neuerer Zeit versucht, den sog. Latitudinariern das hauptsächlichste Verdienst an dieser Entwicklung zuzuschreiben, Männern, denen die Weite der dogmatischen Auffassung, die sie mit den holländischen Remonstranten theilten, den Namen gegeben hat. Ein geistvoller Schriftsteller, der sie zum Gegenstande einer besonderen Studie gemacht hat, nennt sie geradezu „die Begründer unserer modernen religiösen Freiheit" (1). Auch lässt sich nicht läugnen, dass viele von ihnen Sätze ausgesprochen haben, die sich ebensowenig mit der Engherzigkeit des Hochkirchenthums wie mit derjenigen des Presbyterianismus vertrugen.

Falkland selbst, der durch seinen Tod seine Anhänglichkeit an den König besiegelt hatte, war einer von denen gewesen, die bei aller Festigkeit der Ueberzeugung in gewissen Dingen niemals von anders Gesinnten gering dachten oder den Verkehr mit ihnen abbrachen. Der scharfsinnige John Hales, Canonicus von Eton, pflegte zu sagen, er würde sofort die anglikanische Religion aufgeben, wenn sie ihn nöthige zu glauben, dass andere Christen verdammt wären. Er hatte erst 1642 ein Werk über „Schisma und Schismatiker" herausgegeben, dass bis dahin auf Wunsch William Laud's der Oeffent-

lichkeit vorenthalten geblieben war, und in welchem „Ketzerei und Schisma" „theologische Vogelscheuchen" genannt wurden. Noch deutlicher hatte sich sein Freund William Chillingworth ausgesprochen, der, nach kurz andauernder Bekehrung zum Katholicismus, von seinem Pathen Laud in den Schoss der anglikanischen Kirche wieder aufgenommen, gelernt hatte, an der Unfehlbarkeit des individuellen Urtheils zu zweifeln und dadurch zu toleranten Anschauungen geführt worden war. In seiner „Religion der Protestanten", 1637, hielt er allerdings an der Autorität der Bibel fest, aber „in anderen Dingen wollte er niemandem die Freiheit seines Urtheils rauben, niemanden für einen schlechten Menschen oder Christen halten, niemanden wegen abweichender Meinungen weniger lieben" (¹). Was er von jedem forderte, war nur, „zu glauben, dass die Schrift das Wort Gottes sei, zu suchen, ihren wahren Sinn herauszufinden und danach zu leben" und er eiferte dagegen, dass man Leute „verfolge, verbrenne, verfluche, verdamme, weil sie nicht Menschenwort gleich Gottes Wort unterschreiben wollten". Nur dieser Grundsatz „gerechter und voller Freiheit" könne „die Christenheit zur Wahrheit und Einheit" führen. Beide Männer hatten William Laud und den Hofkreisen nahe gestanden, so sehr auch ihre Ideen von der Praxis Laud's und Karl's I. Lügen gestraft wurden, Chillingworth war sogar fast als ein Märtyrer der royalistischen Sache Anfang 1644 in Chichester gestorben. Die gleiche politische Gesinnung theilte Jeremy Taylor, welcher in seinem Werke „über die Freiheit der Prophetie" (1647) erklärte: „Es ist sehr übel, dass wir alle Papisten, Anabaptisten und Sakramentirer für Narren und schlechte Menschen halten, da es sicherlich unter allen diesen Sekten sehr viele weise und gute Menschen neben den Irrenden giebt". Und jene Cudworth und Whichcot, die bei der Visitation von Cambridge mit der Vorsteherschaft von zwei Colleges bedacht wurden, haben sich mit derselben aufgeklärten Duldsamkeit ausgesprochen, welche ein Stillingfleet, Worthington, Henry More u. a. gleichfalls theilten.

Man sieht, wie sehr sich diese Geister über die allgemeinen Ansichten ihres Zeitalters erhoben. Aber sollte es wirklich erlaubt sein, in ihnen „die Begründer unserer modernen religiösen Freiheit“ zu finden? Abgesehen davon, dass viele von ihnen erst nach der Epoche des Independentismus schrieben, dessen geistiger Einwirkung sie nicht fremd bleiben konnten, kennt ihre Achtung vor der Gewissensfreiheit anderer doch sehr bestimmte Schranken. An der Bibel, als Offenbarung des göttlichen Willens, wollen sie nicht rütteln lassen, und was war damit gewonnen, wenn der Streit um ihren „wahren Sinn“ auf's neue begann? Sie scheinen in jedem Falle nur Anhänger des christlichen Bekenntnisses im Auge zu haben, und man wird bezweifeln dürfen, ob z. B. der Jude Gnade vor ihren Augen gefunden haben würde. Bei manchen, die sich nicht mit der Weitherzigkeit Taylor's äussern, wird es sogar fraglich, ob nicht etwa allein die Protestanten ihrer Duldung theilhaftig werden, die Katholiken aber schlechtweg ausgeschlossen werden sollen. Sie verfolgen fast immer den praktischen Zweck, die Kluft der dogmatischen Unterschiede zu überbrücken und einer Einheit der christlichen Kirchen zuzustreben, womit, — das hatte Laud's Beispiel am besten gezeigt, — von selbst wieder religiöser Verfolgung eine Handhabe geboten wurde. Vor allem: das Verhältnis von Kirche und Staat fassen sie entweder unklar oder in einer Weise auf, die wenig geeignet war, die Gewissensfreiheit zu befördern. Weil sie den Gedanken einer „Gemeinschaft des religiösen Lebens“ nicht aufgaben, hielten sie fast durchgängig am Begriff einer Nationalkirche fest. Und Stillingfleet sagte in seinem Werke „Irenicum“ (1659) ausdrücklich: „Da eine Freiheit aller Meinungen unabweislich darauf abzielt, den Frieden der Nation zu untergraben und sie in beständige Wirren zu stürzen, so können die Staatsbehörden ihr Amt nicht verwalten, wenn sie nicht Macht haben, diese Freiheit einzuschränken“(1). In jedem Falle blieb alles, was die Latitudinarier früher oder später verkündigten, Erzeugnis einzelner in kleinerenKreisen wirkender Köpfe, während schon längst von anderer Seite der Versuch gemacht worden war,

den Grundsatz der Gewissensfreiheit, bald in voller Unbeschränktheit, bald innerhalb gewisser Grenzen in's Leben einzuführen.

Nichts wird dem Independentismus diesen Ruhm rauben können. Das blosse Bestreben, sich in unabhängigen Gemeinden zusammenzuschliessen, nöthigte mit der Zeit von selbst zu einer Vertheidigung der Gewissensfreiheit. Das neue Princip kirchlicher Verfassung erlangte eine Bedeutung, welche weit über die Kreise derjenigen hinausgieng, auf die es berechnet war. Und zwar auf zwiefache Weise wurde es fruchtbar. Man war entweder dahin gelangt, von der Independenz der einzelnen Kongregationen fortzuschreiten zu der Independenz jeder religiösen Genossenschaft von der Staatsgewalt, oder man hatte wenigstens Duldung für diejenigen Kongregationen verlangt, welche in Verfassung, Ritus, Dogma eine höhere Autorität über sich anzuerkennen sich weigerten. Es war klar, dass das eine das andere ausschloss. Wer dem Staate überhaupt das Recht absprach, sich fördernd oder hindernd um die religiösen Bedürfnisse der Bürger zu kümmern, hatte nicht erst Toleranz zu fordern. Wer Toleranz für sich, und möglicher Weise für einige andere, verlangte, konnte daneben sehr wohl eine vom Staat bevorzugte, organisirte, erhaltene Kirche gelten lassen. Jenes war die Behauptung einiger der baptistischen Sektirer gewesen, Mrs. Chidley hatte in diesem Sinne sich ausgesprochen, vor allem Roger Williams hatte als der erste gewagt, ein Staatswesen unter Proklamirung dieses Grundsatzes in's Leben zu rufen. Eben damals verweilte er in England, um Anerkennung seiner Kolonie zu erlangen und zögerte nicht, sich über die bewegende Tagesfrage auszusprechen.

In seinem Werke „Die blutige Lehre der Verfolgung wegen Gewissensfragen" liess er England ein kostbares Vermächtnis zurück. Unter den Unbequemlichkeiten der Reise geschrieben, wie es ist, enthält es bunt aneinandergereihte Bestandtheile, Ansprachen an das Parlament und den Leser, Auszüge aus einer baptistischen Schrift über die Gewissensfreiheit, eine Entgegnung von amerikanischer Feder etc. Williams' eigene Meinung tritt in Form von Dialogen zwischen

„Wahrheit" und „Frieden" hervor, welche die intoleranten Ansichten der Gegner kommentiren. Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat, wie Williams sie verstand, wird hier in skizzenhafter Weise entwickelt. „Verführerische Lehrer," — heisst es —, „Heiden, Juden, Türken oder Antichristen können dabei doch den bürgerlichen Gesetzen gehorsame Unterthanen sein." „Eine nationale Kirche, ist von Jesus Christus nicht gestiftet worden." „Die Menschen zur Frömmigkeit oder zum Gottesdienst zwingen zu wollen, ist die hauptsächliche Ursache zur Zerstörung des bürgerlichen Friedens" und schafft „eine Nation von Heuchlern". „Jesus Christus hat nie eine Erhaltung der Geistlichen seitens der Unbekehrten und Ungläubigen verlangt." Durch die bürgerliche Gewalt können sie nicht dazu gezwungen werden, denn es ist „keine bürgerliche Angelegenheit". Aber „die, welche die Menschen zum Gottesdienst zwingen, zwingen sie auch dafür zu zahlen". Nur zwei Arten des Unterhaltes der Geistlichen sind schriftmässig: „Freiwillige Beiträge" der Gläubigen und „fleissige Arbeit ihrer eigenen Hände". — Wenn Williams selbst sich auf die Lehre Christi beruft, so verwirft er nichtsdestominder auf's entschiedenste den Gedanken eines christlichen Staates. Die Zulassung zu den Staatsämtern will er nicht abhängig machen vom Bekenntnis. Es giebt „tausend gesetzliche Staatsgewalten, die nie von Jesus Christus etwas gehört haben, . . . ein gläubiger Beamter ist um nichts mehr ein Beamter als ein ungläubiger . ., und die Christenheit kann ihm keinen Zuwachs an Machtvollkommenheit geben." Und damit ja kein Zweifel darüber bleibe, was er bei dieser Trennung des religiösen und politischen Gebietes in die Domäne des Staates verweise, giebt er zu verstehn, dass Schulen und Universitäten nicht kirchliche Institute zu sein haben. Sie haben folgerichtig mit der religiösen Erziehung nichts mehr zu thun, sie sind Anstalten, um den Bürger zu bilden, für die verschiedenen Berufsarten des Lebens tüchtig zu machen, „für Sprachen und Künste", wie Williams sich ausdrückt (1).

Einen ähnlichen Standpunkt wie Williams, wenn auch von

dessen Klarheit entfernt, nahm jener John Goodwin ein, der Pfarrer von Coleman-Street, dessen Abweichungen vom orthodoxen Calvinismus der presbyterianischen Mehrheit auf der Synode nicht weniger verdächtig waren wie seine freie Auslegung des Covenant. Er antwortete unter dem Pseudonym M. S. einem der zahlreichen Angriffe, die sich gegen die „Apologie“ der fünf independentischen Geistlichen gerichtet hatten, und wurde bei einer neuen Auflage seiner Schrift von zweien derselben unterstützt(¹). Baillie, von der Kühnheit des Mannes erschreckt, hatte ganz Recht, wenn er in einem Briefe vom Anfang Mai 1644 Goodwin's Ansicht darin zusammenfasste: „Er ist ein bittrer Feind des Presbyterianismus und spricht sich offen für eine volle Gewissensfreiheit aller Sekten, ja selbst von Türken, Juden, Papisten aus.“ Disputationen, Ermahnungen, geistliche Censuren im Schoss der einzelnen Gemeinden und einer gegen die andere schloss Goodwin nicht aus, auch gieng er darin, nicht folgerichtig, weiter als Williams, dass er der bürgerlichen Behörde in unbestimmten Ausdrücken zur Pflicht machte, die Geistlichkeit auf die sorgsame Erfüllung ihres Berufes hinzuweisen. Andere Eingriffe des Staates in das religiöse Gebiet hielt er nicht für statthaft. — Aehnlich scheint der dunkel redende Verfasser einer Flugschrift (the compassionate Samaritan, 1644) gedacht zu haben, welcher erklärte: „Die Doktrin der Verfolgung in Gewissensfragen, wie sie Calvin, Beza und die Geistlichen Neuenglands aufrecht erhalten, ist Schuld an all' dem Blut der Seelen, das von Alters her um Rache schreit“(²). Hier waren die Gewalten von Massachusetts, die einen Williams vertrieben hatten, um ihre Staatskirche aufrecht zu halten, ausdrücklich auf eine Linie gestellt mit dem genfer Reformator, auf dessen Antrieb Servet zum Scheiterhaufen geführt worden war.

Wenn Roger Williams mit voller Bestimmtheit, dieser und jener sonst nicht mit gleicher Schärfe sich dahin ausgesprochen hatte, dass die Pflege der religiösen Interessen und die Organisation des kirchlichen Lebens den einzelnen Bürgern zu überlassen sei, und dass hierin keine Beschränkung der Willkür erfolgen dürfe, soferne sie nicht gegen die bürger-

lichen Gesetze verstiessen, so erhoben andere Jünger des Independentismus, welche die Kraft nicht hatten, durch ein Princip die Tradition von Jahrhunderten umzustossen, weniger hohe Ansprüche. Sie hatten nichts dagegen, wenn der Staat eine Kirche privilegire, ihr Dogma, ihren Ritus, ihre Verfassung seiner Prüfung unterwerfe, die Erhaltung ihrer Diener garantire, ihre Institute unterstütze. Aber sie forderten neben dieser anerkannten Nationalkirche, welche keine andere als die presbyteriale zu werden drohte, Toleranz für andere, die ihr nicht anzugehören wünschten. Es lässt sich nicht genau feststellen, wer alles, nach ihrer Ansicht, zu diesen anderen gehören sollte, und inwieferne sie sich hie und da mit den Latitudinariern oder Männern wie Selden, berührten. Im ganzen und grossen hielten sie an der Meinung Robinson's fest, ohne ihre Unklarheiten aufzuhellen oder sich ihrer nur bewusst zu werden. Sie hätten, wie er, gewünscht, dass der Staat seiner Strafgewalt unterwerfe, was ihnen als „notorische Abgötterei" galt, aber sie widersetzten sich auf's lebhafteste der Forderung, ihre independenten Gemeinden aufzulösen und in jene Nationalkirche einzutreten. Die fünf independentischen Mitglieder der Synode beschränkten ihr Verlangen der Duldung auf jene „unbedeutenden Abweichungen", deren sie sich gegenüber dem Presbyterianismus allein bewusst waren. Burton wollte nur „offenkundige Ketzerei, Blasphemie, Idolatrie" von ihr ausgeschlossen wissen. Eine bestimmte Grenze war nicht gezogen und liess sich nicht ziehen. Wer anfangs Toleranz gefordert hatte aus Egoismus, musste allmählich dazu gedrängt werden, Toleranz zu fordern aus Grundsatz.

Eben das war es, was der Presbyterianismus auch gegen die Vertreter des milderen Independentismus auszunutzen versuchte. Wenn er ihnen heute gewährte, was sie verlangten, wer bürgte dafür, dass nicht morgen tausend andere dasselbe forderten? Und hier bot sich dem überzeugten Presbyterianer ein entsetzliches Bild. Man kennt jenes „Chaos barbarischer Sektennamen", das uns von dieser Seite überliefert worden ist([1]). Werke, wie „The Dippers dipt"([2]) von Featley, einem gemässigten Episkopalisten, der aus der Synode ent-

fernt wurde, oder wie Ephraim Pagit's, des Pfarrers von St. Edmund, Lombard Street, Heresiographie, oder des Schotten Baillie „Warnung vor den Irrthümern der Zeit" haben das Ihrige gethan, sie in die Literatur einzuschwärzen. Fast noch wirksamer waren zwei andere Bücher von ähnlicher Tendenz. Das eine hatte jenen William Prynne zum Verfasser, der mit Burton ein Märtyrer des Laud'schen Zelotismus gewesen, aber, sehr ungleich seinem Leidensgefährten, wie Bastwick ein feuriger Vorkämpfer des zelotischen Presbyterianismus geworden war. Es führte den vielversprechenden Titel: „Eben gemachte Entdeckung einiger Unheil verkündender Kometen und Feuerbrände, die sich selbst neue Lichter nennen, aber Kirche und Staat auf's neue in Brand stecken werden." Das andere und gefährlichste von allen stammte aus der Feder desselben Edwards, der schon durch seine frühere Thätigkeit bei den Presbyterianern zu hohem Ansehen gekommen war. Es nannte sich: „Gangraena oder Katalog und Enthüllung vieler der Irrthümer, Ketzereien, Blasphemien und verderblichen Praktiken der Sektirer dieser Zeit". Die genannten Werke erschienen in den Jahren 1645 und 1646, fast sämmtlich erlebten sie nicht wenige Auflagen, mit abschreckenden Illustrationen geschmückt, bereichert und erweitert. Ihre Absicht geht dahin, beim Volke und beim Parlament den Independentismus und seine Forderung der Toleranz in Verruf zu bringen, indem sie mit grausamer Lust ein Bild der zahllosen verabscheuungswürdigen Sekten entwerfen, welche in England eingedrungen seien und gleich dem Independentismus Duldung verlangten. Wie man denken kann, nehmen die Anabaptisten die erste Stelle ein, aber ein ganzes Heer anderer Sektirer schliesst sich ihnen an: Antinomianer, welche sich derselben Abweichungen vom Dogma schuldig machten, wie jene mittlerweile von den Indianern erschlagene Mrs. Hutchinson; Läugner der strengen Trinitätslehre, wie Arianer und Socinianer; Familisten, Chiliasten, „Seekers", welche die Herstellung der „wahren Kirche" von der Zukunft erwarteten und ihrer Möglichkeit für die Gegenwart widersprachen; Divorcers, welche „um geringer Ursachen willen" die Schei-

dung erlauben wollen u. a. m. Mit Abscheu wiesen die presbyterianischen Federn darauf hin, dass schon hie und da die Frauen in den Versammlungen dieser und jener Sektirer das Wort nähmen. Indem sie einzelne Sätze ihrer Lehren und Schriften auszogen, fanden sie nicht nur das Predigtamt ausdrücklich auch für das weibliche Geschlecht in Anspruch genommen, sondern selbst Theorieen entwickelt, die sich gegen das Waffentragen wie das Sondereigenthum richteten und somit die Grundlagen der Gesellschaft anzutasten schienen. Sehr erwünscht war es alsdann, zu gleicher Zeit auf Aussprüche hinweisen zu können, wie die, dass jeder Freiheit des Gewissens und der Prophetie haben müsse, dass jeder Kaufmann, Buchhändler, Fuhrmann auch Prediger sein könne, dass Zehnten und ein fester Gehalt für den Geistlichen unstatthaft seien, dass der Staat Blasphemie und Atheismus nicht strafen dürfe. Alles dies liess sich auf independentische Wurzeln zurückführen(1).

Unzweifelhaft sah die Angst des Presbyterianismus nicht ganz klar. Viele der Unterschiede von Sekten, welche er machte, waren gar nicht vorhanden. Manche „Häresie“ wurde nur von einzelnen kühnen Geistern getheilt, ohne dass diese eine Gemeinde um sich hätten bilden können oder nur bilden wollen. Absichtliche oder unabsichtliche Missverständnisse und Entstellungen, näher oder ferner liegende Erinnerungen an die Sekten des sechzehnten Jahrhunderts, voreilige Schlüsse, die aus einzelnen Aeusserungen und Erscheinungen gezogen wurden: das alles wirkte zur Herstellung jener Anklagelisten zusammen, welche die Presbyterianer so eifrig waren zu entwerfen. Was hier mit dem Namen von Sekten gebrandmarkt wurde, waren im Grunde fast durchaus „nur in einander verschwimmende Nuancirungen der einen grossen enthusiastischen Partei der Heiligen“, wie alle diejenigen sich nannten, die sich einer inneren Heiligung, einer unmittelbaren Inspiration bewusst waren, eben das, was dem Independentismus von Anfang an eigen gewesen war(2). Allerdings liess sich nicht läugnen, dass einzelne organisirte Genossenschaften in nicht geringer Zahl Eingang gefunden und sich namentlich

der niederen Volksklassen bemächtigt hatten, wie denn die Baptisten, welche das Hauptgewicht auf die Verwerfung der Kindertaufe legten und alle äusseren kirchlichen Formen verschmähten, 1644 siebenundvierzig Gemeinden zählten (1). Ebenso waren in der That dogmatische Zweifel, wie sie dem strenggläubigen Presbyterianismus Schauder einflössten, in weitere Kreise gedrungen. Und vor allem jener Grundsatz von der Gewissensfreiheit gewann täglich an Boden. Um so eifriger wehrten sich die Presbyterianer der Synode gegen die verlangte Toleranz. Sie versagten sie den gemässigten Independenten, ihren fünf Genossen, um sie nicht den radikalen, den „Sektirern“ gewähren zu müssen. Sie erreichten dadurch nur, dass beide sich in diesem Punkt vollständig vereinigten. Toleranz wurde die immer lautere Forderung des Tages.

Die Presbyterianer wandten alle Mittel an, um sie zum Schweigen zu bringen. Die Synode beschloss auf ihren Antrag, gegen den Protest von Nye und anderen, beim Parlament über das Wachsthum von Anabaptisten, Antinomianern und sonstigen Sektirern Klage zu führen (7. Aug. 1644). Einzelne Führer wurden denuncirt und sollten verhört werden. Das Parlament liess das letzte Buch Roger Williams verbrennen, häufige Fasttage anordnen und sich von hervorragenden Mitgliedern der Synode Predigten halten, in welchen die Grundsätze der Gewissensfreiheit und Duldung für Teufelswerk erklärt wurden und in welchen zur Freude der schottischen Kommissäre, energische Hinweisungen auf Liga und Covenant vorkamen, durch die man die strikte Einführung des presbyterianischen Systems vorgezeichnet glaubte (2). Eine reiche Fülle solcher officieller Predigten ist uns erhalten, und man braucht nur einen Blick in sie zu werfen, um sich von der Heftigkeit des Kampfes einen Begriff zu machen. Da bejammert Thomas Hill die Aussicht, dass London „ein Amsterdam werden würde, wenn man die Thüren so weit öffnen wolle, alle Religionen zu dulden“ (3). Obadjah Sedgwick sieht nur eine Rettung: den Abscheu des Parlamentes „vor dem Worte, ja vor dem blossen Gedanken einer Duldung aller Meinungen der Kirche“, denn nachdem man sich einmal vor-

genommen, eine Konformität in der Kirche herzustellen, liege darin ein Spott Gottes selbst". „Ich würde, ruft er ein ander Mal aus, wenn Gott es will, lieber im Grabe liegen, als leben, um eine solche nicht zu tolerirende Toleranz zu sehen" (1). Andere Mitglieder der Synode, wie Vines und Palmer redeten dem Parlamente eben so eifrig in's Gewissen (2). Auf den Kanzeln der Stadt wurde dasselbe Thema verarbeitet, indem man die Zuhörerschaft vor Heidenthum und Muhammedanismus erzittern liess, und wer nicht Gelegenheit oder nicht genug daran hatte, durch das Wort zu wirken, griff wie die unermüdlichen Edwards und Prynne zur Feder.

Zu den eifrigsten Gegnern der Toleranz gehörten Milton's Freunde, die fünf Verfasser des Smectymnuus. Wir würden es aus den Worten ihrer independentischen Gegner wissen, wenn nicht einige von ihnen selbst dafür Zeugnis ablegten. Es war Stephen Marshall, der Namens der Synode vor den Häusern des Parlaments erschien und mehrere der Sektenführer denuncirte. Edmund Calamy wandte sich mit Flammenworten gegen das „Streiten um Meinungen", die „selbstmörderischen Parteiungen" und forderte dazu auf, am Covenant festzuhalten und Gottes Zorn durch Reue und Zerknirschung zu versöhnen. (3) Matthew Newcomen, der, seinem Biographen zu Folge, einen Traktat gegen die Toleranz der Juden geschrieben, wenn auch nicht veröffentlicht hatte, war nicht der Mann. hier zu schweigen. Für den 12. September 1644, als man sehr schlechte Nachrichten von der Armee aus dem Westen erhalten hatte, war ein Fasttag angesetzt, und Newcomen beauftragt, vor dem Parlament die Predigt zu halten. Das war eine Gelegenheit, den zerknirschten Zuhörern ihre Sünden zu Gemüthe zu führen und strafende Worte auszusprechen, die über die Mauern der Kapelle St. Margaret nach Stadt und Land. zu den Bürgern und zum Heere hinausdringen sollten. „Oh wie sehr fürchte ich, — ruft der fromme Redner aus, — dass eure Sünden das Unheil herbeigeführt haben, das uns betroffen hat . . . Stolz und Luxus, Fleischessen und Weintrinken, sich in Scharlach kleiden, mit emporgerecktem Nacken einhergehen in einer Zeit wie diese! . .

Das Parlament, die Synode verachtet, die Reformation in Dogma, Ritus, Verfassung verachtet! Die Menschen wünschen sich wieder nach Aegypten zurück . . keine Reform der Kirche, nichts kann einigen Leuten genug thun, als eine Toleranz aller Religionen und Meinungen. Kirchenverfassung, Disciplin gilt einigen als eine Fiktion, anderen als Tyrannei. Ah, Brüder, das reizt den Zorn Gottes". Er beschwört die Vertreter der Nation, gegen die Ketzer und Schismatiker nicht eine falsche Milde zu üben und versteigt sich, als ein Mann von historischer Bildung, so weit, ihnen das Wort „Landgraf, werde hart" in's Gedächtnis zu rufen (1). Ganz in demselben Sinn sprach er einige Monate später in der Paulskirche. Er spickte seine Predigt mit Citaten aus protestantischen und katholischen Schriftstellern und wird den ehrsamen Bürgern nicht wenig durch seine Gelehrsamkeit imponirt haben. Die Hauptsache war auch hier, zu beweisen, dass „eine allgemeine und absolute Glaubensfreiheit für jedermann, wann und worin er wolle, nicht erstrebenswerth sei, wenn überhaupt möglich, und wenn möglich, nicht zu dulden". Er versucht zwar für erlaubte Meinungsabweichungen gewisse Grenzen zu ziehen, die Nothwendigkeit der Uebereinstimmung auf das „Fundamentale und Wesentliche" zu beschränken, aber eben dieses sieht er im Presbyterianismus, wie ihn die Schotten durch den Covenant England aufzudringen wünschten. Er nimmt diesen Vertrag gegen die independentischen Angriffe in Schutz. Er beklagt es bitterlich, dass Leute ihn jetzt herunterreissen, „die ein Paar Jahre vorher geglaubt haben würden, Gott nicht genug dafür danken zu können". Er wendet sich gegen Ende mit aller Heftigkeit gegen diejenigen, welche eine Einigung für unmöglich erklären, „und für Toleranz im weitesten Sinn, selbst für Papisten, Juden und Türken sind" (2).

Es konnte den Independenten nicht schwer werden, Milton's Freunden zu antworten. War nicht aus ihrer Feder jener berühmte Traktat Smectymnuus hervorgegangen? Liessen sich nicht viele Sätze desselben, welche damals der Presbyterianismus gegen das intolerante Prälatenthum aufgestellt hatte, nun mit Glück gegen den intoleranten Presbyterianismus

verwenden? Mr. Saltmarsh, der, in Cambridge gebildet, in den geistlichen Stand eingetreten war, zu den Häuptern der Antinomianer gerechnet wurde und später als einer der Kapläne in Fairfax' Heere eine Rolle spielte, zögerte nicht, dies zu benutzen und die Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Er schrieb ein Pamphlet „Seufzer nach Freiheit, dem hohen Parlament im Jahre 1641 dargebracht von den (früher nicht konformistischen) presbyterianischen Brüdern, die man für die Fähigsten und Gelehrtesten hält, in einem Traktat, genannt Smectymnuus, aus Anlass der Tyrannei der Prälaten, wieder auferweckt und ihnen selbst dargebracht zu Gunsten ihrer nicht konformistischen Brüder" (1). Damit niemand im Unklaren darüber bleibe, „wer dieser Smectymnuus sei", werden die Namen der fünf Verfasser mit Hervorhebung ihrer Anfangsbuchstaben genannt. Und nun zieht Saltmarsh einzelne Sätze aus dem Smectymnuus aus, um jedesmal die Frage an die Autoren zu richten, ob sie nicht für andere als billig gelten lassen wollen, was sie einst für sich selbst als Recht in Anspruch genommen hatten. In der That liess sich die Parallele glänzend durchführen. Selbst darüber hatten die fünf Presbyterianer, die Nonkonformisten von damals, sich beklagt, dass die Bischöfe sie „in ihrer Hofsprache" mit den Namen „Häretiker und Schismatiker" belegt hatten, denselben Namen, welche die Presbyterianer jetzt gegen die Nonkonformisten der Gegenwart schleuderten. Gegenüber solchen Thatsachen hatte der Autor gutes Recht, den „ehrwürdigen Geistlichen presbyterianischer Richtung" zuzurufen: „Brüder, so haben einige von euch unter dem Bisthum, unter der Tyrannei jener Kirchenverfassung geseufzt. Oh, wie zartfühlend waren eure Gewissen damals wegen der usurpirten Herrschaft, der aufgezwungenen Formen, damals als ihr noch die Leidenden waret. Aber jetzt, da eure Brüder sich euch so wenig konformiren wollen, wie ihr einst euch den Prälaten, da ihr die Herrscher seid, und eure Brüder die Leidenden, habt ihr jene Zeiten und Umstände völlig vergessen". Es war eine treffende Illustration des Satzes, dass den Parteien im Besitz der Macht die

Grundsätze der Zeiten ihrer Machtlosigkeit nur zu bald aus dem Gedächtniss entschwinden, und dass sie nicht nach ihren Zielen gemessen zu werden verdienen, welche jede für sehr edel hält, sondern nach ihren Mitteln, welche nur allzu häufig die eine von der anderen zu erborgen pflegt.

Je mehr man die Frage der Toleranz auf independentischer Seite durchdachte, desto näher lag es, sie dadurch zu vereinfachen, das sman überhaupt die theokratische Idee aufgab, nach welcher der Staat sich mit religiösen Aufgaben befassen sollte. Wie schwer es den meisten auch werden mochte, dieser Gewohnheit zu entsagen, und wie viel Unklarheiten der ringenden Geister im einzelnen übrig blieben, so hat doch dieser und jener den entscheidenden Schritt gewagt, der ihn von den milderen „fünf dissentirenden Brüdern“ mehr zu dem ganz und gar mit der Vergangenheit brechenden Baptisten Robert Williams hinüberführte. Als ein solcher bekannte sich jener Burton, indem er zwei Schriften „seines Leidensbruders und ehemaligen Gefährten in der Trübsal“, William Prynne, bekämpfte. Burton hatte früher die Einrichtung einer Nationalkirche nicht schlechthin für unstatthaft erklärt, daneben aber die Duldung von Gemeinden verlangt, die sich dieser staatlich organisirten Kirche nicht konformiren wollten. Hier spricht er sich dahin aus, dass es überhaupt keine Staatskirche (political state-church-government) geben dürfe, weil „ausser der der jetzt völlig zerstreuten Juden“ eine solche gar nicht als göttlichen Ursprungs nachweisbar sei. Es kommt so ziemlich auf Williams' Ansicht heraus, obgleich die nähere Ausführung fehlt, wenn Burton sagt: „Der Staat herrscht über den Körper, nicht über die Seele . . Christus allein ist Herr unseres Gewissens, und keine menschliche oder irdische Gewalt darf sich ihm dabei an die Seite stellen.“ Immerhin hatte er nur das religiöse Gebiet im Auge, aber auf diesem sollte volle Freiheit gelten. „Was das Gewissen eines Menschen betrifft, wenn er noch so sehr irrt, wie z. B. ein Papist, . . so steht es trotzdem weder euch (den presbyterianischen Geistlichen), noch irgend jemandem sonst in der Welt zu, anders darauf einzuwirken, als durch

Belehrung und Ermahnung . . Zwang dürft ihr nicht anwenden“. Freilich wagte er aus diesen Vordersätzen noch durchaus nicht die praktischen Folgerungen zu ziehen, vor denen Williams nicht zurückbebte. Er macht noch einen Unterschied zwischen der Toleranz des Einzelnen und der Toleranz eines öffentlichen Kultus. „Der Staat braucht nicht zu dulden, dass Papismus und Idolatrie offen im Lande aufgerichtet werden, aber über das Gewissen eines Papisten ist er nicht Meister oder Richter“. (1). Der Fortschritt vom blossen Verlangen der Duldung zum Verlangen völligen Verzichtes des Staates auf Bildung einer Landeskirche war bei alledem unverkennbar.

---

Die Presbyterianer sahen mit immer grösserer Bangigkeit in die Zukunft. Was halfen alle ihre Siege bei den Abstimmungen der Synode, alle Fasttage und Predigten, alle schönen Worte des Parlamentes, alle Appellationen an die gesammte reformirte Kirche in Europa, alle Aufmunterungen der Schotten, wenn Schriften wie die von Saltmarsh und Burton immer eifrigere Leser fanden, und die Forderung der Toleranz, wenn nicht gar die des Verzichtes auf Einrichtung einer Nationalkirche, immer mehr Anhänger im Volke gewann? Und was besonders bedenklich war, diese verderblichen Meinungen griffen von Tag zu Tage weiter im Heere um sich. Ja man bemerkte mit Schrecken, dass ganze Regimenter sich von der presbyterianischen Rechtgläubigkeit zu häretischen Schwärmereien abgewandt hatten oder doch vollständig independentisch gesinnt waren, und dass dieser Independentismus des Heeres eine ganz andere Energie in sich berge, als der der „fünf dissentirenden Brüder“. Schon am 2. April 1644 erwähnt Baillie, dass „einige Officiere und Soldaten sogar Antinomianer und Anabaptisten“ seien. Am 26. April glaubt er mit Sicherheit mittheilen zu können: „Die Independenten haben es so eingerichtet, dass von den Officieren und Soldaten im Heere Manchester's, gewiss auch in dem des Generals (Essex) und

wie ich höre, in Waller's Armee gleicherweise mehr als zwei Drittel es mit ihnen hält, und dies die Entschlossensten und Zuversichtlichsten für die Sache des Parlaments." (1) Traf diese Behauptung für die Armee von Essex und Waller auch nicht zu, so hatte sie doch für die Manchester's einen guten Sinn. Manchester selbst zwar gehörte nicht zu denen, welche der Presbyterianismus zu fürchten hatte. Der Mann von „angeborener Höflichkeit, Feinheit und Gutmüthigkeit", wie ihn selbst der Gegner Clarendon schildert, hatte sich allerdings schon als Lord Kimbolten durch politischen Freimuth der Art ausgezeichnet, dass Karl I. ihn neben den fünf Mitgliedern des Unterhauses beim Versuche seines Staatsstreiches als Opfer auswählte. Allein in Sachen der Religion war er, wie die Masse seiner vornehmen Standesgenossen auf parlamentarischer Seite, von den demokratisch-toleranten Ansichten der Independenten weit entfernt. Dagegen derjenige, welcher in seinem Heere schon den grössten Einfluss ausübte, war zugleich entschiedener Widersacher der presbyterianischen Engherzigkeit: Oliver Cromwell. Bereits am 2. April 1644 nennt ihn Baillie den „grossen Independenten", und in der That hatte der kühne Lieutenant-General aus seiner Gesinnung kein Hehl gemacht.

Man kennt jenes denkwürdige Gespräch zwischen Hampden und Cromwell, in welchem dieser seinem Verwandten die Nothwendigkeit einer Umbildung der parlamentarischen Armee entwickelte, die sich damals keineswegs im Uebergewichte gegen die des Königs befand. Er erkannte ganz richtig, worin die Stärke der Kavaliere lag, wenn er betonte, dass es „Söhne von Edelleuten" seien, „jüngere Söhne, Männer von Rang und Ehre". Diesem Gefühl der „Kavalier-Ehre" wünschte er ein anderes, mächtigeres geistiges Element entgegenzusetzen, als er es in den „alten unfähigen Kellnern, Weinzapfern und solcher Art Leute" fand, wie er verächtlich das Soldatenmaterial nannte, das sich beim Beginn des Krieges auf parlamentarischer Seite so vielfach aus der städtischen Masse rekrutirte. Er entschloss sich „Leute anzuwerben, welche Gottesfurcht im Herzen trugen, die ihr Gewissen trieb", und er erlebte den Triumph, „dass sie nie geschlagen wurden,

sondern, wo sie vor den Feind kamen, Sieger blieben" (1). Er wünschte mit anderen Worten dem Antriebe der feudalen Loyalität durch einen stärkeren zu begegnen, dem der religiösen Idee, wie sie ihn selbst in allem Denken und Handeln durchdrang. Nirgendwo beherrschte sie die Gemüther so übermächtig, wie in jenen zahlreichen independenten Kongregationen, bei den enthusiastischen „Heiligen", die, wie er selbst, ihre Zeit als „den grossen Tag der göttlichen Macht und Heimsuchung" betrachteten und die sich durch den Finger des Höchsten, als unmittelbare Werkzeuge seines zürnenden Willens, geleitet glaubten. Was Wunder, wenn Cromwell bei der Auswahl seiner Soldaten und Officiere auf diese hochgespannte gläubige Stimmung besonders Rücksicht nahm und es nun verstand, seine Regimenter mit einem Enthusiasmus für ihre Sache zu erfüllen, der an den Todesmuth der arabischen Schaaren gemahnt, denen die Fahne des Propheten voranwehte. Seine Mannschaften sammelten sich zu extemporirter Predigt und zu freiem Gebet, sangen Psalmen und erhoben sich an Stellen der Schrift, aber dann stürzten sie sich mit dem rücksichtslosen Fanatismus des Prädestinationsglaubens auf den Feind. In seinem Lager wurde nicht geflucht und nicht gerauft, Frauen und Würfel waren verbannt, eine eiserne, ohne Murren ertragene Disciplin machte es, wie Milton für eine spätere Zeit sich ausdrückt, zur „besten Schule nicht nur der Kriegskunst, sondern des Glaubens und der Frömmigkeit" (2). Jeder war hier willkommen, der sich tüchtig erwies, ohne dass er eine Probe auf seine Rechtgläubigkeit abzulegen gehabt hätte. Bald wusste man, dass unter Officieren wie Soldaten eine Menge jener radikalen Sekten Vertreter hatte, deren blosser Name dem orthodoxen Presbyterianer verhasst war, und welche sämmtlich, wie der mildere Independentismus, Toleranz auf ihre Fahne geschrieben hatten. Man spottete über die „Visionen und Offenbarungen", welche manche dieser kräftigen Reiter, die sich „Gottselige" nannten, gesehen haben wollten, aber der Spott hörte auf, als man bemerken zu müssen glaubte, dass dieser oder jener „gutgesinnte Officier" von seinem Posten entfernt würde, um

„diesem albernen Volke" Platz zu machen([1]). Die „Gutgesinnten" hätten vielmehr eine Ausstossung aller dieser sektirerischen Elemente gewünscht und legten, wo sie die Macht dazu hatten, ihren presbyterianischen Massstab bei der Beurtheilung von Officieren und Soldaten an.

Schon früher kam es darüber hie und da zu Konflikten, welche ernstere Misshelligkeiten vorausverkündigten. In Manchester's Heere z. B. war der Schotte Laurence Crawford, nach dem Anrücken der nordischen Hilfsmacht von Manchester als Major-General in seine Armee aufgenommen, schon kraft seiner Nationalität der Hauptvertreter dieser engherzigen presbyterianischen Richtung. Als er einen Officier bestraft und suspendirt hatte, dessen Hauptverbrechen darin bestand, dass er zu den Anabaptisten gehörte, zog er sich von Cromwell (10. März 1644) ein Schreiben zu, welches den ganzen Gegensatz dieser Geister enthüllte. „Hütet euch, — gab ihm Cromwell zu hören — heftig zu sein oder euch durch andere zur Heftigkeit hinreissen zu lassen gegen solche, denen nicht viel mehr vorzuwerfen ist, als dass sie mit euch in Sachen der Religion nicht durchaus übereinstimmen . . Der Staat hat sich bei der Auswahl seiner Diener nicht um ihre Gesinnungen zu kümmern; wenn sie ihm nur ehrlich dienen, das genügt". ([2]) Seitdem herrschte zwischen Cromwell und Crawford unversöhnliche Feindschaft, und da dieser das volle Vertrauen Manchester's erlangte, so wurde auch der General sehr bald mit bitteren Gesinnungen gegen den „grossen Independenten" erfüllt.

Die Presbyterianer hatten gegenüber der mächtig anschwellenden ihnen so widerwärtigen Strömung eine Hoffnung, auf deren Verwirklichung sie mit Sicherheit rechneten. Im Januar 1644 hatte das schottische Hilfsheer unter Leslie, Grafen von Leven, mehr als 20000 Mann stark, Liga und Covenant gemäss, die englische Grenze überschritten. Ein „Committee beider Königreiche", nach dem Orte seiner Sitzungen das „Committee von Derby-Haus" genannt, ward gebildet, welches sehr gegen Essex' Wunsch die Oberleitung des gesammten Militärwesens in die Hand nahm und sich mit den Führern der einzelnen Armeen in direkte Verbindung

setzte. Hatten in dieser Behörde, welche die hervorragendsten Officiere, wie Essex, Waller, Manchester, Cromwell selbst in sich schloss, die Engländer selbstverständlich das grösste Uebergewicht, so waren doch auch die Schotten vertreten. Wenn es gelang, den schottischen Einfluss zur Geltung zu bringen, die ähnlich gesinnten angesehenen englischen Mitglieder mit fortzureissen und vor allem durch grosse Erfolge des schottischen Heeres eine moralische Stütze zu erhalten, so war man sicher, über alle Bestrebungen des Independentismus zu triumphiren und die verhasste Forderung der Toleranz zum Schweigen zu bringen. In Baillie's Briefen kehren daher die Ausdrücke des Bedauerns über das Zögern des schottischen Generals und der Hoffnung auf seine Siege immer wieder. Alle Disputationen mit den Independenten seien nutzlos; wenn nur die schottische Armee vorrücke oder siege, so werde das die beste Verstärkung der Gründe sein.(1) Aber während sich die Presbyterianer in diesen Erwartungen wiegten, nahm der Krieg eine Wendung, die ihnen nichts weniger als erwünscht sein konnte.

Indessen Essex und Waller gegen Oxford heranrückten, und den König dort in die bedenklichste Lage zu bringen drohten, gelang es im Norden den beiden Fairfax, sich mit den Schotten zu vereinigen, die bis dahin zum Unwillen ihrer englischen Freunde jeder grösseren Aktion vorsichtig ausgewichen waren. Zugleich setzte sich die Armee der Association der östlichen Grafschaften unter Manchester und Cromwell in Bewegung, überschritt den Humber und verband sich mit den Schotten und den Fairfax zur Belagerung von York, der wichtigsten Stadt des Nordens, hinter deren Wälle Newcastle sich hatte zurückziehen müssen. Ihm zu Hilfe hatte im Auftrag des Königs Prinz Rupert sich aufgemacht, dem kurz zuvor eine Waffenthat nach der anderen im Westen gelungen war. Er brach in Yorkshire ein, und indem die Belagerungsarmee ihm entgegenzog, sah sich die bedrohte Stadt durch die blosse Nachricht seiner Ankunft schon befreit. Es gelang ihm sodann, die anrückenden Feinde zu täuschen und sich den Weg zu Newcastle zu bahnen. Dieser hatte gute Gründe,

eine Feldschlacht zu widerrathen, aber Rupert brannte darauf, durch eine grosse That den verhassten Gegner zu vernichten, berief sich auf eine angebliche Ermächtigung des Königs und riss Newcastle wider dessen bessere Ueberzeugung mit sich fort, dem verbündeten englisch-schottischen Heere entgegenzutreten. Als man in der Abenddämmerung des 2. Juli (1644) die ersten Flintenschüsse wechselte, war die von den Presbyterianern so lange herbeigesehnte Gelegenheit gekommen, durch die sie ihren Freunden, den Schotten, den höchsten Siegespreis verschafft zu sehen wünschten. Aber so tapfer auch auf allen Seiten um Marston-Moor gekämpft wurde, und so lebhaft nach dem Siege der Streit darüber losbrach, wem er vorzugsweise zuzuschreiben sei, so klärte sich die öffentliche Meinung dahin ab, dass Cromwell und seinen Eisenseiten nicht der geringste Lorbeer gebühre. In der That war das Centrum der parlamentarischen Armee schwer bedrängt, der rechte Flügel in voller Auflösung gewesen, als der linke Flügel unter Cromwell und David Leslie, von der Verfolgung des Feindes zurückkehrend, alles Verlorene wieder gut machte und die, ihres Triumphes schon sicheren, royalistischen Regimenter zersprengte. Der furchtbar erbitterte Kampf hatte zu einem vollständigen Siege für die Sache des Parlamentes geführt. Newcastle, der Rolle, die er zu spielen gehabt hatte, müde, schiffte sich nach dem Festlande ein, Rupert führte die Trümmer des Heeres in eiliger Flucht nach Lancashire, York ergab sich, die Schotten rückten nach Norden, um die Stadt Newcastle zu erobern. [1]

Der grosse Erfolg von Maston-Moor erschien in um so glänzenderem Lichte, je weniger glücklich an anderen Stellen gegen den König gekämpft worden war. Dieser hatte sich inzwischen mit Geschick der gefährlichen Umklammerung der beiden gegen Oxford heranrückenden Armeen nach Norden zu entziehen gewusst, war, während Essex sich den westlichen Grafschaften zuwandte, wieder vorgerückt, um Waller eine empfindliche Niederlage beizubringen, und hatte danach in Verbindung mit seinem Neffen, dem Prinzen Moritz von der Pfalz, die Armee von Essex in die gefährlichste Lage

gebracht. Allerdings hatte Essex inzwischen im Westen nicht geringe Erfolge davongetragen und sogar die Königin, die sich in Exeter von ihrer letzten Niederkunft erholte, genöthigt, vor dem Kriegsgetümmel über das Meer nach Frankreich zu entfliehen. Aber er liess sich verlocken, sich in das gebirgige Cornwallis einzulassen, in der Hoffnung, dem König diese treueste Provinz vor seiner Ankunft zu entreissen. Inmitten der feindlichen Bevölkerung, von aller Hilfe abgeschnitten, durch überlegene Streitkräfte in die Enge getrieben, entschloss sich der parlamentarische General lieber zu den grössten Opfern und Demüthigungen, als dass er sich durch die wiederholten Anerbietungen des Königs hätte gewinnen lassen. Die Reiterei schlug sich durch, Artillerie und Fussvolk mussten kapituliren, nachdem ihr Führer, von ein Paar Officieren begleitet, sie in verzweifelter Stimmung verlassen hatte, um die Küste zu gewinnen und zu Schiff in Sicherheit zu gelangen. Auf diese Katastrophe hatte Newcomen in seiner elegischen Predigt angespielt, (s. o. S. 241) und die Presbyterianer hatten in der That Grund genug zu beklagen, dass von den Generälen ihrer Gesinnung einer nach dem andern geschlagen wurde.

Inzwischen war auch das bisher leidliche Einvernehmen zwischen Manchester und Cromwell getrübt worden. Die Art und Weise, wie Manchester den Sieg von Marston-Moor verfolgte, war weder im Sinne Cromwell's noch des Derby-Haus-Committee gewesen. Während alles darauf ankam, sich an Rupert's Fersen zu hängen, seine blitzschnellen Bewegungen zu überwachen und ihn zu vernichten, ehe der König von seiner Expedition gegen Essex zurückkehrte, schützte Manchester beständig lokale Interessen, die Rücksicht auf die östlichen Grafschaften, aus denen sein Heer rekrutirt war, Mangel an Mitteln und Leuten vor, und begnügte sich mit geringfügigen Triumphen und der Einnahme einiger festen Plätze. Ein grosser Theil seiner Officiere war mit ihm einverstanden, aber Cromwell war seit Wochen mit dem grössten Unmuth, wenn nicht mit Argwohn gegen die zögernde Kriegführung seines Vorgesetzten erfüllt. Er machte gegenüber von Freunden aus seinen Sorgen kein Hehl und scheint nicht

wenig dazu beigetragen zu haben, die Machthaber in London gleichfalls in eine etwas gereizte Stimmung zu versetzen. Auch jetzt wieder war jener Schotte Crawford das hauptsächliche Element des Zwiespaltes im Heere, und Cromwell wird sich gegen ihn, den Verläumder der Independenten, um so heftiger gewandt haben, je weniger er damals schon wagte, Manchester selbst anzugreifen. Gewiss ist, dass alle drei im Laufe des September in London erschienen, und dass Cromwell hier die Entlassung Crawford's durchzusetzen suchte, dessen militärische Erfolge seinem religiösem Zelotismus durchaus nicht immer entsprochen hatten. Wenn Cromwell diese Absicht auch nicht gelang, so benutzte er doch seine Anwesenheit, um, im Bunde mit seinen independentischen Freunden des Parlaments, einen Beschluss hevorzurufen, welcher die Presbyterianer innerhalb und ausserhalb der Synode wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf.

Es war klar, dass die Synode entschlossen war, jeden Widerspruch niederzustimmen, England das Joch der Presbyterialverfassung aufzulegen und keine Toleranz zu gewähren. Dem musste rechtzeitig ein Damm entgegengeworfen werden, sollten sich nicht die Helden von Marston-Moor um ihre Hoffnungen betrogen sehen. Cromwell und Vane wären, nach Baillie's Meinung, „für eine Freiheit aller Religionen ohne Ausnahme“ gewesen, sie liessen sich indess bei dem Wortlaut der sog. Akkomodations-Ordonnanz genügen, durch deren Annahme das Haus der Gemeinen am 13. September alle presbyterianischen Herzen sehr unangenehm überraschte. Nach dieser Ordonnanz sollte das grosse Committee beider Häuser mit dem Committee der Synode und den schottischen Kommissären die Meinungsverschiedenheiten in Erwägung ziehen, die sich im Schoosse der Synode über die Frage der Kirchenverfassung geltend gemacht hätten, und womöglich eine Einigung zu Wege bringen. Sei dies nicht möglich, so hätten sie auf Mittel und Wege zu sinnen, wie „zarte Gewissen, die sich nicht in allen Dingen der angenommenen Regel unterwerfen können, gemäss dem Worte Gottes und dem öffentlichen Frieden geschont werden möchten“.

Die milde Sprache dieser Ordonnanz war insofern deutlich genug, dass sie dem Presbyterianismus vorläufig die Hoffnung auf die von ihm für unerlässlich gehaltene vollkommene Einheit des religiösen Lebens benahm und der verhassten Toleranz wenigstens eine Hinterthüre öffnete(1).

Indessen wurden die Aussichten des Presbyterianismus noch trüber in Folge der Veränderungen, die wenig später mit dem gesammten Heerwesen vor sich gingen. Die Generale waren kaum zum Heere zurückgekehrt, als sich das alte Spiel, Vorwärtsdrängen von Seiten der londoner Behörde, Zögerungen auf Seiten Manchester's, wiederholte. Während dess nahte der von den Männern der That herbeigewünschte Zusammenstoss heran. In den schottischen Hochlanden hatte der ritterliche Abenteurer Montrose für seinen König die Fahne der Empörung erhoben und sich mit den irischen Mannschaften verbunden, welche seinem alten Lieblingsplan zufolge an die schottische Küste geworfen waren. Der König kehrte triumphirend aus dem Westen zurück und bedrohte die Hauptstadt. Es war wichtig, ihm entgegenzutreten, ehe sich Prinz Rupert mit ihm vereinigen konnte, um nicht alle Früchte des Sieges von Marston-Moore auf einmal verloren gehen zu lassen. Mit grosser Opferwilligkeit hatte man Essex' und Waller's Armee wieder hergestellt, und da der erste sich unfähig fühlte, London zu verlassen, übernahm Manchester den Oberbefehl über das kombinirte Heer. Nach vielfachen Zögerungen stellte er den König bei Newbury (27. Oktober 1644) auf demselben Schlachtfelde, das schon einmal den Kampf des royalistischen und des parlamentarischen Heeres gesehen hatte. Der Ausgang der Schlacht wurde zwar als ein Sieg für das Parlament betrachtet, aber der König durfte ungehindert seinen Marsch in der Richtung auf Oxford fortsetzen. Vergeblich drang Cromwell auf eine energische Verfolgung, Manchester liess es sogar zu, dass der König, nunmehr mit Rupert vereint, einige Zeit später Geschütz und Bagage ganz ungestört aus der Burg von Donnington abholen konnte.

Da brach der lange verhaltene Unwille über diese Art

Kriegführung los und brachte die tieferen Gründe der Zwistigkeiten zum Vorschein, die bis dahin mehr gefühlt als offen ausgesprochen worden waren. Der Gegensatz, welcher seit Monaten nicht nur die Regimenter unter Manchester, sondern die gesammten Streitkräfte des Parlaments spaltete, war ein Gegensatz religiöser und politischer Natur zu gleicher Zeit. Es war nicht nur die Frage der Toleranz, durch die sich Presbyterianer und Independenten getrennt sahen, vielmehr gestaltete die Rücksicht auf eben diese Frage das Verhältnis beider Parteien zum König, zur Kriegführung gegen ihn auf verschiedene Weise. Die Presbyterianer, ohnehin unter den adligen Herren und dem wohlhabenden Bürgerstande besonders stark vertreten, wünschten zu einem billigen Ausgleich mit dem König zu kommen und ihn zu bewegen, ihre Bedingungen anzunehmen, unter denen das Anerkenntnis der ausschliesslich presbyterianischen Kirchenverfassung nicht die geringste war. Die Independenten, besonders zahlreich in den unteren Ständen, von enthusiastischen Ideen eines furchtlosen Radikalismus getragen, wünschten ihn gänzlich seiner Kraft zu berauben, um einen solchen Ausgleich unmöglich zu machen, dem ihr Grundsatz der Toleranz zum Opfer gefallen wäre. Jene fanden in den schottischen Bundesgenossen ihren Rückhalt und wogen ängstlich, wie sie, die Möglichkeiten der Zukunft gegen einander ab. Diese lehnten sich gegen den fremden Zwang auf und liessen sich durch die augenblicklichen Impulse der Leidenschaft bestimmen. In Manchester und Cromwell selbst traten sich diese Gegensätze in voller Klarheit gegenüber. Als der vornehme Lord von seinen Officieren aufgefordert wurde, die Schmach von Donnington-Castle durch einen Angriff auf den abziehenden Feind wieder gut zu machen, erklärte er sich ärgerlich dagegen und soll als Grund angeführt haben: „Wenn wir den König auch neunundneunzig Mal schlagen, wird er und seine Nachkommenschaft doch immer König bleiben und wir Unterthanen; aber wenn er uns nur einmal schlägt, so werden wir gehängt, und unsere Kinder sind verloren“. Cromwell dagegen wird das unerschrockene Wort zugeschrieben, er werde sich nicht davor scheuen, in der

Schlacht die Pistole auf den König abzufeuern, wie auf einen anderen (1).

Am 25. November erstatteten Waller und Cromwell, vom Hause der Gemeinen dazu aufgefordert, Bericht über die letzten Ereignisse. Cromwell erhob mündlich wie schriftlich schwere Anklagen gegen das militärische Verhalten seines Vorgesetzten, die er Punkt für Punkt zu begründen suchte. Aber er hielt auch mit dem schwersten Vorwurf nicht zurück, dass nach seiner Ansicht nicht nur Unfähigkeit Manchester's an dem Erlebten die Schuld trage, sondern „grundsätzliche Unlust, den Krieg durch einen vollständigen Sieg, und der Wunsch, ihn durch einen Vergleich zu beendigen, und zwar auf Bedingungen hin, für deren Aufstellung es nachtheilig wäre, den König zu tief herabzubringen“, (2) Manchester vertheidigte sich am 28. November vor dem Hause der Lords, das damals noch aus etwa dreissig Mitgliedern bestand. Von seiner Seite wurden zwei Aktenstücke, das eine militärischen Inhalts, das andere voll persönlicher Angriffe gegen Cromwell wegen seiner gehässigen Aeusserungen über die Lords, die Schotten und die Synode einer Konferenz beider Häuser unterbreitet. Die ganze Angelegenheit wurde durch niedergesetzte Committee's in Angriff genommen, und das Haus der Gemeinen legte um so mehr Gewicht darauf, da ihnen zweifelhaft war, ob durch die persönlichen Angriffe Manchester's gegen eines ihrer Mitglieder nicht auch die Privilegien des Hauses verletzt seien. Zeugen wurden vernommen, Vertheidigungsschriften von Manchester vorbereitet, in denen auch jener Schotte Crawford seine Galle gegen Cromwell ausschüttete. Man gieng sogar so weit in den vornehmen presbyterianischen Kreisen, bei einer Zusammenkunft in Essex' Hause, an der sich auch die schottischen Kommissäre betheiligten, ernstlich in Erwägung zu ziehen, ob es nicht möglich sein werde, Cromwell als „Incendiary“, der Unfrieden im Staate anfache, zur Strafe zu ziehen und liess sich nur durch die sachlichen Einwendungen der Rechtskundigen, Whitelocke und Maynard, davon abbringen. (3)

Inzwischen enthüllten die Führer des Independentismus im

Heere und im Parlamente ihre wahre Absicht. Für sie handelte es sich keineswegs, und am allerwenigsten für Cromwell um einen persönlichen Streit. Sie waren bereit, alle persönlichen Händel zu begraben, wenn es ihnen gelang, einen anderen Zug in die Kriegführung zu bringen, eine Umbildung des Heerwesens hervorzurufen. Auch hatte sich das Unterhaus selbst einer solchen bereits geneigt erklärt, indem es am 23. November das Derby-Haus-Kommittee aufgefordert hatte, „eine Gestaltung der Miliz in Erwägung zu ziehen, nach welcher die Streitkräfte in den dem öffentlichen Wohle angemessensten Zustand versetzt würden". Am 9. December 1644 brach Cromwell daher das Eis mit jener charakteristischen Rede, die mit den Worten begann: „Jetzt ist es Zeit, zu sprechen oder für immer zu schweigen" und die den Antrag eines Parteigenossen vorbereitete, dass während des Krieges kein Mitglied des Hauses ein militärisches oder bürgerliches Kommando haben solle. Diese „Selbstentäusserungsbill", von Vane wie Cromwell unterstützt, ward am 19. December mit grosser Mehrheit vom Unterhause angenommen, aber die Lords konnten sich nicht dazu entschliessen, „die grossen Stellen und Kommandos" aufzugeben, die der Krieg ihnen in die Hand gespielt hatte. Sie verwarfen am 15. Januar 1645 die Bill, da man noch keinen Ueberblick über die Reorganisation des Heeres habe. Sofort wurde die Angelegenheit des Streites zwischen Cromwell und Manchester wieder aufgenommen, da für den Verzicht auf ihre Verfolgung die Annahme jener Bill stillschweigende Bedingung hatte bilden sollen. Indess auch dies Mal erfolgte nichts weiter. Denn es gelang den Independenten, eine noch viel bedeutendere Aenderung des Heerwesens durchzusetzen, als jener erste Antrag in sich schloss, und damit giengen Zeit wie Neigung für die Untersuchung gegenseitiger Beschuldigungen verloren.

Von den Lords dazu provocirt, das Schema einer Umbildung des Heerwesens vorzulegen, und gegen die Fehler der bisherigen obersten Leitung nicht blind, hatte sich das Unterhaus sofort an's Werk gemacht. Es hatte vom Derby-Haus-Committee, in welchem gleichfalls der Wunsch nach einer Reform alle

Parteirücksichten besiegte, Bericht eingefordert und schon bis zum 28. Januar 1645 den Plan der neuen Organisation durchberathen. Danach sollten die bestehenden Armeen in eine verschmolzen werden, deren Kommando man Thomas Fairfax anvertrauen wollte, welcher sich im Norden so gut bewährt hatte. Die Stelle des Lieutenant-Generals war offen gelassen, vermuthlich da man Cromwell nicht entbehren zu können glaubte, ohne dass man wagte, ihn namentlich aufzuführen. Die Eintheilung im einzelnen wurde vorgezeichnet, der Sold auf Beiträge der Grafschaften angewiesen. Die Lords wagten nicht zu widerstehen, aber sie versuchten wenigstens einiges für ihre Autorität und die Sache des Presbyterianismus zu retten. Ihre Erfolge waren indess nicht sehr gross. Das Recht, die Officiere zu ernennen, blieb dem obersten Führer gewahrt, das Parlament behielt nur die Form der Bestätigung. Zur Unterzeichnung von Liga und Covenant sollten, weitere Bestimmungen vorbehalten, die Officiere binnen eines Termins von zwanzig Tagen nach ihrer Bestätigung, nicht aber die Gemeinen, verpflichtet sein, womit denn der Aufnahme der separatistischen Elemente in die Regimenter nichts im Wege stand. Auf die Annahme des Reorganisations-Entwurfes (15. Februar 1645) folgte schon am 3. April 1645 eine zweite Selbstentäusserungs-Ordonnanz. Sie griff nicht so umfassend wie die erste der Zukunft vor, sondern bestimmte nur, dass alle Mitglieder des Parlamentes, die nach dem 20. November 1640 Civil- oder militärische Kommandostellen, abgesehen von denen der Flotte, innegehabt, sie im Laufe von vierzig Tagen zu räumen hätten.

Der parlamentarische Feldzug war keineswegs glücklich für die Presbyterianer gewesen. Sie sahen alle die gleichgesinnten Generale vornehmen Ranges ihrer wichtigen Stellen beraubt, sie hatten eine neue Kriegsmacht zu fürchten, in welcher der Geist religiöser und politischer Unabhängigkeit von alten Autoritäten noch viel üppiger zu wuchern drohte, als in der alten, und sie waren nicht einmal ganz sicher, ob es gelingen würde, den „grossen Independenten“, der ihre Kreise schon so oft gestört hatte, dauernd fernzuhalten.

Gleichzeitig war ihnen eine andere Hoffnung zu Schanden geworden. Seit Wochen wurde zwischen Abgeordneten des Königs und Abgeordneten des Parlaments von England und Schottland, neben denen wiederum u. a. der Prediger Marshall nicht fehlen durfte, zu Uxbridge über eine Aussöhnung verhandelt. Die Schotten vorzüglich waren sehr eifrig gewesen, diese Verhandlungen herbeizuführen, da der anwachsende Independentismus Englands es immer zweifelhafter erscheinen liess, ob Liga und Covenant ihrem Sinne gemäss durchgeführt werden würden. Die Einführung der noch der Berathung unterliegenden Kirchenverfassung war denn auch eine der ersten Bedingungen, welche dem König vorgelegt wurde, daneben stand die Forderung, die irischen Rebellen preiszugeben und die Frage der Militia im Vordergrunde. Bei der Abneigung des Königs, das Bisthum aufzugeben, bei der Schwierigkeit, mit Bezug auf die Miliz ein Kompromiss zu finden und bei der Eigenthümlichkeit seines Verhältnisses zu der katholischen Macht in Irland schien es kaum möglich, eine Vereinigung herbeizuführen. Ohne Werth war das Anerbieten, zu dem sich Karl I. einmal gegenüber dem holländischen Gesandten herbeiliess: einer allgemeinen Synode, an der Vertreter aller protestantischen Kirchen Theil zu nehmen hätten, die religiöse Frage zu unterbreiten [1]. Zum gänzlichen Abbruch der Verhandlungen wurde er vermuthlich durch die Nachrichten entschieden, welche er aus dem Norden empfieng, und die seine Hoffnungen auf einen nahen Triumph sehr hoch spannten. In den Fortschritten, welche der kühne Parteigänger des Königs in Schottland machte, lagen die Gründe der schwersten Besorgnis für den englisch-schottischen Presbyterianismus. Aus unscheinbaren Anfängen hatte sich Montrose's Streitmacht zu einer ernstlichen Gefahr für die schottischen Gewalthaber entwickelt. Mit seinen Hochländern und den Irländern, über die er verfügte, hatte er die überraschendsten Bewegungen ausgeführt und am 2. Februar bei Inverlochy dem grossen Argyle eine schwere Niederlage beigebracht. Wenn sein Glück sich gleich blieb, so wurde es fraglich, ob das schottische Hilfs-

heer, das im nördlichen England stand, nicht bald im eigenen Lande zu thun finden würde, und mit seiner Entfernung wäre das einzige militärische Gegengewicht entfernt worden, welches die Presbyterianer dem Independentismus entgegenzustellen hatten.

Unter diesen niederdrückenden Umständen fanden sie nur in zwei Triumphen ihren Trost. Zunächst sahen sie, neben einigen anderen. der Verrätherei und der Mitwirkung beim irischen Aufstand Angeklagten, den verhassten Greis zum Schaffot geführt, der als die Verkörperung des alten Systems kirchlicher Tyrannei erschien. William Laud, in enger Haft gehalten, war niemals von ihnen vergessen worden, und presbyterianische Prediger vor allem hatten beständig daran gemahnt, den Zorn Gottes durch das Blut dieses Hauptschuldigen zu versöhnen. Nach langem Process wurde er durch Bill of attainder, über deren Bestätigung durch den König man sich hinwegsetzte, verurtheilt und am 10. Januar 1645 enthauptet. Ausser einem seiner Kapläne wurde ihm bei seinem letzten Gange noch die Begleitung von zwei presbyterianischen Geistlichen, darunter Marshall, aufgedrungen. Noch grösser war der Jubel im presbyterianischen Lager darüber, dass trotz aller Hindernisse und trotz der verdächtigen Akkomodations-Ordonnanz, wie sie durch Cromwell's Einfluss durchgesetzt worden war, das Parlament den wichtigsten Beschlüssen der Synode beigestimmt hatte. Der neue Entwurf einer Kirchenverfassung wie der einer Gottesdienstordnung für England waren dem Parlament überreicht worden, beide durchaus presbyterianischen Gepräges. Am 4. Januar 1645 hatte das Parlament die neue Gottesdienst-Ordnung angenommen. Am 23. desselben Monats genehmigte das Haus der Gemeinen einige Resolutionen, in welchen die wesentlichen Grundsätze der Presbyterialverfassung gebilligt wurden, und der Zulassung independenter Gemeinden kein Raum gewährt zu sein schien. Das Oberhaus gab den hauptsächlichsten dieser Resolutionen seine Zustimmung. Die General-Assembly in Edinburg ratificirte die Beschlüsse der Synode, das schottische Parlament führte die neue, gemeinsame Gottes-

dienstordnung bereits ein. Trotz so vielfacher Enttäuschungen hofften die Presbyterianer dennoch zuversichtlich, ihr Ideal kirchlicher Einheit in beiden Ländern zu verwirklichen und die Hydra des Independentismus, der Sekten und der Toleranz zu ersticken.

---

## Sechstes Kapitel.

### Milton als independentischer Schriftsteller.

Der grosse Streit zwischen Presbyterianern und Independenten, welcher die bisher einige Masse der Puritaner spaltete und der Revolution eine neue Wendung zu geben drohte, konnte Milton nicht gleichgiltig lassen. Die fünf Verfasser des Smectymnuus, denen er einst in ihrem Kampfe mit dem Bischof Hall, beigesprungen war, gehörten zu den Säulen des Presbyterianismus. Er selbst hatte der bischöflichen Kirchenverfassung, zu deren Sturz er sein Theil beigetragen, einst das Ideal einer anderen gegenüber gestellt, in welcher unschwer die Grundzüge der presbyterialen zu erkennen gewesen waren (s. o. S. 108—113). Man sollte danach vermuthen, ihn in den Reihen derer zu finden, welche für die Ansichten der Schotten und der Majorität der Synode in die Schranken traten und die sich von den „fünf dissentirenden Brüdern“ mit souveränem Mitleid, von Cromwell und seinen stürmischen Genossen mit zitterndem Schauder abwandten. Aber war er der Mann, sich durch alte Freundschaft in die engen Kreise der Partei bannen zu lassen und, dem Traumbilde erzwungener kirchlicher Einheit zu Liebe, den Gedanken der Toleranz zu opfern? Sein Charakter, nicht fähig dieselbe Rolle aufzunehmen, aus der er eben einen verhassten Gegner verdrängt hatte, seine Bildung, auf breiterem Grunde ruhend als die seiner theologischen Freunde, liessen ihm die Wahl nicht

schwer werden. Die Form galt ihm nichts, wo es Noth that den freien Geist zu retten, und fortan wurde er einer der Independenten, ja unzweifelhaft der geistreichste, überlegenste Vorkämpfer der independentischen Ideale.

An Vorzeichen dieser entschiedenen Wendung hatte es nicht gefehlt. Der ästhetisch angelegten Natur des Dichters war die kalte Strenge des Presbyterianismus immer etwas Fremdes gewesen. Der Feder des furchtlosen Schriftstellers waren Worte entströmt über die eingebildete Gefahr von Schisma und Sekten, den natürlichen Beruf des Einzelnen zur Ausfüllung kirchlicher Aemter, das Verhältnis von Kirche und Staat, welche vor den Augen presbyterianischer Leser keine Gnade finden konnten. Es nahm sich fast wie Ironie aus, wenn in der Widmung der Schrift über die Ehescheidung, die sich nicht weniger an die Synode wie an das Parlament richtete, die Mitglieder daran erinnert wurden, das mancher von ihnen oft „verläumdet worden sei, unter dem Vorwande einer Reform für seine eigenen Nebenzwecke zu arbeiten". Und es entsprach jedenfalls dem heiligen Ernste presbyterianischer Anschauung sehr wenig, wenn ebendort die Frage des Ehescheidungsrechtes als ein würdiger Gegenstand für die Behandlung durch die Synode erklärt und die Zänkereien um „Dependenzen und Independenzen", deren Ausgang unabsehbar sei, gleichsam in Gegensatz dazu gestellt worden waren. Vor allem aber hatte sich Milton durch eben diese Schrift, welche der herrschenden, strenggläubigen Anschauung geradezu in's Gesicht schlug, als einen der gefährlichsten Sektirer gebrandmarkt, die überhaupt auf dem langen Verzeichnis des unduldsamen Presbyterianismus figurirten. Was James Howell den „Wahn eines armen, schwachköpfigen Windbeutels" nannte, wovor sich Bischof Hall mit einem „Wehe mir, wohin ist die Welt gekommen" bekreuzte, das konnte der Spürkraft und dem Anathem der presbyterianischen Schwarzröcke nicht entgehen (¹). Deutlich genug zielte Milton auf Angriffe dieser Art in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Schrift ab (s. o. S. 170), und wenn sie damals noch keine greifbare Gestalt gewonnen hatten, so traten sie sehr bald schwarz auf weiss hervor.

Schon durch den Episkopalisten Featley, den seine kirchlich-politischen Gesinnungen aus der Synode entfernt und in's Gefängnis geführt hatten, ward ihnen der Weg gewiesen. Obgleich seine Schrift „The Dippers dipt“ ausschliesslich die Ketzereien der Wiedertäufer zum Gegenstande zu haben schien, rechnete er ihnen doch auch „andere höchst verdammliche Lehren“ zu, „welche abzielen auf fleischliche Lust, Familismus und einen Mischmasch aller Religionen“. Zum Zeugnis dessen führte er in einem Athem an: des Amerikaners Williams' Schrift „die blutige Lehre der Verfolgung“, ein Pamphlet betitelt die „Sterblichkeit des Menschen“, in welchem jeder Unterschied zwischen Körper und Seele im Hinblick auf ihre Fortdauer, wenn auch nicht ihre Auferstehung geläugnet wurde, und „einen Traktat über die Ehescheidung, in welchem die Bande der Ehe gelöst werden zu Gunsten ausschweifender Lust und der Erlaubnis die Frauen zu verstossen aus vielen anderen Gründen ausser dem, welchen unser Heiland allein billigt, nämlich im Falle des Ehebruchs“ (1). Die „Heresiographie“ Ephraim Pagit's übernahm ganz dieselben Worte aus Featley's Buch und erweiterte dessen Urtheil mit Benutzung von Milton's Schrift. Auch war hier gleich der Name für die neue Sekte gefunden, wennschon diese selbst noch gar nicht da war, und fortan galt Milton, bisher noch ein Officier ohne Soldaten, als Führer der „Divorcers“, „die um geringer Ursachen willen ihre Weiber los zu sein wünschen“. Später wurde hie und da selbst der Name „Miltonisten“ statt dessen gebraucht (2). In Baillie's „Warnung vor den Irrthümern der Zeit“, vor allem aber in dem grössten Arsenal der streitlustigen Presbyterianer, in Edwards' Gangraena war man sicher, auch auf Waffen zu stossen, die recht eigentlich zum Gebrauch gegen die neue Sekte der Divorcers geschmiedet waren.

Auch wurde hier sofort der Versuch gemacht nachzuweisen, wohin diese neue Lehre in Wirklichkeit führe. In London gab es eine gewisse Mrs. Attaway, von Beruf eine Spitzenhändlerin, wohnhaft in Coleman-Street, eine der bekanntesten unter den Frauen, welche in dieser Zeit der Erleuchtung sich gleichfalls für berechtigt

hielten, ihre religiösen Gefühle in öffentlicher Rede, zunächst vor ihres Gleichen, kund zu thun, bald aber ein eifriges Publikum aus beiden Geschlechtern zu Rede und Gegenrede um sich sammelten. Dass sie in ihren Konventikeln papistische Grundsätze aussprach, war noch nicht das Schlimmste. Sie sollte sogar einigen glaubwürdigen Männern, die sich aus Neugier in ihre Winkelversammlung verirrt hatten, eröffnet haben, dass ihr Milton's Theorie von der Ehescheidung beachtenswerth erscheine, und dass sie näher darüber nachdenken wolle. Denn ihr Mann „sei einer von den Unheiligen, wandle nicht den Weg Sion's und rede nicht die Sprache Kanaans". Edwards weiss denn auch zu erzählen, welche Folgen dies weitere Nachdenken gehabt habe. Aus einer Korrespondenz, die er sich verschafft haben will, geht hervor, dass Mrs. Attaway, während ihr unheiliger Mann im Felde stand, einen Ersatz in einem anderen fand, der allerdings gleichfalls seine bisherige Ehehälfte und mehrere Kinder zu verlassen hatte([1]).

Selbstverständlich wurde Milton für derartige Erscheinungen verantwortlich gemacht. Fortan galt er in presbyterianischen Kreisen als Verfechter der freien Liebe, plumpe Holzschnitte stellten den „Divorcer" dar, wie er sein Weib mit Stockschlägen von sich treibt, die satirischen Balladen der Zeit fanden darin einen erwünschten Stoff([2]). Neben der Lehre, welche den Unterschied der Substanz von Körper und Seele läugnete, und neben Roger Williams' Forderung, dass der Staat die religiösen Gemeinschaften unter dem Gesichtspunkt des Vereinsrechtes betrachten solle, gab es kaum eine Ketzerei, die so sehr den Zorn der Presbyterianer herausforderte, wie Miltons Bestrebungen für eine Reform des Scheidungsrechtes. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass er damals schon die persönliche Bekanntschaft der beiden merkwürdigen independentischen Geister, Williams und John Goodwin, gemacht hatte. Im Hause seiner Freundin Margarethe Ley mochte er um so eher Gelegenheit haben, Henry Vane nahe zu treten, da deren Bruder einst den geistreichen Independenten bei seiner Rückkehr aus Amerika in die Heimat begleitet hatte([3]). In jedem Falle war das Band zwischen ihm und den Presbyterianern

für immer zerrissen. Milton war gegen die Verleumdungen und Angriffe von dieser Seite, mochten sie in Wort oder Schrift sich zeigen, nicht unempfindlich. Auch drängte es ihn, für die freie Meinungs-Aeusserung, welche dem Presbyterianismus ebenso unerträglich erschien wie einst dem Bisthum, eine Lanze zu brechen. Aber zuvor ergriff er einen anderen Gegenstand, dem eine nicht geringere Bedeutung zukam, und in dessen Behandlung er sich nicht weniger von alten Autoritäten losriss.

---

In Zeiten grosser socialer, politischer oder religiöser Bewegungen wird eine Frage immer wieder auftauchen und die ringenden Geister beschäftigen: die Frage der Erziehung. Ein jeder, dem es Ernst ist, den Idealen, die ihm vorschweben, Raum zu verschaffen, wird nichts dringender wünschen, als das heranwachsende Geschlecht zu ihrer Verwirklichung fähig zu machen. Ein jeder, der sich dem Strome entgegen zu stemmen sucht, wird es nöthig finden, in seinem Sinne auf die Jugend einzuwirken. „Wer die Jugend in der Hand hat, hat die Zukunft", dieses richtigen Gedankens der Jesuiten ist man sich mehr oder minder klar bewusst. Denn so viel sich auch durch brutale Gewalt, polizeiliche Wachsamkeit, die Straffordschen Mittel von Lohn und Strafe ausrichten lässt, jeder fühlt, dass ihnen ohne die Zucht des Geistes die nachhaltige Wirkung fehlt. Milton lag es doppelt nahe, seine Aufmerksamkeit der Reform der Jugendbildung zuzuwenden. Er war sich klarer darüber als andere, wie ungeheuere Vernachlässigungen sich die Staatskirche in der Leitung des Volksunterrichtes hatte zu Schulden kommen lassen, und an welchen Mängeln auch die höchsten Bildungs-Anstalten der Nation krankten, die gleichfalls mit dem Staatskirchenthum so enge verwachsen waren. In seinen Schriften über die Reform der Kirche hatte er beides berührt, am häufigsten und leidenschaftlichsten den Zustand der Hochschulen, der ihm aus Jahre langer Anschauung bekannt war. Ein Jünger des grossen Denkers,

dessen Einwirkung seine prosaischen Jugendversuche so deutlich offenbaren, konnte er gegen ein Thema nicht gleichgiltig sein. das Bacon an mehr als einer Stelle seiner Werke mit den Blitzen seines Geistes beleuchtet hatte. Dazu kam, dass ihm jeder Tag die Probleme der Erziehung nahe legte. Er selbst war Lehrer, nach der Abreise seiner Frau hatte sich die Zahl seiner Zöglinge noch vermehrt. der Trieb über pädagogische Fragen nachzudenken musste nothwendig in ihm geweckt werden. Doch darf man bezweifeln, ob er seine Ansichten öffentlich ausgesprochen haben würde, wenn nicht ein in England lebender Deutscher ihn dazu aufgemuntert hätte.

Dieser merkwürdige Mann, der mit den grössten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung stand. aber heute so gut wie ganz in Vergessenheit gerathen ist, hiess Samuel Hartlib (1). Sein Vater stammte aus Danzig, hatte für den König von Polen Kaufmanns-Geschäfte geführt und war zweimal mit vornehmen polnischen Damen vermählt gewesen. Samuel Hartlib entstammte indess erst einer dritten Ehe, die der Vater vermuthlich in Elbing geschlossen hatte. Dorthin überzusiedeln hatte ihn das übermächtige Wachsthum der Jesuiten in Polen bewogen. Der junge Hartlib wuchs in guten Verhältnissen auf, denn sowohl sein Vater wie sein Grossvater waren unternehmende und glückliche Kaufleute. Auch der letzte, bis dahin Geschäftsführer der englischen Kaufmanns-Gesellschaft in Danzig, hatte seinen Sitz nach Elbing verlegt und dadurch zwischen England und der Familie Hartlib mannichfache Verbindungen geknüpft. Diese wurden um so enger, nachdem sich zwei Schwestern von Samuel's Mutter auf sehr vortheilhafte Weise nach England verheiratet hatten, und es war nicht unnatürlich, dass er selbst, möglicher Weise, nachdem er in Heidelberg studirt hatte, in London erschien, zuerst etwa 1628, um alsdann seinen dauernden Wohnsitz hier aufzuschlagen (2). Man hatte ihm zwar seit seiner Kindheit viel von der Vornehmheit seines Geschlechtes erzählt, aus dem manche Mitglieder als kaiserliche Räthe oder reichsstädtische Syndici zu Ansehen und Ehren gelangt seien, er

aber dachte, wie er sich ausdrückt, wenig über seinen Stammbaum nach, sondern „war mehr darauf bedacht Gottes Geschöpfen nützlich und seiner Kirche dienlich zu sein als Reichthum und Ehren zu erwerben". In der That trat er fortan bis an sein Lebens-Ende mit einer Uneigennützigkeit und Begeisterung für die verschiedensten idealen Bestrebungen auf, die ihren Lohn nur in sich selbst trug. Er scheint zwar ein kaufmännisches Gewerbe getrieben zu haben, aber dies vernachlässigte er jedenfalls ganz und gar zu Gunsten der zahlreichen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Fragen, die ihn rastlos beschäftigten. Durchmustert man die Schriften, die er in einem nicht übermässig langen, später durch Krankheit und Mangel oft gedrückten Leben verfasst hat, den Briefwechsel, den er über alle Länder Europas hin zu führen wusste, so ist man über die Beweglichkeit dieses Geistes erstaunt, der sich mit fieberhafter Hast von einem Gegenstande zum anderen wendet. Die grössten politischen und religiösen Fragen finden bei ihm dieselbe Theilnahme wie die minutiöseste Beobachtung des Astronomen oder das mühsame Experiment des Chemikers. Heute schreibt er über eine neue Methode der Erziehung, morgen über eine neue Methode des Ackerbaues. Die Zucht der Seidenraupen und der Bienen hat nicht minderes Interesse für ihn wie eine neue Art der Stein-Operation oder ein neues Teleskop. Er steht mit weltlichen und geistlichen Grossen, aber mehr noch mit einheimischen und ausländischen Gelehrten in persönlicher oder brieflicher Verbindung. Hobbes, Boyle, Wren, Ray, Gronov, Oldenburg, Hevel, Gassendi gehören zu dem weiten Kreise seiner Bekannten. Ueber jede naturwissenschaftliche Entdeckung, über jede literarische Neuigkeit weiss er sich und andere auf dem Laufenden zu erhalten. Selbst durchaus kein wissenschaftliches Genie, immer mehr empfangend als schöpferisch, gleicht er einem jener Insekten, die den Samen von einer Blüthe zur anderen tragen.

Es ist nicht schwer die Quelle nachzuweisen, aus welcher alle Bestrebungen Hartlib's flossen. Unzweifelhaft war auch in ihm jener Bacon'sche Geist, der Drang nach empirischer Beherrschung der Dinge, wie der Drang seinem Geschlechte den

grösstmöglichen Nutzen zu leisten von übermächtiger Wirkung. Indem ihm aber vielfach die wissenschaftlichen Vorkenntnisse abgiengen, und sein Idealismus die thatsächlichen Schranken überfliegen wollte, bot er nicht selten das Bild einer eigenthümlichen Verbindung praktischer Weltklugheit und mystischer Schwärmerei. Das ganze siebzehnte Jahrhundert ist reich an wohlmeinenden Dilettanten, die durch eine Art naturwissenschaftliches Wunder —, wenn das Wort erlaubt ist, — der Menschheit ein plötzliches Glück zu verschaffen hoffen und alles, was sich auf ihre Bestrebungen bezieht, mit einer gewissen freimaurerischen Geheimthuerei umkleiden. Auch suchen sie nicht selten förmliche Gesellschaften zum Zweck der Ausführung ihrer Pläne zu bilden. Wenn man sie hört, glaubt man sich bald in die Zeit des Paracelsus, bald in die Zeit Cagliostro's versetzt. Hartlib war einer der vornehmsten dieser stets opferbereiten, menschenfreundlichen, hoffenden Idealisten. Galt es auch nicht den Stein der Weisen zu finden, so doch dürres Land in fruchtbaren Boden zu verwandeln, ein Lebens-Elixir zu bereiten, das perpetuum mobile herzustellen. Mitunter fiel der Jünger der Naturwissenschaft ganz und gar in den Aberglauben des Mittelalters zurück. Mitunter ahnte er aber auch die Bestrebungen einer fernen Zukunft voraus(1).

Zwei Gegenstände waren es vorzüglich, die seit Jahren Hartlib's Geist beschäftigt und seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hatten, beide weit von einander abliegend, aber mit gleichem Eifer von ihm erfasst: eine engere Verbindung der protestantischen Mächte und eine Reform des Schulwesens. Es waren zwei Gebiete, auf denen er sich mit einer anderen vielgenannten Persönlichkeit begegnete, die manche Eigenthümlichkeiten mit ihm theilte und die, wie er, für Milton's Leben nicht gleichgiltig blieb.

Es war John Durie (Duräus), geboren um 1595, der Sohn eines schottischen Geistlichen, den die Verfolgungen König Jakob's nach Leyden getrieben hatten. John Durie machte 1611 daselbst seine Studien, hielt sich später einige Zeit in Oxford auf, wurde 1627 Prediger der englischen Kaufmanns-Gesellschaft in Elbing und dort von Dr. Godemann, einem der „Geheim-

räthe" Gustav Adolfs für einen Plan der Vereinigung aller protestantischen Kirchen gewonnen. Für diesen Zweck erfüllte er sich mit derselben Begeisterung wie Hartlib für die seinigen und gelangte, gleich diesem, auf seinen zahlreichen Reisen und durch seine ausgedehnte Korrespondenz, immer in irenischen Unterhandlungen thätig, mit einer grossen Zahl europäischer Berühmtheiten in Berührung. Sir Thomas Roe, auf einer diplomatischen Mission in seine Nähe gelangt, wie der Kanzler Oxenstjerna unterhielten sich mit ihm eingehend über seine Pläne, Gustav Adolf selbst liess sich, wohl aus politischen Gründen, auf sie ein. Durie hatte, durch die Kriegsereignisse von 1630 von seinem Amte befreit, ein unstetes Wanderleben geführt und in Wort und Schrift für seinen Gedanken Propaganda gemacht. Abwechselnd war er in England, Sachsen, Hessen, der Pfalz, Heilbronn, Frankfurt, in den Hanse-Städten, Holland, Schweden, Dänemark, den welfischen Staaten erschienen, um immer wieder in England aufzutauchen. Mündlich oder brieflich hatte er mit Abbot, Laud, Hall, Ussher u. a. verkehrt und 1641 wandte er sich an die schottische General-Assembly. Calixt arbeitete mit ihm Hand in Hand, Grotius ward durch ihn angeregt. Als die Westminster-Synode zusammengetreten war, brachte man Durie's Berühmtheit den Zoll, ihn 1643 als Ersatzmann eines bald nach Eröffnung der Synode verstorbenen Mitgliedes zu wählen. Hier hielt er sich im allgemeinen zu den Presbyterianern, ohne doch ihre starre Ausschliesslichkeit zu theilen. Seinen grossen Plan und seine festländischen Verbindungen verlor er um so weniger aus den Augen, da er als Geistlicher der englischen Kaufleute in Rotterdam (1645) ohnehin zu einem beständigen Kommen und Gehen genöthigt wurde (1).

Mit Hartlib war Durie schon in Elbing bekannt geworden, und jener, sofort Feuer und Flamme für den ursprünglich schwedischen Unions-Gedanken, wurde seit seiner Uebersiedelung nach England einer der thätigsten Propagandisten von Durie's Sache und blieb beständig in das Geheimnis seiner vielverschlungenen Verhandlungen eingeweiht. Durie rühmt ihn dem vertrauten Sir Thomas Roe als einen Mann der vor-

züglichsten Eigenschaften, „ehrlich und wahrhaft, diskret und in den Geschäften gewandt", dazu des „Polnischen, Holländischen, Englischen, Lateinischen mächtig", würdig mit einer passenden Stelle bedacht zu werden. Er empfiehlt ihn der Gunst seiner Lordschaft um so mehr, da der Freund „Mangel leidet, weil er gegen arme Gelehrte zu freigiebig war und sich dem Geschäft des Unterrichts und der Erziehung von Kindern allzu uneigennützig gewidmet hat". Er lässt ihm die Vorschläge Oxenstjerna's, seine eigenen Briefe an englische Prälaten mittheilen, benutzt ihn als Zwischenträger zwischen diesen und ihm selbst und bedient sich seiner als eifrigen und verlässlichen Korrespondenten (1).

Hartlib seinerseits glaubte der Welt nicht vorenthalten zu sollen, was die Lebens-Aufgabe seines Freundes war und was ihn selbst zu so grosser Theilnahme anregte. Man muss fortwährend bedenken, wie gewaltig die geheime Furcht vor einer gewaltsamen Zurückführung des Katholicismus zur Entfesselung der englischen Revolution mitgewirkt hatte. Jenes Wort Pym's, das er im kurzen Parlament gesprochen hatte, nach Herstellung der äusseren Formen des Papismus werde man versuchen, ihnen den Lebens-Odem des papistischen Geistes einzublasen (2), wurde die Parole der gesammten puritanischen Partei. Je tiefer der Argwohn gegriffen hatte, das englische Hochkirchenthum habe es auf eine Verständigung mit Rom abgesehen, je mehr durch den Ausbruch der irischen Rebellion die Angst des Puritanismus aufgestachelt wurde, je weniger er den Plänen des Hofes traute, desto dankbarer erschien die Aufgabe, den gesammten Protestantismus als Bundesgenossen aufzurufen und sich, blind gegen den Gang, welchen der grosse deutsche Krieg genommen hatte, die ganze europäische Politik einseitig nach religiösen Partei-Gesichtspunkten geleitet zu denken. Hartlib suchte die kirchlichen Unions-Gedanken seines Freundes in diesem Sinne auszubeuten. Alle jene Korrespondenzen, Verhandlungen, Disputationen hatten bisher kein greifbares Ergebnis gehabt, ja hie und da den Argwohn und die Eifersucht einzelner Zions-Wächter erregt. Um wieviel grösser war der Triumph, wenn es gelang, sie

nur als Mittel zum Zweck zu benutzen, durch die Verhandlungen über das Dogma eine engere Verbindung der Staaten herbeizuführen und der grossen Liga der Katholiken, deren Wahnbild den Puritaner bis in seine Träume verfolgte, eine grosse Liga der Protestanten entgegenzusetzen.

Hartlib machte sich zuerst im Jahre 1641 daran, auf's genaueste über die bisherigen Bemühungen seines Freundes Durie, der eben nach England zurückgekehrt war(1), und Anfang 1641 selbst eilf Traktate „betreffend den kirchlichen Frieden unter den Protestanten" veröffentlicht hatte, Bericht zu erstatten(2) und das grosse Publikum zu erwärmen. Er knüpft die besten Wünsche daran und macht (S. 33) die Betrachtung: „Wir finden es durchaus nothwendig selbst für unsere zeitliche Sicherheit demgemäss zu handeln. Denn wenn wir uns diese Sorge nicht angelegen sein lassen, so ist es sehr wahrscheinlich, dass die Zwistigkeiten der protestantischen Staaten und Kirchen, die viele von ihnen zu einer Beute ihrer Feinde gemacht haben, sie zuletzt alle dem Verderben überliefern" (3). Eine andere Schrift, erst 1643 mitten im Bürgerkriege veröffentlicht, hat die Form eines an Alexander Henderson gerichteten Briefes vom 4. Oktober 1641. Vermuthlich hatte Hartlib den berühmten schottischen Theologen während seines zeitweiligen Aufenthaltes in London kennen gelernt, wie er sich denn seinen „treuen Freund und Diener in Christo" unterzeichnet(4). Er theilt ihm seine schweren Gedanken über den Zustand der Pfalz mit, der in Folge des grossen Krieges ein unsäglich trauriger war, charakterisirt den Kurprinzen („the sweetnatured Prinz Elector") als einen jungen Mann von gutem Urtheil und Fähigkeiten, aber als sehr biegsam und spricht die Befürchtung aus, dass diejenigen, welche die Restauration des pfälzischen Hauses wollen, zu wenig auf Gott sehen. Vor allem entwickelt er aber seine Gedanken über die drohende Gesammtlage Europas. Nach seiner Ansicht wird von feindlicher Seite eine Vereinigung von Protestantismus und Papismus angestrebt, bei welcher selbstverständlich der erste das Opfer bilden soll. Die Vorgänge in England, durch den Ausbruch der Revolution zum

Glück gekreuzt, scheinen ihm klar dafür zu sprechen. Aber auch der „Kardinal in Frankreich", obwohl ein Feind Habsburgs, wirkt für diesen Plan, päbstlichem Befehl gemäss, mit. Den Beweis für seine Vermuthungen scheinen ihm die geheimen Verhandlungen eines gewissen Frater Valerius Magnus zu liefern, über dessen Mission in Deutschland und Polen er durch einen Bekannten Nachricht erhalten haben will. Er selbst wünscht dagegen eine Verbindung aller Protestanten in's Werk gesetzt zu sehn, begründet auf eine „theologische Korrespondenz der Geistlichen", deren Kosten durch einen Beitrag des Staates (des Königs) gedeckt werden sollten.

Ganz in demselben Sinne erschien fast gleichzeitig eine andere Schrift von seiner Hand, die sich an eine höhere Instanz, an das englische Parlament, richtete [1]. Im Jahre 1644 kam er noch ein Mal auf diesen Gedanken-Gang zurück [2]. Er bezog sich dies Mal auf Liga und Covenant, um die Ausführung daran zu knüpfen, wie nöthig eine Verbindung aller Protestanten durch Europa sei, dem drohenden Sturme zu widerstehen. Aus drei Ursachen scheinen ihm die Wirren von Staat und Kirche in Europa hervorzugehen: erstens „aus der Usurpation einer geistlichen Macht über die Seelen der Menschen", zweitens „einer absoluten weltlichen Herrschaft über Leib und Gut der Unterthanen", drittens dem „Mangel an Einigkeit und Verständigung zwischen denen, die sich von dem einen und dem anderen Joch freimachen und ihre Religion und ihre natürlichen Rechte vertheidigen wollen" etc. Die zweite dieser Gefahren, die einer absoluten Universal-Monarchie, wie sie das Haus Habsburg lange erstrebt hat, ist, dank Schweden und Frankreich, nicht mehr zu fürchten, wohl aber die erste, welche vom Pabst und seinen Anhängern heraufbeschworen wird, unter die auch die englischen Prälaten (our Lordly Bishops) zu rechnen sind. „Der Pabst in Opposition gegen den Protestantismus, der seine Hierarchie beinahe über den Haufen geworfen hat, arbeitet daran, sich zu erhalten und durch den Umsturz der protestantischen Staaten und die Vernichtung ihrer Kirchen seine frühere Macht wieder zu gewinnen, vorzüglich in Deutschland und Grossbritannien".

Er benutzt dazu zwei Mittel: die Vereinigung aller katholischen Fürsten und die Propaganda durch Emissäre. Nur eine Vereinigung der Protestanten kann dem entgegentreten, und dem englischen Parlament, dessen Reformwerk die ganze katholische Welt in Aufregung versetzt, liegt es ob voranzugehen. Der zwischen Schottland und England geschlossene Bund sollte auch über den Kanal hin ausgedehnt werden. Eine theologische Korrespondenz, am ehesten mit den nächsten Nachbarn, den Niederländern, sollte die Einleitung zu einer engeren Verbindung bilden, „um die Anschläge des gemeinsamen Feindes zu kreuzen“. Sodann wäre es von Nutzen, die Angelegenheiten der armen Pfalz an die Hand zu nehmen, wobei ein Committee beider Königreiche und einige Mitglieder der Synode dem Kurprinzen ihren Rath zu leihen hätten. Mit Rücksicht darauf hätte man durch den Agenten so lange Unterhandlungen zu pflegen, bis der Abschluss einer förmlichen Liga mit anderen protestantischen Mächten möglich wäre.

Man sieht, wie Durie's Gedanken immer durchblicken, hier aber eine ganz andere, politische Gestalt gewinnen. Wie viel Unklares und Naives in diesen Vorstellungen Hartlib's enthalten war, wie schief er namentlich die Stellung Richelieu's beurtheilte, braucht nicht gesagt zu werden. Immerhin bieten seine Aeusserungen Interesse, nicht nur als Zeugnis seines Geistes, der sich hier mit dem des gesammten englischen Puritanismus begegnete, sondern auch als Vorspiel politischer Tendenzen, die sich unter Cromwell's Protektorat mächtig geltend machten, und denen auch Milton keineswegs fremd blieb.

Diesen weitfliegenden religiös-politischen Ideen machte in Hartlib's geschäftigem Hirn ein anderer Gedanke den Platz streitig, der Gedanke einer Reform der Jugend-Bildung. Er selbst war, wie aus einem Briefe Durie's hervorgeht, als Lehrer uneigennützig thätig (1). Er bekennt ein Mal (1644), dass seit zwanzig Jahren das Aufsuchen von Methoden um das Lernen zu fördern ein wichtiger Gegenstand seines Studiums gewesen sei (2). Ein anderes Mal sagt er: „Ich gestehe offen, dass unter allen Gegenständen, denen ich mein

Denken und Mühen gewidmet habe, — und sie erstrecken sich auf jedes fromme und vernünftige Werk im ganzen Bereich der Christenheit, — keiner ist, der meinem Herzen näher läge, als der der Erziehung der Kinder nach christlichen Grundsätzen (in the way of Christianity). Denn, alles wohl erwogen, werden wir bemerken, dass diese Bestrebungen allein, und nichts sonst, fähig sein können, eine Reform in unserer Epoche hervorzubringen; . . auf die junge Generation muss man einwirken, um sie vor schlechten und verderblichen Gewohnheiten zu bewahren". Demgemäss empfiehlt er vor allem die Heranbildung guter Lehrer, denn da „die Schulen die natürlichen Quellen entweder der Korruption oder der Reform sind, so ist der Schulmeister in einem wohlgeordneten Staate nicht weniger wichtig als der Geistliche oder der Beamte, denn keiner von beiden kann ohne ihn lange gedeihen oder bestehen" (1). Aus allen Aeusserungen Hartlib's, sowie aus seinen unausgesetzten Bemühungen beim Parlament, geht einerseits hervor, dass er sich, wie Roger Williams, klar darüber war, dass die Schule Staats-Anstalt sein müsse. Aus allem, was wir über seinen religiösen Standpunkt wissen, wird man ferner schliessen dürfen, dass ihm eine Erziehung nach christlichen Grundsätzen keine Begünstigung einer dogmatischen Ausschliesslichkeit, sondern eine Heranbildung zum sittlichen Ideal des Menschen bedeuten sollte, wie er es in den Grundzügen des Christenthums vorgezeichnet fand. Auch hier fällt es nicht schwer, die Einwirkung Bacon'scher Anregungen auf ihn wie auf Durie zu entdecken, der sich später in ähnlichem Sinn mit pädagogischen Fragen beschäftigte. Fragt man aber, woher beide den Inhalt ihrer Reform-Gedanken nahmen, so tritt eine andere hervorragende Gestalt in den Gesichtskreis.

---

Unter den grossen pädagogischen Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts nimmt schwerlich einer eine gleich bedeutende Stellung ein wie Johann Amos Comenius (2). Er

war 1592 in Mähren, in Ungrisch-Brod, geboren. Früh verwaist, erhielt er eine nicht sehr regelmässige Erziehung, ohne indess, wie man häufig angenommen hat, im Knaben-Alter den Schulunterricht ganz zu entbehren. Von grossem Einfluss auf seine ganze Bildung waren die Lehren der böhmischen Brüder, zu deren Gemeinschaft sich vermuthlich schon seine Eltern gehalten hatten. In der Absicht sich in dieser Sekte dem geistlichen Beruf zu widmen, machte er von 1612—1614 seine Studien in Herborn und Heidelberg. Auch in den Niederlanden hielt er sich auf. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er zunächst die Leitung der Brüderschule in Prerau, sodann die der Schule von Fulnek, woselbst er zugleich als Seelsorger wirkte. Von hier 1622 durch die Wirren des Krieges vertrieben, in welchen die Intoleranz der Feinde den Nachfolgern Johannes Hus' das Dasein erschwerte, fand er bei diesem oder jenem adligen Herrn eine Zufluchtsstätte, verweilte vorübergehend 1625 und 1626 in Berlin und im Haag und sah sich beim Fortgange der Verfolgung, gleich vielen anderen seiner Glaubensgenossen, 1628 genöthigt, sein Vaterland zu verlassen. Er schlug seinen Sitz in Polnisch-Lissa auf, woselbst sich schon eine starke Gemeinde böhmischer Brüder befand. Hier leitete er nicht nur das Gymnasium mit solchem Talent, dass viele polnische Edelleute ihre Kinder zur Erziehung dorthin sandten, sondern stand auch als Prediger und Berather unter seinen vertriebenen Landsleuten in hohem Ansehn. Er war der geistige Mittelpunkt der Emigration, auf ihn sahen alle, in der Hoffnung durch seine Vermittlung den Rückweg in die geliebte Heimat erschlossen oder doch ihr Elend durch Unterstützung theilnehmender Gönner gemildert zu sehn. Ein solcher Mann, mit so vielen seiner Brüder das Opfer kirchlicher Unduldsamkeit, von den versöhnlichsten Gesinnungen beseelt und durch einen unbesieglichen Idealismus über alle Gefährden und Härten des Lebens hinweggehoben, musste den Unions-Bestrebungen Durie's die wärmste Theilnahme entgegenbringen. In der That haben allem Anschein nach Briefe, welche Durie an die böhmischen Brüder und namentlich an die Senioren

der Gemeinde von Lissa richtete, 1636 ähnliche Gedanken in Comenius erweckt, denen er bis zum Tode treu geblieben ist (¹).

Indessen seine eigentliche Lebens-Aufgabe sah er in etwas anderem: in einer Reform der Jugendbildung. Neben der praktischen Lehrthätigkeit, in der er sich in diesem Sinne bewegte, war er schon seit Jahren auch als Schriftsteller für diesen Gegenstand thätig und erlangte in kurzem einen Ruf, der über die Marken Europas hinausgieng. Wenn auch auf ihn, neben Früheren, vorzüglich Bacon von grossem Einfluss war, so übten die pädagogischen Forderungen Wolfgang Ratich's (1571—1635) auf seinen Geist eine noch unmittelbarere Wirkung aus. Doch war er in vielem ganz selbstständig und von umfassenderen Ideen bewegt. Der schwere Kampf, welcher seit den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts gegen das herrschende Unterrichts-System begann, einerlei ob es sich in den Lehranstalten der Protestanten oder der Jesuiten äusserte, fand in ihm seinen vorzüglichsten Helden, und, wie viel Phantastisches und Unpraktisches seinen Vorstellungen nicht selten anhaftete, er wurde der wahre Bahnbrecher für die grossen Reformatoren der Erziehung in den folgenden Zeiten.

Verbindung des Sachlichen mit dem Sprachlichen, Ersetzung der übermässigen mechanischen Dressur des Gedächtnisses durch Beförderung der Anschauung und des Denkens, Selbstthätigkeit der Schüler statt sklavischen Nachbetens, körperliche Uebungen, helle, mit Tafeln und Bildern versehene Schulstuben, statt der blossen geistigen Abrichtung in dumpfen Räumen, Berücksichtigung der Muttersprache statt der ausschliesslichen Tyrannei des Lateinischen, allgemeine Einführung von Volks-Schulen neben den gelehrten: das waren die Forderungen, die Comenius mit unermüdlichem Eifer erhob, für deren Verwirklichung er neue Methoden des Unterrichts entwarf, Studienpläne ausarbeitete, Schulbücher schrieb. Er warf beiläufig noch manchen anderen Gedanken in die Welt, wie er denn dem weiblichen Geschlecht die höheren Wissens-Gebiete nicht verschlossen haben wollte, auf die das männliche Monopol gelegt hatte. Er liess sich, in dem Gedanken, das Lateinische zur Weltsprache zu machen,

zu manchen Wunderlichkeiten verleiten und gerieth dadurch hie und da in Widerspruch mit sich selbst. Aber das Wesentliche seiner Ideen lag in jenen Sätzen ausgedrückt. Er wollte dem Kinde nicht unverdauliche, scholastische Distinktionen beibringen, sondern es allmählich vom nächstliegenden Sinnlichen zum ferneren Abstrakten hinleiten. Er wollte es fähig machen, einst, mit festem Charakter und nützlichen Kenntnissen ausgerüstet, sich einen Platz in der Gesellschaft zu erringen, auf die Gefahr hin sein Gedächtnis mit den Gesetzen der Physik statt mit den Tusculanen des Cicero belastet zu haben. Er wollte Menschen bilden, nicht Philologen.

Diejenige Schrift, die den Namen des Comenius zuerst in die weitesten Kreise über die Erdtheile bis nach Asien trug, zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen erlebte, war seine „Janua linguarum reserata", „das Thor der Sprachen geöffnet" (1631), in der er seine neue Methode die Sprachen, insbesondere das Latein, zu lehren, mittheilte und das Princip aufstellte, das Erlernen der Sprache müsse mit dem Kennenlernen der durch die Sprache bezeichneten Dinge verbunden werden. Aus Schweden, dessen Angelegenheiten Oxenstjerna leitete, kam ihm in Folge des Ansehens, das diese Schrift ihm erworben hatte, 1638 die Aufforderung zu, das dortige Schulwesen zu reformiren. Er versprach seinen Beirath, lehnte aber das Amt selbst ab, um seine ganze Kraft der Wirksamkeit durch die Feder zu widmen. Er hatte seit lange mächtige wissenschaftliche Pläne: die Ausarbeitung einer grossen Didaktik, die er eben aus dem Böhmischen in's Lateinische zu übersetzen begann, in der das Ideal eines allgemeinen Unterrichtsplanes von der Kleinkinderschule bis zur Universität rein theoretisch entwickelt wurde, die Herstellung einer Reihe von Büchern theils zum sprachlichen Unterricht, wie verschiedener Wörterbücher und Grammatiken, theils zum realen Unterricht, einer Weltgeschichte, einer allgemeinen Dogmatik, endlich einer Pansophie, die den ganzen Schatz menschlicher Weisheit, nach bestimmten Grundsätzen geordnet, in sich zu vereinigen hätte. Man sieht, wie das encyklopä-

distische Bestreben der Zeit auch in Comenius, und in ihm nicht weniger grossartig wie bei Bacon, zum Durchbruch kommt. Was er zur Ausführung dieser ungeheuren Werke, in deren Herstellung er das Glück der Menschheit sah, sich wünschte und für unentbehrlich hielt, war ein Mäcenas, um die verschiedenen Mitarbeiter zu bezahlen, die er bei der Behandlung so vieler auseinander liegender Gegenstände nicht entbehren zu können glaubte. Eine förmliche Societät, an einem ruhigen Ort sorgenlos versammelt, mit Büchern und sonstigen Hilfsmitteln ausgestattet, unter seiner Leitung, würde am meisten seinen Wünschen entsprochen haben. Er hoffte noch von einem polnischen Grossen die nöthige Unterstützung zu erhalten, als ihn Samuel Hartlib bewog sich nach England zu begeben.

Zwischen dem Vaterlande Bacon's und Comenius bestanden alte Verbindungen, und mit Hartlib stand er seit lange in freundschaftlichem brieflichen Verkehr(1). Vermuthlich hatten zuerst die comenianischen Schriften die Aufmerksamkeit Hartlib's auf den slavischen Pädagogen gelenkt. Durch einen Bruder, der wohl in der Heimat geblieben war, hatte er Gelegenheit gehabt, ihm Grüsse zu senden. Alsdann hatte er sich mit der ihm eigenen Opferwilligkeit zweier Sendlinge der böhmischen Brüder angenommen, die im Interesse der Vertriebenen nach England geschickt wurden, und deren einer, D. Wechner, ein Verwandter des Comenius war. Seitdem war Hartlib unablässig bemüht, dem fernen Freunde, dessen grossartige Pläne ihn ganz und gar gefangen hatten, in England Gönner zu erwecken, ihm womöglich ein festes Einkommen zu verschaffen, damit er im Stande sei, jene weitläufigen wissenschaftlichen Werke der Welt zu schenken. Er hatte gehofft, ihm durch die Einführung der Epoche machenden Schrift, der „Janua linguarum reserata", in's englische Publikum eine solche feste Rente zu sichern. Indessen schon 1634 hatte der Schulmann Thomas Horne einen lateinisch-englischen Auszug aus ihr veröffentlicht. Vermuthlich wenig später brachte John Anchoran, Licentiat der Theologie, eine englische Ueberarbeitung, die schon 1639 eine vierte Auflage

erlebte, und der Verfasser sah sich dadurch um die Früchte seines Fleisses gebracht, die Hartlib's Optimismus geglaubt hatte, ihm retten zu können (1). Um so eifriger war er, seine Landsleute mit den weltbeglückenden Ideen seines Freundes bekannt zu machen, welche dieser ihm schriftlich mitgetheilt hatte. Eine kleine Schrift, die im Jahre 1637 erschien, wurde im Jahre 1639 durch ein Paar Blätter ergänzt, in denen die Grundzüge der „grossen Didaktik" mitgetheilt wurden (2). Unzweifelhaft war Durie, für den der geistvolle Verbannte ein nicht geringeres Interesse hatte, in alle diese Bestrebungen eingeweiht. Dafür wusste denn auch Comenius sich keinen besseren Gehilfen für sein pansophisches Werk zu denken als Hartlib, von dem er rühmt, dass ihm „an Umfang der Kenntnisse, an täglich bedeutenderer Schärfe des Verstandes und an Eifer dem Gemeinwohl nützlich zu werden" niemand gleich komme (3).

Mit dem Ausbruch der Revolution stiegen die Hoffnungen, die Hartib für seinen Freund hegte, auf's höchste. Ueberall war der Ruf nach Reform laut geworden, auch für eine Reform des Erziehungs-Wesens liess sich vieles hoffen. Vor allem war die Idee nicht ohne Anhänger, im Gegensatz zu den beiden alten hochkirchlich-konservativen Universitäten die Gründung einer Art von Hochschule in London oder in nicht zu grosser Ferne von der Hauptstadt in's Werk zu setzen und ihr die Einkünfte irgend eines Institutes zu überweisen. Savoy, Chelsea-College, Winchester-College wurden genannt. Der alte Traum Bacon's lebte in den Köpfen wieder auf. Der Vorsatz des Comenius, eine grosse Gelehrtengesellschaft zu pansophischen Arbeiten zu vereinigen, liess sich möglicher Weise in dieser Form in's Werk setzen, und wenn man seinen Worten Glauben schenkt, hatte ein Committee des Parlamentes sich bereits günstig über einen ihm vorgelegten Plan geäussert, aus den wichtigsten Schriftstellern aller Zungen eine Art von Encyklopädie zusammenzustellen (4).

Comenius wurde bei so bewandten Aussichten in der That bewogen einen Rufe nach England zu folgen, den Hartlib beim Parlament ausgewirkt hatte, und langte am 21. Sept.

1641 in London an. Er unternahm die grosse Reise im Interesse nicht nur seiner pädagogischen Pläne, sondern auch seiner hilfsbedürftigen Glaubensbrüder, von einigen derselben begleitet, um von dem Mitleid der Engländer, dem die Gemeinden der Vertriebenen schon so viel verdankten, weitere Unterstützung zu erbitten (1). Bei Hartlib wie Durie konnte er der freundlichsten Aufnahme gewiss sein. Beide waren offenbar von seiner Persönlichkeit wie von seinen Ideen vollständig bezaubert und bestärkten ihn noch in der hohen Meinung, die er von der wunderthätigen Kraft seiner Lehren hatte. Auch sorgte Hartlib dafür, auf's neue die Aufmersamkeit von England auf seinen aus so veiter Ferne nach London herbeigeeilten Freund zu lenken, indem er Anfang 1642 unter dem Titel: „Eine Reform der Schulen" eine Uebersetzung der lateinisch niedergeschriebenen Grundsätze der Didaktik des Comenius, in ausführlicherer Gestalt als früher, zum Besten der Nation erscheinen liess (2). Neben Hartlib und Durie rühmte Comenius unter den Freunden, die ihm herzlich entgegen kamen, Pell und Haak, zwei Männer, die gleichfalls Milton nicht unbekannt blieben. Auch Williams, der Bischof von Lincoln, der den berühmten Fremdling zugleich mit Hartlib und Durie zur Tafel lud, versprach seine Pläne zu unterstützen, unter welchen zunächst wohl diejenigen verstanden werden müssen, die sich auf die Verbesserung des Looses seiner Glaubensgenossen bezogen (3). Indessen an die Erreichung des hauptsächlichen Zieles, an die Gründung einer gelehrten Societät aus Staats-Mitteln unter Comenius' Leitung, zur Förderung seiner Arbeiten, war doch nicht zu denken.

Als Comenius in London erschien, war das Parlament eben vertagt. Nach Wiederaufnahme seiner Sitzungen beabsichtigte man allerdings eine Kommission niederzusetzen, um seine Sache an die Hand zu nehmen. Da kam die Nachricht vom irischen Aufstand, das Attentat auf die fünf Mitglieder, der Bruch zwischen König und Parlament, die Vorbereitung des Bürgerkrieges. Vergeblich suchten Hartlib und Durie den Freund festzuhalten, vergeblich wurden ihm vor londoner Buchhändlern u. a. Geld-Versprechungen gemacht. Er entschloss sich, das Anerbieten eines reichen niederlänlischen Kaufmanns,

Ludwig de Geer, anzunehmen, der in Schweden ansässig war, und durch seinen Verwalter Hotton, einen Verehrer der pansophischen Ideen, wie auch direkt schon längst mit ihm unterhandelt hatte. Durch seinen neuen Gönner mit Reisegeld für sich und seine Gefährten, durch Durie vom Haag aus mit Empfehlungsbriefen an J. Matthiae, den Stockholmer Professor, Hofprediger und Lehrer der Königin Christine, versehen, reiste er etwa 1642 nach Schweden ab. Er hatte daselbst merkwürdige Unterredungen mit Oxenstjerna und Johann Skyte, dem Kanzler der Universität Upsala, und entschloss sich auf ihre Einwendungen hin seine hochfliegenden pansophischen Pläne zunächst aufzugeben und sich näherliegenden didaktischen Aufgaben, dem Unterricht, der Ausarbeitung von Schulbüchern und namentlich der Erleichterung der lateinischen Studien zu widmen. Unzweifelhaft gieng die Absicht jener Männer dahin, Comenius seinen etwas phantastischen Ideen zu entziehen und der praktischen Beschäftigung mit einer Schul-Reform anzunähern, die in erster Linie Schweden zu Gute kommen sollte. Sein neuer Mäcenas war ganz derselben Ansicht, und da Comenius in Schweden religiöse Vorurtheile gegen seine Person fürchtete, siedelte er sich in Elbing an (Okt. 1642), von Herrn de Geer durch Geldsendungen unterstützt und durch dessen Wohlthätigkeit sogar befähigt, die Noth seiner darbenden Glaubensbrüder zu lindern.

Er zog, wie das seine Art war, mehrere Gehilfen zur Vorbereitung seiner literarischen Arbeiten heran. Indessen wurde sein Verhältnis zu seinem Patron durch mancherlei Misshelligkeiten getrübt. Diesem schritten die Arbeiten nicht rasch genug fort, er war unwillig, dass Comenius auf Ansuchen des Stadtrathes von Elbing (1644—1645) die Stelle eines ausserordentlichen Professors am Gymnasium annahm (1), sich an Synoden betheiligte und somit anderweitig über seine Zeit verfügte. Comenius seinerseits wurde durch die strenge Kontrolle gereizt und fand die Unterstützung nicht immer ausreichend. Auch drängten sich unter die Mitglieder, wie es scheint, unlautere Naturen ein. Der letzte Grund so mancher Misshelligkeiten, die jedoch immer wieder durch die idealistische

Gesinnung von beiden Seiten aufgehoben wurden, war der, dass Comenius sich wie in's Joch gespannt vorkam, während er sich von der Ausführung jener pansophischen Pläne Unsterblichkeit versprach.

Eben dies war die Ansicht seiner englischen Freunde, vor allem Hartlib's. Da dieser zu Elbing, seiner Vaterstadt, die natürlichsten Beziehungen hatte, riss seine Verbindung mit Comenius niemals ab. Er ermahnte ihn seiner grossen Aufgabe eingedenk zu sein, der Welt „die Wege der wahren Weisheit zu eröffnen“ und von der „kleinlichen Beschäftigung mit dem Lateinischen“ abzustehn(1). Auch Comenius hatte seiner nicht vergessen. Er war bemüht von dem Goldregen, den sein Gönner so freigebig spendete, neben einem gewissen Fundanius, welcher für die encyklopädische Arbeit ausersehen war, dem Hartlib einiges zuzuwenden. Auch wies er ihn auf Geld-Versprechungen an, die ihm englische Adlige gemacht hatten(2). Je mehr in Folge der unruhigen Zeiten und seiner unbegrenzten Opferwilligkeit Hartlib's Vermögens-Umstände zurückgiengen, desto erwünschter musste jede Unterstützung der Art ihm sein. Wie mit Comenius so stand Hartlib auch mit mehreren seiner Gehülfen in Briefwechsel. Johann Ravius, Professor der Eloquenz in Danzig, der Schlesier Cyprian Kinner, Dr. med., welche eine Zeit lang Comenius bei seinen Arbeiten unterstützten, tauschten mit ihm von Zeit zu Zeit Mittheilungen über wissenschaftliche Fragen aus und wussten ihn gleichzeitig finanziell auszubeuten. Aber sie waren nicht die einzigen, mit denen der immer rastlose Hartlib über seine Lieblingsideen korrespondirte. Man muss über die Vielseitigkeit seiner Beziehungen erstaunen, wenn man den Spuren seines Briefwechsels nachgeht(3).

Es würde an sich nichts Auffälliges gehabt haben, wenn ein so strebsamer Mann, der „Ansporn aller Guten in England“, wie ihn einer seiner Korrespondenten nennt(4), auch Milton angezogen und für seine Bestrebungen gewonnen hätte. Es kam aber noch dazu, dass Hartlib's religiöse und politische Gesinnung der Art war, dass ihr die Sympathieen des Dichters nicht fehlen konnten. Jene Schriften, in welchen eine

engere Verbindung der Protestanten empfohlen wurde, stempelten Hartlib zum Puritaner. Als der erste Bischofskrieg vorbereitet wurde, und einzelne Persönlichkeiten in London verdächtig waren, mit den Schotten in Verbindung zu stehen, ergieng der Befehl, ihn in seinem Hause zu vernehmen (1. Mai 1639)([1]). Im Process gegen Laud wurde er als Zeuge aufgerufen, um auszusagen, dass der Prälat den John Durie bei seinen Unionsbestrebungen nicht unterstützt habe und Sammlungen für die pfälzische Geistlichkeit entgegengetreten sei([2]). Aber Hartlib war weit entfernt davon, sich den intoleranten Presbyterianern anzuschliessen. Als von dieser Seite Edwards' hasserfüllte Antapologie erschien, die sich gegen die independentischen Mitglieder der Synode richtete, gab Hartlib einen Briefwechsel heraus, den er mit seinem Freunde Hezekiah Woodward, einem puritanischen Geistlichen, geführt hatte, und in welchem über die Unduldsamkeit der Presbyterianer der Stab gebrochen wurde([3]). Mit den beiden angesehensten jener independentischen Geistlichen, Goodwin und Nye, muss er sogar auf vertrautem Fusse gestanden haben. Wenigstens richtete sich John Durie vom Haag aus an alle drei in ausführlichen Worten, in denen er ebensowenig die Unklarheit seiner Ansichten wie die Milde seiner Gesinnung verläugnete([4]). In dem Schreiben an Hartlib vom $\frac{7}{17}$. März 1644, einer Antwort auf dessen Anfrage, verhehlt er sich zwar nicht, dass „die geistlichen Aufgaben des Reiches Gottes nicht dem Beamten des Staates angehören", hält diesen dann aber doch, „da das Gewissen des Staates sich zum Christenthum bekennt", für verpflichtet, für die Gottesverehrung zu sorgen und das Einreissen von Verwirrung zu verhüten. Im ganzen bleibt er auf presbyterianischem Standpunkt stehen, ohne sich an den Schmähungen gegen die Independenten zu betheiligen. Auch mit Comenius tauschte Hartlib seine Gedanken über die englischen Parteizustände und den Independentismus aus. Wenigstens hielt dieser mit seinen Aeusserungen darüber in Briefen an ihn wie auch später in einer Druckschrift nicht zurück.

Wie eingenommen gegen die extremen Parteien und das fortgesetzte Blutvergiessen in England er auch war, wie sehr ihm das Dogma der Independenten vom göttlichen Ursprung ihrer Kirchenverfassung als ein irriges erschien, er sprach sich doch mit aller Entschiedenheit gegen die Methode eines Edwards aus, die Staatsgewalt gegen die „Ketzereien" anzurufen. Er wollte den Kampf nur mit geistigen Mitteln geführt wissen, entdeckte in den Bestrebungen des Independentismus die „Perle der christlichen Freiheit" und verwahrte sich gegen jeden Gewissenszwang (1). Leider sind uns die Rückäusserungen Hartlib's auf diese Bemerkungen seines Freundes nicht aufbewahrt, wir haben indessen allen Grund zu vermuthen, dass er mit noch grösserer Entschiedenheit die Sache der Gewissensfreiheit gegen presbyterianische Unduldsamkeit vertrat. Hatte er ja doch von den Aufgaben des Staates einen viel zu hohen Begriff, als dass sich damit für ihn vertragen hätte, die Staatsmacht als Büttel einer kirchlichen Körperschaft gegen die übrigen empfehlen zu sollen.

Wenn sich dies schon darin gezeigt hatte, dass ihm das Erziehungswesen zu den wichtigsten Aufgaben des Staates gehörte, so hatte er sich anderweitig geäussert, indem seine Phantasie beim Beginn der Revolution, als die kühnsten Wünsche erwachten, das Idealbild eines Kulturstaates mit ein Paar flüchtigen Strichen entworfen hatte. In eingestandener Nachahmung der Utopie des Morus und der neuen Atlantis des Bacon liess er durch einen Reisenden einem Gelehrten „das Königreich der Seligen", Makaria, beschreiben, als Vorbild für England, und man würde kaum mit Sicherheit sagen dürfen, dass die merkwürdige Schrift von Hartlib herrühre, wenn nicht seitdem dieses Wort „Makaria" eine grosse Rolle bei ihm spielte (2). Wie in allen Staatsromanen alter und neuer Zeit schleicht sich auch hier, dem Autor unbewusst, oft ein unerträglicher Despotismus, unter der Maske der Freiheit ein, aber das Werkchen ist zu gleicher Zeit reich an Gedanken, die eine spätere Zeit, die namentlich der spätere Socialismus wieder aufgenommen hat. Die Sorge für das materielle Wohl wird nachdrücklich betont, und es ist dem Verfasser eigen-

thümlich, unter dem „grossen Rath“ sich noch fünf gesonderte „Räthe“, fünf Ministerien für Ackerbau, Fischerei, Land- und Seehandel, Kolonisation zu denken. Er stellt sich ausserordentliche Verbesserungen der Agrikultur und des Verkehrswesens vor, kennt eine staatlich geordnete Auswanderung, um der Uebervölkerung vorzubeugen und eine auf Gewerbestatistik begründete Regelung der Arbeitsverhältnisse ([1]). Aber zugleich ist ihm jeder Pfarrer mit den Naturwissenschaften vertraut, jeder Seelsorger auch heilkundig, was den Vortheil hat, dass er bei „Behandlung der Seelen“ nicht in's Blaue hinein experimentiren wird. Auch malt er sich eine solche Ausbreitung von Kenntnissen durch die Presse aus, „dass das gemeine Volk, seiner eigenen Rechte und Freiheiten kundig, nicht durch Gewalt beherrscht werden kann“.

---

Man sieht, es war trotz aller phantastischen Zuthaten kein unbedeutender Geist, und nicht mit unbedeutenden Gegenständen beschäftigt, der sich zu der Freundschaft und Achtung so vieler hervorragender Männer auch Milton's Zuneigung gewann und ihn zur Herausgabe einer seiner anziehendsten Schriften veranlasste. Keinem anderen als Hartlib ist das Büchlein „von der Erziehung“ gewidmet, das Anfang Juni 1644 erschien, und dessen Vorwort, an jenen Freund gerichtet, am deutlichsten aussprach, wie hoch der Dichter von seinen Bestrebungen dachte ([2]). Er gesteht, dass er trotz der Wichtigkeit des Gegenstandes für den Augenblick sich nicht darauf eingelassen haben würde, über die Erziehung zu schreiben, da ihn gegenwärtig andere bedeutsame Fragen (die Untersuchungen über die Möglichkeit einer Reform der Ehegesetzgebung) stark in Anspruch nähmen. Auch die dringenden Bitten des Freundes würden ihn noch nicht bewogen haben, seine Thätigkeit auf diese Weise zu zersplittern, wenn er ihn nicht für pädagogische Reformen mit einem Eifer, der ihm selbst Hochachtung für Comenius abgezwungen, thätig gesehn hätte. Er nennt den grossen slavischen Pädagogen nicht mit

Namen, sondern spricht nur von einem Manne, „den die gütige Vorsehung aus der Ferne hierhergesandt hatte, um dieser Insel Gelegenheit und Anregung zu einer grossen Wohlthat zu geben“. Auch lässt er unbestimmt, ob er Hartlib die persönliche Bekanntschaft des Comenius verdanke, oder ob ihm nur durch die begeisterten Berichte des Freundes Kunde von dessen Plänen geworden sei. In jedem Fall giebt er sich dem Enthusiasmus Hartlib's nicht willenlos hin, ja er macht kaum ein Hehl daraus, dass er die comenianischen Schriften seiner näheren Aufmerksamkeit nicht gewürdigt habe. Denn nach einer Reihe von Komplimenten über das Ansehen seines Freundes in der gelehrten Welt, seinen ausgedehnten Briefwechsel, seine aufopfernden Bestrebungen innerhalb und ausserhalb Englands, erklärt er sich zwar bereit, durch das geschriebene Wort zu fixiren, was sie beide „in gelegentlichen Gesprächen“ erörtert haben, aber er fügt, und gewiss nicht absichtslos, hinzu: „Ich will Sie mit der Aufzählung dessen verschonen, was ich hiebei alten berühmten Autoren verdanke, und ich fühle mich nicht geneigt, zu untersuchen, was viele neuere Januas und Didaktiken, mehr als ich jemals lesen werde, vorgeschlagen haben“.

Hartlib mochte durch diese Anspielung nicht sehr angenehm überrascht sein, er konnte indess schon aus dem Vorwort erkennen, dass der Dichter, unabhängig von dem Pädagogen, dem gleichen Ziele zustrebe wie dieser. Der Reformgedanke, den Milton sich seit lange in der Stille gebildet hatte, gieng auf eine Erziehung „an Ausdehnung und Umfang viel bedeutender, und doch der Zeit nach viel kürzer und viel leichter zu erreichen, als die bisher übliche“. Diesen Gedanken will er nicht in breiter Ausführlichkeit, sondern so kurz als möglich entwickeln. Denn das, was er zum Besten der Nation auszusprechen hat, „sollte lieber rasch gethan als gesagt werden“. Es sind nur „einige Bemerkungen“, gleichsam die „Blüthe des Nachdenkens vieler Jahre“, und man würde daher auch hier einen ganz falschen Mass-Stab anlegen, wollte man ein völlig ausgearbeitetes System erwarten. Nicht minder wäre es irrig, in Milton's Schrift den Abriss eines

Erziehungsplanes für beide Geschlechter, für alle Stände und vom zartesten Kindesalter an finden zu wollen. Er denkt nur an die Erziehung des Knaben und Jünglings etwa „vom zwölften bis zum einundzwanzigsten Jahr", und selbst hierbei steht ihm nur die Jugend der höheren Stände (our noble and our gentle youth), welche die Unkosten der Erziehung bestreiten könnten, vor Augen. Nicht, dass aristokratische Ueberhebung ihn das Fehlende hätte vergessen lassen. Er deutet selbst am Schlusse an, dass er sich der Beschränkung seines Themas sehr wohl bewusst sei. Aber er war so gewissenhaft sie sich aufzulegen, um nur davon zu sprechen, wozu ihn die eigene Erfahrung befähigte, die er lernend an sich, lehrend an anderen gemacht hatte. Trotz dieser willkürlichen Beschränkung hält er dennoch mit einer allgemeinen Definition des Lernzweckes nicht zurück. Er findet ihn darin, „dass wir den Fall unserer Ureltern wieder gut machen sollen durch Wiedererlangung einer richtigen Erkenntnis Gottes, die uns befähigt, ihn zu lieben, ihm nachzuahmen, ihm so ähnlich wie möglich zu werden, indem wir unsere Seelen mit wahrer Tugend erfüllen, die im Verein mit der himmlischen Gnade des Glaubens die höchste Vollkommenheit ausmacht". Und wenn diese allgemeine Definition in Folge des puritanischen Jargons ziemlich unfassbar bleibt, so ist die Definition derjenigen Erziehung um so klarer, von der er allein hier handeln will. Diese ist ihm „vollkommen und würdig", wenn sie „einen Mann dazu bildet, allen privaten und öffentlichen Pflichten in Krieg und Frieden gerecht, geschickt und hochherzig nachzukommen", mit anderen Worten, wenn sie den jungen Engländer der höheren Stände —, und diesen allein hat er im Auge —, nach Kenntnissen und Charakter tüchtig macht, eine ordentliche Stelle im bürgerlichen Leben, es sei nun welche es wolle, gehörig auszufüllen. Der Ausführung dieses Gedankens sieht der Autor nun die bisherige Erziehungsmethode entgegenstehn, bei der mehr Zeit „auf die blossen Lappereien von Grammatik und Sophisterei drauf geht", als er für seinen pädagogischen Plan nöthig zu haben glaubt. Und wenn er auch nicht eben sehr achtungsvoll von

Comenius' Schriften gesprochen hatte, so zeigt sich hier, dass er sich ihrem Geiste durchaus verwandt fühlte. Dieselbe herbe Verurtheilung einer Jugendbildung, die über dem Sprachlichen das Sachliche so ungebührlich vernachlässigte, die es hochmüthig verschmähte, vom Sinnlichen aufzusteigen zum Geistigen, findet sich auch hier.

Milton wäre der letzte gewesen, der sich dem Studium der Antike feindlich gegenüber gestellt hätte. Er verstand es wohl, warum man „die Sprachen derjenigen Völker vorzüglich lehre, welche . . der Weisheit am eifrigsten nachstrebten". Aber die Sprache ist ihm „doch nur das Werkzeug, um uns die Kenntnis wissenswerther Dinge zu vermitteln". „Wenn sich ein Sprachgelehrter auch rühmen sollte, alle Zungen, wie sie sich beim babylonischen Thurmbau schieden, innezuhaben und er hätte die werthvollen Dinge, deren Kunde sie überliefern, nicht ebenso gut studirt wie die Wörter und Lexika, so wäre er nicht so hoch als ein gelehrter Mann zu achten, wie der erste beste Bauer oder Handwerker, der seinen Bedarf an Kenntnissen nur durch seine Muttersprache erworben hat. Daher kommen die vielen Missgriffe, welche den Unterricht im allgemeinen so widerwärtig und fruchtlos gemacht haben. Da verschwendet man sieben oder acht Jahre damit, gerade so viel elendes Latein und Griechisch zusammenzukratzen, als man sonst leicht und mit Vergnügen in einem Jahre hätte lernen können. Und was unsere Fortschritte hierin so sehr hindert, ist der Zeitverlust theils in Folge zu häufiger unnöthiger Ferien in Schulen und Universitäten, theils in Folge einer widersinnigen Methode, die Kinder von unentwickeltem Geist dazu zwingt, Aufsätze, Verse und Reden auszuarbeiten, die ein reifes Urtheil, einen durch lange Lektüre und Erfahrung bereicherten Kopf, einen eleganten Stil, eine fruchtbare Erfindung voraussetzen." Er sieht darin den Versuch, „unreife Früchte abzupflücken", er leitet daraus als eine natürliche Folge die „grässlichen Barbarismen und Anglicismen" ab und kennt statt dessen nur eine richtige Methode, die Sprachen zu lernen: zuerst Schaffung der nothwendigen grammatikalischen Unterlage, gesichert durch „Auswendig-

lernen“, dann die Anwendung der grammatikalischen Formen „im gründlichen Durchgehen eines ausgewählten, kurzen Uebungsbuches“, darauf aber „zusammenhängende und verständig ausgewählte Lektüre reiner Autoren“, „von denen die Jugend jetzt kaum nippt“, durch deren Studium sie mit der Sprache zu gleicher Zeit auch die „guten Sachen“, von denen sie handeln, den stofflichen Inhalt der Antike, kennen lernen würde.

Bis dahin war nur von den Verkehrtheiten des Sprachunterrichtes, der Vorbildung für die Universität, die Rede gewesen, aber auch gegen die Methode der Hochschulen, gegen ihre Vernachlässigung des Wissenswerthen zu Gunsten der „Sophisterei“ hatte Milton die Schale seines Zornes auszugiessen. Er hält es lediglich für einen Rest der „scholastischen Dummheit barbarischer Zeiten“, dass die „jungen immatrikulirten Neulinge, statt zuerst in den leichtesten, der sinnlichen Anschauung zugänglichen Gegenständen unterrichtet zu werden, sich gleich bei ihrem Eintritt mit den allergeistigsten Abstraktionen der Logik und Metaphysik beschenken lassen müssen“. Sie haben „eben erst die grammatikalischen Untiefen und Sandbänke verlassen, auf denen sie festsassen, um ohne Sinn und Verstand ein Paar Worte mit armseliger Konstruktion zu lernen, und sehen sich nun plötzlich unter einen anderen Himmelsstrich versetzt, um mit ihren Köpfen ohne Ballast in den bodenlosen und stürmischen Abgründen der Kontroverse hin- und hergeschleudert zu werden“. Kein Wunder, wenn ihnen von alledem ganz wüst zu Sinn wird, „wenn sie grössten Theils in Hass und Verachtung gegen das Studium entbrennen, da man sie die ganze Zeit mit lumpigen Phrasen und Wortgeklingel hinhält, während sie etwas Rechtes und Erfreuliches zu lernen hofften“. Da werden sie denn bald „durch Armuth oder jugendliches Ungestüm“ auf verschiedene Wege gedrängt, der eine „zu einer ehrgeizigen, feilen oder unwissend-zelotischen Gottesgelahrtheit“, der andere zum „Handwerk der Jurisprudenz“, von dem er „fette Processe und reichliche Sporteln“ erhofft, diese zu den Staatsgeschäften, „ohne Grundsätze und wahre Bildung“, sodass

sie „Schmeichelei, Hofkünste und tyrannische Maximen für den Gipfel der Weisheit halten und ihre dürren Herzen mit wirklichem oder erheucheltem Sklavensinn füllen, jene — und sie wären, wenn Leute von guter Moral, noch die Vernünftigsten — in die Zurückgezogenheit von Musse und Genuss, in der sie ihre Tage in Lust und Freuden verbringen“. Das sind die Früchte einer Erziehung in Schule und Universität, bei der jede Einheit der Bildung verloren geht, weil man gezwungen wird, „blosse Worte und solche Dinge in erster Linie zu lernen, die besser ungelernt blieben“. Man sieht, wie der Ingrimm eigener Erfahrung, die Einwirkung Bacon'scher Grundsätze und doch wohl auch der geistigen Atmospäre, in der ein Hartlib athmete, in Milton jene Reaktion gegen das Bestehende gross gezogen hatten. Die Philologen von Fach steiften sich darauf, dass das Studium des Baues der alten Sprachen und ihrer Feinheiten das erste allgemeine geistige Bildungsmittel sein müsse, er tritt diesem Ausspruch mit Entschiedenheit entgegen, indem er für die Lektüre mehr Raum gewinnen will. Sie quälten den Schüler fast ein Jahrzehnt lang mit den Experimenten dieser geistigen Turnkunst, er beweist ihnen, dass man dabei nicht einmal Lateinisch und Griechisch lerne. Die Universitäten setzten mit ihrem scholastischen Lehrplan das begonnene Werk fort, er erklärt als Folge, dass der junge Mann gerade das nicht gelernt habe, gerade das nicht geworden sei, was ihm für's Leben zu wissen und zu werden von Werth hätte sein müssen.

Indem er sich nun anschickt, seinerseits positive Reformvorschläge zu machen, tritt er allerdings mit gewohnter Kühnheit dem Bestehenden entgegen, aber er hält doch in wichtigen Punkten daran fest. Auch nach ihm, wie es bisher nationale Eigenthümlichkeit geblieben war, soll die Universität die eigentlich fachmässige Bildung noch nicht gewähren. Die Musteranstalt, deren Bild er entwirft, ist zu gleicher Zeit Schule und Hochschule, insoferne diese dasjenige Mass allgemeiner Bildung vermittelt, welches etwa zur Erlangung des Magistergrades genügt. In dieser allgemeinen Bildung denkt er sich ferner noch philosophische Studien im weiteren Sinn

mit theologischen verbunden. Nur für „die Jurisprudenz oder Medicin" will er neben der ihm vorschwebenden Akademie „besondere Colleges" bestehen lassen. Auch stellt er sich, nach dem oxforder und cambridger Muster, ein Zusammenwohnen der Zöglinge in den akademischen Anstalten vor, deren jede aus „einem geräumigen Haus mit Grund und Boden" bestehen soll, für einhundertundfünfzig Insassen eingerichtet, von denen etwa zwanzig für die Bedienung(¹) nöthig sind, alle unter Leitung eines Oberaufsehers. Demgemäss soll auch der Tisch in dem gemeinsamen Wohnhaus genommen werden, „sowohl um Zeit zu sparen, als auch um der Lüderlichkeit vorzubeugen", und die Nahrung soll selbstverständlich gesund sein und das richtige Mass nicht übersteigen. Solcher Anstalten denkt sich Milton eine Masse über das Land zerstreut, „in jeder Stadt, wo sich ein Bedürfnis danach zeigt", um „überall Kenntnisse und Bildung auszubreiten", ohne dass gesagt wäre, inwieferne Staat, Gemeinde und Private zur Gründung und Erhaltung der Institute zusammenwirken sollten.

Wichtiger indess als seine Angaben über die „Aeusserlichkeiten der Ideal-Anstalt", die ihm vorschwebte, sind seine Aeusserungen über die „Studien" und die „Uebungen", die er in sein Programm aufnehmen will. Die Studien sollen allerdings wie bisher mit dem Erlernen der klassischen Sprachen beginnen, nur dass daraus nicht wie bisher durch unverdauliche prosaische und metrische Aufgaben ein „eselmässiges Mahl von Dornen und Saudisteln" gemacht werden soll. Mit dem ersten grammatikalischen Unterricht im Lateinischen soll die Angewöhnung einer reinen Aussprache Hand in Hand gehen, und bei dieser Gelegenheit giebt der Autor, eingedenk seiner italienischen Erinnerungen, seinen Landsleuten einen Hieb, die „als Nordländer in der kalten Luft den Mund nicht weit genug aufmachen, um eine südliche Sprache anmuthig zu reden, sondern die Worte in sich hinein murmeln". Als erste Uebungsbücher, um die Schüler in den grammatikalischen Regeln zu befestigen, sollen solche dienen, deren Inhalt ihnen zu „Tugend und rechter Arbeit" Lust macht, Bücher also von moralisirender Tendenz, die direkt oder in-

direkt über Fragen der Erziehung handeln, wie im Griechischen die einschlägigen Stücke des Cebes, Plutarch, im Lateinischen Quintilian etc. Zu gleicher Zeit soll der Lehrer jede Gelegenheit benutzen, an seine Erklärung der betreffenden Schriftsteller feurige Ermahnungen zu knüpfen, in den empfänglichen Gemüthern „Eifer zum Lernen, Bewunderung der Tugend, Verachtung alles Kindischen, Lust zu allem Männlichen zu wecken“. Dabei muss sein eigenes Beispiel das Beste thun, doch soll, wenn es Noth thut, auch die „Einflössung einiger Furcht“ nicht fehlen. Auf eben dieser Schulstufe sollen die ersten Regeln der Arithmetik und die Anfangsgründe der Geometrie „wie spielend nach der alten Art“ gelernt werden. Nach Tisch aber bis zur Schlafenszeit sollen die „Grundbegriffe der Religion und die biblische Geschichte“ den Tag beschliessen. Auf der folgenden Stufe kommen die römischen Ackerbau-Schriftsteller (Cato, Varro, Columella) daran, „deren Sprache zwar schwierig, deren Gegenstand aber leicht verständlich und von praktischer Wichtigkeit ist“. Es lassen sich Vorträge über Geographie und Naturlehre, Demonstrationen an Globus und Karte, auch mit Benutzung moderner Schriftsteller (1), daran schliessen. Ebenfalls werden jetzt die Elemente des Griechischen nach der schon früher befolgten Methode gelernt. Auch in dieser Sprache sollen, nach Ueberwindung der grammatikalischen Schwierigkeiten, Schriftsteller wie Aristoteles und Theophrastus zuerst gelesen werden, weil sie sich mit den natürlichen Dingen beschäftigen, wie denn auch im Lateinischen Autoren wie Vitruv, Seneca, Mela, Celsus, Plinius, Solinus eintreten. Diese ganze Lektüre bleibt in stetem Zusammenhang mit dem theoretischen Unterricht in Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Geographie und allgemeiner Naturlehre. Erst darauf folgt die praktische Anwendung der Summe naturwissenschaftlicher Kenntnisse, einerseits mit Zuhilfenahme der Trigonometrie bis zur Befestigungskunst, Architektur, Ingenieur- und Schifffahrtskunde, andererseits, nächst Meteorologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie, bis zur Anatomie und der Kenntnis einiger Regeln der Arzneiwissenschaft. Es wird vorausgesetzt, dass die Zöglinge der

Anstalt Gelegenheit haben, hie und da Anleitung von Männern der Praxis wie Jägern, Fischern, Gärtnern, Apothekern, Architekten, Ingenieuren, Aerzten u. s. w. zu erhalten, und dass solche, zum Theil für gutes Geld, „ein so hoffnungsvolles Seminar gern unterstützen werden“. Alles soll dazu dienen, die Beobachtungsgabe der jungen Leute zu schärfen, ihnen die Möglichkeit zu geben, in allen Lebenslagen der äusseren Natur beherrschend gegenüberzutreten. Aber auch hier tritt ergänzend die Lektüre solcher klassischer Dichter ein, die, wie Hesiod, Theokrit, Aratus, Nikander, Lucrez, Manilius, Virgil in seinen Georgiken u. a. nur dann schwer zu verstehen sind, wenn man die Gegenstände der Natur, die sie behandeln, nicht aus eigener Anschauung kennt.

Bis dahin ist erst eine umfassende Kenntnis der äusseren Welt gewonnen, nun ist der Geist reif genug, um die Gesetze der moralischen Welt zu erfassen, „die Gegensätze von Gut und Uebel zu beurtheilen“. Da empfehlen sich die einschlägigen Schriften von Plato, Xenophon, Cicero, Plutarch, Diogenes von Laërte u. s. w., neben denen „am Schlusse des Tagewerkes ein Spruch David's oder Salomon's oder der Evangelien und der apostolischen Schriften“ nicht vergessen werden darf. Auch in der Poesie wird ein Fortschritt von den Naturschilderungen zu den Dichtungen mit moralischen Zwecken gemacht. Ausgewählte Komödien kommen an die Reihe, griechische und lateinische, aber auch italienische, denn diese Sprache „kann in Nebenstunden leicht gelernt werden“, nebst einigen passenden Tragödien, wie die Trachinierinnen und Alkestis. Nun geht es rüstig weiter zum Sittlichen in seiner höchsten Potenz, zum Staate(1). Volkswirtschaft, Politik, Geschichte, Rechtskunde werden berücksichtigt, auf dass die Zöglinge einst „in gefahrvollen Lagen des Gemeinwesens sich nicht gleich einem armen, schwankenden Rohr erzeigen, mit wankender Gesinnung, wie so viele unserer grossen Räthe sich erzeigt haben, sondern auf dass sie starke Säulen des Staates seien“. Hier werden sie denn mit den Normen des ersten grossen Gesetzgebers, Moses, vertraut gemacht, durch die Legislationen eines Lykurg, Solon, Zaleucus,

Charondas hindurchgeführt zu den römischen Gesetzen, von den zwölf Tafeln bis Justinian, um endlich beim heimischen Rechte anzulangen. In ausgewählten antiken Historikern und Epikern, in den grossen attischen Tragikern, soferne sie „Staats-Aktionen" behandeln, wie bei den Rednern des Alterthums finden sich für alle Fragen, die hier zur Sprache kommen, Belege, welche verdienen, nicht nur gelesen, sondern „zum Theil auch auswendig gelernt und mit feierlichem Anstand vorgetragen zu werden". Sonntags und Abends bleibt für das Studium der „höchsten theologischen Fragen", alter und neuer Kirchengeschichte noch Zeit, und dies kann selbstverständlich nicht gründlich betrieben werden, wenn nicht schon vorher Hebräisch gelernt ist. „Und es dürfte keine Unmöglichkeit sein, — fügt der erbarmungslose Milton hinzu, — damit die Lehre des chaldäischen und syrischen Dialekts zu verbinden".

Den Abschluss und die Krone des Ganzen bilden „die organischen Künste", in der Reihenfolge von Logik, Poetik, Rhetorik. Erst jetzt, nachdem der Scholar „eine allgemeine Einsicht in die Dinge gewonnen hat", kann er die Form bilden. Er weiss etwas, nun ist es Zeit, ihn zu befähigen, seinem Wissen „in Rede und Schrift einen klaren, eleganten, dem Gegenstande angemessenen Ausdruck zu verleihen". Auch hier wieder bietet sich die Fülle klassischer Autoren, und wenn für die Logik kein Moderner, nicht einmal Ramus, wie man erwarten sollte, neben ihnen genannt wird, so treten für die Poetik neben Aristoteles und Horaz auch Castelvetro, Tasso, Mazzoni ein. Und keineswegs ist unter der Poetik blos Prosodie zu verstehen, sondern die tiefe Einsicht in die Gesetze der Kunst, welche die jungen Leute befähigen würde, zu erkennen, „was für verächtliche Geschöpfe unsere gewöhnlichen Reimer und Theater-Dichter sind", und einzusehen, „welch ein herrlicher und rühmlicher Gebrauch für göttliche und menschliche Zwecke von der Poesie gemacht werden könnte". Sind sie so vorgebildet, dann wird es geschehen, dass „man mit Ehrerbietung und Achtung an ihren Lippen hängt, wenn sie im Parlamente oder im Rathe das Wort neh-

men". Auch werden dann auf den Kanzeln andere Gesichter, andere Gestikulationen und anders durchgearbeitete Predigten erscheinen als diejenigen sind, die wir jetzt aushalten müssen, und die für uns oft eine eben so grosse Geduldsprobe sind, wie irgend eine sonst, von der man uns predigt.

Auf die Skizze des Studienganges der Ideal-Akademie folgt diejenige der „Uebungen", die ein höchst nöthiges Gegengewicht gegen die Büchergelehrsamkeit zu bilden haben. Geht diese selbst schon immer mit praktischen Versuchen Hand in Hand, so sollen zunächst anderthalb Stunden vor Tisch, oder auch mehr, je nachdem die Schüler früh aufstehen, ausschliesslich für Leibesübungen und Ausruhen bestimmt sein. Die Uebung in den Waffen „auf Hieb und Stich" macht den Anfang, als besonders geeignet den Körper kräftig und geschmeidig zu machen, der Lungenthätigkeit und dem Wachsthum zu dienen, wie auch den persönlichen Muth der Jünglinge zu heben. Der moralisirende Pädagog verlangt als Ergänzung „passende Vorlesungen und Belehrungen über wahre Tapferkeit und Standhaftigkeit, damit sie die Feigheit des Unrecht-Thuns hassen lernen". Demnächst wird der nationalen Uebung des Ringens gedacht. Die Zwischenzeit des Abkühlens und Ausruhens vor Tisch wird durch die „Erquickung feierlicher und göttlicher Harmonieen der Musik" ausgefüllt, der sie zuhören oder die sie lernen, sei es, dass ein einzelner in freier Phantasie „mit stolzen Fugen" die Orgel bearbeitet, oder „die volle Symphonie mit künstlichen, ungeahnten Wendungen die wohldurchdachte Melodie eines guten Komponisten ziert". Auch Gesang aller Art, religiösen, kriegerischen, weltlichen Charakters mit Begleitung der Orgel oder Laute ist zu pflegen. Denn die Musik hat eine hohe pädagogische Bedeutung, sie mildert die Sitten und sänftigt die Leidenschaften. Sie mag auch nach Tisch als Ueberleitung zu neuer Arbeit benutzt werden. Diese dauert bis zwei Stunden vor dem Abendessen, die wieder körperlichen Uebungen gewidmet sind. Ein Lärmzeichen oder Losungswort ruft die Jünglinge „nach römischer Art" zu militärischen Exercitien, die je nach der Jahreszeit im Freien

oder im Hause abgehalten werden. Sie üben sich zuerst als Infanteristen, später, wenn sie gross genug sind, lernen sie reiten. Die Aufstellung in Schlachtordnung, das Marschiren, ein Lager schlagen, die Kunst des Befestigens, Belagerns, Beschiessens wird ihnen beigebracht, die Taktik und Strategie alter und neuer Zeit entwickelt. Es sieht wie ein Seitenblick auf die zweifelhaften Erfolge gewisser presbyterianischer Generale aus, wenn Milton bemerkt: Junge Leute von solcher Vorbildung würden ihrem Vaterlande als tüchtige Feldherren dienen können, „sie würden nicht dulden, dass die ihnen anvertrauten trefflichen Heere, trotz häufigen Nachschubs, aus Mangel an tüchtiger Disciplin wie kranke Federn im Winde zerflattern, dass ihre unfähigen Obersten von ganzen zwanzig Mann in einer Kompagnie die Löhnung einer betrüglichen Stammrolle verprassen oder zu heimlichen Schätzen zusammenraffen, und dass nur ein elender Rest übrigbleibt“ u. s. w.

Aber noch andere gesunde Unterbrechungen der Arbeit werden empfohlen, — häufige Ausflüge in der guten Jahreszeit, längere Reisen nach zwei- oder dreijährigem Studium, in grösseren Abtheilungen unter kundiger Führung, durch's Land und an die Küste, um für die Thätigkeit des Städters und des Bauern, für Handel und Gewerbe, für das Getriebe des Hafens und die Aufgaben der Marine den Blick zu erweitern. Für eine solche „hoffnungsvolle Jugend“ wird man dann nicht mehr die „Monsieurs von Paris“ nöthig haben, „um sie in ihre thörichte und verschwenderische Obhut zu nehmen und, in Possenreisser, Affen und Hanswürste verwandelt, wieder zurückzusenden“. Vielmehr werden sie, wenn sie mit drei- oder vierundzwanzig Jahren die Welt sehen wollen, um ihre Erfahrungen zu bereichern, überall mit Achtung aufgenommen werden und die Freundschaft der Besten an allen Orten gewinnen. Ja, dann werden vielleicht andere Völker ihrer Erziehung halber England besuchen oder seine Einrichtungen bei sich nachahmen. —

Das ist die Skizze des Milton'schen Reformplanes, „ein Bogen, wie er stolz bemerkte, den nicht jeder spannen kann, der sich einen Schulmeister nennt“. Unser Zeitalter, das

Zeitalter, welches den Grundsatz der Arbeitstheilung auf seine Fahne geschrieben hat, wird geneigt sein, zu fragen, ob es sich überhaupt jemals verlohnt habe, den Versuch zu machen, diesen Bogen zu spannen, und es wird die Träume des reformlustigen Dichters belächeln. Aber es sollte nicht ungerecht in der Beurtheilung eines „pädagogigischen Idylls“ sein, dessen Autor in einer Zeit lebte, die so viele Zweige der Wissenschaft, welche heute hoch entwickelt sind, erst im Ansatz sah. Es sollte ferner erwägen, dass das zähe Festhalten am Hergebrachten auf der einen Seite den erzürnten Schriftsteller andererseits dazu trieb, seine Forderungen auf Berücksichtigung der Realien so weit als nur denkbar zu fassen. Es sollte seinen begeisterten Worten dasjenige entnehmen, was noch heute nach mehr als zweihundert Jahren nichts an Wahrheit verloren hat, und dasjenige entschuldigen, was auf Rechnung der unvermeidlichen Abhängigkeit des Autors von dem Geiste seiner Zeit zu setzen ist. Hierzu gehört aber vor allem die eigenthümliche Art, in welcher Milton jenem comenianischen Verlangen, Sachkenntnis und Sprachkenntnis mit einander zu verbinden, genügen will. Die Tradition der Universität mochte hier doch in etwas einwirken, aber es sieht zugleich so aus, als wenn er mit den Philologen von Fach, deren Uebermacht auch er sich entgegenstemmt, einen heimlichen Vertrag schliessen wollte. Die alten Sprachen sollen noch immer die Grundlage der einen, allgemeinen, humanen Bildung sein, aber man soll durch sie zur Kunde alles dessen angeleitet werden, was man gelernt haben muss, um nicht bei jedem Schritt des Lebens, bei jeder stummen Frage der umgebenden Natur beschämt die grösste Unwissenheit und Hilflosigkeit eingestehen zu müssen. So ist es zu erklären, dass er den Aratus zugleich als astronomisches([1]), den Theophrast als botanisches, den Pomponius Mela als geographisches Lehrbuch benutzt wissen will, dass er nur schüchtern daneben auf moderne Hilfsmittel und Autoren verweist, dass von den Meisterwerken der heimischen Literatur, die er so hoch verehrte, überhaupt keines Aufnahme in den Rahmen des eigentlichen Lehrplanes fand, sondern dass die Be-

schäftigung mit den vaterländischen Prosaikern und Dichtern ganz und gar der Musse des einzelnen überlassen blieb.

Dass ein solches Kompromiss seinen Zweck durchaus verfehlt haben würde, ja sogar seine sehr komische Seite hat, wird niemand läugnen. Aber es ist bezeichnend, dass ein Geist von ganz anderem Gepräge, der nachweisbar gleichfalls in den Bann der Comenianisch-Hartlib'schen Ideen gezogen ward, dass der Dichter Abraham Cowley einige Zeit später dieselbe Methode forderte, den Schülern gleichzeitig Sprachkenntnis und Sachkenntnis beizubringen, und dass er sich bei der Auswahl der antiken Autoren, die er zu diesem Behuf in Vorschlag brachte, ersichtlich sehr enge an das Milton'sche Vorbild anschloss (1). — Für Milton selbst kamen neben jenen Reform-Ideen seiner Zeit, die ihm Hartlib übermittelte, unzweifelhaft, wie er sogar andeutet, Erinnerungen an berühmte Institute des Alterthums, vielleicht auch der Gedanke an jenes Kolleg „dei Nobili“ in Betracht, das sein Freund Manso in Neapel gegründet hatte (s. o. B. I. S. 287). Vor allem aber das Bestreben, nach Bacon's Anweisung zwischen dem Wissen und dem Nützlichen, zwischen dem Nützlichen und dem Guten eine Brücke zu schlagen, das glühende Verlangen, nach dem Muster der Renaissance-Heroen, den ganzen Menschen voll und frei auszubilden, leitet seine Feder, wie es seinem eignen Leben von früh auf die Richtung gegeben hatte. Locke hat es nicht verschmäht, sich in vielem, bewusst oder unbewusst, Milton anzuschliessen (2), die bahnbrechenden pädagogischen Reformatoren des achtzehnten Jahrhunderts nehmen jenen Grundgedanken wieder auf, und ein grösserer Dichter, als er war, hat den folgenden Generationen ein leuchtendes Beispiel der Verwirklichung jenes Menschheits-Ideales hinterlassen.

---

Mehr als ein Satz der Milton'schen Schrift über die Erziehung war geeignet, das Zartgefühl der Presbyterianer zu verletzen. Was er über gewisse Officiere hatte einfliessen lassen, klang wie eine schadenfrohe Herausforderung. Was er über gewisse Kanzelredner geäussert hatte, schien nicht

minder auf die beliebten Prediger des Tages gemünzt zu sein, wie auf die verdrängten Diener der Episkopalkirche. Und der ganze revolutionäre Ton seines Werkchens gemahnte nur allzu deutlich an die stürmische Art des Independentismus.

Aber noch weit bedenklicher war es, dass dieser schreibfertige Autor schon fünf Wochen später mit einem neuen Traktat auf dem Plane erschien, in welchem er seine verabscheuungswürdige Theorie von der Ehescheidung nachdrücklicher zu vertreten wagte. (1) Wer es wusste, dass Martin Butzer einem sehr freien Scheidungsrecht gehuldigt hatte, in welchem neben Wahnsinn, unheilbarer Krankheit u. s. w. auch unheilbare und unüberwindliche Abneigung als Scheidungsgrund zugelassen, und dass diese Ansicht von Sarcerius weiter ausgeführt worden war, den musste es Wunder nehmen, dass Milton in seiner Schrift über die Ehescheidung es verschmäht hatte, sich auf die Autorität des strassburger Reformators zu stützen. Und doch hätte ihm dies um so näher gelegen, mit je grösserer Vorliebe er sich auf Fagius berufen hatte, der gleichzeitig mit dem berühmteren Butzer aus der Heimat gewichen war, um in England unter der Regierung Edward's VI. einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Indessen er gesteht selbst ein, dass ihm erst etwa ein Vierteljahr nach Veröffentlichung der zweiten Ausgabe, also Anfang Mai 1644, Kunde von Butzer's Aeusserungen über dieselbe Materie zukam, die ihn so lebhaft beschäftigte (2). Er schildert das freudige Erstaunen, das ihn ergriff, als er eine auffallende Uebereinstimmung zwischen seiner Beweisführung und derjenigen der grossen reformirten Autorität entdeckte, nicht ohne mit einem gewissen Stolz die Selbstständigkeit seines eigenen Urtheils hervorzuheben. Denn nicht „mit Zahlen und Namen“, sondern „mit Gründen“ will er kämpfen. Aber er fühlt sich nicht wenig durch die Genossenschaft solcher Geister wie Fagius und Butzer gestärkt, gegen die „Beleidigungen seiner Verleumder“ gedeckt und gegen die „blinden Vorwürfe und Beargwöhnungen seiner vorlauten Gegner“ geschützt.

Das Urtheil Butzer's war aber von um so grösserer Bedeutung, da es, in England abgegeben, für einen englischen

König bestimmt und dem englischen Volke gleichsam als ein Vermächtnis hinterlassen war. Denn Milton findet seine eigenen Ansichten nicht nur bestätigt in verschiedenen früheren Schriften Butzer's, die sich auf Stücke des neuen Testaments beziehen, in dem „summarischen Vergriff und Religion, die man zu Strassburg hat nun in die achtundzwanzig Jahre gelehrt" (von 1548), sondern vorzüglich in dem lateinischen Werke „vom Reiche Christi", jener berühmten „christlichen Politik", die für König Eduard VI. als eine Anweisung, sein Volk glücklich zu machen, geschrieben worden war, und deren Vollendung das Lebenswerk des Reformators krönte(1). Die ungemeine Ausführlichkeit, mit der Butzer hier das Thema von der Ehescheidung behandelt hat, spricht Milton dafür, dass sein Vorgänger gleichfalls der Meinung gewesen, dass „Ehe und Familie" die Grundlagen jedes Gemeinwesens seien, dass jede „Reform des Gebäudes selbst" unmöglich sei, so lange es mit jenen Grundlagen nicht richtig bestellt sei, dass „alle politischen Freiheiten und Rechte keinen Werth haben", wenn die Fesseln nicht abgestreift werden, welche „Pabstthum und Aberglauben" dem einzelnen gegen die Gesetze „Gottes und der Natur" angelegt haben. Den hauptsächlichen Inhalt von Milton's Schrift macht daher eine Uebersetzung der einschlägigen Stellen des Butzer'schen Werkes aus, wobei er sich indessen Abkürzungen und Zusammenziehungen nicht versagt. An die Spitze stellt er eine Reihe von Zeugnissen der gewichtigsten Gewährsmänner, fremder wie einheimischer, die sich über Butzer wie Fagius gleich lobend aussprechen. Darauf folgt eine längere Ansprache an das Parlament und am Schluss nach den Auszügen aus Butzer ein kurzes „Postscriptum".

Eben jene Ansprache an das Parlament bezeichnet unwiderleglich, welche Fortschritte die geistige Entwickelung Milton's in kurzer Zeit gemacht hatte, und wie bald er aus einem Vertheidiger ein Gegner des Presbyterianismus geworden war. Dessen eigentliches Organ war die Westminster-Synode. Ihr gehörten unzweifelhaft jene „einige von der Geistlichkeit" an, die Milton's erstes Buch über die Ehescheidungs-

frage verlästerten. Ihrer Majorität standen die frommen Denuncianten nahe, die sich anschickten, ihn auf die Proskriptionsliste ihrer Ketzerverzeichnisse zu setzen. Milton zögerte nicht, die ehrwürdige Versammlung, die, kaum im Besitze einer gewissen Macht, die Unduldsamkeit der Bischöfe nachahmte, seine herbe Kritik, ja seine zornige Verachtung fühlen zu lassen. Seine erste Schrift über die Ehescheidung in ihrer erweiterten Gestalt war noch dem Parlament und der Synode gemeinsam gewidmet gewesen. Hier fällt die Synode nicht nur weg, sondern recht absichtlich wird gleich im Eingang gesagt, der Autor empfehle seinen Fund keinem anderen Urtheil, als dem „der frommen Lords und Gemeinen“. Das Parlament, „das Haus der Gerechtigkeit und der wahren Freiheit“, wird mit Schmeicheleien überschüttet. Ihm gilt der Ruf: „Ihr seid jetzt auf dem ruhmvollen Wege zu unsterblichen Thaten, betraut mit der unschätzbaren Aufgabe, unsere Freiheiten zu sichern. Ihr seht ein Volk, das sich danach sehnt, nach unsäglichen Leiden der ganzen Christenheit das Beispiel einer vollkommenen Reform zu geben. Wagt es, so gross, so erhaben in der Vollführung eurer edlen Absichten zu sein, wie die herrliche und ganze Höhe der Wahrheit und Tugend selbst ist, so frei von der Rücksicht auf Präcedentien und Vorschriften, wie euer unbestrittener himmlischer Beruf es zu sein euch ein Recht giebt!“ Sieht das nicht aus wie eine Aufforderung an das Parlament, mit den Berathungen der Synode kurzen Process zu machen, auf die Bedenklichkeiten der presbyterianischen Mehrheit keine Rücksicht zu nehmen und das Werk der Reform selbst zu ergreifen? In der That, was über die presbyterianischen Angreifer gesagt wird, kann eine solche Vermuthung nur bestärken. Sie müssen hören, dass der Autor „von ihrer Profession wie von ihrer Gelehrsamkeit“ mehr erwartet hatte. Sie müssen sich sagen lassen, dass er, ein Laie, erst ihre Aufmerksamkeit auf Butzer lenken muss, der längst gelehrt hat, was sie für „ein neues und gefährliches Paradoxon“ verschreien. Sie werden vor das Dilemma gestellt. die grossen Reformatoren, die Mitbegründer der englischen Kirche, deren Leichen unter Maria der Katho-

lischen „wieder aufgegraben und verbrannt wurden", gleichfalls zu verdammen, oder gelten zu lassen, was er, ohne nur einer freundlichen Widerlegung gewürdigt worden zu sein, seit Jahresfrist behauptet hat. Ja, es wird ihnen gedroht, die richtigste Antwort auf ihre „thörichte Voreiligkeit" sei ein „offenes Tadels-Votum" (round reproof), und ein solches konnte doch nur vom Parlament gegen Mitglieder der Synode erwartet werden. Nimmt man dazu, dass die letzten Worte des „Postscriptum" auf die „geheime Macht der Ignoranz und geistlichen Knechtschaft" hindeuten, „die unter neuen Formen und Verkleidungen wieder emporzukommen beginnt", so begreift man, dass von nun an das Tischtuch zwischen Milton und dem Presbyterianismus vollständig zerschnitten war.

In der Synode hatte man den erhaltenen Schlag wohl gefühlt. Als sie nach kurzen Ferien Anfang August 1644 wiederzusammentrat, und eines der Hauptmitglieder ihrer Majorität, Herbert Palmer, der neue Master von Queen's College in Cambridge, mit dazu ausersehen wurde, am 13. August, einem jener ausserordentlichen Fasttage, vor seinen Kollegen und dem gesammten Parlament die Predigt zu halten, liess er sich die gute Gelegenheit nicht entgehen, Milton zu brandmarken und den Arm des weltlichen Richters gegen ihn aufzurufen. Er gebrauchte den üblichen Kunstgriff, in schwarzen Farben auszumalen, was alles sich unter der Forderung der Gewissensfreiheit verberge und seiner Zuhörerschaft die Frage vorzulegen, ob sie es diesem Worte zu Gefallen dulden wolle. Und bei diesem Anlass wird auch Milton der Gnade des Richters empfohlen. „Wenn jemand unter dem Vorwand der Gewissensfreiheit Polygamie für erlaubt erklärt, oder Ehescheidung aus anderen Gründen, als Christus und die Apostel sie kennen, (und ein gottloses Buch der Art ist herausgekommen, ohne die Censur passirt zu haben, obgleich es verbrannt zu werden verdiente, und der Autor ist so frech gewesen, seinen Namen darauf zu setzen und es euch zu dediciren!) oder die Freiheit blutschänderischer Ehe, — wollt ihr Toleranz gewähren für alles dies?" (¹) — Der Alarm-

ruf war ernst gemeint, und es dauerte nicht lange, so wurde der Feldzug gegen den gefährlichen Independenten eröffnet. Indem man aber für gut hielt, die „Stationers' Company" als Vortruppe zuerst in's Feuer zu schicken und Milton wegen seiner Uebertretung der Pressgesetze anzugreifen, gab man ihm Anlass, den Kampf auf ein ganz anderes Feld hinüberzuspielen. Alles Persönliche, ja selbst der vorliegende Reformvorschlag, der in presbyterianischen Kreisen so viel böses Blut machte, trat zurück gegen die Nothwendigkeit, ein grosses Princip zu vertheidigen. Die Presbyterianer wünschten ihren Gegner mundtodt zu machen, sie veranlassten ihn zur Abfassung seiner Schrift über die Freiheit der Presse.

---

Das Institut der Censur von Druckwerken war in England von einer Hand in die andere übergegangen, aber, wie oft es auch den Herrn gewechselt hatte, an seine Abschaffung wagte niemand zu denken. Indem unter der Regierung der blutigen Maria, eingestandener Massen zur Unterdrückung der „Ketzerei", 1556 eine eigene Korporation, die „Stationers' Company", in London gegründet worden war, mit ausserordentlichen Machtbefugnissen zum Zweck der Herstellung und des Vertriebes von Druckschriften, sah sich die Presse einer Ueberwachung ausgesetzt, bei welcher das Interesse der Regierung und der Eigennutz der Zunft zusammenwirkten. Unter Elisabeth blieb die einflussreiche Korporation, die ihr Statut ermächtigte, Haussuchungen wegen verordnungswidriger Druckwerke zu halten, sie gewaltsam aufzugreifen und zu verbrennen, bestehen, aber die beiden Universitäten, als die einzigen Plätze ausserhalb Londons, erhielten gleichfalls Anerkenntnis des Rechtes, je eine Presse zu besitzen. Zugleich wurde die Einregistrirung aller Druckereien gefordert, und das Recht, nach vorgängiger Prüfung und Sichtung die Druckerlaubnis zu ertheilen, an bestimmte amtliche Persönlichkeiten gebunden.

Allmählich koncentrirte sich, abgesehen von gewissen Ausnahmen, das Censorenamt in der Hand des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von London, in deren

Auftrag ihre Kapläne und andere Stellvertreter dem Manuskript das gewichtige „Imprimatur" ertheilten. Einen verhängnisvollen Abschnitt in der Geschichte der englischen Presse bezeichnete alsdann die Herrschaft William Laud's. Von seinem Geiste war jenes Dekret der Sternkammer vom 11. Juni 1637 eingegeben, in welchem gleichzeitig die privilegirte Stellung der „Stationers' Company" befestigt, und die Censur auf die denkbar höchste Höhe emporgeschraubt wurde. Nach den einzelnen Materien wurden die Censurbehörden bestimmt, unter denen wieder der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London das weiteste Feld für sich beanspruchten. Ausser ihrer Autorisation, ausgedrückt durch das Attest des Censors, „dass das Buch nichts gegen den christlichen Glauben, die Lehre und Verfassung der englischen Kirche, den Staat und die guten Sitten" enthalte, war noch gegen eine kleine Gebühr ein Eintrag in die Register der „Stationers' Company" erforderlich, wodurch Schutz gegen Nachdruck gewährt ward. Die anonyme Veröffentlichung eines Druckwerkes, einer Karte, eines Bildes wird verboten, die Einfuhr von Drucksachen aus dem Ausland in jeder Weise erschwert. Für die Drucker wird eine besondere Gewerbe-Koncession vorgeschrieben, und ihre Zahl wie die der Letterngiesser wird bestimmt. Die „Stationers' Company" ist von der Anlage jeder neuen Druckerei zu benachrichtigen, wie ihr auch jede Fabrikation, jeder Import von Pressen und Lettern anzuzeigen ist. Ihr bleibt ein allgemeines Aufsichtsrecht, die Befugnis, Haussuchungen zu halten, ordnungswidrige Drucke mit Beschlag zu belegen und die Gesetzesübertreter vor die Behörden zu bringen. Verlust der Koncession, der Pranger und Auspeitschen, endlich völlig arbiträre Strafen der Sternkammer und der hohen Kommission werden Zuwiderhandelnden angedroht.

Mit dem Zusammentritt des langen Parlaments wurden alle Fesseln der Pressgesetzgebung durchbrochen. Die alten Censurbehörden wurden mit dem Strome der Reformbeschlüsse weggeschwemmt, und die übliche Eintragung in die Register der Stationers kam in Abgang. Jede Woche sah einen Hau-

fen von Flugschriften erscheinen, deren Autoren, Verleger und Drucker völlig auf eigene Faust handelten, vielfach ohne Angabe des Namens des Verfassers, und Milton hatte bei seinem Federkampfe gegen das Bisthum selbst das beste Beispiel völliger Ungebundenheit gegeben. Inzwischen griff das Parlament hie und da mit rauher Hand in das Treiben der Presse ein. Die Lords erliessen eine Ordonnanz, durch welche die Beamten der Stationers' Company ermächtigt wurden, die Exemplare eines Buches aufzugreifen und zu vernichten, das auf den Namen Ussher's aus Bruchstücken einer seiner Predigten zusammengestellt und in Umlauf gesetzt worden war. Die Commons liessen den Drucker von Burton's „Protestation protested" auf sechs Wochen gefangen setzen, ernannten ab und zu Censoren und griffen mehr als ein Mal zu dem alten Mittel zurück, gewisse Druckschriften verbrennen zu lassen (1). Indessen machte sich das Bedürfnis nach einer allgemeinen Regulirung immer fühlbarer. Politischer und kirchlicher Voreingenommenheit war die ungeheure Macht der öffentlichen Meinungsäusserung verhasst, zumal sich beim Fortschreiten der Bewegung und namentlich seit dem Beginn des Krieges das Zeitungswesen immer üppiger entfaltete. Das zünftige Interesse der Stationers drängte gleichfalls auf eine Rückkehr zu den Grundgedanken des alten Systems, die so sehr in Missachtung gerathen waren, dass selbst einzelne Genossen der Company Verlagsartikel ihrer Kollegen nachdruckten und vertrieben.

Auf eine parlamentarische Verordnung vom 29. Januar 1642, welche „Master" und „Wardens" der Stationers' Company einschärfte, darauf zu achten, dass nichts ohne Einwilligung und Namenszufügung des Autors im Druck erscheine, folgte eine andere vom 9. März 1643, welche ausführlichere Bestimmungen enthielt. Nach dieser wurde dem „Committee for Examinations" oder je vieren seiner Mitglieder Vollmacht ertheilt, Haussuchung halten zu lassen, um Pressen, die zum Druck „skandalöser und lügnerischer Pamphlete" verwandt worden, zu vernichten, die auffindbaren Exemplare mit Beschlag zu belegen und die betheiligten Autoren, Drucker und Verbreiter

zur Strafe zu ziehen. Indessen weitaus die grösste Bedeutung hatte die umfangreiche Verordnung beider Häuser vom 14. Juni 1643, welche in ihrer Einleitung gestand, dass alles bisher Versuchte keine Wirkung gehabt hatte. Sie führte, von den Artikeln gegen Nachdruck u. s. w. zu schweigen, die Censur in vollem Umfange wieder ein, indem sie für jedes zum Druck bestimmte Manuskript die vorgängige Licenz eines oder mehrerer Censoren erforderte, deren Einsetzung beiden Häusern oder einem von ihnen vorbehalten blieb. Sie verlangte ferner, dass darauf „nach alter Sitte", unter Nennung des Druckers, der Eintrag in das Registerbuch der Stationers' Company erfolge. Sie erneuerte für die Vorsteher dieser Company, nebst den anderen zu dem Zweck Ernannten, die Pflicht und die Vollmacht, Nachsuchung zu halten nach Winkelpressen und ihren Inhabern, welche keine Koncession erhalten hatten, „skandalöse" und „uncensirte" Drucke veröffentlichten, sowie sonstiger Verstösse gegen die Verordnung schuldig waren. Nicht minder wurden sie ermächtigt, solche Pressen und Druckwerke mit Beschlag zu belegen und die Autoren nebst allen bei der Herstellung und dem Vertrieb Betheiligten, bis zum Einhefter und Buchbinder herab, den Parlamentshäusern oder dem „Committee of Examination" zum Zwecke „weiterer Bestrafung" vorzuführen. — Schon eine Woche später wurden für einzelne Gruppen, ähnlich wie in dem verrufenen Dekret der Sternkammer, die Censoren ernannt: Geistliche, von denen die Mehrzahl der Synode angehörte, unter ihnen der Smectymnianer Edmund Calamy, für Werke aus dem Gebiet der Theologie, richterliche Beamte für Schriften juristischen Inhalts u. s. w. Die Censur „kleiner Pamphlete, Bilder und dergleichen" wurde dem Sekretär der Stationers' Company anvertraut (¹).

Es war klar, dass auch auf diesem Gebiete die „neue Freiheit" von der alten Knechtschaft sich den Mantel erborgen wollte. Aber Milton war auch hier entschlossen, es auf den Kampf ankommen zu lassen. Sein Traktat über die Ehescheidung war wenig Wochen nach Erlass dieser Verordnung erschienen, ohne die Censur passirt zu haben, ohne in die

Register der Stationers' Company eingetragen zu sein, ja ohne den vollen Namen des Druckers auf dem Titelblatt zu tragen. Vielleicht lag hier bloss eine Vergesslichkeit vor, vielleicht die Furcht, die Druckerlaubnis der geistlichen Herren nicht zu erhalten. Aber die zweite Auflage verstiess ebenso gegen die neue Vorschrift, und doch gab sich Milton in ihr als Autor mit seinem Namen zu erkennen. ja er widmete sie demselben Parlament. welches jene Verordnung erlassen. derselben Synode, welche ein so starkes Kontingent zu der neuen Censurbehörde gestellt hatte. Erst bei Veröffentlichung der folgenden Schriften über die „Erziehung" und „Butzer's Urtheil" waren die vorgeschriebenen Förmlichkeiten erfüllt worden. Aber schon war der Entschluss gefasst, Milton, den Verfechter ketzerischer Lehren, anzugreifen, ja es sieht fast so aus, als habe er vorher gewusst, welchen Angriffspunkt man wählen werde. Gegen Ende seines Traktats über Butzer hebt er hervor, dass Butzer's Werk „in den frömmsten Städten" gedruckt werden dürfe, dass des Erasmus von ihm benutzte Bemerkungen zu den betreffenden Stellen des neuen Testamentes sogar unter Autorisation Leo's X. erschienen seien und immer wieder neu aufgelegt würden. „Und wenn meine Schrift, fährt er fort, welche dasselbe enthält, in einer Zeit der Reform, in einer Zeit der Freiheit des Wortes und der Schrift keine Druckerlaubnis finden soll (1), wahrlich dann rufe ich die weisesten Männer zu Zeugen auf, ob Wahrheit unter uns jetzt Wahrheit und Freiheit Freiheit bleiben darf, oder ob sie nicht wieder nach all unserem Mühen und Hoffen durch neue Ketten bedroht sind!"

Ein kleiner Schachzug läuft hier mit unter, den man Milton zu Gute halten wird. Noch hatte er die Probe nicht gemacht, ob man ihm die Druckerlaubnis verweigern werde, aber dass er sie gegen das Gesetz einzuholen versäumt hatte, konnte man ihm vorwerfen. Indess die Art, in welcher kurz darauf der eifrige Presbyterianer Palmer das Versäumnis auf der Kanzel vor Synode und Parlament zur Sprache brachte, liess keinen Zweifel darüber, dass in der That die geistlichen Censoren das Manuskript eher für den Scheiterhaufen als für den Druck empfohlen haben würden. Und wenn nun eilf

Tage später (24. August) eine Petition der „Stationers' Company" vor das Parlament gebracht ward, in der u. a. offenbar über das ordnungswidrige Erscheinen der Milton'schen Schrift Klage geführt wurde, was lag näher, als zu vermuthen, dass hinter der Company die presbyterianische Geistlichkeit stecke? (¹) Der Vorstand der Company, trotz aller Stärke zünftiger Gesinnung, wie die sonst dazu Berufenen, hatten so manchen Monat verstreichen lassen, ohne den Fall, in welchem die parlamentarische Verordnung herausfordernd verletzt war, ihrer Pflicht gemäss zu verfolgen, und doch war Milton's Brochure in zwei Auflagen erschienen und hatte Aufsehen gemacht. Erst der Fingerzeig, den sie von Palmer erhielten, musste den Stationers den Weg weisen. Allerdings wurden die Absichten, welche Anlass zu der officiellen Denunciation gegeben hatten, nicht erreicht. Zwar wurde die Petition der um vier Mitglieder verstärkten „Kommission für die Press-Angelegenheiten" überwiesen, zwar sollte diese die Parteien verhören, weitere legislatorische Massnahmen vorbereiten und den Autoren, Druckern und Verlegern der zwei von den Stationers angeführten Traktate, deren einer der Milton'sche war, „sorgfältig nachforschen". Aber das drohende Gewitter kam nicht zum Ausbruch. Ob man sich scheute, eine vor Monaten erschienene, dem Parlament selbst gewidmete Schrift und ihren Autor zu verfolgen, der als Vorkämpfer der parlamentarischen Sache bekannt war, ob die Mehrzahl der Kommission mit den presbyterianischen Heiss-Spornen nicht sympathisirte, genug der letzte Theil der Aufgabe, welcher der Kommission zugewiesen war, scheint als eine blosse Formalität betrachtet worden zu sein. Aber auch eine neue Verordnung über die Pressverhältnisse, die in den Journalen beider Häuser gelegentlich erwähnt wird, scheint keine sonderliche Bedeutung gehabt zu haben (²). Nicht ohne guten Grund hat man vermuthet, dass der Sieg des Independentismus, der in der Annahme der Accomodation-Order (13. September 1644) gelegen war, auch auf diesem Gebiet den presbyterianischen Eifer in etwas abgekühlt habe.

Das werthvollste Ergebnis der ganzen Angelegenheit war Milton's Schrift über die Freiheit der Presse. Erst zwei Jahrzehnte früher hatte ein anderer englischer Dichter sich mit Ausführlichkeit und Leidenschaft über die herrschenden Pressverhältnisse geäussert. George Wither in seinem Streite mit der Company der Stationers (s. B. I. S. 195) hatte sie mit den schwärzesten Farben gemalt. Er nannte sie „Bücherhausirer, meistens unwissende Burschen, die nur die Namen und Preise der Werke kennen". Er verglich die Buchhändler der Company der „dritten Plage Aegyptens" und warf ihnen vor, dass sie durch ihren Eigennutz und durch ihre Willkür alle übrigen Gewerbe der Company, die Autoren, ja das Gemeinwesen und alle Wissenschaften in Abhängigkeit von sich gebracht, dass sie sich eine Censur angemasst hätten, die den Autoritäten von Kirche und Staat zugehöre. Aber weiter hütet er sich zu gehn. Das Ideal eines „ehrlichen Buchhändlers" ist ihm ein solcher, der nie, „auch nicht um des grössten Gewinnes willen ein Buch veröffentlicht, das auf Schisma oder Profanation abzielt". Den „gewöhnlichen Buchhändler" tadelt er deshalb, dass er, um zu verdienen, jeden seiner Kunden, „von welcher Sekte oder Konfession er sei", mit Büchern „seiner Gesinnung" versorge. Seine Angriffe gelten nicht der Censur, sondern den Stationers, die sie zu umgehen oder gegen den Widerspruch der Autoren selbst in die Hand zu nehmen gewusst hatten (1). — Ganz anders Milton. Auch er hatte die Stationers nicht vergessen, die sich von seinen Gegnern hatten vorschieben lassen. Aber die Hauptsache war ihm, die Censur zu Fall zu bringen, mit der man ihm und anderen den Mund verschliessen wollte, und welche ihm um nichts weniger die „Freiheit der Rede, das Herrlichste, was der Mensch besitzt", einzuschnüren schien, weil sie nicht mehr von einem „bezahlten und ungelehrten" bischöflichen Kaplan gehandhabt wurde.

Gegen Ende November 1644 war die kleine Schrift „für die Pressfreiheit" in Umlauf, deren griechischer Titel: Areopagitica: sofort auf die Form vorbereitete, welche Milton dies Mal für seine Zwecke zu verwerthen am räthlichsten fand (2).

Wie einst Isokrates „von seinem Privathause aus" jene areopagitische Rede „an das Parlament von Athen" gerichtet hatte, so wendete er, der Einzelne, wenn schon „auf Andringen" und im Namen solcher, die „über das gewöhnliche Bildungsmass erhaben, die Wahrheit in anderen fördern und von anderen empfangen wollten", in fingirter Ansprache sich an das Parlament seines Vaterlandes. Es ist der Zauber der „alten und schönen Bildung Griechenlands", der seinen Gedanken diese bestimmte Gestalt giebt, den er sich in immer neuen Verweisungen auf das klassische Alterthum zu Hilfe ruft, der schon in dem mit Vorbedacht aus seinem Lieblingsdichter, Euripides, gewählten Motto athmet:

> Auch das ist Freiheit, wenn der Herold ruft im Volk:
> „Wer will der Stadt heilsamen Rath ertheilen?"
> Und wer es will, der ist berühmt, wer aber nicht,
> Der schweiget. Wo ist gleichere Gerechtigkeit?

Und völlig nach der Weise antiker Vorbilder weiss er seine Rede einzuleiten. Die Andeutung ehrfurchtsvoller Befangenheit, zu der hohen Versammlung zu sprechen, die geschickte Bewerbung um ihre Gunst durch volltönendes Lob ihrer Verdienste und dabei doch die stolze Erklärung, denselben Freimuth im Tadel wie im Lobe offenbaren zu wollen: das alles sind Züge, die den gelehrigen Schüler der Alten kennzeichnen. Aber diese antike Maske ist durchsichtig genug, um beständig das Antlitz des modernen Politikers durchblicken zu lassen, der überzeugt ist, dass zwischen der „Grossherzigkeit" des Parlamentes und „jenem eifersüchtigen Hochmuth der Prälaten und Kabinetsräthe" ein Unterschied bestehe, und dass der hohen Versammlung „öffentlicher Rath" besser gefallen werde, als „anderen früheren Staatsmännern öffentliche Schmeicheleien". Sofort geht er auf die Sache selbst, eine Kritik der parlamentarischen Verordnung vom 14. Juni 1643, ohne weitere Scheu über. Er hat nicht die Absicht, jene Bestimmungen zu tadeln, die sich gegen den Nachdruck richten. Auch über den durch die Verordnung nicht aufgehobenen Grundsatz, dass der Name von Autor und Drucker eingetragen werden müsse, geht er mit einer merk-

würdigen Oberflächlichkeit hinweg ([1]). Der einzige Punkt, gegen den er sich wendet, ist die Wiedereinführung der Censur.

Er beginnt mit einem geschichtlichen Rückblick auf ihren Ursprung und hat hier wieder den Vortheil, auf die populären Sympathieen des Puritanismus zählen zu können. „Ihr würdet euch schämen,“ — ruft er aus — „einzugestehn, von welchen Erfindern ihr sie entliehen habt.“ Und nun schöpft er aus dem reichen Quell seiner philologisch-historischen Gelehrsamkeit, um an das Verhalten der Staatsbehörden von Athen, Lakedämon und Rom gegenüber den durch die Schrift fixirten Erzeugnissen des menschlichen Geistes zu erinnern, nicht ohne kleine Seitenhiebe gegen die „an Musen und Büchern armen Lakedämonier“ fallen zu lassen, aber auch nicht ohne über den Unterschied stillschweigend hinwegzugehn, der zwischen dem von ihm bekämpften Institut und den Strafgesetzen des Alterthums bestand. Bei den kirchlichen Massnahmen, die dem Mittelalter angehören, hält er sich nicht lange auf, um sofort zu jenen Indices der „verbotenen Bücher“ überzugehn, „welche, wie er sich ausdrückt, das Koncil von Trient und die spanische Inquisition zusammen erzeugt haben“. Auch bringt er einige jener Formulare des „Imprimatur“ zum Druck, wie er sie u. a. in einem italienischen Werke, das ihm in Florenz aufgestossen sein mochte, gefunden hatte. „Oft,“ sagt er spöttisch, sieht man auf der Piazza eines einzigen Titelblattes fünf Imprimatur zusammen, die sich gegenseitig mit ihren glatzköpfigen Verbeugungen bekomplimentiren und zunicken, ob der Autor, der bestürzt am Fusse seines Briefes dabei steht, unter die Presse oder unter den Schwamm soll“. Diese „theuren Antiphonieen und niedlichen Responsorien“ haben die Prälaten und ihre Kapläne nachgeahmt und „äffisch römelnd das Kommandowort gleichfalls lateinisch niedergeschrieben, als ob die gelehrte grammatische Feder, die es schrieb, ohne Latein keine Tinte fahren lassen wollte, oder vielleicht, weil nach ihrer Ansicht keine gemeine Sprache würdig sei, den reinen Begriff eines „„Imprimatur““ auszudrücken, oder endlich, wie ich hoffe, weil unser Englisch, die Sprache von Männern, welche stets mit Ehren in der vordersten

Reihe für die Freiheit gekämpft haben, nicht leicht servile Buchstaben genug finden würde, um solch eine diktatorische Anmassung englisch zu schreiben". Wenn dies nun aber der „Stammbaum" der Censur-Erfinder ist, wenn die Massregel aus der römischen Kirche auf die Prälaten übergegangen und von diesen durch „einige Presbyter" wieder freundlich aufgenommen worden ist, so darf man annehmen, dass das Parlament sich dieser Vorgeschichte des Institutes nicht bewusst war, als es „ohne jede böse Absicht" zum Erlass seiner Verordnung „sich drängen liess".

Indessen die Erfinder mochten schlecht sein, aber die Erfindung gut. Es war also nöthig, auf die Sache selbst, den möglichen Nutzen oder Schaden einer Presse einzugehn, welche nicht die geheime „Jury" der Censur, das „verborgene Urtheil des Rhadamanthus und seiner Kollegen" passirt hatte. Man muss es dem Sohne seiner Zeit zu gut halten, dass er es wieder für nöthig erachtet, mit Hinweisungen auf „Moses, Daniel und Paulus" zu exemplificiren, welche sich nicht gescheut haben, aus den Schriften der „Aegypter, Chaldäer und Griechen" Nutzen zu ziehn, dass er die Kirchenväter wegen ihrer unverbotenen, „genussreichen und eifrigen Studien" in den Schriften des Heidenthums lobt und dass er sich auf den Spruch beruft: „Prüfet alles und das Beste behaltet", wie auf jenen anderen: „Dem Reinen ist alles rein". Wichtiger als diese seiner Bildung entsprechende Einkleidung seiner Gedanken ist es, diese selbst ihrem wesentlichen Inhalt nach zu betrachten. Nichts ist bemerkenswerther, als dass hier jene Idee über das Verhältnis des Guten zum Bösen wieder entwickelt wird, die schon durch so manche der Milton'schen Schriften durchgeschimmert hatte, und auf der im Grunde das grösste Werk seiner Muse sich aufbaute. „Gut und Böse wachsen auf demselben Felde in dieser Welt, fast untrennbar, mit einander auf, . . . aus der Schale eines gekosteten Apfels sprang die Erkenntnis des Guten und Bösen, wie aneinandergewachsene Zwillinge, in die Welt, und vielleicht ist dies die Strafe, welcher Adam verfiel: das Gute und das Böse, d. h. das Gute aus dem Bösen zu erkennen."

„Es giebt freilich Leute, welche die göttliche Vorsehung anklagen, dass sie dem Adam zu sündigen erlaubte. Thörichte Schwätzer! Als Gott ihm Vernunft gab, gab er ihm Freiheit zu wählen, denn Vernunft ist nichts als Vermögen der Wahl; er wäre sonst ein lediglich künstlicher Adam gewesen, gleich dem Adam im Puppenspiel!" Und so spricht Milton fast in demselben Athem, in dem er den Arminius zwar „scharfsinnig und klar", aber doch einen „Verführten" nennt! Man sieht, wie er, ohne sich dessen klar bewusst zu sein, selbst schon derselben „Verführung" erlegen war(1).

Bildete nun diese Würdigung des Uebels in der Welt, als einer „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", einen Grundstein der ganzen philosophischen Anschauung des Dichters, schien ihm „die Kenntnis des Lasters in dieser Welt für die Bewährung der Tugend, die Prüfung des Irrthums für die Befestigung der Wahrheit höchst nöthig" zu sein, ja kannte er überhaupt keine Tugend, die „sich versteckt, in ein Kloster zurückzieht" und nicht, wie die Jungfrau in seinem Comus, mit den Lockungen des Lasters kämpft und die „Probe" doch besteht, so war es klar, dass ihn das blosse Erscheinen schlechter Bücher durchaus noch nicht als etwas so Bedenkliches erschrecken konnte. Er konnte sich dabei wieder auf eines der angesehensten Parlamentsmitglieder selbst, den von ihm so hochverehrten John Selden, „den ersten Gelehrten dieses Landes", berufen. Hatte dieser doch in seinem berühmten Werke „De jure naturali et gentium juxta disciplinam Ebraeam", das schon für die Ehescheidungsschrift herangezogen worden war, „nicht nur durch gewichtige Autoritäten, sondern durch scharfsinnige Gründe mit beinahe mathemathischer Sicherheit bewiesen, dass eine Kenntnis, Lektüre und Sammlung aller Meinungen, ja aller Irrthümer, der raschen Erreichung dessen, was am wahrsten sei, vorzüglich diene". „Wie ein Narr ganz sicher ein Narr bleibt mit dem besten Buche oder ohne jedes Buch, so kann ein Weiser, einem guten Läuterer gleich, aus dem schlechtesten Buche noch Gold gewinnen; . . er wird von einem

thörichten Pamphlet besseren Gebrauch machen als der Narr von der Bibel."

Hinweg also mit einem Institut, welches mit dem Anspruch auftritt, dem Menschen seine geistige Nahrung vorzuschreiben, während jeder „reife Mann" ein Recht darauf hat, seine „Diät" selbst zu bestimmen. Hier war der Punkt, an welchem die Vertheidiger der Censur einsetzten. Es sind nicht alle „reif", und es wird viel Gift statt guter geistiger Nahrung ausgeboten, folglich muss es einen Schutz für die gefährdete unmündige Masse geben. Aber hier hat auch Milton's Beredtsamkeit mit einer für alle Zeiten giltigen Siegesgewissheit den Nachweis geliefert, dass der beabsichtigte Zweck niemals erreicht werden kann. Denn was müsste alles vorausgesetzt werden, um die befürchtete „Ansteckung" unmöglich zu machen! Zunächst der Censor selbst, der „über Tod und Leben eines Buches zu Gericht sitzt", müsste „vor allen anderen Bürgern mit Unfehlbarkeit und Unverdorbenheit begnadet sein", ein Mann „von Fleiss, Gelehrsamkeit und Urtheil über das gewöhnliche Mass, . . . dann kann es aber kein langweiligeres und widerwärtigeres Tagewerk für ihn geben, als unaufhörlich und ohne Wahl Bücher, Pamphlete, dickbändige Werke . . und das alles noch dazu als undeutliches Geschmiere lesen zu müssen". Auch sind, fügt er ironisch hinzu, die gegenwärtigen Censoren, Männer, die theilweise ihrer neuen Stellung zu Gefallen „ihr geistliches Amt vernachlässigen müssen", offenbar ihrer Bürde schon recht müde; zum Zeugnis dessen dienen „ihre vielen Entschuldigungen gegenüber denen, welche sich so manchen Weg machen müssen, um die Druck-Erlaubnis zu betreiben". „Man mag also voraussehn, welcher Art ihre Nachfolger sein werden, entweder unwissend, befehlshaberisch, nachlässig, oder niedrige Geldmacher." Sodann ist zu erwägen, dass man eine Masse höchst religiöser Bücher, und die Bibel an ihrer Spitze, aus der Welt schaffen müsste, ebenso eine Reihe heidnischer Autoren, deren fremde Sprache der Verbreitung ihres Inhalts durchaus nicht im Wege steht, zumal sich an den Fürstenhöfen immer Leute finden werden, die das aus ihnen „einge-

sogene Gift" wieder von sich geben und von da auch in die Massen des Volkes überleiten. Man müsste überhaupt „alle schon früher ohne Censur gedruckten anstössigen Bücher verbieten, sie in eine Liste bringen, damit jedermann wisse, welches Buch verboten sei und welches nicht, ausländische Bücher so lange in Verwahrung halten, bis sie durchlesen und gebilligt worden sind". Schon dies Geschäft würde eine Masse von Beamten erfordern. Ein neues Heer solcher Leute wäre nöthig, um in Büchern, die „zum Theil nützlich, zum Theil schädlich" sind, die nöthigen Streichungen vorzunehmen, „damit die Gelehrten-Republik keinen Schaden leide".

Mit einem Worte, man müsste ganz „auf das Muster von Trient und Sevilla" zurückgehn. Und selbst damit wäre noch nichts gewonnen. Was hilft gegen alle Verführungen eine Censur der Bücher, wenn sie nicht mit einer Censur „aller Vergnügungen" Hand in Hand geht. Dieselbe Strenge müsste sich auf alles erstrecken, was den Menschen ergötzt. „Keine Musik dürfte erschallen, kein Lied komponirt oder gesungen werden, ausser solchen von ernstem und dorischem Charakter. Die Tänzer müssen unter Censur gestellt werden, damit die Jugend keine Geste, keine Bewegung, keine Haltung lerne, als die, welche von Amtswegen für ehrbar erklärt wird, . . es würde die Arbeit von mehr als zwanzig Censoren erfordern, alle Lauten, Violinen, Guitarren in jedem Hause zu untersuchen, sie dürften nicht mehr klimpern wie bisher, sondern ihre Melodieen müssten censirt werden(1). Und wer soll alle die Arien und Madrigals zum Schweigen bringen, die in den Kammern Zärtlichkeiten flüstern? Die Fenster auch und die Balkone müssen in Obacht genommen werden, denn da stehn arge Bücher mit gefährlichen Titelblättern zum Verkauf." Und so brauchte man Censoren für „Dudelsack und Fiedel", für „Essen und Trinken", für die „Kleider und für den freien Verkehr beider Geschlechter, wie er der Sitte des Landes entspricht". Man würde niemals mit Censiren fertig, und „während man aufräumt, würde der Haufen erst recht anwachsen". Das ganze ängstliche Bemühen würde dem Bemühen „jenes Biedermannes gleichen, der die Krähen durch

Schliessung seines Parkthores einzusperren dachte". Und dass speciell damals in London alle Vorsicht nichts helfe, wird dem Autor durch die Thatsache bewiesen, dass Woche für Woche „jenes höfische Libell" (die royalistische Zeitung Mercurius aulicus) „noch mit feuchten Blättern" in der Hauptstadt ausgestreut wurde.

Nächst der freien, von puritanischem Rigorismus so weit entfernten Auffassung des Lebens, wie sie in diesen Betrachtungen sich abspiegelt, ist am bemerkenswerthesten der Widerwille gegen staatliche Bevormundung, gegen die Vielregiererei, der sich in ihnen ausspricht. Die ausserordentliche Vorliebe, welche Milton für die platonischen Schriften hatte, ist oft erwähnt worden. Nichtsdestominder erklärt er den platonischen Staat für eine „Utopie", für eine Ausgeburt „der genialen Trinkgelage eines Nachtmahles der Akademie". „Der Staat, sagt er, soll regieren, aber nicht kritisiren". Er will, wie in den Schriften über die Ehe, das Gebiet der Gesetzgebung und das Gebiet der freien Sittlichkeit streng geschieden wissen „und vertritt wieder das persönliche Recht des verständigen, gewissenhaften Bürgers gegen die Anmassung der Staatsbehörde, die überall für ihn denken und ihm alles eigene Handeln verbieten will" ([1]). Die wahre Staatskunst sieht er darin, richtig zu erkennen, „in welchen Dingen das Gesetz verbieten und strafen darf, und welche Dinge man nur der Ueberzeugung zu überlassen hat", und wirksamer als alle Strafgesetze sind ihm jene „ungeschriebenen oder doch zwanglosen Gesetze einer tüchtigen Erziehung".

Es war klar, dass damit der tiefe principielle Gegensatz berührt wurde, der Presbyterianer und Independenten von einander trennte, und dass die Schrift für die Freiheit der Presse zu einem Angriff auf diejenigen werden musste, welche die höchste Freiheit von allen, die Freiheit des Gewissens, durch die Schranken einer ausschliesslichen Staatskirche einengen wollten. Auch geht Milton der Behandlung der brennenden Tagesfrage durchaus nicht aus dem Wege, ja man kann sagen, dass er etwas darin sucht, sich mit der ganzen Ueberlegenheit seines freien Geistes der Macht des Presbyte-

rianismus entgegenzuwerfen, seine bedenklichen Seiten aufzudecken und ihn durch eine spielende Ironie zu reizen. In keiner seiner früheren Schriften finden sich so viele Anzüglichkeiten in Betreff „der phantastischen Furcht vor Sekten und Schismen", in keiner so heftige Ausfälle auf die „prälatische Tradition, unabhängige Gewissen und christliche Freiheiten in menschliche Kanones und Vorschriften einzwängen zu wollen". Er sagt es gerade heraus: „Ich werde es weder vor Freund noch Feind verhehlen, . . wenn es wieder zum Inquiriren und Censiren kommt, wenn wir so furchtsam vor uns selbst und so argwöhnisch gegen alle Menschen sind, dass wir jedes Buch und das Rauschen jedes Blattes fürchten, ehe wir noch seinen Inhalt kennen, wenn Leute, die noch eben den Mund kaum zum Predigen öffnen durften, jetzt herkommen, um uns das Lesen zu verbieten, ausgenommen von dem, was ihnen beliebt, . . dann wird es bald ausser Zweifel stehn, dass Bischöfe und Presbyter dem Namen wie der Sache nach für uns dasselbe bedeuten". Und indem er sich dem Fluge seiner dichterischen Einbildungskraft überlässt, ruft er aus: „Mich dünkt, ich sehe im Geiste eine edle und grosse Nation sich erheben, einem Riesen gleich, der aus dem Schlaf erwacht und seine unüberwindlichen Locken schüttelt. Mich dünkt, ich sehe sie einem Adler gleich ihre mächtige Jugend erneuen(1) und ihre ungeblendeten Augen am vollen Glanz der Mittagssonne entflammen, . . . . und währenddess flattert der ganze Schwarm ängstlich geschaarter Vögel, zusammen mit denen, welche das Zwielicht lieben, erschrocken umher und kündet krächzend eine Zeit der Sekten und Schismen voraus".

Mit solchen Aeusserungen über die presbyterianische Richtung überhaupt verbinden sich andere über den Standesdünkel der Geistlichkeit und die herrschende Ueberschätzung des klerikalen Elementes, welche zeigen, wie bedeutende Fortschritte Milton's Ideengang auch in diesem Punkte seit seinen ersten kirchenpolitischen Schriften gemacht hatte, und wie offenkundig er sich in die Reihen der äussersten Independenten stellte. „Ein Mensch kann ein Ketzer sein, obwohl

er die Wahrheit bekennt. Wenn er etwas glaubt, nur weil sein Pastor so spricht oder die Synode so beschliesst, ohne einen anderen Grund zu kennen, so wird, wenn auch sein Glaube richtig ist, die Wahrheit selbst in ihm zur Ketzerei. Es giebt keine Bürde, welche manche lieber einem anderen aufladen möchten, als die Mühe und Sorge für ihre Religion. Es giebt, wer weiss das nicht, Protestanten und Puritaner[1], die in einem ebenso heillos unbedingten Glauben leben und sterben wie irgend ein papistischer Laie von Loretto." Und nun folgt jene köstliche Schilderung, deren sich keiner der Satiriker der Restaurationszeit zu schämen haben würde, von dem „reichen Mann, der seinem Vergnügen und Gewinn zugethan ist, und dem die Religion als ein so verwickelter Handel, so voll von Bagatell-Rechnungen erscheint, dass es ihm vor lauter Mysterien unmöglich wird, ein Kapital in diesem Geschäft anzulegen". Er möchte aber doch gern „für religiös gelten, mit seinen Nachbarn darin gleichen Schritt halten". „Was thut er also, er entschliesst sich, die Plackerei aufzugeben und sucht sich einen Factor, dem er die ganze Leitung seiner religiösen Geschäfte übergiebt, einen Prediger von Ruf und Ansehn. Dem überträgt er das ganze Waarenlager seiner Religion mit allen Schlössern und Schlüsseln und macht diesen Mann selbst zu seiner Religion". Und nun ist seine Religion „ausser ihm", ein „bewegliches Individuum, geht und kommt zu ihm, je nachdem der Biedermann sein Haus besucht". Er fetirt und beherbergt ihn, „seine Religion kommt Abends nach Hause, betet, wird freigebig gespeist und prächtig gebettet, steht wieder auf, wird begrüsst und nach dem Malvasier oder irgend einem wohlgewürzten Trank und nach besserem Frühstück, als der hatte, der seinen Morgenhunger gerne mit unreifen Feigen zwischen Bethania und Jerusalem gestillt hätte, geht seine Religion um acht Uhr aus und lässt ihren freundlichen Ernährer im Laden zurück, wo er den ganzen Tag ohne seine Religion Handel treibt". — Man sieht: es ist der weltkundige Dichter, der hier den Griffel führt, und der Dichter ist es, der „jene andere Sorte" schildert, die, wenn sie hört, „dass nichts ge-

schrieben werden soll, als was das Zollhaus gewisser Zöllner passirt hat, die allein das Tonnen- und Pfundgeld jeder frei gesprochenen Wahrheit zu bestimmen haben", dann sofort mit Freuden ihre eigene Einsicht aufgiebt und sich eine „Religion zurechtmachen und zuschneiden lässt, wie man will". Sein unabhängiger, sein independenter Sinn sträubt sich dagegen, dass sich das eben vom bischöflichen Regiment befreite Volk wieder „vor bestimmten Plätzen und Versammlungen und äusserlichem Beruf beugen soll", und „nicht in der Wegnahme der Priesterröcke und Bischofsmitren" sieht er bereits „das Glück der Nation" erfüllt, sondern in einer Reform anderer „ebenso wichtiger Dinge in der Kirche wie im häuslichen und politischen Leben".

Wenn es nach solchen Aeusserungen zweifelhaft sein konnte, inwieferne sich Milton damals noch einen gesonderten Stand der Geistlichen als nöthig gedacht habe, so lässt sich die Grenze, die seine Toleranz zog, mit grösserer Sicherheit bestimmen. Allerdings seine Polemik gegen „das eiserne Joch äusserer Konformität", seine Ermahnung, man solle nur „der Wahrheit Raum geben, sie nicht binden" und ihr dann getrost den „Kampf mit der Lüge" überlassen, seine Bemerkung, dass „ein wenig edelmüthige Klugheit, ein wenig gegenseitige Schonung und einige Gran Nächstenliebe" alle Streitenden zu „einem brüderlichen Suchen nach Wahrheit verbinden würde": das alles sollte vermuthen lassen, in Milton einen der ersten Verfechter unumschränkter Gewissens- und Kultus-Freiheit zu finden. Aber hier zeigten sich die Grenzen der puritanischen Bildung des Dichters. Zu einer Duldung des Katholicismus wollte er sich nicht verstehn und er hat sich, inmitten der kirchlich-politischen Strömungen seiner Zeit, sein Leben lang nicht über den Widerspruch erhoben, Religions-Freiheit zu fordern und die Religions-Freiheit des Katholiken für eine politische Unmöglichkeit zu erklären. „Ich spreche nicht für die Toleranz von Papismus und offnem Aberglauben, denn wie dieser alle Religionen und bürgerliche Obrigkeiten vernichtet, so sollte er selbst vernichtet werden, vorausgesetzt, dass vorher alle Mittel der Güte und Freund-

lichkeit, den Schwachen und Verführten zurückzugewinnen, angewandt worden sind.“ Es sind doch nur die „Nachbar-Differenzen oder eher -Indifferenzen in Dogma und Verfassung“, die er im Auge hat, die Abweichungen also, die sich auf dem Boden der Reformation gebildet haben, immerhin ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den Ketzerrichtern der Synode, aber doch nicht die Erhebung zu dem freien Standpunkt eines Williams und Goodwin.

Man kann diese Bemerkungen über Presbyterianismus und Independentismus, über Zelotismus und Toleranz, wie sie sich an verschiedenen Stellen von Milton's Schrift zerstreut finden, als ebensoviele Abschweifungen von seinem eigentlichen Thema betrachten. In Wahrheit wird aber über ihnen der Faden der Beweisführung selbst, auf die es in erster Linie ankam, niemals fallen gelassen. War ein geschichtlicher Rückblick auf die Entstehung der Censur geworfen, war eine philosophische Grundlage für das berechtigte Dasein von Geistesprodukten jeder Art gewonnen, war endlich schlagend bewiesen worden, dass die Massregel ihren Zweck verfehlen, den beabsichtigten Nutzen gar nicht mit sich führen würde, so blieb der weitere Nachweis des positiven Schadens, den sie im Gefolge habe, noch übrig. Gleich im Anfange der miltonschen Schrift waren einige kühn hingeworfene, epigrammatische Sätze zu lesen: „Bücher sind nicht todte Dinge, sondern sie enthalten einen Lebenskeim in sich, ebenso wirksam, wie der Geist, aus dem sie stammen“, „es ist nicht schlimmer, einen Menschen tödten, als ein gutes Buch“, eine „lange Folge von Zeitaltern reicht oft nicht aus, eine verstossene Wahrheit wiederzugewinnen, deren Verlust ganzen Nationen zum Unheil gereicht“. In ihnen spricht sich die hohe Achtung vor der Macht der Ideen in der Geschichte aus, und diese musste einen der grössten Fehler darin erkennen, die Ideen selbst im voraus konfisciren zu wollen.

Demnächst war die moralische Seite der Einrichtung nicht zu vergessen. Sie entwürdigt den Schriftsteller, den Gelehrten, der nach „allen seinen Anstrengungen und mitternächtlichen Studien“ gleich einem „Schuljungen“ an der Hand seines „Hof-

meisters" vor der Oeffentlichkeit erscheinen muss, und dessen Worte unter einer solchen patriarchalischen Aufsicht keine Autorität beim Leser mehr haben können. Sie entwürdigt die Wissenschaft selbst, welche der Freiheit als Lebensluft bedarf und die bald zu Grunde gehen wird, wenn der einzige Weg zu einem „angenehmen Leben" sein wird, „in allen höheren Fragen unwissend und gedankenfaul zu sein und nur der gewöhnlichen Weltklugheit nachzustreben". Sie entwürdigt „die ganze Nation", die sich ein Armuthszeugnis dadurch ausstellen lassen muss, dass sie, wie einst das Volk Israel, nicht „ihre eigenen Aexte und Pflugschaaren schärfen darf" und dulden muss, dass man aus der ganzen Wissenschaft im Lande ein „zum Abstempeln aufgestapeltes Waarenlager mache". Sie entwürdigt endlich die Censoren selbst und unter ihnen nicht am wenigsten die Geistlichen, die doch ihrer ganzen Thätigkeit, „ihren unablässigen Predigten", ihren haufenweise gedruckten Sermonen eine bessere Wirkung zuschreiben sollten, als mit der Furcht verträglich erscheint, dass ihre „Heerden" durch „den Hauch jedes neuen Pamphletes" in ihrem „Katechismus und christlichem Wandel" beunruhigt werden könnten. — Alle Mittel der Beredtsamkeit, Ironie und Begeisterung, den ganzen Stolz des humanistisch gebildeten Denkers bietet Milton bei diesem Abschnitt auf, ohne dabei auf einen beschränkten Gelehrtendünkel zu pochen. Im Gegentheil, das patriotische Hochgefühl, dem er schon so oft Ausdruck gegeben, die Ueberzeugung, dass gerade dem englischen Geiste in allen Schichten des Volkes die Aufgabe der Reform für sich und die Menschheit in erster Linie zugefallen sei, durchglüht mit einem heiligen Feuer seine Zeilen.

Hier flicht er jene Erinnerung an Galilei und das Urtheil der Italiener über den englischen Freiheitssinn ein. Hier mahnt er an den alten Ruhm der englischen Wissenschaft, an die Thatsache, dass Jahr für Jahr der „ernste und genügsame Siebenbürger von den entferntesten, gebirgigen Grenzen Russlands und über die hercynische Wildnis hinaus nicht seine Jugend, sondern gesetzte Männer aussende, um in England die Landessprache zu lernen und Theologie zu studiren".

Auf's neue beschwört er den Schatten Wiclif's herauf, aus dessen Munde die „erste Botschaft und der erste Posaunenstoss der Reformation für ganz Europa erklungen war", und untrügliche Zeichen sprechen ihm dafür, dass Gott beschlossen hat, „in dem neuen grossen Lebensabschnitt seiner Kirche ... die Reformation selbst zu reformiren", dass er sich, „wie das seine Art ist, zuerst seinen Getreuen, seinen lieben Engländern, offenbart", und dass die Stunde der Befreiung gekommen, „deren Andenken alle Umwälzungen überdauern wird, die dieser Welt noch bevorstehn". — „Erwägt es, Lords und Gemeine, welcher Nation ihr angehört, deren Regierer ihr seid, . . blickt hin auf diese gewaltige Hauptstadt, eine Stadt der Zuflucht, das Wohnhaus der Freiheit, umgeben und umschlossen von Gottes Schutz. Wahrlich, es sind in ihr nicht mehr Ambosse und Hämmer thätig, um das Zeughaus des Krieges mit Panzern und Waffen zu füllen für die zum Schutz der bedrängten Gerechtigkeit gerüstete Wahrheit, als Federn und Köpfe, die beim Schein der Studirlampe neue Gedanken aufsuchen und erwägen, um sie der nahenden Reform gleichsam zum Zoll der Huldigung darzubringen, als eifrige Leser, die alles prüfen und der Gewalt der Vernunft und Ueberzeugung beistimmen . . . . Es ist die Freiheit, Lords und Gemeine, welche eure eigene beherzte und glückliche Politik uns verschafft hat, die Freiheit, welche die Amme aller grossen Geister ist" . . . .

Man weiss, dass diese flammende Ansprache ihren Zweck nicht erreicht hat. Allerdings die Agitation gegen die Censur liess nicht nach. Wenn nicht mit dem Milton'schen Pathos, so doch mit deutlicher Benutzung seiner Arbeit griffen andere Gegner des Presbyterianismus, wie John Lilburne und Henry Robinson, oft in derb-witziger Weise auch die Pressgesetze des Parlamentes an (¹). Allerdings einer der geistlichen Censoren, Mr. Bachiler, machte von seinem Amt einen so milden Gebrauch, dass er zum Schrecken der Presbyterianer selbst Bücher passiren liess, in denen „eine Toleranz aller Sekten" befürwortet ward (²). Und ein anderer Censor, Mr. Mabbot, legte einige Jahre später (1649) seine Stelle nieder, unter

ausführlicher Angabe von Gründen, welche den klaren Beweis dafür abgeben, dass er in der Praxis zu denselben Ergebnissen gelangt war, die der Theoretiker Milton mit solcher Beredtsamkeit betont hatte([1]). Aber das Parlament blieb gegen die Forderung taub und fügte den schon bestehenden Verordnungen mehr als einmal verschärfte Bestimmungen hinzu. In England erlosch das Institut der Censur überhaupt erst mit dem Jahre 1694, und manche bittere Erfahrung war nöthig, um dem englischen Beispiel an anderen Stellen Europas Nachahmung zu verschaffen. Und doch hat Milton nicht vergeblich geschrieben. Auch sein Buch war kein „todtes Ding", und nicht ohne Grund hat man es auf die Höhe erhoben, welche „einige populäre Schriften von Luther oder die Provinzialbriefe von Pascal" einnehmen([2]). In seiner Heimat ist es mehrfach in dem Kampf um die Pressfreiheit als Bundesgenosse aufgeboten und zu einem beinahe volksthümlichen Werke geworden([3]). Mirabeau hat es am Vorabend der Revolution bei seinen Landsleuten eingebürgert, und auch in Deutschland kennt man von den so wenig gekannten Schätzen der Milton'schen Prosa noch am ehesten diesen, weil er nach Form und Inhalt am mindesten einer bestimmten Zeit anzugehören scheint. Selbst wo die Frage der Censur ausser dem Spiele bleibt, und es überhaupt nur gilt, die Freiheit des schriftstellerischen Berufes zu vertheidigen, stellt sich der mächtige Schatten des Dichters als Kampfgenoss ein. Nicht als ob er fähig oder gewillt gewesen wäre, die Rechtsfragen im einzelnen zu behandeln, die diesem Gebiete angehören, sondern weil der Geist, von dem er Zeugnis ablegt, in den Worten gipfelt: „Gebt mir die Freiheit, zu erkennen, zu sprechen und meine ehrliche Ueberzeugung geltend zu machen vor allen übrigen Freiheiten."

---

Hatte sich Milton durch seine früheren Schriften das ganze presbyterianische Heerlager zu Feinden gemacht, so war sein letztes Werk dazu angethan, auf jener Seite zur

äussersten Wuth anzustacheln. Zunächst indess war es wiederum die Company der Stationers, die gegen ihn zu Felde zog, sei es nun, dass sie einem Wink der presbyterianischen Führer folgte, sei es, dass der eigene Eifer sie antrieb. Denn Milton hatte nicht nur, wie das nicht anders zu erwarten, gegen die Censur geschrieben, ohne den Censor zu fragen und zugleich alle übrigen Formalitäten zu verletzen, auf deren Innehaltung den Stationers zu achten oblag, sondern er hatte sich zu verletzenden Angriffen auf die Innung selbst hinreissen lassen.

Mit Berufung auf das Urtheil ungenannter befreundeter Buchhändler spricht er die Vermuthung aus, „der Betrug einiger alter Privilegien-Besitzer und Monopolisten des Buchhändler-Gewerbes" habe durch den Vorwand, die Armen der Company in ihren Rechten und das Eigenthum des einzelnen schützen zu wollen, dem Parlamente jene Verordnung abgeschmeichelt, um, gestützt auf sie, „eine Oberherrschaft über ihre Nachbarn auszuüben, Männer, die nicht deshalb ein ehrliches Gewerbe treiben, dem die Wissenschaft Dank schuldig ist, um Vasallen anderer zu sein". Ja, er fügt sogar die malitiöse Bemerkung hinzu: „Einige von ihnen hatten, wie man glaubt, noch einen anderen Zweck, indem sie um diese Verordnung petitionirten, nämlich dass, wenn sie die Macht in Händen hätten, royalistische (malignant) Bücher um so leichter verbreitet werden könnten, wie der Erfolg denn auch zeigt" ([1]).

Die Gelegenheit zu einem Versuche, für diese Anzüglichkeiten Rache zu nehmen, liess nicht lange auf sich warten. Am 9. December 1644 forderten die Lords den Master und die Wardens der Stationers' Company vor sich, um von ihnen den Autor eines anonymen Libells „gegen die Pairie des Reiches" zu erkunden. Sie konnten weder Autor noch Drucker ausfindig machen, führten aber am 13. December einen Burschen vor, Lehrling in einem Strumpfwaaren-Geschäft, der bei der Verbreitung der Flugschrift ertappt worden war. Dieser war indess ohne Arg auf ein verstecktes Paket derselben gestossen und wurde als schuldlos entlassen. Wiederholt am 26. und

28. December wurden der Lordmayor und die Stationers aufgefordert, weitere Schritte in der Sache zu thun. Die letzten gaben auf die zweite Anfrage die Antwort, dass ihre Nachforschungen nach dem Autor und Drucker noch immer ergebnislos seien, beklagten sich aber zugleich über das häufige Erscheinen „skandalöser Bücher von verschiedenen, wie z. B. Hezekiah Woodward und John Milton". Sie deckten sich also durch einen klugen Streich, indem sie zu verstehn gaben, wie schwer ihr Amt ihnen gemacht wäre, wenn auf geschehene Denunciation nichts erfolge. Woodward war jener Freund Samuel Hartlib's, der dessen freie religiöse Ansichten theilte (s. o. S. 283), ein eifriger Pamphletist und Anhänger John Goodwins, aber keineswegs, wie Milton, ein grundsätzlicher Gegner der Censur. Er hielt sie sogar für ein ganz wohlthätiges Institut, um den Autor vor Uebereilung zu bewahren und seine Aeusserungen von einem objektiven Richter beurtheilen zu lassen. Er hatte sich aber doch entschlossen, eine seiner Schriften ohne Licenz drucken zu lassen, weil die Censoren sich geradezu geweigert hatten, sie zu lesen (¹). Milton war vor Monaten denuncirt worden, weil er sich bei Herausgabe seiner Schrift über die Ehescheidung nicht um die gesetzlichen Formen gekümmert hatte, einer Schrift, die von einem angesehenen Kanzelredner vor dem Parlament gebrandmarkt worden war. Aber die Untersuchung war eingeschlafen, und der Angeklagte hatte die Keckheit gehabt, mit den anzüglichen, uncensirten und unregistrirten Areopagitica hervorzutreten. Die Lords schienen die Sache ernster zu nehmen. Noch am selben Tage (28. December) ermächtigten sie zwei Richter, Woodward und Milton verhören zu lassen, desgleichen andere Personen, welche Master und Wardens der Stationers' Company nennen würden; eine Konfrontation zwischen diesen und den Vorgeforderten sollte stattfinden, und das Verhör sich auch auf das gegen die Lords geschleuderte Libell richten. Von Woodward lässt sich nachweisen, dass er verhört und alsbald entlassen worden ist (²). Es wurde über den Fall am 31. December 1644 den Lords Bericht erstattet. Was Milton betrifft, so ist es, nach der Notiz eines seiner Biographen, wahrscheinlich, dass er

gleichfalls vorgeladen wurde. Aber man hat es jedenfalls nicht für der Mühe werth gehalten, seinen Namen im Protokoll zu erwähnen, woferne es überhaupt zum Bericht an das Haus der Lords gekommen ist. Der Autor der Areopagitica hatte auch an dieser Stelle nichts zu fürchten, und dieser zweite Sturm, den man wegen seiner freien Ansichten gegen ihn erregen wollte, war ebenfalls ohne Schaden vorübergezogen (1).

---

Inzwischen war Milton entschlossen, seine Theorie des Scheidungsrechtes, deren Bekanntmachung die Gegner zu den Waffen gerufen hatte, nicht aufzugeben. Die Predigt Palmer's war im Druck erschienen (2). William Prynne, der fanatische Widersacher der Independenten, hatte in seinen zwölf Fragen über die Kirchenverfassung nicht nur gegen Roger Williams gezetert, der „für jedermann, sei er nun Jude, Türke, Heide, Papist, Arminianer, Anabaptist“ Glaubens- und Kultusfreiheit gefordert habe, sondern seinen Warnruf zugleich gegen andere ketzerische Meinungen erhoben, die durch den Druck verbreitet worden seien, und als Beispiele die Schriften über „die Sterblichkeit der Seele“ und „Scheidung nach Belieben“ angeführt (3). Im Anfange des Jahres 1645 war ferner jener Angriff Featley's erfolgt, der Milton gleichfalls in die Reihen der gefährlichsten Erzketzer stellte (s. o. S. 263). Und endlich war noch gegen Ende des Jahres 1644 eine förmliche Gegenschrift gegen die Milton'sche hervorgetreten, welcher der Censor taktlos genug gewesen war, eine besondere Belobigung vorauszuschicken.

Eine erste Erwiderung auf einige dieser Angriffe bildete eine neue Schrift Milton's, die etwa im Anfange des März 1645 erschien. Sie ist von den Abhandlungen, die Milton der Frage des Scheidungsrechtes gewidmet hat, die umfangreichste, aber auch für den modernen Leser die ungeniessbarste und kann in Kürze skizzirt werden, da sie im Sachlichen den früheren Schriften wenig Neues zufügt (4). Ihr

eigenthümlicher Titel: Tetrachordon: rührt daher, dass die vier Hauptstellen der Bibel, „in welchen über die Ehe und Nichtigkeit der Ehe“ gehandelt wird, aus der Genesis, dem Deuteronomium, dem Evangelium Matthäi und dem ersten Korintherbrief, hier im Zusammenhange erklärt, miteinander verglichen und auf ihre Uebereinstimmung hin geprüft werden. Eine nicht zu verachtende Gelehrsamkeit wird aufgeboten zur Verstärkung der schon früher beigebrachten Zeugnisse und Autoritäten, welche diese Stellen betreffen. Man könnte einen Abriss einer Geschichte des christlichen Eherechts, soweit er Milton möglich wurde, seinem Traktat entnehmen. In den Schriften der Kirchenväter und in den Koncilsschlüssen, im römischen und kanonischen Recht zeigt er sich auch hier wieder wohlbewandert, und in dem Heere seiner Gewährsmänner, unter denen man indess namentlich Sarcerius vermisst, sind „Felix Bidenbachius“ und „Wesembechius“ noch nicht die Geringsten. Man merkt dem Schriftsteller an, dass er sich einst auf den geistlichen Stand vorbereitet hatte. Seine Bibliothek war reich an theologischen Werken, wie sein kürzlich aufgefundenes Kollektaneen-Buch beweist.

Seine Art und Weise, die biblischen Aussprüche für seine Zwecke zu verwerthen, bleibt die gewohnte. Er wendet sich auch hier wiederholt gegen die Wortklauberei der „disputirenden Theologen“ und stellt dem Formalismus der „närrischen Kanonisten“ das „einzige Gesetz der Liebe“ entgegen, wie es „in unsere Herzen geschrieben sein soll“. Er selbst indessen kann sich, wie in der ersten Schrift, auf der einen Seite gleichfalls der sklavischen Abhängigkeit vom Bibelworte nicht entschlagen, während er sich auf der anderen Seite wiederum zu den gewagtesten Deutungen genöthigt sieht. Wir verzichten darauf, die Schlangenwege seiner Interpretation zu verfolgen und bemerken nur, dass er sie gleichfalls durch Herbeiziehung alter und neuer Autoritäten bis auf Diodati und Spanheim zu stützen sucht und durchaus von der Richtigkeit seiner Erklärung überzeugt zu sein scheint. Mehr als einmal zeigt er sich als ein Meister aller der Kunstgriffe einer schulgerechten Dialektik, obwohl er im allge-

meinen der Ansicht ist, „dass die Schrift in ihrer Majestät sich nicht zu künstlichen Theoremen, Definitionen und Korollarien, wie ein Professor auf dem Katheder erniedrigen lassen dürfe“, und obschon die Kasuistik, zu der er sich gedrängt sieht, ihm wie ein „christlicher Talmud“ vorkommt. Einen gewissen Stolz, dass es ihm nach „dem schwächlichen Verständnis so vieler Jahrhunderte“ gelungen sei, alle Stellen der Bibel mit einander in Einklang zu setzen und diejenigen, welche sich anmassen, „Lehrer zu sein“, durch Gelehrsamkeit übertroffen zu haben, kann er nicht verbergen. Er glaubt gleichsam eine grosse Entdeckung gemacht zu haben, die nicht mit dem „Athem dieses Zeitalters“ untergehn werde. Auch bemüht er sich, beim Leser keinen Zweifel daran aufkommen zu lassen, dass alle die Autoritäten, die er beibringt, nicht seine „Lehrer“, sondern seine „unerwartet gefundenen Zeugen“ seien, sodass die Ehre der selbstständigen Forschung ihm gewahrt bleibt. Eine ausserordentliche Bedeutung gewann unter diesen Zeugnissen der Entwurf einer Revision des kanonischen Rechtes, wie ihn zur Zeit Eduards VI. eine Kommission der angesehensten Laien und Kleriker ausgearbeitet hatte, und in diesem Entwurfe der auf die Scheidung bezügliche Artikel, aus dem sich für Milton's freie Ansicht Kapital schlagen liess.

Versucht man es, in diesem Werke autobiographische Aeusserungen des Dichters zu entdecken, so mag man sie immerhin in den schmerzvollen und leidenschaftlichen Worten finden, in denen er auf's neue das schwere Geschick beklagt, das einen Mann zur „unwürdigsten und niedrigsten Sklaverei“ verdammt und ihn durch den unnatürlichen Zwang einer unglücklichen Ehe bis zum Ueberdruss des Lebens bringen kann. Andrerseits findet sich eben hier eine Schilderung des Glückes der Ehe, die durch den Gegensatz der eigenen Erlebnisse nichts an Wärme verliert. Der Autor macht sich lustig über das Wort Augustin's, dass ein männlicher Freund eine bessere Unterhaltung für Adam gewesen wäre, wenn es sich nur darum gehandelt hätte, zu verhindern, „dass der Mensch allein sei“. „Es giebt, sagt er, einen eigenthümlichen

Reiz im Eheleben, ganz abgesehn von den Freuden des Ehebettes, den kein anderer Umgang ersetzt. Kein Mensch kann die Spannkraft seines Geistes, sei es in Verrichtung frommer Werke oder in gelehrten Studien bewahren, ohne mitunter von den Anstrengungen des Denkens und der Arbeit auszuruhn . . . Wir sind nicht im Stande, immer geistig oder praktisch beschäftigt zu sein, sondern wir bedürfen der süssen Erholung, in der die Seele, gleichsam der strengen Schularbeit entflohen, wie ein froher Jüngling auf der Ferien-Wanderung, in harmlosem Zeitvertreib ihre Feierstunden geniesst; sie kann das nicht ohne Gesellschaft und in keiner Gesellschaft besser als in der des anderen Geschlechtes, welches in seiner Verschiedenheit uns so ähnlich, in seiner Aehnlichkeit so verschieden von uns ist und dadurch zu einer Quelle gegenseitigen Wohlgefallens wird." Man sieht, die „wir" sind stets „wir Männer", das Weib gilt noch immer nach dem Bibelwort als „ausdrücklich für den Mann geschaffen, und er als ihr Haupt". „Sie ist für die Ehe gemacht, die Ehe aber für ihn." Von ihr ist durch jenen Apfelbiss „die Sünde ausgegangen, nichts billiger, als dass sie auch verhältnismässig niedriger steht". Doch fehlt es gegenüber diesen Aussprüchen der Härte und Selbstüberhebung nicht ganz an Zeugnissen, durch welche nicht zwar ein gleiches, aber doch ein bedeutendes Recht der Frau anerkannt wird. „Der Mann soll sie nicht als seine Dienerin betrachten, sondern ihr einen Theil an der von Gott ihm verliehenen Herrschaft vergönnen, wenn nicht zu gleichem, so doch zu einem nicht geringen Theile, als seinem eigenen Bilde und Stolz. Denn er darf in der That nicht wenig stolz darauf sein, dass ein ihm so ähnliches Geschöpf ihm unterworfen ist. Freilich können auch Ausnahmen vorkommen, wenn sie ihn an Klugheit und Geschicklichkeit übertrifft, und er freiwillig nachgiebt. Dann gilt das höhere und natürlichere Gesetz, dass der Weisere den weniger Weisen leiten soll, mag es nun Mann oder Frau sein."

So wenig Milton eine weitere Ausführung dieses Gedankens über eine ihm verständliche Art von Emancipation der Frau versucht, so viel lässt auch hier wieder seine Definition der Ehe selbst

an juristischer Schärfe vermissen. Er definirt die Ehe „als eine göttliche Institution, welche Mann und Weib in einer für die Bedürfnisse und Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens geeigneten Liebe verbindet“. Aber er verwahrt sich zugleich dagegen, sie zu einem Mysterium machen zu wollen und wendet, soferne sie die wesentlichen Bedingungen nicht erfüllt, die seine Definition voraussetzt, auch den Namen „bürgerlicher Vertrag“, „bürgerliches Band“ auf sie an. Erst später ist es ihm gelungen, sich zu voller Klarheit über diese Frage durchzuringen.

Beinahe von grösserem Interesse, als die Schrift selbst, ist die vorausgehende Widmung an das Parlament. Indem Milton auch jetzt wieder, und zwar mit Umgehung der von eben diesem Parlament erlassenen Pressgesetze, den Muth hat, seine „Waare“ lediglich „unter den Schutz dieses Freihafens“ zu stellen, lässt er es sein Erstes sein, Herbert Palmer für seine aufreizende Denunciation zu züchtigen. Er wirft ihm vor, dass er schwerlich sein Buch gelesen, dass er sich von der Kanzel herab sehr ungeistlicher Invektiven schuldig gemacht und in dem späteren Druck seiner Predigt auf Butzer's Urtheil, welches er freilich ohnehin hätte kennen müssen, gar keine Rücksicht genommen habe. Dass er selbst seine Ansicht mit seinem Namen vertreten habe, dünkt ihn nicht sowohl „frech“, als ehrenhaft und er stellt diesem Verfahren die Feigheit eben Palmer's gegenüber, der sich an einem anonymen Traktat, in dem der Krieg gegen den König gerechtfertigt wurde, betheiligt hatte(1). Sodann wehrt er sich gegen Featley, dem er seinerseits „eine eingefleischte prälatische Widerspänstigkeit gegen das herrschende Kirchen- und Staatsregiment“ Schuld giebt. Im allgemeinen findet er in seinen Gegnern nur „Ignoranz und ungelehrte Einbildung“ und dankt dem Parlament ausdrücklich mit stolzen Worten dafür, dass es „mit ruhiger Ueberlegung“ der „voreiligen Hitze“ und der „nichtssagenden Gravität“ seiner Ankläger Widerstand geleistet habe. So macht er das Parlament gleichsam zur Partei in eigener Sache, ohne sich deshalb zu niedrigen Schmeicheleien herabzulassen.

Vermuthlich hatte die langwierige Arbeit, welche die Abfassung des Tetrachordon erforderte, Milton verhindert, sofort jener Gegenschrift zu antworten, die schon Ende des Jahres 1644 in Umlauf war, und zugleich nach zwei anderen Seiten hin wuchtige Hiebe auszutheilen. Schon am letzten Oktober 1644 war vorschriftsgemäss in die Register von Stationers' Hall ein Pamphlet eingetragen, das die Aufschrift führte „Antwort auf ein Buch, betitelt: die Lehre und Wissenschaft von der Ehescheidung" u. s. w. (1) Ein Autor war nicht genannt, aber die Druckerlaubnis war von der Censurbehörde eingeholt und unter dem 14. November ertheilt worden. In seiner Freude über den Inhalt der Schrift hatte der Censor Joseph Caryl, Prediger von Lincoln's Inn und Mitglied der Synode, seine Druckerlaubnis mit dem Wunsche motivirt, „die Stärke des Ehebandes und die Ehre des Ehestandes zu sichern gegen die traurigen Uebertretungen und gefährlichen Verführungen", zu denen „in Folge gewöhnlicher Unzufriedenheit unruhige Geister und unbeständige Leute" hinneigen könnten, indem sie sich auf Milton's Ansichten stützten.

In der That war der Hauptzweck der anonymen Schrift, Milton's Argumente Schritt für Schritt zu widerlegen, und bei diesem Bestreben wurden einige schwache Seiten der Milton'schen Theorie nicht schlecht gefasst. In der Sache selbst werden dem mosaischen Gesetz zwar bedenkliche Erklärungen unterlegt, aber es wird doch gegenüber den Milton'schen Interpretations-Künsten daran festgehalten, dass es eine Eigenthümlichkeit des älteren jüdischen Volkes gewesen sei, welche Christus nicht gebilligt habe. Nicht minder werden die gefährlichen Folgen des freien Scheidungsrechtes, in dem Umfange, wie es Milton befürwortete, entwickelt. Daneben fehlt es nicht an scharfen Bemerkungen über den Milton'schen Stil, dessen bilderreiche Rhetorik sich allerdings von der gangbaren Heerstrasse weit entfernte. Indessen zeigt sich der Autor seinem Gegner doch nicht gewachsen. Er sucht zwar seine Ausführungen mit philologischen Notizen zu verbrämen, aber er lässt sich hierbei mehrere Fehler entschlüpfen. Er strebt nach witzigen Wendungen, aber er

weiss weder Flachheiten, noch Wiederholungen zu vermeiden. Er macht nach seiner Phraseologie und nach seinen Citaten den Eindruck eines Mannes, dem die Jurisprudenz nichts Fremdes war, aber auch hier decken vielfache Verstösse das Handwerksmässige seiner Bildung auf. Mit Milton's persönlichen Verhältnissen scheint er nicht ganz unbekannt zu sein. Er weiss, dass seine Wohnung in Aldersgate-Street gelegen ist. Er wirft ihm vor: „Wir glauben, dass, was dich betrifft, dir in der That keine Frau hinlänglich unterhaltend erscheint, wenn sie nicht Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Französisch spricht und gegen das kanonische Recht so gut wie du disputiren oder wenigstens mit dir darüber reden kann“. Unverzeihlich erschien, dass bei diesem Angriff immer nur auf die erste unvollständige Auflage der Milton'schen Schrift über die Ehescheidung Bezug genommen wurde, davon zu schweigen dass „das Urtheil Butzer's“ ganz unberücksichtigt blieb. Bezeichnend dafür, wess Geistes Kind der Autor war, konnte die Aeusserung sein, wenn Milton's Schrift nicht mit ein bischen hübscher Sprache überzuckert wäre, so würde alle Welt sie für werth erklären, durch den Henker verbrannt zu werden.

Milton gab seiner Erwiderung, die etwa gleichzeitig mit dem „Tetrachordon“ wiederum ohne Einhaltung der gesetzlichen Formen erschien, den Titel „Colasterion“, d. h. „Züchtigung“, und bereitete den Leser damit auf den Ton vor, den er hier anzuschlagen gedachte (1). In der That kann auch diese kleine Schrift als ein Muster der unverblümten Redeweise gelten, welche das siebzehnte Jahrhundert bei literarischen Streitigkeiten erträglich fand. Am besten kommt noch William Prynne weg, dem sein Ausdruck „Scheidung nach Belieben“ vorgehalten wird. Von einem Manne, „der so viel für die Wahrheit gelitten“, hätte Milton nicht erwartet, dass er seinen Mund zu „Lüge und Verleumdung“ aufthun würde, und er glaubt, erwarten zu dürfen, dass er seinen Ausspruch widerrufen werde. Schon viel unsanfter wird der übereifrige Censor Mr. Caryl angefasst. Caryl nahm unter seinen Amtsbrüdern eine angesehene Stellung ein, man wusste, dass er mit einem grossen Kommentar zu dem Buche Hiob beschäf-

tigt sei, der auch in zwölf Quartanten (1648—66) erschien. Dass er in der Synode eher dem milderen Independentismus als dem strengen Presbyterianismus zuneigte, konnte Milton nicht abhalten, ihm seine Meinung zu sagen (¹). Er erinnert ihn also sehr ernstlich daran, wie weit er seine Kompetenz als Censor überschritten habe, er giebt ihm zu verstehn, dass ein Mann von seiner Gesinnung, der die schwerste Seelenqual mit „gewöhnlicher Unzufriedenheit“ auf eine Stufe stellt, am wenigsten fähig sei, die Geschichte des Dulders Hiob zu erklären, er findet, dass ihm in diesem Falle seine sonstige „Ehrlichkeit, Frömmigkeit und Klugheit“ ganz abhanden gekommen sei und macht, nicht ohne einen speciellen Grund, ihn für jede einzelne Blösse, die sich sein Schützling giebt, in eigener Person verantwortlich.

Aber alle Grenzen der Höflichkeit und des guten Geschmacks werden überschritten, indem Milton seinem Gegner selbst zu Leibe geht. Er erzählt, wie er mit grossen Erwartungen die so lange ersehnte Erwiderung in die Hand genommen, wenn schon es ihn stutzig gemacht habe, dass sich ihr Verfasser mit dem Visier der Anonymität decke. Bald indess sei ihm der Grund dieser Vorsicht klar geworden. Denn beim Durchblättern der ersten Seiten sei ihm eine solche Unkenntnis des Griechischen und Hebräischen, eine solche Stümperhaftigkeit des Ausdrucks in der Muttersprache und zugleich eine solche Nichtigkeit im Sachlichen vor Augen getreten, dass er vollkommen begriffen, warum der Autor, der den Eindruck eines gebildeten „Handwerkers“ mache, aus Scham seinen Namen verschwiegen habe. Er will denn auch vernommen haben, dass schon früher eine Antwort auf seine Ehescheidungsschrift von einer „Mehrheit von Köpfen“ ausgeheckt und zur Hälfte gedruckt worden, und dass der Vornehmste in dem Komplott wirklich eine Art „Aufwärter“ gewesen sei, den sein Ehrgeiz getrieben habe, sich als dilettantischer Winkel-Advokat aufzuthun. Seine Verbündeten waren einige jener „theologischen Gelbschnäbel“, wie sie von der Universität zu kommen und auf eine fette Pfarrei zu lauern pflegen. Daher die Verbrämung mit juristischen und theo-

logischen Floskeln, daher die wunderbare Erscheinung, dass immer nur die erste Auflage der Milton'schen Schrift citirt war. Indessen wie das Machwerk nun wirklich in die Welt ausgieng, war es revidirt von einem „angesehenen Geistlichen“, „aus Liebe zur Sache“, und dieser angesehene Geistliche selbst war nach Milton's fester Ansicht niemand anders als der Censor Mr. Caryl. Mag diese von ihm vorgetragene Entstehungsgeschichte der gegnerischen Schrift nun richtig oder falsch sein, er weiss sie jedenfalls nach Kräften für sich auszubeuten. Der Censor, der beim Revidiren „geschlafen haben muss“, der „Kaplan mit seinen Antiquitäten“, der „widerliche Narr“, der in einer Gestalt als ein „Bedienter nach Anlage und Beschäftigung, ein Idiot an Lebensart und ein Advokat aus Eitelkeit“ erscheint: sie alle müssen sich in dem komischen Reigen tummeln, in dem Milton's bittere Laune sie vorführt. Er will „mit diesem Ferkel, dem nie ein Buch vorgekommen ist, nicht über Philosophie disputiren“ und seine „Worte nicht an diesen geistlosen Klumpen von Gegner verschwenden“. Zuletzt sieht er jedoch ein, dass er in seinen Ausdrücken zu weit gegangen ist und sucht sich durch das Beispiel des Hercules zu decken, der auch den Augiasstall habe ausmisten müssen.

Auf diese grobe Abfertigung ist eine weitere Gegenschrift gegen Milton's Scheidungs-Theorie nicht mehr erschienen. Aber vergessen war darum die Sache keineswegs. Während sich Edward Hyde einige Zeit nachher in seinem Asyl auf Jersey an Milton's Schriften über diese Frage ergötzte (1), während die Ketzerkataloge nach wie vor auch Milton's gedachten, glaubte ein presbyterianischer Schriftsteller 1648 die neue Doktrin nur erwähnen zu dürfen, um sie der allgemeinen Verurtheilung Preis zu geben (2). Von späteren Gegnern wurde diese Frage immer wieder aufgegriffen (3) und die Satiriker der Restaurationszeit haben in ihr reichen Stoff gefunden.

---

## Siebentes Kapitel.

### Häusliches und Politisches 1645—47.

---

Indem Milton seine Schrift „Tetrachordon“ dem Parlamente widmete, hatte er das zweideutige Wort einfliessen lassen: „Wenn das Gesetz nicht zeitig Vorsorge trifft, so muss sich das Gesetz, wie recht und billig ist, die Folgen seines Mangels gefallen lassen“. Es konnte scheinen, als deute er seine Geneigtheit an, den bestehenden Vorschriften zum Trotz die praktischen Folgerungen seiner Scheidungs-Theorie zu ziehen. Seit beinahe zwei Jahren war sein junges Weib von ihm entfernt, seine Briefe waren unbeantwortet geblieben, sein Bote war höhnisch heimgeschickt worden. Wenn dem Dichter gleich von Anfang an klar geworden war, wie sehr er sich bei seiner Wahl getäuscht hatte, so musste ein solches Benehmen ihn immer mehr in dem Wunsch bestärken, die qualvolle Fessel, die ihn für's Leben binden sollte, abzuschütteln. In der That lässt sein Neffe in seinen Erinnerungen an den Oheim durchblicken, dass von dem Plane einer neuen Verbindung die Rede war, ohne sich oder seinen Lesern klar zu machen, wie diese bei der bestehenden Gesetzgebung hätte ermöglicht werden können. „Nicht sehr lange, sagt er, nach dem Erscheinen dieser Traktate (über das Scheidungsrecht), als mehrere seiner Bekannten sich wegen der Erziehung ihrer Söhne an ihn wandten, . . . bemühte er sich um eine grössere

Wohnung und fand bald eine passende. Aber in der Zwischenzeit vor seinem Umzug trat ein Ereignis ein, welches zwar seine ganze Lebensbahn nicht änderte, aber einer grossen Angelegenheit . . ein Ende setzte, die nach mehr als wahrscheinlicher Vermuthung eben damals im Gange war. Dies war der Plan seiner Verheiratung mit einer der Töchter des Dr. Davis, einem sehr hübschen und klugen Mädchen, die aber, wie ich gehört habe, diesem Vorschlag abgeneigt war", Wir wissen nicht, wer jener Dr. Davis war, und ob vielleicht die Tochter, um welche es sich handelt, dasselbe Mädchen ist, welches in einem der Milton'schen Sonette aus diesen Jahren (s. o. S. 191) gepriesen wird. Begreiflich erscheint jedenfalls, dass sie keine Neigung zeigte, ein so ungewisses und bedenkliches Verhältnis einzugehn.

Indessen eine Wirkung hatte, nach Phillips, der ganze Plan doch gehabt. Die Familie Powell hatte „Nachricht davon" erhalten, und da die Sache des Königs gerade sehr schlecht stand, in Folge dessen auch die Vermögens-Verhältnisse des alten Powell immer bedenklicher wurden, und, was Phillips übergeht, die früheren politischen Erwägungen nun wegfielen, so „setzten sie alle Hebel an, um die junge Frau wieder auf den Grund und Boden zurückzuversetzen, auf dem sie sie kurz zuvor eingepflanzt hatten". Und nun erzählt derselbe Gewährsmann mit kurzen Worten den Plan, auf den die Powells „zuletzt verfielen". Ganz in der Nähe von Milton's Hause, in St. Martins-le-Grand Lane, wohnte einer seiner Verwandten, ein gewisser Blackborough, den er, wie man wusste, öfter zu besuchen pflegte. Auf diese Besuche hatten „die Freunde von beiden Seiten" gerechnet „wenn auch aus verschiedenen Motiven", die einen in seinem Interesse, die anderen in dem der Familie Powell. Eines Tages also „als er seinen gewöhnlichen Besuch machte, war seine Frau in einem anderen Zimmer bereit, und plötzlich ward er überrascht durch den Anblick eines Wesens, das er nie wieder zu sehn verhofft hatte, und das demüthig auf den Knieen seine Verzeihung erflehte. Er mochte anfangs vermuthlich sich unmuthig und widerwillig stellen, aber theils seine eigene edle Natur, die der Versöh-

nung geneigter war als beharrlichen Zorn- und Rachegedanken, theils energisches Zureden der Freunde auf beiden Seiten liess ihn das Geschehene vergeben und für die Zukunft Frieden schliessen. Zuletzt kam man überein, dass sie in einem befreundeten Hause bleiben sollte, bis er in seiner neuen Wohnung in Barbican eingerichtet, und alles zu ihrem Empfang fertig wäre. Sie nahm daher zunächst im Hause der Wittwe Webber (bei St. Clements-Kirche) ihren Aufenthalt, deren zweite Tochter viele Jahre vorher mit dem anderen Bruder (Christoph Milton) verheiratet worden war."

Da die Phantasie freien Spielraum hat, aus diesen mageren Notizen sich das Bild der Versöhnung beider Gatten auszumalen, so ist man mit Vorliebe auf einzelne Stellen der poetischen Werke Milton's zurückgegangen, um aus ihnen frischere Farben zu entlehnen. Und vorzüglich in einer Stelle aus dem verlorenen Paradiese mag, abgesehen von einigen für unsere Eltermutter schmeichelhaften Ausdrücken, das Gedenken eigener Erlebnisse pulsiren, jener Stelle, in welcher Adams Mitleid mit der verführten Verführerin, die er eben noch als Schlange verflucht hat, zum Durchbruch kommt (¹):

> Sie schwieg und weinte; ihre demuthreiche,
> Bewegungslose Lage, bis Vergebung
> Von ihm für die gestandne Schuld ihr ward,
> Erregt in Adam Mitleid. Weicher schlug
> Sein Herz für sie, die jüngst sein Leben war,
> Sein einziges Entzücken, kummervoll
> Zu seinen Füssen flehend jetzt gestreckt.
> Ein solch Geschöpf voll Schönheit bittet ihn,
> Den sie erzürnt erst hatte, um Verzeihn,
> Beistand und Rath. Entwaffnet stand er da,
> Sein Groll entwich . . . .

Wir wissen zwar, dass Mary Powell keineswegs jüngst „sein Leben, sein einziges Entzücken" war, auch ihre Schönheit kann nach den Ausdrücken der Milton'schen Ehescheidungs-Schriften nicht von dem bestrickenden Zauber Evas gewesen sein, aber der Dichter verzieh der Bereuenden dennoch, zumal die Tochter die Hauptschuld ihres Trotzes auf die Mutter abzuwälzen suchte (²). — Schwerlich konnte nach allem Vor-

angegangenen die Ehe eine glückliche sein, und die harte Beurtheilung des weiblichen Geschlechtes, „dieses schönen Fehlers der Natur“, die Milton durch's ganze Leben begleitete, mag in den bitteren Erfahrungen jener Jahre wurzeln. Aber bald nachdem die Versöhnung erfolgt war, etwa im Spätsommer 1645, fand sich die ganze Familie, das junge Paar, der Vater Milton, die beiden Neffen, Edward und John Phillips, nebst den übrigen Pensionären in der neuen geräumigen Wohnung vollzählig beisammen (1). Sie lag nur wenig Minuten von der bisherigen entfernt in der vorstädtischen Barbican-Strasse. Hier befand sich auch die Stadtwohnung der gräflichen Familie Bridgewater, deren Haupt, einst in fröhlichen Tagen durch die Aufführung des Comus geehrt, seitdem schwere Zeiten durchgemacht und sich nur widerwillig zur Unterzeichnung des Covenant verstanden hatte (2). Uebrigens blieb der Charakter der Nachbarschaft der gleiche, ruhig und beinahe ländlich, für ein Haus des Lehrens und Lernens ganz angemessen.

Vermuthlich war es eines der ersten Geschäfte Milton's nach dem Umzug eine neue literarische Ueberraschung vorzubereiten. Freilich nicht wieder eine jener verfänglichen Flugschriften; mit dieser Art von Veröffentlichungen hatte er für längere Zeit abgeschlossen. Vielmehr hatte er den begreiflichen Wunsch, sich der Welt auch von einer anderen, einer besseren Seite zu zeigen und sein vornehmstes Talent zur Geltung zu bringen. Noch war ausser dem Comus und dem Lycidas so gut wie gar nichts von seinen Poesieen weiteren Kreisen bekannt geworden. Es bedurfte nur der Aufforderung eines gewandten Verlegers, um ihn zu einer Sammlung seiner Gedichte zu bewegen. Humphrey Moseley, ein Freund der schönen Literatur, der im December 1644 Waller's Gedichte herausgegeben hatte, später die dichterischen Erzeugnisse der Cowley, Crashaw, Cartwright als Verlags-Artikel führte, eine Masse der dramatischen Meisterwerke aus der Zeit Elisabeth's und Jakob's für den Neudruck erwarb und hie und da wohl einen Lobvers eigenen Fabrikates lieferte, gieng, wie er selbst mittheilt, Milton um eine Herausgabe seiner poetischen Werke

an und konnte sie am 6. Okt. 1645 vorschriftsgemäss in die Register von Stationers-Hall eintragen. Er versprach sich, laut der Versicherung seines Vorwortes an den Leser, keinen grossen materiellen Gewinn von dem Unternehmen, in einer Epoche, „da das unbedeutendste Pamphlet verkäuflicher ist, als die Werke der gelehrtesten Männer“, aber er war überzeugt, sich „um seine Zeit wohl verdient zu machen“, indem er ein so wahres Musenkind an's Licht brächte, wie es seit den Tagen Spenser's nicht gesehen worden sei. Mit dessen Gedichten setzte er die englischen Milton's in einen sehr schmeichelhaften Vergleich (1). Nichts natürlicher, als dass Milton einem so kunstsinnigen Verleger, der die eigenthümliche Richtung seines jugendlichen Talentes so glücklich bezeichnet hatte, vor allen denen, welche seine prosaischen Traktate veröffentlicht hatten, den Vorzug gab. Ein dünner Oktavband brachte daher zuerst auf 120 Seiten, was von englischen und italienischen Dichtungen bisher vorhanden war, mit Ausschluss der Elegie auf den Tod der kleinen Phillips und der poetischen College-Uebung von 1628. Dann folgten auf 88 Seiten die lateinischen Dichtungen, zunächst die in elegischem Versmass, darauf die übrigen unter dem Gesammtnamen der „Sylvae“; zwei griechische Versuche, die Uebersetzung des 114. Psalmes und ein anderes charakteristisches Fragment (Philosophus ad regem quendam etc.) waren zwischen sie eingeschoben. Vor dem Comus waren die ehrenden Zeilen von Lawes und Wotton so wenig vergessen, wie vor den lateinischen Gedichten die Komplimente der italienischen Freunde. Ein kurzes Vorwort des Dichters suchte den Abdruck der letzten zu rechtfertigen. Er rechnete sich „die Meinung weiser und berühmter Männer“ zu einer hohen Ehre an, wies aber die Zumuthung ab, als wolle er mehr Lob verlangen „als billig sei“. Die möglichst genaue Angabe der Entstehungszeit fast jedes Gedichtes, die ausdrückliche Bemerkung, dass die lateinischen grössten Theils vor seinem zwanzigsten Jahr verfasst seien, das bezeichnende Motto aus Virgils siebenter Ekloge: alles deutet auf die Absicht hin, dem lesenden Publikum klar zu machen, wo die eigentliche Stärke des Autors liege, der

ihm bis dahin fast nur als stürmischer Pamphletist bekannt geworden war.

Nur der Kupferstich vor dem Bändchen, welcher auch mit den Gesichtszügen des Dichters vertraut machen sollte, war in Gefahr alles zu verderben. Milton's Brustbild erschien hier in einer allegorischen Umrahmung so unähnlich wie möglich, mit einem halb grimmigen, halb stupiden Gesichtsausdruck, einer Stirne, die Salmasius später als „eisern" bezeichnen konnte, in steifer Haltung und alles in allem wie absichtlich karrikirt. Der Künstler, der dies Machwerk auf Wunsch des Verlegers geliefert hatte, war nicht der unbedeutende Mann, zu dem ihn Milton später hat stempeln wollen. William Marshall hat als beliebter Zeichner und Stecher manchen Titelkupfer der Zeit geliefert und wurde namentlich von Moseley häufig in Anspruch genommen. Er pflegte eine Skizze nach der Natur zu machen, aber die Umschrift dieses Porträts, in lächerlichem Kontrast zu dem mürrischen Ausdruck des keineswegs bartlosen Gesichtes, deutet an, dass er jenes frühere Bild des einundzwanzigjährigen Milton gleichfalls als Vorlage benutzt hat (1). Nun hatte der Dichter schon ohnehin Grund genug, Marshall nicht sehr gewogen zu sein. In Featley's „Dippers dipt", woselbst des Ketzers Milton gedacht war, hatten sich Karrikaturen von Marshall's Hand zur Verspottung der einzelnen Sekten befunden. Schon in seiner Abwehr gegen Featley hatte der Angegriffene in einem unverkennbaren Wortspiel auch den Kupferstecher bedacht (2). Möglich, dass die Erinnerung daran Milton von Anfang an gegen Marshall einnahm und ihn unwillig machte, dem Künstler öfter zu sitzen; gewiss, dass er sich nicht versagen konnte, als der Stich fertig war, eine geistreiche Rache zu nehmen. Er drang nicht auf eine Vernichtung der Platte, aber er liess ein Motto von vier griechischen Versen unter das Brustbild setzen, von deren Inhalt der Stecher keine Ahnung hatte. Sie enthielten eine bittere Kritik Marshall's selbst und gaben ihn dem Gelächter der Freunde Preis, die zwischen dem Original und dem Nachbild vergleichen konnten. Mit diesen Zeilen giengen Bild und Buch in die Welt, aber die Feinde Milton's haben

dennoch beständig Gelegenheit genommen, sich an seiner verpfuschten Physiognomie über Gebühr zu weiden ([1]).

Einige kleine Gedichte, welche in diesen Jahren entstanden sein müssen, konnten bis auf eines erst nach langer Zeit in einer späteren Auflage der Poesieen dem grösseren Publikum bekannt werden. Als das dünne aber inhaltreiche Bändchen unter Moseley's Firma erschien, waren sie vermuthlich sämmtlich noch gar nicht vorhanden. Dahin gehört das preisende Sonett an den „Freund“ Henry Lawes, dem höherer Ruhm zugesprochen wird als jenem Dante'schen Freunde, Casella. Es war derselbe Lawes, der auch auf dem Titel der Milton'schen Gedichte als Komponist der Gesänge zu den Arcades und zum Comus figurirte. Mit dem geschätzten Musiker konnte der Dichter die früheren Beziehungen um so leichter wieder anknüpfen, je häufiger Lawes Gelegenheit hatte seine Strasse aufzusuchen, die auch seine alten Gönner, die vornehme Familie der Bridgewater, beherbergte. Politische Meinungsverschiedenheit konnte das alte Freundschaftsband nicht zerreissen. Die Brüder Lawes waren freilich, wie das bei ihrer Stellung kaum anders zu erwarten war, royalistisch gesinnt. Der ältere William war sogar zu den Fahnen des Königs geeilt und hatte, zu grossem Kummer Karl's I., bei der Belagerung von Chester (Okt. 1645) den Tod gefunden. Henry hatte währenddess in London gelebt und sich durch Gesang-Unterricht ernährt. Das Gebiet der Kunst musste für ihn wie Milton ein neutrales sein. Mitten in den Wirren der Revolution (9. Febr. 1646) hat dieser ihm ein Denkmal in jenen ehrenvollen Versen gesetzt, und Lawes war stolz darauf, sie 1648 seinen „ausgewählten Psalmen“ vordrucken zu können, die ebenfalls in Moseley's Verlag erschienen und keinem anderen als dem besiegten König selbst gewidmet sind ([2]).

Einige andere poetische Schöpfungen beweisen, dass Lawes nur ein Glied eines grösseren Freundeskreises war, dem sich Milton in diesem Lebensabschnitt nahe fühlte. Freilich die eine, wiederum ein Sonett von unvergleichlicher Zartheit und Innigkeit, ist der melancholische Abschiedsgruss an eine „christliche Freundin“, welche „diese irdische Last des Todes, die man

Leben nennt und die uns vom wahren Leben scheidet, sanft abgestreift" hatte. Wir kennen nur ihren Namen, Katharina Thomson, und den Tag ihres Todes, den 16. Dec. 1646, aber aus den tief empfundenen Worten des Dichters geht hervor, wie nahe die fromme, mildthätige Verstorbene ihm gestanden haben muss (1). — Einen humoristischen Charakter trägt dagegen ein lateinisches Gelegenheitsgedicht, das sich durch eine eigenthümliche metrische Form auszeichnet, und dessen Inhalt zu einer Erwähnung anderer Bekannten Milton's veranlasst. Er hielt etwas darauf, diesen und jenen durch Dedikations-Exemplare seiner Schriften zu erfreuen. Einer der bekanntesten Flugschriften-Sammler dieser Zeit, der Buchhändler George Thomason hat, obgleich er royalistisch gesinnt war, eine ganze Anzahl der literarischen Erzeugnisse Milton's gleich nach ihrem Erscheinen von ihm zum Geschenk erhalten (s. d. Anhang). Ebenso liess er für den gelehrten Schotten Patrick Young, welcher der königlichen Bibliothek in St. James vorstand, es aber mit dem Parlamente hielt, ein Bändchen seiner bisherigen Prosa-Schriften, mit Ausnahme der Skizze über die Erziehung, zusammenstellen und schmeichelte ihm mit dem Worte, „er wünsche sich wenige Leser wenn sie ihm nur glichen" (2). Und etwa gleichzeitig gieng eine ähnliche Sendung an einen anderen Bibliothekar von Ruf ab, der den ausdrücklichen Wunsch geäussert hatte, Milton's Schriften zu erhalten, und welchem dieser mit der ausdrücklichen Absicht willfahrte, die Schätze seines Geistes der Nachwelt überliefert zu sehn. Es war John Rous, der Vorstand der berühmten Bodleiana, dessen Bekanntschaft Milton möglicher Weise schon 1635 gemacht hatte, (s. o. B. I. S. 239) und der sich inmitten des royalistischen Oxford eine politische Gesinnung bewahrte, die ihn die Denkweise des Dichters würdigen liess. Auf seine Bitten hatte ihm Milton alles, was er bisher in Prosa hatte erscheinen lassen, und zugleich das Bändchen seiner Gedichte zugesandt und sich versprochen, dass die Aufnahme seiner Werke „in die altberühmte Bibliothek, wie in einen Tempel ewigen Gedächtnisses", einen Schutz gegen den „bösen Willen und die Verleumdung" seiner Feinde bilden

werde. Er hatte ein eigenhändiges Verzeichnis der einzelnen übersandten Stücke am Anfange des Sammelbandes der Prosa-Traktate hinzugefügt, aber das Bändchen der Gedichte, das auch auf dieser Liste stand, war in Folge irgend eines unglücklichen Zufalls nicht angekommen. Rous erbat sich dies daher von neuem und hatte den Vortheil, zu gleicher Zeit eine am 23. Jan. 1647 verfasste, kunstvolle lateinische Ode von der Hand Milton's zu erhalten, die sich in dem nunmehr richtig anlangenden Exemplar der Gedichte eingeklebt fand. So launig das mögliche Schicksal jenes ersten verlorenen Exemplares hier behandelt wird, so bricht doch gleichzeitig die ernste Betrachtung über den „traurigen Bürgerkrieg", der den Musensitz Oxford so schwer geschädigt hatte, durch. Und am Schluss wird wieder mit Siegesgewissheit die Hoffnung ausgesprochen, dass einst „die Enkel" und ein „klügeres Zeitalter" billiger als die Gegenwart über diese Aeusserungen seines Geistes, die der Autor dem Schutze des wackeren Bücherbewahrers anvertraute, urtheilen werden (1).

Milton hatte gute Gründe, so deutlich auf die Verleumdungen und Angriffe anzuspielen, deren richtige Würdigung er erst von einer fernen Zukunft erwartete. War sein Weib auch zurückgekehrt, hatte er selbst die Kontroverse über die anstössige Frage der Ehescheidung ruhen lassen, so hatte man doch im presbyterianischen Lager seiner nicht vergessen.

Seine letzten Schriften, die sich mit jenem Thema beschäftigten und vorzüglich „Tetrachordon" hatten den grössten Unwillen erregt, und unter den presbyterianischen Schriftstellern, deren Ketzerverzeichnisse die Zeit über die ihr drohenden Gefahren aufklärten, hatten zwei sich veranlasst gesehn, Milton beim Namen zu nennen. Beide waren Männer von Bedeutung, jener Thomas Edwards, der im ersten Theil seiner Gangraena, Anfang 1646, „Milton's Lehre von der Ehescheidung" als „Irrthum, Ketzerei und Blasphemie Nr. 154" bezeichnet hatte, und jener Robert Baillie, das wichtige schottische Mitglied der Synode, dessen „Warnung vor den Irrthümern der Zeit" Ende 1645 in ihrem ersten Theile nicht dem Independentismus als solchem Schuld geben wollte, was „Mr.

Milton" und in ähnlicher Weise höchstens dieser oder jener aus „Neu-England" über „die volle Freiheit sein Weib zu verstossen" gelehrt habe([1]). Auch kamen beide in Fortsetzungen dieser Schriften wiederholt auf Milton zurück.

So vielfachen Angriffen ausgesetzt, griff auch er wieder zu den Waffen. Aber wenn er sich bisher gegenüber dem Presbyterianismus, wie einst gegenüber dem Prälatismus, des Streitkolbens wuchtiger Prosa bedient hatte, so schoss er nun, durch die Herausgabe seiner Gedichte wieder auf sein altes Feld zurückgeführt, seine scharfen poetischen Pfeile gegen ihn ab. Freilich wurden seine Verse erst lange nachher durch den Druck bekannt, aber sie mögen doch damals wenigstens Freunden des Dichters nicht vorenthalten worden sein. Für polemische Zwecke musste die Form des Sonetts, welche Milton seit seiner italienischen Reise mit sichtlicher Vorliebe pflegte, ihm erst recht geeignet scheinen. Legte sie ihm auch eine gewisse Beschränkung auf, so war sie dem Ausdruck reiner Reflexion entschieden günstig und konnte durch einschneidende Wendung vorzüglich gegen den Schluss hin höchst wirksam werden. Unter dem gemeinsamen Titel: „Auf die Verleumdung, die meiner Abfassung gewisser Traktate folgte", sind zwei Sonette etwa Anfang 1646 entstanden, von denen das eine mehr einen humoristischen, das andere mehr einen pathetischen Charakter an sich trägt([2]). Dieses scheint zufolge der cambridger Handschrift der Milton'schen Gedichte das frühere zu sein. Es spricht grob genug von dem „barbarischen Lärm der Eulen, Kuckucks, Esel, Affen und Hunde", der sich gegen ihn erhoben, welcher seinem Geschlecht die „alte Freiheit" zurückerobern wollte:

> Nach Freiheit brüllen sie in blinder Wuth
> Und murren, will die Wahrheit sie befrei'n.
> Sie meinen „Frechheit", wenn sie „Freiheit" schrei'n;
>
> Denn wer die liebt muss weise sein und gut.
> Sie aber sind für solchen Ruhm zu klein,
> Trotz aller Opfer so an Gut wie Blut.

Das andere Sonett dagegen macht sich lustig über das begreifliche Erstaunen, mit dem man einen Titel wie den

„Tetrachordon“ begrüsst hatte. Es wäre vergebliche Mühe, die Reimkunststücke nachahmen zu wollen, die Milton mit Zugrundelegung des fremden Wortes in den Quadernarien zum besten giebt. Wie zum Trotz zeigt er, dass es möglich ist, Reime darauf zu finden. Aber er fragt zugleich seine ungelehrten Kritiker, ob denn dies bespöttelte Wort so viel schwerer zu behalten und auszusprechen sei, als die schottischen Namen Gordon, Colkitto, Macdonell, Galasp, die damals in aller Munde waren, deren drei letzte ein und dieselbe Persönlichkeit bezeichneten, jenen gigantischen Hochländer, welcher, wie mehrere der Gordons, Montrose bei seinem abenteuerlichen Kampfe für die Sache des Königs zur Seite stand. Das waren Erinnerungen, die den Presbyterianern nur unangenehme Empfindungen erwecken konnten.

Noch empfindlicher mussten sie aber durch ein drittes Gedicht verletzt werden, ein Sonetto colla coda, dessen Entstehungszeit allerdings nicht mit Gewissheit anzugeben ist (1). Sein ursprünglicher Titel: „Auf die Gewissenstyrannen“, wurde später im Druck durch die Erweiterung: „Auf die neuen Gewissenstyrannen unter dem langen Parlament“ noch mehr verdeutlicht (2). Niemand anders als die presbyterianische Geistlichkeit in Bausch und Bogen ist damit gemeint, aber die persönlichen Angriffe, die Milton von dieser Seite erfahren hatte, bewogen ihn, bei der ersten Niederschrift sogar des „ohrenlosen Prynne“ zu gedenken, sodann aber u. a. den „seichten (nach dem ersten Koncept den „verrückten“) Edwards“ und den „Schottischen wie heisst er doch“ mit welchem unzweifelhaft Baillie gemeint ist, ausdrücklich hervorzuheben. Das sind die Leute, „von denen sich Männer im Druck als Ketzer gebrandmarkt sehen müssen, deren Leben und Gelehrsamkeit, Glaube und Reinheit der Absicht vom Apostel Paulus hochangesehn gewesen sein würden“. Das ist die Genossenschaft, die sich der „Prälatenherrschaft entledigt“, die Liturgie abgeschworen hat, um das alte System in anderer Form wieder aufzurichten, vielfache Aemter und Würden in einer Hand zu vereinigen, die „von Christus befreiten Gewissen zu knechten“ und durch ihre „Hierarchie mit ihren Klassen-Versammlungen

zu herrschen". Aber der Dichter hofft, dass alle diese „Schliche, schlimmer als die von Trient", entdeckt, und dass die herrschsüchtigen Pläne des neuen Klerus zu Schanden gemacht werden. Er rechnet auf das Parlament und hat in epigrammatischer Kürze das Wort der Anklage herausgefunden, das nach seinen Wünschen die Vertreter der Nation den „neuen Gewissenstyrannen" entgegenschleudern werden. Es ist nur eine Verschärfung jenes Ausspruches der Areopagitica, „dass Bischöfe und Presbyter dem Namen wie der Sache nach dasselbe bedeuten", durch das Spielen mit dem Worte „Presbyter" (Aeltester) besonders geistreich, aber ebendeshalb am besten in originaler Fassung erkennbar:

„New Presbyter is but old Priest writ large".

Es war für einige Zeit das letzte Wort, das Milton's Zorn dem Presbyterianismus zurief. Auch dieses in seiner vernichtenden Härte wird erst erklärlich, wenn man sich erinnert, welchen Gang die grossen Angelegenheiten von Staat und Kirche inzwischen genommen hatten.

---

Nach den durchgreifenden Beschlüssen des Parlaments war die Reorganisation des Heeres mit raschen Schritten im Frühjahr 1645 vorwärts gegangen. Allerdings an mancherlei Hindernissen einer so gründlichen Umänderung, der Verschmelzung der bestehenden Armeen in eine und des Wechsels in den wichtigsten Posten, hatte es nicht fehlen können. Aber die Absichten derer, welche auf Neuordnung des Militärwesens gedrungen hatten, wurden doch erreicht. Ein einheitliches Heer von über 20,000 Mann kam zu Stande, dessen Zusammensetzung und Leitung sich nach eben den Grundsätzen richtete, welche Cromwell bisher in seinem beschränkten Kreise angewandt hatte. Die Rücksichten auf eine bestimmte religiöse Richtung, auf Ansprüche von Stand und Alter traten zurück hinter dem Endzweck, ein tüchtiges und gefügiges Instrument für die energische Führung des Krieges zu

schaffen. In der Masse der Regimenter waren jene Sekten, deren Erinnerung den strengen Presbyterianer schaudern liess, vielfach vertreten. Neben den Trägern altberühmter Namen in den oberen Officierstellen, erblickte man u. a. einen John Hewson, der von Haus aus ein Schuhmacher, einen Thomas Harrison, der zuvor Schreiber bei einem Advokaten gewesen sein soll, einen John Okey, dem die Royalisten eine Reihe von untergeordneten Berufsarten, vom Kärrner bis zum Lichtzieher, nachrechneten. So auffallend die Jugend vieler der höheren Officiere erscheinen musste, so grosse militärische Talente waren unter ihnen verborgen, und dieser und jener, den seine Fähigkeiten in der Folge hoch emporhoben, war Milton persönlich genau bekannt oder konnte später von ihm dem Kreise seiner Freunde zugerechnet werden. Cromwell's Verwandtschaft war bei der Besetzung der höheren Posten nicht schlecht bedacht worden, und den genialsten Soldaten selbst wollte man in dem Rahmen des neuen Heeres nicht missen. Zu der Zeit als man über die zweite Selbstentäusserungs-Ordonnanz schlüssig wurde, befand sich Cromwell mit Waller auf einer Expedition im Westen. Von ihr zurückgekehrt, erhielt er sofort von dem „Committee der beiden Königreiche“ einen neuen militärischen Auftrag in Oxfordshire, dessen er sich mit gewohntem Geschick entledigte, noch ehe die vierzig Tage verstrichen waren, nach deren Ablauf auch er, als Parlamentsmitglied, sein Kommando niederzulegen hatte. Aber zunächst verlängerte eine parlamentarische Ordonnanz die Frist wie für andere, so für den Unentbehrlichen auf weitere vierzig Tage. Danach kam am 10. Juni 1645 eine Petition des Höchstkommandirenden und anderer Officiere zur Verlesung, die in einem kritischen Augenblick des Krieges Cromwell dringend für die leer gelassene Stelle des Lieutenant-Generals erbat, und der man sich um so weniger zu widersetzen wagte, da der Wortlaut der neuen Selbstentäusserungsbill einer Wiederanstellung einzelner Parlamentsmitglieder nicht entgegenlief. Man wählte auch jetzt noch die Form wiederholter Fristerstreckung, ohne daran zu denken, sie jemals widerrufen zu wollen.

So hatte der Independentismus durch die neue Organisation entschieden an Kraft gewonnen. Vom Inhaber des höchsten Postens hatten die Presbyterianer nichts zu hoffen. Die zweite Stelle nahm der „grosse Independent“ selber ein, der von Anfang an das treibende Element des Ganzen war. Unter den Feldpredigern spielten hervorragende Independenten, wie jener aus Amerika herübergekommene Hugh Peters, keine kleine Rolle. Und die Masse des Heeres fühlte sich als eine einheitliche Körperschaft, deren Glieder stolz darauf waren, als freie Engländer und nicht des Soldes wegen die Waffen ergriffen zu haben, fähig, religiösen Enthusiasmus mit strengster Disciplin zu verbinden, heute mit Gesang und Gebet in frommen Konventikeln vereint, um morgen als Männer von unbedingtem Gehorsam und todverachtendem Muth dem Feinde entgegenzutreten. —

Der Feldzug des Sommers 1645 offenbarte, welche Kraft in dem neuen Heere verborgen lag, so sehr sich auch hie und da noch die Mängel fühlbar machten, die jede grosse Umbildung der Art bei ihren ersten Proben mit sich zu führen pflegt. Der König hatte freilich seine besten Hoffnungen auf die Verwirrung gesetzt, die im Augenblick dieser Umbildung auf der Seite seiner Gegner eintreten müsse, und sich überhaupt entsprechend der sanguinischen Art seines Naturells ein reiches Bild der kommenden Erfolge ausgemalt. Aus Schottland von Montrose tönte Siegesbotschaft auf Siegesbotschaft zu ihm herüber. Von den katholischen Rebellen Irlands, mit denen er heimlich über einen Frieden verhandeln liess, erwartete er ansehnliche Hilfe. Durch die Bemühungen der Königin hoffte er in der zusammengewürfelten Armee des Herzogs von Lothringen werthvolle Unterstützung zu erhalten. Auch brachte ihm der Beginn des Feldzuges mehr als einen Triumph. Im Westen, dessen loyale Bevölkerung den jungen Prinzen von Wales freudig in ihrer Mitte begrüsste, stand seine Sache vortrefflich. Selbst Taunton, eine der wichtigsten parlamentarischen Garnisonen, durch Robert Blake's heroische Vertheidigung unsterblich geworden, schien mehr als ein Mal den unsäglichen Leiden der Belagerung erliegen zu müssen. In den Mittel-

landen, unterstützt durch die Prinzen Rupert und Moritz von der Pfalz, nahm der König nach wie vor eine bedrohliche Stellung ein, bereit, je nach dem gegen die Hauptstadt, die östliche Association oder nordwärts vorzubrechen. Durch frische Truppen aus dem Westen verstärkt, mit Rupert glücklich vereint, machte er sich im Mai in der That in dieser letzten Richtung auf und schien dadurch die Absicht einer Vereinigung mit Montrose kundzugeben. Kaum wurde die Nachricht seines Anmarsches bekannt, als Chester, so wichtig wegen der Verbindung mit Irland, das parlamentarische Belagerungsheer abziehen sah, und das schottische Heer im Norden, das sich nur zögernd etwas vorwärts bewegt hatte, eilig wieder zurückwich. Inzwischen hatte sich Fairfax, aus den westlichen Grafschaften herbeigerufen, mit Cromwell verbunden, und beide schickten sich an, Oxford zu belagern, den Sitz des Prinzen von York, das Hauptquartier des Royalismus, dessen Eroberung in Abwesenheit des Königs nicht unmöglich erschien. Aber schon hatte dieser selbst eben deshalb die Richtung seines Zuges geändert. Er wandte um nach Staffordshire, drang weiter südöstlich in Leicestershire ein und stürmte am 30. Mai die Stadt Leicester, deren Bürgerschaft die ganze Zügellosigkeit der Kavaliere zu erfahren hatte. Sofort eilte Cromwell den bedrohten östlichen Grafschaften zu Hilfe, Fairfax brach die Belagerung von Oxford ab, um dem König entgegen zu ziehen, in London war alles, unter dem Eindruck der letzten Nachrichten, voll Eifer, dem Heere Verstärkungen zugehen zu lassen. Man sehnte sich nach einem entscheidenden Schlage, und der König hatte das Seinige gethan, die Möglichkeit eines solchen herbeizuführen.

Auf der einen Seite, von seinem Neffen Rupert gedrängt, seinen Marsch nach Norden wieder aufzunehmen und dadurch die Feinde hinter sich herzuziehen, auf der andern, von Lord Digby, Oxford zu Hülfe zu eilen, hatte er weder in dieser noch in jener Richtung entschiedene Schritte gethan, sondern in sorglosem Optimismus inne gehalten, um Verstärkungen abzuwarten. Da zog sich das Netz des Verderbens um ihn zusammen. Fairfax koncentrirte um Northampton

seine Streitkräfte. Cromwell, eben damals vom Hause der Gemeinen als General-Lieutenant bestätigt, traf mit seiner Reiterei bei ihm ein. Noch dieselbe Nacht machte Henry Ireton, der von der Jurisprudenz zum Soldatenhandwerk übergegangen war, und den ganz England bald als Cromwell's genialen Schwiegersohn kennen lernte, einen rekognoscirenden Angriff, welcher bewies, dass der König nunmehr doch auf's neue den Weg nach Norden einschlagen wolle. Aber die überlegenen Feinde so dicht auf den Fersen, liess sich diese Absicht nicht mehr ausführen. Es blieb nichts übrig, als die Schlacht zu wagen, und Karl I. entschloss sich, dem Feinde entgegenzurücken. So kam es am 14. Juni zu dem Entscheidungskampfe, der seinen Namen vom Dorfe Naseby erhalten hat, auf dessen Anhöhen die parlamentarische Armee sich ordnete. Ihre Reiterei, Cromwell zur Rechten, Ireton zur Linken, bildete die Flügel, Skippon stand mit dem Fussvolk im Centrum. Auf einer ähnlichen Bodenerhebung, südlich von Harborough, stellte der König seine Truppen auf, gleichfalls die Masse des Fussvolks eingerahmt von der Kavallerie, Prinz Rupert auf dem rechten Flügel, Sir Marmaduke Langdale auf dem linken. Auf beiden Seiten fanden die Geschütze günstige Stellungen auf den Anhöhen, beide hatten ansehnliche Reserven hinter sich. Wie gewöhnlich riss auch hier Ruperts Ungestüm zum überstürzten Angriff gegen den besonnenen Gegner fort. Auch blieb ihm selbst sein altes Reiterglück treu. In unwiderstehlichem Ungestüm sprengte er Ireton's Schwadronen auseinander, ihr Führer, mit verzweifelter Wuth kämpfend, wurde verwundet und gerieth vorübergehend in Gefangenschaft. Aber auch darin blieb der wilde Prinz sich gleich, dass er, rücksichtslos vorwärts stürmend, durch die Reserven in's Lager und in die Bagage der Feinde einbrach, wodurch er sich starke Verluste zuzog und auf dem Schlachtfeld werthvolle Minuten versäumte. Hier hatte währenddess das Fussvolk in erbittertem Kampfe mit einander gerungen. Unter den Augen des Königs hatten seine Regimenter mehrere der Gegenseite geworfen, Skippon ward schwer verwundet, Fairfax sprengte, nachdem ein Säbel-

hieb ihn seines Helmes beraubt, baarhäuptig durch die Reihen und suchte durch persönliche Tapferkeit die Ordnung wieder herzustellen. Die Entscheidung kam auch dies Mal von Cromwell. An seinen Eisenseiten prallte der feindliche Angriff ab, aber seinem eigenen Ansturm, dem Feuer der Karabiner, den Hieben der Schwerter war der Gegner nicht gewachsen. Er trieb ihn in die Flucht, wandte sich, um dem Fussvolk Luft zu machen, erfüllte die feindlichen Regimenter mit panischem Schrecken und hatte noch Kräfte genug zum letzten Stoss zur Verfügung, während der König mit Wort und That umsonst sich bemühte, aus den Trümmern seines Schlachthaufens und Ruperts abgehetzten Schaaren eine neue Truppe des Widerstandes zu bilden. Als alles verloren war, floh er an der Spitze der zusammengerafften Reiterei in der Richtung nach Leicester. Seine Kanonen, seine Fahnen und Waffen, sein Lager nebst den Damen vornehmen und niederen Standes, die den Kavalieren gefolgt waren, wurde erbeutet.

Es war verhängnisvoll für den König, dass hier auch ein grosser Theil seiner Briefschaften in die Gewalt seiner Feinde gerieth. Man erhielt einen überraschenden Einblick in seine Korrespondenz mit der verhassten Königin, seine Unterwürfigkeit unter ihre Rathschläge, seine Absicht, fremde Truppen in's Land zu führen, seine Pläne, den Katholiken als Preis für ihre Unterstützung Befreiung von den Strafgesetzen zu gewähren, sein Verlangen, sich gegen frühere Zugeständnisse des Parlaments zu entledigen, seine diplomatischen Intriguen und Winkelzüge. Niemals war der Gegensatz seiner feierlichsten Erklärungen und seiner wirklichen Intentionen so deutlich hervorgetreten. Die öffentliche Vorlesung der Papiere vor der londoner Bürgerschaft in der Guildhall, die Bekanntmachung durch den Druck erregte einen Sturm der Entrüstung in den puritanischen Gemüthern, die sich auf's neue überzeugt hielten, die Freiheiten des Landes und den Bestand des Protestantismus nur durch siegreiche Beendigung des Kriege sschützen zu können.

Inzwischen hatte das parlamentarische Heer seinen ausserordentlichen Sieg mit Eifer verfolgt. Leicester musste kapi-

tuliren. Der König gab sehr bald die Absicht auf, nach Norden zu entweichen, und warf sich an die Grenze von Wales. Prinz Rupert trennte sich von ihm, um Bristol zu halten. Aber Schlag auf Schlag zertrümmerten die feindlichen Schaaren alle Hoffnungen, welche den Royalismus bis dahin in den südwestlichen Grafschaften erhoben hatten. Das tapfere Taunton sah sich nun endgiltig befreit. Die königlichen Truppen unter Goring wurden zersprengt. Ein fester Platz nach dem andern fiel in Fairfax' und Cromwell's Gewalt. Das Landvolk, das sich in diesen Gegenden eine selbstständige Organisation gegeben hatte, anfangs, um sich gegen die soldatische Gewalt von beiden Seiten zu wehren, alsdann für einen Ausgleich mit dem König thätig, konnte den Siegeslauf der parlamentarischen Truppen nicht aufhalten. Zugleich kam die Nachricht von kriegerischen Erfolgen des Parlaments im Norden, von der Einnahme Carlisle's durch das Hilfsheer der Schotten, ihrem entschiedenem Vorrücken nach Süden, ihrer Einschliessung Hereford's. Von Irland, vom Festland war so bald keine Hilfe zu erwarten. Mehr als einer der Vertrauten, Prinz Rupert selbst von Bristol aus, riethen dringend zum Frieden.

Karl I. hatte ein Auge für den drohenden Ruin, aber im Moment der höchsten Bedrängnis hielt er entschiedener als je daran fest, die von den früheren Monarchen überkommene „kirchliche und militärische Gewalt der Krone“ nicht mindern zu lassen und „seine Freunde nicht aufzugeben“. Und von einer Seite winkte der königlichen Sache noch eine Hoffnung. Montrose hielt den ganzen Sommer auf seiner Siegeslaufbahn nicht inne und trieb die Streitkräfte der Covenanters, wo immer er auf sie traf, auseinander. Da der König nicht wagen konnte, mit dem Material, das er aus Wales aufgeboten hatte, den bedrängten südwestlichen Grafschaften zu Hilfe zu eilen oder den Entsatz von Hereford zu versuchen, führte er mit wenig Reiterei, ohne von den Schotten belästigt zu werden, einen kühnen Zug quer durch's Land in nordwestlicher Richtung aus, zog in Nottinghamshire einige Verstärkungen an sich und rückte bis Doncaster

vor, um von dort eine Vereinigung mit Montrose zu bewerkstelligen. Aber die schottische Reiterei unter David Leslie, vom Hereforder Belagerungsheer losgelöst, war ihm auf den Fersen, parlamentarische Truppen waren im Anrücken, sein eigener Anhang war schwach, und er beeilte sich, um einer Katastrophe zu entgehen, sich wieder südwärts zu wenden. Am 29. August langte er in Oxford an.

Noch einmal riss ihn die Nachricht des grössten Sieges Montrose's bei Kilsyth (15. August), der Glasgow und Edinburg in seine Gewalt gab, zu neuen Unternehmungen fort. Er brach auf, um Hereford zu entsetzen, aber schon ehe er anlangte, hatten die Schotten die Belagerung aufgehoben, um sich, erschreckt durch die Berichte aus der Heimat, ihren Grenzen wieder zu nähern. Er beabsichtigte darauf Bristol zu Hilfe zu kommen, dessen Einschliessung Fairfax begonnen hatte. Aber da er die von Rupert vertheidigte Stadt auf lange Zeit für widerstandsfähig hielt, zog er sich wieder, wie nach der Schlacht von Naseby, einige Tage auf das Schloss Ragland zu dem getreuen Marquis von Worcester zurück, dem grossen katholischen Lord, dessen Sohn, Lord Herbert, Graf von Glamorgan, heimlich für den König in Irland thätig war. Da traf ihn die unerwartete Botschaft, dass Prinz Rupert nach einem Sturm der Belagerer Bristol, den Hauptstützpunkt des Royalismus im Westen, überliefert habe (11. September). Auf's neue erschien die Vereinigung mit Montrose als einzige Rettung [1]. Durch die Berge von Nord-Wales gieng der schwierige Weg, dessen nächstes Ziel die Befreiung des wieder belagerten Chester bildete. Aber obwohl der König in die Stadt gelangte, geriethen die Royalisten doch zwischen das Feuer der Belagerer und der Verfolger. Mit empfindlichem Verlust sah sich der König auch jetzt von der Strasse nach Norden abgedrängt. Zugleich musste er erfahren, dass auch dort seine letzte Stütze gebrochen, dass Montrose am 13. September bei Philiphaugh im Forst von Ettrick an der Grenze beider Länder von Leslie's Reitern überfallen, und dass aus dem glänzenden Sieger in wenig Stunden ein machtloser Flüchtling geworden war.

Die Lage Karls I. wurde immer verzweifelter, und der

Plan, England zu verlassen, um sich den Winter auf der Insel Anglesey zu verschanzen, tauchte auf. Er wurde aufgegeben, ohne dass der gefahrvolle Marsch nach Newark Aussicht auf irgend welchen Erfolg hätte bieten können. Hier stellte Prinz Rupert sich wieder ein, mit welchem der König nach dem jähen Verluste Bristols auf Digby's Betreiben vollständig gebrochen hatte. Rupert erwirkte zwar vom Kriegsrath eine Ehrenerklärung, aber der Riss zwischen ihm und dem König, durch Kränkungen seiner militärischen Freunde erweitert, gieng so tief, dass nach einer heftigen Scene der Prinz nebst seinem Bruder zu dem Entschluss gelangte, England zu verlassen. Sein Gegner im königlichen Rath, Lord Digby, auf einem tollkühnen Zuge nach Schottland begriffen, von wo ihm täuschende Nachrichten eines neuen Erfolges Montrose's zugekommen waren, entgieng eben damals mit knapper Noth und Hinterlassung wichtiger Papiere der Gefangenschaft und hatte Mühe, sich nach Irland zu retten. Und so sah sich Karl inmitten seines Unglücks derer beraubt, an denen er bisher einen Halt gefunden hatte, und durch die Gegensätze, die sich in seiner unmittelbaren Nähe unter den Höflingen und Soldaten regten, schmerzlich berührt.

Nachdem seine Aussichten von Monat zu Monat trüber geworden, und die ganze Zeit seit Naseby in nutzlosen Märschen vergeudet worden war, brach er mit ein Paar hundert Reitern auf, um, von Ort zu Ort gehetzt, im alten Hauptquartier Oxford für den Winter wenigstens Ruhe und Bequemlichkeit zu finden. Die Versöhnung mit seinem Neffen, die hier erfolgte, konnte keine Entschädigung für die ungeheuren Verluste bieten, welche die Sache des Royalismus in diesem Winter durch das ganze Reich erlitt. Der grösste Theil der königlichen Garnisonen, die Schlösser der Kavaliere, die bis dahin ausgehalten hatten, öffneten vor dem Donner von Fairfax' und Cromwell's Geschützen die Thore. In Cornwallis und Devonshire, dem letzten bedeutenden Sitz der königlichen Macht, lähmte die Uneinigkeit zwischen dem Rathe des Prinzen von Wales und dem militärischen Kommando den Widerstand. Desertion und Insubordination sahen sich

durch mehr als ein Beispiel von oben ermuthigt. Der Prinz von Wales mit seinem Gefolge, Hyde, Colepepper etc. wurde genöthigt, auf die Scilly-Inseln überzusetzen (2. März 1646). Der tapfere Sir Ralph Hopton folgte ihm nach, als seinen Truppen nichts übrig blieb, als die Waffen zu strecken. Sir Jacob Astley, im Begriff, die Richtung nach Oxford zu nehmen, wurde in Gloucestershire zur Ergebung gezwungen. Und Oxford selbst, schon seit Ende 1645 von parlamentarischen Truppen bewacht, ward im Frühjahr 1646, nachdem jene Burgen des Royalismus gebrochen waren, immer enger umschlossen.

In Schottland war die Herrschaft der Covenanters neu befestigt. Montrose bemühte sich vergeblich, in den Hochlanden einen zweiten Aufstand zu organisiren, und Argyle nahm an den Genossen seines romantischen Gegners eine blutige Rache. Noch schwerer war die Einbusse, welche das königliche Ansehen durch die Entwickelung der Dinge in Irland erlitt. Schon längst stand Glamorgan, gestützt auf private Vollmacht des Königs, welche über die des Statthalters Ormond weit hinausgieng, mit den irischen Katholiken und dem päbstlichen Nuntius für Irland in Verbindung. Es war ihm im August 1645 gelungen, einen Friedensvertrag zu Stande zu bringen, nach welchem eine starke irisch-katholische Hilfsleistung im englischen Bürgerkrieg mit Gewährung freier Religionsübung und Ueberlassung aller seit dem Gemetzel von 1641 ergriffenen Kirchengüter belohnt werden sollte. Ein Abkommen, das, für vertraute Rathgeber des Königs selbst ein tiefes Geheimnis, und seinerseits unter dem stillen Vorbehalt möglicher Verwerfung getroffen, ein schweres Unrecht durch ein anderes zu sühnen drohte, und dessen Bekanntwerden das reizbare protestantische Gefühl bei Freund und Feind in den schwärzesten Befürchtungen bestärken musste([1]). Schon traf Glamorgan Anstalten, in Gemässheit des geheimen Vertrages jene gefürchtete celtische Mannschaft auf englischen Boden überzuführen, als das Parlament den Wortlaut des Paktes und andere darauf bezügliche Papiere, die ein glücklicher Zufall ihm in die Hand gespielt hatte, veröffentlichen liess. Es war der schwerste Schlag,

der Karl versetzt werden konnte, besonders empfindlich, da er inmitten der Verhandlungen erfolgte, die er von Oxford aus mit seinen Gegnern angeknüpft hatte. Wenn er selbst kühn genug war, Glamorgan's Verfahren als durchaus eigenmächtig zu bezeichnen, so konnte dies den allgemeinen Argwohn eben so wenig entkräften, wie dass Ormond und Digby für kurze Zeit Glamorgan in Haft nahmen. — Seit Naseby war eine Niederlage auf die andere gefolgt. Nicht mehr auf die eigene Kraft, nur noch auf den Zwiespalt der Gegner war einige Hoffnung zu setzen.

---

In der That war die Kluft, die sich zwischen den beiden Parteien des Puritanismus aufgethan hatte, immer breiter geworden. Der Independentismus hatte mit jedem neuen Siege der ungebildeten Armee eine neue Stärkung erhalten. Die Briefe, welche Cromwell nach so unerwarteten Erfolgen an den Sprecher des Hauses richtete, waren als eben so viele Willensäusserungen dieses Heeres zu betrachten, dessen Masse den Rath zu London nicht verderben lassen wollte, was die That auf dem Schlachtfelde errungen hatte. „Ehrliche Leute, — heisst es nach Naseby — dienten euch wacker bei dieser Aktion. Sir, sie sind treu, ich bitte euch im Namen Gottes, entmuthigt sie nicht. Ich wünsche, diese Aktion möge alle, die es angeht, dankbar und demüthig machen. Wer sein Leben für die Freiheit seines Landes wagt, . . verlässt sich auf Gott wegen der Freiheit seines Gewissens und auf euch wegen der Freiheit, für die er kämpft." Noch ausführlicher liess er sich nach der Einnahme von Bristol hören. Sie ist ihm das „Werk Gottes", und die Soldaten fühlen sich als „Werkzeuge zum Ruhme Gottes und zum Heile ihres Landes" . . „Presbyterianer, Independenten, alle haben hier denselben Geist des Glaubens und des Gebets . . sie sind einig, nicht durch Parteinamen getrennt, schade, dass es irgendwo anders ist! Alle die glauben, haben die wirkliche Einheit, die sehr herrlich ist, weil innerlich und geistig, in dem Leibe (der Kirche)

und in ihrem Haupte (Christus). Denn jeder Christ, wenn er auch sonst (mit anderen) in bestimmten Formen, nach sog. Uniformität, vereint ist, wird doch um des Friedens willen alles thun und erstreben, was sein Gewissen ihm erlaubt. Und unter Brüdern sehen wir in geistigen Dingen auf keinen Zwang, als auf den der Erleuchtung und Vernunft. In anderen Dingen, zur Schreckung der Bösen und zur Belohnung der Guten, hat Gott das Schwert in die Hände des Parlaments gelegt. Wer sich dagegen sträubt, kennt die Schrift nicht, wer euch das, unter welchem Vorwand auch immer, entringen will, wird hoffentlich nicht zum Ziele kommen" ([1]). — Dunkel genug bleibt auch hier an mehr als einer Stelle die abgerissene Sprache des mächtig erregten Mannes, aber so viel geht aus seinen Worten hervor, dass er die Staatsgewalt sehr ernstlich abmahnt, in Fragen des Gewissens einen Zwang auszuüben, dass er dem Grundsatz der Duldung abweichender Gestaltung des kirchlichen Lebens sehr nachdrücklich das Wort redet. Es war nicht der Independentismus eines Rogers Williams, der dem Staate überhaupt jede Befugnis kirchlicher Organisation absprach, und unter der Vollmacht, die „Bösen (evil-doers) zu schrecken" konnte sich ein gutes Stück staatlicher Tyrannei gegen Glauben, Kultus und Kirchen-Verfassung bergen, aber es war doch noch weniger die Engherzigkeit der zelotischen Presbyterianer, welche nur ein einziges Schema gestatten wollten, nach dem sich jeder seine Seligkeit sollte zuschneiden lassen.

Auch war man sich auf dieser Seite mit Schmerzen bewusst, wie wünschenswerth es sei, jenem siegreichen Heere, dessen Abgott eine solche Sprache zu führen wagte, und in dessen Reihen man bittere Worte des Spottes über die Synode hören konnte, ein militärisches Gegengewicht entgegenzustellen. Auf die Thaten der Schotten kam es dafür auch dies Mal an. Wäre das Heer seiner Landsleute nur in guter Verfassung, meint Baillie am 25. April 1645, „so würden alle diese Wolken schwinden, wir würden die Herzen dieses Volkes zurückgewinnen und mit allen Sektirern nach Belieben verfahren" ([2]). Aber statt glorreicher Thaten der schottischen Hilfsarmee

hörte man den ganzen Sommer hindurch nur von den Triumphen Montrose's, und selbst als sie, nachdem Fairfax und Cromwell das Beste gethan, sich vorwärts bewegt hatte, brach sie bald genug wieder nach Norden auf, um den parlamentarischen Truppen die Hauptarbeit zu überlassen. Geraume Zeit nach der Besiegung Montrose's rafften sich die Schotten zur Belagerung Newark's auf. Allein das gute Verhältnis der beiden Nationen war gestört, und die gegenseitigen Klagen und Beschwerden hatten eine gereizte Stimmung zurückgelassen. Forderte man im schottischen Lager den rückständigen Sold, so wies man von London aus auf die Plätze, welche die Bundesgenossen in Händen hielten, und den Zustand der Landschaften hin, in denen sie kampirt hatten. Das englische Sondergefühl gegen die nordischen Nachbarn, die noch vor kurzem begeistert als Brüder begrüsst worden waren, fieng an, sich hie und da zu regen, nicht ohne ein Bewusstsein davon, dass durch die fremden presbyterianischen Institutionen, die dem Lande aufgezwungen werden sollten, ihre Hilfe zu theuer erkauft sei. Baillie berichtet von dem wachsenden Widerwillen gegen die schottische Nation. Er fürchtet einen vollständigen Bruch der beiden Völker. Er sieht mit Schrecken die „Entmuthigung der Synode", die Zunahme der Sekten und findet für alles das den Grund in dem Mangel eines tüchtigen Heeres seiner Landsleute ([1]).

Indessen, wenn der Presbyterianismus nicht auf grosse Waffenerfolge verweisen konnte, so hatte er einigen Grund, sich anderer Siege zu rühmen. In London war die Bürgerschaft im ganzen und grossen nach wie vor für ihn begeistert. Die gesammte Geistlichkeit der Hauptstadt, mit wenigen Ausnahmen, war presbyterianisch. Goodwin und Burton, welche zu diesen Ausnahmen gehört hatten, wurden vom Parlamente ihrer Stellen entsetzt. Ueberhaupt zeigte sich das Parlament gegenüber dem Andringen des unduldsamen Klerus durchaus nicht immer von gleicher Apathie, wie in dem Falle John Milton's. Paul Best, der die Dreieinigkeit läugnete, nahm man fest, um ihm den Prozess auf Leben und Tod zu machen, John Lilburne, der, immer zum Streite aufgelegt,

seine Stelle im Heere aufgegeben hatte, um den Kampf mit den Presbyterianern fortzusetzen, hatte sich gleichfalls Verhaftung zugezogen. Baptistische Gemeinden wurden gestört, baptistische Prediger eingekerkert, das Glaubensbekenntnis der sieben londoner Gemeinden wurde mit Beschlag belegt (1). Die sog. Akkommodations-Ordonnanz, die, unter Cromwell's Einwirkung zu Stande gebracht, der Gewissensfreiheit einigen Schutz gewähren sollte. konnte das siegreiche Fortschreiten des Presbyterianismus nicht aufhalten. Trotz der Verhandlungen, die auf Grund jener Ordonnanz stattgefunden hatten, hatte das Parlament die Hauptzüge der presbyterianischen Verfassung votirt. Die independentischen Mitglieder der Synode, die fünf bekannten durch zwei Gesinnungsgenossen verstärkt, waren aufgefordert, einen Gegenentwurf vorzulegen. Als aber im Laufe des Jahres 1645, ohne Rücksicht auf die independentischen Gewissen, die näheren Bestimmungen zur Ausführung des presbyterianischen Systems ergiengen, hielten sie es für unwürdig, der brutalen Gewalt der Thatsachen ihre Theorien entgegenzustellen und reichten der Synode am 13. Oktober eine kurze Remonstranz ein.

Das Parlament griff unter diesen Umständen wieder auf seine Akkommodations-Ordonnanz zurück. Auf's neue wurden Committeeverhandlungen zwischen beiden Parteien unter Theilnahme der abgeordneten Parlamentsmitglieder und der schottischen Kommissäre eröffnet. Nun aber rächte sich die Beschränktheit, mit welcher die Presbyterianer eine das ganze Volk umfassende, ausschliessliche Kirchenform gefordert und als solche in angstvoller Eile die ihrige beim Parlamente durchgesetzt hatten. Ihre Gegner zogen sich einfach auf ihren alten günstigen Standpunkt zurück, Toleranz zu fordern. Mochte die presbyterianische privilegirte Staatskirche immerhin bestehen, sie selbst verlangten nur, nicht gezwungen zu werden, sich ihr anzuschliessen. Sie baten, ihnen zu gestatten, „die Ordination in ihren eigenen Kongregationen vorzunehmen“, sich „mit solchen Kongregationen zu verbinden, die ihnen zusagen würden“, in diesen selbstständig die „kirchlichen Censuren“ auszuüben, ohne gezwungen zu werden, sich der geistlichen Gerichtsbarkeit und

Verwaltung der presbyterianischen Staatskirche zu unterwerfen und in den presbyterianischen Pfarrkirchen ihres Wohnortes zu kommuniciren. Ein bedeutender Fortschritt gegen früher, eine entschiedene Annäherung an die Tendenzen des Heeres war darin zu erkennen, dass ihre Bitte um Toleranz, wenn Baillie Glauben zu schenken ist, sich nicht nur auf „sie selbst", sondern auch auf „andere Sekten" bezog(¹). Noch dünkte es die independentischen Geistlichen möglich, bei alledem eine gewisse Verbindung mit der Staatskirche festzuhalten. Sie fühlten sich in den „meisten wesentlichen Punkten mit ihren Brüdern einig", im Dogmatischen und Rituellen, in den Bestimmungen für die Qualifikation der Gemeindebeamten wie der Gemeindemitglieder. Gelegentliche Gemeinschaft der Heilsmittel, gegenseitige Aushilfe schien ihnen erwünscht. Sie giengen so weit, der „Weisheit der Legislation" überlassen zu wollen, die Zahl der Kongregationen zu beschränken.

Die Presbyterianer fanden in dieser Nachgiebigkeit nur einen Grund mehr, jene Forderungen zu verwerfen. Sie suchten wiederum durch die Worte „Schisma" und „Sekten" zu schrecken und verlangten strikte Uniformität, als einzig dem Heile der Gesellschaft und dem Covenant entsprechend. Auch wussten sie zu diesem Zweck einen wirksamen Druck auf das Parlament auszuüben. Die londoner Geistlichkeit, die seit einiger Zeit regelmässige Zusammenkünfte im Gebäude des Sion College hielt, verfasste ein Schreiben an die Synode (18. December 1645), in welchem gegen die „Toleranz, die grosse Diana der Independenten und aller Sektirer", angekämpft wurde. Man wusste ihm nach seiner Ueberreichung (1. Januar 1646) sofortige Verbreitung durch den Druck zu geben. Die städtischen Behörden von London hielten einen Fasttag und überreichten am 15. und 16. Januar 1646 beiden Häusern eine Petition, in der sie schleunige Vollendung der Kirchenverfassung und Unterdrückung aller Sekten forderten. Aus Schottland kamen gleichfalls Anmahnungen, sich strenge an die Urkunde von Liga und Covenant zu halten. Am 9. März 1646 fand die letzte Sitzung des grossen Committee in Sachen der Akkommodations-Ordonnanz Statt. Die Presby-

terianer erklärten, man scheine auf der Gegenseite Gewissensfreiheit nicht nur für sich, sondern für alle Menschen zu fordern, das vertrage sich aber nicht mit der Vorschrift des Covenant, einer engen Verbindung der Kirchen in den drei Reichen zuzustreben. Burroughs erwiderte im Namen der Independenten, sie seien entschlossen zu dulden oder einen andern Fleck Erde aufzusuchen (1).

Währenddess war auf Betreiben der Synode eine parlamentarische Massregel auf die andere gefolgt, um das presbyterianische System im einzelnen auszubilden. Am 23. August 1645 verbot eine Ordonnanz bei schwerer Strafe den weiteren Gebrauch des Common-Prayer-Book selbst für die Hausandacht und führte die neue Gottesdienstordnung in allen Pfarreien ein. Im September ergiengen Anweisungen in die Grafschaften, um für die Wahl der Laien-Aeltesten durch Geistliche und volljährige Gemeindemitglieder, die den Covenant angenommen, unverheiratete Dienstboten ausgenommen, für die Eintheilung der Wahlkreise u. s. w. das Nöthige vorzubereiten. Gegen Ende desselben Monats war London, als Kirchenprovinz, in zwölf Presbyterien oder Classes getheilt, in jedem dieser Bezirke durch das Parlament eine Anzahl von Examinatoren, ein Drittel Geistliche, zwei Drittel Laien, ernannt, denen es obliegen sollte, die erwählten Aeltesten auf ihre Tüchtigkeit und Moralität hin zu prüfen. Am 8. November wurde eine lange Verordnung erlassen betreffend die künftige Ordination von Geistlichen durch die Presbyterien. Alle Vorschläge der Synode waren hier berücksichtigt, alle rigorosen Grundsätze bezüglich der Zulassung eines Kandidaten, seiner Prüfung auf Befähigung, Rechtgläubigkeit, Sittlichkeit adoptirt. Die durch die Bischöfe geschehenen Ordinationen wurden indess ebenso für giltig erklärt wie die der schottischen und irgend einer anderen reformirten Kirche (2).

Allerdings waren diese Fortschritte nicht ohne vielfache Zögerungen und heftige Kämpfe gemacht worden, und es war nicht allein die independentische Strömung, die sie aufzuhalten gesucht hatte. Die Erastianer, die gelehrten Juristen, wie Selden, Whitelocke, St. John, hielten ihr Augenmerk

beständig darauf gerichtet, durch die neue Kirchenverfassung die geistliche Macht nicht mit Mitteln auszustatten, die sie befähigen könnte, sich der Abhängigkeit vom Staate zu entziehen. Wenn ihre Ansichten in der Synode nicht zum Durchbruch kommen konnten, so wussten sie ihnen im Parlamente Geltung zu verschaffen. Im Hause der Gemeinen schlossen sich ihnen die independentisch gesinnten Staatsmänner als natürliche Verbündete gegen den Presbyterianismus an, und deren Reihen wurden durch die zahlreichen parlamentarischen Ergänzungswahlen, zu denen man seit den Erfolgen des Sommers 1645 die Möglichkeit fand, bedeutend verstärkt. Von besonderer Wichtigkeit war es, dass die Armee eine starke Vertretung durch diese Neuwahlen erhielt. Officiere wie Blake, Hutchinson, Ludlow, Montague, Algernon Sidney, William Sydenham, Fleetwood, Ireton, denen bis in den Anfang des Jahres 1646 Sitze zu Theil wurden, gehörten entschieden der independentischen Richtung an, und mehrere von ihnen standen zu Cromwell im innigsten Verhältnis. Je stärker diese Elemente eindrangen, desto hitziger wurde der Kampf zwischen ihnen und ihren presbyterianischen Gegnern, die denn doch auch manchen Zuwachs erlangten. Und schon ehe das Haus durch diese Ergänzungen sich füllte, war es gelungen, der Synode mehr als einen empfindlichen Streich zu versetzen.

Ein ausschliesslich göttliches Recht der Presbyterialverfassung wurde nicht anerkannt, und damit die Grundlage hinweggenommen, auf welche die Schotten und ihre englischen Freunde ihr Gebäude als unerschütterlich aufrichten wollten. Die Gewalt, durch Entziehung des Abendmahlsgenusses eine geistliche Strafe aufzulegen und durch Exkommunikation von der Kirchengemeinschaft auszuschliessen, wagte man den neuen kirchlichen Organen nicht zu versagen. Aber während die Verfechter der Staatsallmacht kein Bedenken trugen, ihnen die Beihilfe der Friedensrichter zum Zweck der Zeugniserzwingung zur Verfügung zu stellen, versuchten sie ihrer Thätigkeit in anderer Weise bestimmte Schranken zu setzen. Das Parlament verlangte von der Synode eine genaue Aufklärung darüber, wen alles sie unter den „un-

wissenden und anstössigen" („ignorant and scandalous") Personen verstehe, gegen die sie Pastoren und Aelteste, gestützt auf Beicht- und Zeugen-Aussagen, mit der Handhabung jener kirchlichen Zuchtmittel ausgerüstet wissen wollte. Nach langen Verhandlungen kam die specificirte Liste der „Unwissenden und Anstössigen" zu Stande, in der sich der Atheist und Dreieinigkeitsläugner neben den Mörder und Ehebrecher, der Gegner des Dogmas von der Erbsünde und der Auferstehung neben den Sabbathbrecher und Trunkenbold gestellt fand. Ausdrücklich war indessen bemerkt, dass den Inhabern der geistlichen Jurisdiktion die Untersuchung aller Angelegenheiten, die Leib und Leben, Hab und Gut beträfen, entzogen, dass einem vor ihnen abgelegten Zeugnis oder Bekenntnis keine gerichtliche Beweiskraft eingeräumt und jedem, der sich durch das geistliche Verfahren beschwert fühle, eine letzte Berufung an das Parlament freigestellt sein sollte. (1) Die Zögerungen, welche durch die Verhandlungen hierüber herbeigeführt wurden, mussten die eifrigen Presbyterianer mit Unwillen erfüllen. Eine Abstimmung, die am 3. Februar 1646 im Unterhause stattfand, zeigte ihnen noch deutlicher, wie wenig verlässlich diese Versammlung für die strenge Verwirklichung ihrer Lieblingspläne sei. In einer Deklaration war von „der Schonung zarter Gewissen, so weit diese mit dem Worte Gottes und dem Frieden des Reiches vereinbar sei", die Rede. Nur mit der kleinen Majorität von sieben Stimmen wurde wenigstens vor „dem Frieden des Reiches" auch noch der „Frieden der Kirche" eingeschmuggelt, womit sich die presbyterianische Ausschliesslichkeit gesichert fühlen mochte. Aber sie sah sich auf's neue bedroht, als der heftigste Streit um die sog. Schlüsselgewalt entbrannte.

Am 5. März 1646 wurde, als Ergebnis der stattgefundenen Verhandlungen, in feierlicher Weise den Lords eine grosse Ordonnanz zugestellt, welche die Grundzüge des presbyterianischen Systems zusammenfasste. Sie enthielt indessen unter Nr. XIV eine verfängliche Klausel. Nach dieser sollten in jeder Provinz Kommissäre des Parlaments über solche „anstössige Vergehen" urtheilen, die bisher nicht ausdrücklich aufgezählt

worden seien, und nur nach ihrer Prüfung und mit ihrer Zustimmung sollte in diesem Falle eine Suspension von der Zulassung zum Abendmahl durch die Aeltestenschaft stattfinden dürfen. Auch war, wenn in einem solchen bisher nicht registrirten Falle eine Weigerung der Zulassung zum Abendmahl seitens des Geistlichen vorkam, dem bedrohten Gemeindemitglied ein Appell an die Entscheidung des Parlaments durch dessen Kommissäre freigestellt. Ueberhaupt drohte, nach dem unbestimmten Wortlaut der Ordonnanz, jenen Kommissären eine Art von Oberaufsichtsrecht über die geistlichen Gerichtshöfe zugedacht worden zu sein, die sich aus der Furcht vor einer neuen Auflage der bischöflichen Jurisdiktion sehr wohl erklärte. Die grösste Aufregung bemächtigte sich der Presbyterianer, als die Lords, trotz des Protestes einer Minorität, die Ordonnanz mit jener Klausel am 14. März annahmen. Die schottischen Kommissäre wie die Synode schickten sich dazu an, Widerspruch einzulegen. Die Geistlichkeit der City trat unter die Waffen. Die Bürgerschaft selbst hatte schon früher Einwendungen gegen einzelne Punkte der Ordonnanz gewagt. Als dies Verfahren vom Parlamente, wie einst gegenüber dem König, für einen Bruch seiner Privilegien erklärt wurde, rüstete sich die City unter den Gebeten der presbyterianischen Geistlichkeit zu kräftigeren Demonstrationen. Indessen da das Parlament fest blieb, und eben damals die glücklichsten Nachrichten vom letzten Kriegsschauplatz anlangten, wurde aller Groll bei einem gemeinsamen Festmahl vergessen.

Mit der Synode, die auf Marshall's Antrag und unter Marshall's Führung am 23. März eine Petition gegen jene Klausel eingebracht hatte, wurde ein ernsteres Wort gesprochen. Auch diese Petition einer vom Parlament berufenen Körperschaft wurde als Bruch der parlamentarischen Privilegien betrachtet, und den geistlichen Petenten in solenner Weise mitgetheilt, dass es ihnen nicht zustehe, „zu debattiren oder zu votiren, ob ein von beiden Häusern erlassenes Gesetz mit dem Worte Gottes übereinstimme oder nicht, bis sie dazu aufgefordert worden seien“ (1). Und bei dieser Strafe liessen es die „verbündeten Erastianer und Independenten,“ wie Baillie ganz

mit Recht die Gegner des strikten Presbyterianismus bezeichnete, nicht einmal bewenden. Am 17. April 1646 erliess das Haus der Gemeinen eine ausführliche Deklaration, um über die „wahren Absichten des Parlaments in Betreff der Kirchenverfassung aufzuklären" und den vielfachen Beschuldigungen, als denke man daran, von Liga und Covenant abzuweichen, energisch entgegenzutreten. Mit voller Entschiedenheit trat die Deklaration für die Presbyterialverfassung ein, aber sie rechtfertigte daneben das Parlament, welches sich nicht dazu verstehen könne, „beinahe zehntausend (geistlichen) Gerichtshöfen eine willkürliche und unbeschränkte Gewalt zu geben". Auch behielt sie parlamentarischer Entscheidung die Frage vor, wie „für zarte Gewissen, die nicht in den Fundamentalsätzen der Religion abwichen, der Art gesorgt werden könne, dass das Wort Gottes und der Friede des Königreiches damit bestehen bleibe." Nicht genug damit: die Erastianer und Independenten vereinigten sich dazu, der Synode, die so sehr auf das göttliche Recht der Presbyterialverfassung in allen ihren Theilen gepocht hatte, neun Fragen vorzulegen, die an sich wie eine Beleidigung der frommen Körperschaft klangen. Ueber eben jenes göttliche Recht von Presbytern, Presbyterien, Provinzial- und National-Synoden u. s. w. wurde Bericht gefordert. Eine Belegung mit Stellen der Schrift ward verlangt, jedes einzelne geistliche Mitglied der Synode, das bei den Debatten gegenwärtig sein würde, sollte gehalten sein, seinen Namen und sein Votum zu unterschreiben, die Verneinenden hatten ihren Dissens zu begründen. Es war klar, dass damit auf's neue ein Zankapfel in die Reihen der Versammlung geworfen wurde (1).

Immer deutlicher trat der innere Widerspruch, in dem man sich hüben und drüben bewegte, zu Tage. Das Parlament erklärte offen, dass es selbst „in allen geistlichen wie weltlichen Sachen der höchste Gerichtshof sei", und verschloss sich der Einsicht, dass mit einem solchen Anspruch der Gewissenszwang früherer Zeiten nur den Namen vertauscht habe. Die Synode forderte Unabhängigkeit der Presbyterialbehörden für die Handhabung kirchlicher Zucht und wollte doch der Beihilfe

der bürgerlichen Gewalten nicht entbehren, über die man während der Laud'schen Vorherrschaft so bitter geklagt hatte.

Die Independenten zogen aus diesen Widersprüchen den grössten Vortheil, und ihre Partei empfieng einen um so stärkeren Rückhalt, da gegen Ende April Cromwell und ausser ihm viele Officiere, die seine Gesinnungen theilten, nach London zurückkehrten.

---

Der König war von Oxford aus diesen Zwistigkeiten zwischen Presbyterianern und Erastianern wie Independenten, zwischen Bürgerschaft und Parlament, zwischen Schotten und Engländern mit Spannung gefolgt. Man weiss aus seinem vertrauten Briefwechsel mit seiner Gemahlin, wie rastlos er während dieser Zeit nach allen Seiten hin die gewohnte Lust der Intrigue spielen liess (1). Während sich das Verderben immer enger um seine zeitige Residenz zusammenzog, glaubte er, in völliger Verkennung der Thatsachen, mit allen Parteien unterhandeln zu können, um sich über alle zu erheben. Nur selten überkam ihn ein klares Gefühl von der ganzen Gefahr seiner verzweifelten Lage. Im ganzen war er entschlossener als je, in allen wesentlichen Punkten nicht nachzugeben, überzeugt davon, dass Gott ihn endlich für frühere Schwächen und Zugeständnisse, bei denen er sein Gewissen augenblicklichem Vortheil geopfert, genugsam gestraft habe und ihn entweder als Sieger oder als Märtyrer aus dem Kampfe hervorgehen lassen wolle. In dieser fast mystischen Stimmung hielt er auch gegenüber den abweichenden Ansichten der Königin daran fest, der presbyterialen Kirchenverfassung, wie sie in England in Wirksamkeit treten sollte, seine Anerkennung zu versagen. Unter solchen Umständen blieben alle Botschaften, die während des Winters 1645 auf 1646 zwischen Oxford und London hin und hergiengen, erfolglos. Vergeblich hatte der König darauf gerechnet, dass man ihm gestatten werde, in der Hauptstadt selbst persönlich zu verhandeln, da er hoffte, durch sein Erscheinen die Loyalität der Bürgerschaft

zu wecken und den Zwist der Parteien zu verschärfen. Das Parlament antwortete mit einem Widerspruch gegen jeden Versuch der Art, mit Ausweisung verdächtiger Personen, Verstärkung der militärischen Vorsichtsmassregeln. Nicht minder scheiterten die Versuche des Königs, mit den Führern des Independentismus anzuknüpfen. Ohne Aussicht, die Pläne der Presbyterianer mit seinen Vorsätzen zu vereinigen, hatte er bereits Henry Vane und dessen Gesinnungsgenossen sondiren lassen. Für den Fall, dass man bei einer persönlichen Verhandlung auf Annahme der Presbyterialverfassung bestände, hatte er auf ein Bündnis der Royalisten mit den Independenten hingedeutet, um jenes „tyrannische System aus dem Königreich auszurotten". Er hatte hoffen lassen, die Freiheit des Gewissens achten zu wollen, woferne man auch dem seinigen keine Gewalt anthue (1). Aber wer hätte den Versprechungen eines Fürsten trauen wollen, der seit jeher gewohnt war, jede Nachgiebigkeit mit einem stillen Vorbehalt der Zurückziehung im geeigneten Moment zu begleiten, der seine Worte absichtlich zweideutig fasste, um sich Hinterthüren offen zu halten und der inmitten der Verhandlungen mit beiden Parteien dem vertrauten Digby mittheilte, seine Absicht sei, ihre gegenseitige Vernichtung herbeizuführen, „um in Wahrheit wieder König zu sein"! (2).

Auch schweiften seine unruhigen Gedanken gleichzeitig nach anderen Richtungen. Während das Bekanntwerden der Mission Glamorgan's den protestantischen Fanatismus von ganz England in Aufruhr versetzte, hoffte er, durch Ormond, auf billigere Bedingungen hin, einen Frieden mit den katholischen Rebellen Irlands zu Wege zu bringen und sich damit ein Heer und Hilfstruppen zu verschaffen. Während er jeden Gedanken an kriegerische Absichten aufgegeben zu haben schien, trug er sich mit dem Plane, sich mit einiger Mannschaft an irgend eine Stelle in der Nähe der Küste zu werfen und dort die fremden Söldner zu erwarten, die er sich von den Bemühungen der Königin versprach. Während für seine eigene Sache und für die Sache der Toleranz nichts wichtiger sein konnte, als die Duldung der Katholiken nicht mit der Bekämpfung seiner

Gegner in Zusammenhang zu setzen, machte er die Aufhebung aller Strafgesetze gegen die Katholiken Englands zum Preise für ihre Unterstützung und suchte sich hiefür den moralischen Beistand des Pabstthums zu sichern(1).

Aber die erste Stelle in seinen Kombinationen nahmen die Verhandlungen mit den Schotten ein, die neben allen diesen geheimen Umtrieben einherliefen. Die französische Politik übernahm die Vermittlung. Bisher durch den englischen Bürgerkrieg eines gefährlichen Rivalen entledigt und durch die glückliche Bekämpfung des Gesammthauses Habsburg zu einer ausserordentlichen Machtstellung erhoben, hatte Frankreich, damals von Mazarin geleitet, wohl ein Interesse, die englische Monarchie geschwächt zu sehen, aber ein nicht geringeres, ihren Untergang zu verhindern. Die Herstellung einer englischen Republik, von der man eine Annäherung an die niederländische befürchten zu müssen glaubte, erschien in jeder Weise, mochte man die moralische Einwirkung oder den materiellen Nachtheil in's Auge fassen, als unzulässig. Schon seit längerer Zeit war die französische Diplomatie bemüht, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, um das Königthum mit gemässigter Gewalt sicher zu stellen. Hiefür suchte sie in erster Linie die alten Beziehungen zu den Schotten auszunützen, denen nichts wichtiger sein musste, als sich gegen den Independentismus mit dem König zu verbinden. Zwar widerstrebte ihr deren Forderung, die volle Durchführung des Covenant in England zur Grundlage jedes Ausgleiches zu machen. Als indess ohne Zugeständnisse in Sachen der Religion eine Hilfe der Schotten auf keine Weise zu erlangen war, und einflussreiche Grosse, wie der Graf von Holland, als einzigen Rettungsweg bezeichneten, dass der König sich dem schottischen Heere anvertraue, suchten die Leiter der französischen Politik auch in jenem Punkte die Hindernisse hinwegzuräumen, die sich dem Friedenswerke entgegenstellen könnten (2). Die Absicht war, unter französischer Vermittlung und gleichsam unter französischer Garantie den König mit den Schotten und beide mit dem englischen Presbyterianismus gegen den Independentismus zu verbinden

und ein Königthum herzustellen, das Frankreich zu Dank und zur Unterstützung seiner Politik verpflichtet gewesen wäre. Den Schotten wurde dafür die Beihilfe Frankreichs für die Durchführung aller Ansprüche, die sie gegen England geltend machen könnten, in Aussicht gestellt. In eben diesem Sinne war Karl's Gemahlin unermüdlich thätig. Durch ihr persönliches Auftreten in Frankreich wie durch ihre brieflichen Einwirkungen auf den König suchte sie den Abschluss des schottischen Vertrages auf jede Weise zu Stande zu bringen. Auch hierfür schien ihr ein Zugeständnis, welches sich auf die kirchliche Verfassungsfrage bezogen hätte, als das leichteste von allen, obwohl sie selbstverständlich das Interesse ihrer Glaubensgenossen in England nicht aufgeben und diejenigen in Irland nicht geopfert wissen wollte.

Indessen war das Ergebnis dieser geheimen Verhandlungen ein ganz anderes, als sie zu hoffen wagte. Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehn, dass die Zusagen des schottischen Abgesandten Murray in Paris dort als genügend aufgefasst wurden, um sie dem König zur Annahme zu empfehlen (1). Auch scheint der französische Unterhändler in England, Montereuil, von den schottischen Kommissären in London noch weitere Versprechungen, wie die der Aussöhnung mit den royalistischen Parteigängern, und unter ihnen Montrose's, erhalten zu haben. Genug, König Karl schmeichelte sich mit der Hoffnung, dass die Schotten ihn in ihrem Lager aufnehmen würden „als ihren natürlichen Souverän, mit Freiheit des Gewissens und der Ehre, sicherem und ehrenvollem Schutz seines Gefolges“ und wies sogar Montrose an, was er von Streitkräften habe, mit den schottischen vor Newark zu vereinigen. Freilich machte er sich noch auf heftige Kämpfe über die Frage der Miliz, der irländischen Rebellen und seiner Anhänger gefasst. Und vor allem über die Angelegenheit der Kirche war vorher kein bestimmtes Abkommen getroffen. Er hatte trotzdem die Hoffnung, die Schotten auch darin zu befriedigen und doch nichts „gegen sein Gewissen zu thun“.

Aber diesen Illusionen folgte die Enttäuschung auf dem

Fusse. Auf welcher Seite auch durch Missverstand oder Absicht gefehlt worden sein mag, neuere Nachrichten, welche Montereuil nach Oxford überbrachte, bezeugten, dass die schottischen Machthaber unter ganz anderen Bedingungen dem König Aufnahme im Lager gestatten wollten. Von allen jenen Zugeständnissen war keine Rede, eine Amnestie der Royalisten ward nicht versprochen, Montrose mit Verbannung bedroht. Und so ängstlich war man bemüht jeden Argwohn des englischen Parlamentes zu vermeiden, dass der König ersucht wurde, in jedem Falle wie zufällig auf der Flucht nach Schottland begriffen, bei ihnen zu erscheinen(1). Der König war über die Treulosigkeit der „abscheulichen Schurken“ empört. Ein wilder Plan jagte den anderen. Er wollte nach Lynn entfliehen, um dort Truppen zu sammeln. Er wollte zur See nach Schottland entweichen, falls Montrose ihm Mannschaft zuführen könne. Er wollte England verlassen, um sich nach Irland oder Dänemark oder Frankreich zu begeben. Er beschwor die Königin, für den Fall dass er untergehe, als „die Tochter ihres Vaters“, die Erbansprüche des Prinzen von Wales tapfer zu vertheidigen. Aber jene kühnen Pläne wurden eben so wenig verwirklicht, wie die Hoffnungen, mit welchen er noch jetzt von den independentischen Officieren oder der presbyterianischen Bürgerschaft London's günstige Nachrichten erwarten mochte.

Der Aufenthalt in Oxford wurde indess von Tag zu Tag für ihn gefährlicher. In der Nacht des 27. April entschloss er sich zu fliehen. Verkleidet, von nur zwei Vertrauten begleitet, stahl er sich durch die Belagerer. Er schlug den Weg nach London ein und verweilte ein Paar Stunden angesichts der Hauptstadt auf den Höhen von Harrow. Aber er fand nicht den Muth, das Ueberraschende zu wagen und plötzlich in London zu erscheinen. Nach abenteuerlichen Kreuz- und Querfahrten, auf denen er vergeblich Nachrichten von Montrose einzuziehen suchte, stellte er sich bei Montereuil und darauf im schottischen Hauptquartier selbst vor Newark ein. Er wurde mit äusseren Zeichen der Ehre aufgenommen, aber er war in der That ein Gefangener. Nachdem Newark

kapitulirt hatte und dem englischen Truppentheil, der sich bei der Belagerung betheiligt hatte, überliefert worden war, führten die Schotten ihren König nordwärts mit sich nach Newcastle.

Noch einmal wurde er hier der Mittelpunkt des allgemeinen Interesse und der Gegenstand der vielfachen Verhandlungen, die das ganze Jahr 1646 ausfüllten, stark noch in seiner Schwäche, da jede Partei selbst damals von seinen Entscheidungen etwas zu fürchten oder zu hoffen hatte. Es mag genügen nur kurz an die wichtigsten Gesichtspunkte zu erinnern. Die Schotten setzten auch jetzt alle Hebel an, um ein politisches und kirchliches Regierungs-System in England festzustellen, das sich mit dem ihres eigenen Landes in Einklang befinde. Der König sollte neben den übrigen Beschränkungen monarchischer Gewalt vor allem die presbyteriale Staatskirche anerkennen. Ihn selbst bearbeitete der aus London herbeicitirte Henderson, um ihm die Vortrefflichkeit der Presbyterial-Verfassung klar zu machen und seine Gewissens-Bedenken hinwegzuräumen. Man gieng soweit, von ihm persönlich Annahme des Covenant und Einführung der neuen Gottesdienst-Ordnung in der Hausandacht seiner Familie zu fordern. Darin waren alle anwesenden Parteiführer einig, Argyle, der nach Montrose's Niederlage wieder in alter Macht stand und in Newcastle wie in London erschien, Hamilton der, durch die Kriegsereignisse befreit, wieder beim König Gehör fand und die Neutralen, „die es mit keinem verderben wollten", dass ohne völliges Aufgeben der Episkopalkirche kein Friede geschlossen werden könne.

Der englische Presbyterianismus, vor allem sein Anhang in Parlament und Hauptstadt, jubelte bei der Aussicht, die sich ihm eröffnete. Das Ziel, welches die Flucht des Königs genommen, die Aeusserungen, die er nach London gerichtet hatte, vieldeutig wie sie waren: alles schien doch darauf hinzuweisen, dass er seinen Frieden mit den Presbyterianern machen wolle. Man sah in froher Ahnung die Zwistigkeiten zwischen Schotten und Engländern gehoben, den Covenant in beiden Ländern durchgeführt, die irischen Gräuel, puritanischen

Idealen gemäss, gesühnt, ein Königthum, dem die Macht zu schaden genommen, eine Kirche, die von der Pest der Sekten befreit wäre. Die Bürgerschaft der Hauptstadt erhob sich zu neuen Demonstrationen, in denen sich die Stimme religiöser Engherzigkeit gegenüber „Ketzereien und Blasphemieen“ und das Verlangen nach einem Vertrage mit dem König und Festhalten am schottischen Bündnis gleichzeitig hören liess. Die presbyterianischen Führer im Hause der Gemeinen, Holles, Stapleton, Clotworthy fassten wieder Muth und fanden an mahnenden Anschreiben der schottischen General-Assembly einen neuen Rückhalt. Auch kam man trotz Erastianern und Independenten in der Durchführung des neuen Kirchensystems tüchtig vorwärts, freilich ohne seine volle Reinheit bewahren zu können. Vergeblich blieben die Versuche, eine einhellige Antwort auf jene verfänglichen Fragen über das „göttliche Recht“ zu vereinbaren, so wie auch die Bemühungen der hauptstädtischen Geistlichkeit und Gemeindebehörden, die geistliche Strafgewalt ausschliesslich auf die neuen kirchlichen Organe zu übertragen. Man musste sich mit den Aenderungen begnügen, durch welche eine parlamentarische Ordonnanz vom 3. Juni die früheren Bestimmungen gewissermassen abschwächte und durch die ihnen, Weiteres vorbehalten, nur für drei Jahre Giltigkeit verliehen wurde. Es konnte doch immerhin als ein Gewinn betrachtet werden, dass die einzelnen Aufsichtsbehörden, welche früher in Aussicht genommen worden waren, durch eine Central-Kommission ersetzt werden sollten. Die presbyterianische Geistlichkeit entschloss sich, wenn auch ungern, vorläufig das Gebotene als eine Abschlagszahlung anzunehmen, getröstet durch das Versprechen, dass die Liste der „Unwissenden und Anstössigen“ noch eine Verlängerung erfahren werde (1).

Endlich konnte man nun die presbyteriale Maschinerie spielen lassen. Am 19. Juli sollten die zwölf Presbyterien (Klassen) Londons die Aeltesten wählen. Bis zum dreizehnten August war in fast allen Pfarreien die Wahl und Prüfung erfolgt. Baillie's Hoffnungen giengen hoch. Er erblickte in den einzelnen Parochieen den Geistlichen und die Laien-Ael-

testen in Thätigkeit, er erwartete den Zusammentritt der Klassenversammlungen, zu denen jede Pfarrei den Geistlichen und einige Aelteste zu entsenden hatte, er sah eine erste Provinzial-Versammlung, aus Repräsentanten der Klassen gebildet, voraus. Lancashire schickte sich an, das Beispiel London's nachzuahmen, kühne Phantasie mochte sich das Bild der neuen englischen Nationalkirche, so ziemlich nach schottischem Muster vollendet, vorspiegeln. Eine neue metrische Version der Psalmen hatte nur noch die Bestätigung der Lords zu erhalten, und da das Haus der Gemeinen am 22. Juli die Synode ausdrücklich aufforderte, die Vollendung des neuen Glaubensbekenntnisses und Katechismus zu beeilen, so konnte man auch diese Lücken baldigst auszufüllen hoffen und sich einer Beantwortung jener erastianischen Fragen vom „göttlichen Rechte“ entziehen(1). Der Presbyterianismus war auf der ganzen Linie im Fortschreiten.

Die Independenten im Gegentheil sahen das Gut der Gewissensfreiheit stärker gefährdet als je. Die Flucht des Königs zu den Schotten erfüllte sie mit den grössten Bedenken. Je fester ihre Gegner in beiden Ländern sich wieder zusammenschlossen, um gemeinsam die monarchische Gewalt auf ihre Seite zu ziehn, desto gereizter war die Sprache, die aus independentischem Lager gegen die nordischen Nachbarn sich hören liess. Man wünschte, da der Krieg so gut wie beendet war, mit ihnen abzurechnen und England von der Gegenwart ihrer Truppen zu befreien. In der Armee war auch jetzt diese einheitliche Stimmung vorherrschend, und wo noch ein Heerestheil dem Presbyterianismus eine Stütze zu bilden drohte, wie die Brigade des General-Major Massey, arbeitete man an seiner Auflösung durch das Parlament. Denn bei den Gemeinen fiel das Gewicht der independentischen Stimmen, je mehr die Lücken durch Nachwahlen ausgefüllt wurden, je schwerer in die Wagschale. Eben diesem Umstand war es wohl zu verdanken, wenn das Ultimatum, das Mitte Juli an den König nach Newcastle abgieng, einen schärferen Charakter trug, als den Schotten und ihren Freunden lieb war. In neunzehn Propositionen, anschliessend an die uxbridger

Verhandlungen, fasste das Parlament die Bedingungen zusammen, unter denen es sich zur Wiederaufnahme des Monarchen bereit erklärte. Anerkennung der Presbyterialverfassung, Unterzeichnung des Covenant und Erzwingung seiner Annahme in allen drei Reichen, Verschärfung der Strafgesetze gegen die Katholiken, Ueberlassung der Militia auf zwanzig Jahre, Ausschluss der vornehmsten „Delinquenten" von der Amnestie, Verzicht auf Leitung des Krieges in Irland, Bestätigung der unter dem grossen Siegel des Parlaments erlassenen Akte: in diesen Sätzen waren die wichtigsten auf Kirche und Staat bezüglichen Forderungen zu finden, die zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt wurden. Die Schotten konnten sich immerhin mit ihnen einverstanden erklären und thaten alles, um die Annahme herbeizuführen. Die Independenten hatten nur von ihrer Verwerfung etwas zu hoffen.

Man weiss, wie es zu dieser gekommen und, trotz aller Versuche ein Einverständnis zu Wege zu bringen, bei dieser geblieben ist. Zu keiner Zeit hat Karl I. sich so deutlich darüber ausgesprochen, warum er sich nicht entschliessen könne in die Aenderung der englischen Kirchenverfassung zu willigen, wie damals im geheimen Briefwechsel mit der Königin. Er hatte schon einige Monate vorher das presbyterianische System deshalb für unannehmbar erklärt, „weil es nie anders als durch Rebellion in ein Land eingedrungen sei". Er hatte den Zusammenhang hervorgehoben, der zwischen diesem Kirchenregiment und der Schwächung monarchischer Gewalt bestehe. Er erblickte ihn in der presbyterianischen „Hauptmaxime", dass „alle Könige unterthan seien dem Königreich Christi, dessen Verwalter sie allein (die kirchlichen Organe) sind, da der König nur eine Stimme und kein Veto bei ihren Versammlungen hat" (1). Und unzweifelhaft war hier eine grosse Verbindung ideeller Mächte mit vollem Rechte aufgedeckt worden. Wer die Einwirkungen verfolgte, welche vor allem in Schottland die politische Theorie von dem kirchlichen System erfahren hatte, konnte es begreiflich finden, wenn der König von den Nachahmern eben dieser schottischen Verfassung, von den Anhängern der Ideen John Knox' fürchtete: „Sie werden die Doktrin (in England) ein-

führen, welche den Aufruhr für erlaubt erklärt, und dass die höchste Gewalt im Volke ruht, welchem die Könige (wie sie sagen) Rechenschaft geben und von dem sie gestraft werden müssen, wenn sie unrecht thun." Dazu kam aber, dass durch die Art und Weise, wie die Aenderung der kirchlichen Verfassung in England vor sich gieng, unter der Leitung und Autorität des Parlaments, eben diesem jener Supremat zu Theil zu werden drohte, den während des Bestehens der bischöflichen Verfassung der König besessen hatte. Der Streit um die Form, ob „episkopal" oder „presbyterial" erschien Karl I. daher als einer der geringsten, dagegen betonte er, dass man „unter dem Vorwande einer gründlichen Reform, (wie sie es nennen), beabsichtige, alle Gewalt der Herrschaft auf kirchlichem Gebiet von der Krone auf die beiden Häuser des Parlamentes zu übertragen". Er liess freilich ausser Erwägung, dass im Independentismus jene Lehre von der Volks-Souveränität noch viel stärkere Wurzeln hatte, und dass die Ansichten über das Verhältnis von Kirche und Staat auf dieser Seite noch viel weniger einen kirchlichen Supremat des Königthums gestatteten. Aber mit den Verfechtern dieser radikalen Anschauungen hatte er sich zunächst nicht auseinander zu setzen. Genug, wenn es ihm gelang dem Andringen derjenigen Gegner Stand zu halten, deren erste Forderung das Aufgeben der bischöflichen Verfassung zu Gunsten der presbyterialen ausmachte.

Und es waren nicht nur die Gegner, welche ihn in seiner Ueberzeugung schwankend zu machen, seine Berufung auf Gewissen und Krönungseid zu widerlegen suchten. Mit Schmerzen musste der gefangene, von argwöhnischen Blicken umlauerte Monarch bemerken, dass er in einer der wichtigsten Fragen sich wieder mit seiner Gemahlin in Widerspruch befand, deren Rath er in allen anderen Stücken sich unterwürfig zeigte, deren Briefe in seiner bedrängten Lage sonst seinen einzigen Trost bildeten. Allerdings einer Annahme des Covenant, einer allgemeinen Aufzwingung desselben in allen drei Reichen, einer Auslieferung Irlands an die Rache des Puritanismus setzte auch sie, aus Interesse für ihre eigene Religion und

deren Anhänger, den entschiedensten Widerspruch entgegen. Aber der Episkopal-Verfassung das Wort zu reden hatte sie keinen Grund. Als Katholikin und Französin sah sie die kirchliche Frage Englands mit ganz anderen Augen an, wie etwa ein Staatsmann vom Schlage Hyde's, der in eben dieser Zeit, mit anderen Flüchtlingen in Jersey geborgen, seinen Gesinnungen in seinem grossen Geschichtswerk Ausdruck gab. Die Berather, welche in ihrer Nähe weilten, vor allen Lord Jermyn, dessen Verhältnis zu ihr vielleicht schon damals ein mehr als freundschaftliches war, und Lord Colepepper, den der König „in Sachen der Religion wenig schätzte", drangen gleichfalls auf unbedingte Nachgiebigkeit in der Kirchenfrage. Auch stimmte zu den Tendenzen dieses Kreises, dass die Erziehung des Prinzen von Wales, dessen Uebersiedelung nach Paris in ihre Nähe die Mutter durchgesetzt hatte, der Sorgfalt eines Thomas Hobbes anvertraut wurde.

Wie wenig konnte sich der König durch die Anschauungen befriedigt fühlen, für die ihn seine Gemahlin und ihre Umgebung zu gewinnen suchte. Hier war alles lediglich politische Erwägung ohne jede Rücksicht auf Bewahrung oder Aufgeben der alten religiösen Formen, ihm erschien das Festhalten an der Form der Episkopalkirche selbst als ein Akt des politischen Interesse (1). Hier wurde, wie seit jeher, nichts dringender betont, als die Nothwendigkeit, in der Frage über die Miliz, als Mittel alles Verlorene zurückzugewinnen, den zähesten Widerstand zu leisten, ihm wurde gerade in dieser Angelegenheit ein Zugeständnis jetzt leichter. Er hatte einst in den Ausschluss der Bischöfe aus dem Parlament gewilligt, um das Verfügungsrecht über die Miliz auch „nicht für eine Stunde" aufzugeben. Nun dünkte ihn nächst der „sündlichen" Opferung Strafford's nichts von allem Vergangenen so sehr Ursache des göttlichen Zornes und der Reue werth zu sein, als die „grosse Ungerechtigkeit gegen die Kirche", die er in der Zustimmung zu jener Bill erblickte. Er fand, dass man in Frankreich einen ganz falschen Begriff von der Bedeutung des Instituts der englischen Militia habe und deutete an, dass auch sie mit der Anerkennung der Presbyterial-Verfassung

von geringem Werthe für die königliche Macht sein werde. Ohne Bewahrung der alten Kirchenverfassung erschien sie ihm „als ein Schatten“. „Wenn von den Kanzeln nicht Gehorsam gepredigt werde“, glaubte er auch von dem Verfügungsrecht über die Streitkräfte des Landes wenig Nutzen erwarten zu dürfen (1). Nach allen Niederlagen und Demüthigungen, in der verzweifeltsten Lage zog er sich auf den Standpunkt des Laud'schen System's zurück. Die Kirche war ihm Dienerin des Monarchen, verpflichtet in seinem Sinn auf die Gemüther einzuwirken, und er vergass nur hinzuzufügen, dass dieser Versicherungs-Vertrag von Thron und Altar wie ehemals auf Gegenseitigkeit beruhen, dass das Schwert des supremen Königs wiederum die geistlichen Richtersprüche der Bischöfe vollstrecken würde.

Die Königin wurde indessen nicht müde ihren Gemahl zum Aufgeben der Episkopal-Verfassung zu bewegen. Sie sah sich in ihren Bemühungen durch die französische Politik unterstützt, die in dem neuen Botschafter Bellièvre einen weiteren Agenten in England und Schottland erhielt. Zwar erschienen auch den Staatsmännern Frankreichs die Vorschläge von Newcastle vorzüglich wegen ihrer politischen Ansprüche als ganz unannehmbar, aber sie mochten hoffen, dass die eine unumgängliche Koncession der Presbyterial-Verfassung die englischen Presbyterianer versöhnen und die Waffen der Schotten dem König zur Verfügung stellen werde. Und diese Koncession schien dadurch erleichtert, dass sich zeitweise die Aussicht eröffnete, die Unterzeichung des Covenant durch den König selbst hinwegfallen zu lassen (2).

Karl I. liess sich auch hierdurch nicht erschüttern. Er war und blieb der Ueberzeugung, dass auf die Unterstützung der Schotten nicht gerechnet werden könne, weil ihre Bedingungen immer unannehmbar sein würden. Er hielt sich vor allen Dingen versichert, dass sie mindestens davon niemals abgehn würden, die strikte Durchführung des Covenant in England zu fordern, und hierin den entschiedensten Widerstand zu leisten, ermuthigte ihn auch seine Gemahlin (3). Um so fester rechnete sie darauf, dass schon die Annahme

der Presbyterial-Verfassung die Schotten bewegen würde, sei es zur Herstellung eines „guten Friedens", sei es zum „Kriege" ihre Dienste zu leihen. Nicht genug damit, dass sie brieflich auf den König einzuwirken suchte, sie entsandte Ende September einen persönlichen Mahner. Es war William Davenant, derselbe Davenant, der einst als lebenslustiger höfischer Dichter eine so glänzende Laufbahn begonnen hatte. Mit dem Ausbruch der Revolution ward er als einer der entschiedensten royalistischen Parteigänger mannichfachen Gefahren entgegengeführt. Wie Suckling war er 1641 angeklagt worden, an der Militär-Verschwörung gegen die Sicherheit des Parlaments betheiligt gewesen zu sein. Er hatte zu entfliehen versucht, wurde aber zweimal eingefangen, bis es ihm endlich gelang zur Königin nach Frankreich zu entkommen. Von hier war er mit Kriegsvorräthen nach England zurückgekehrt, hatte als General-Lieutenant der Artillerie in Newcastle's Heer gedient und sich durch die Tapferkeit, die er bei der Belagerung von Gloucester bewiesen, 1643 die Ritterwürde verdient. Nach der ungünstigen Wendung des Krieges hatte er sich wieder in der Nähe der Königin eingefunden und war katholisch geworden. Der Dichter hatte als Diplomat kein Glück. Er empfieng keine bessere Antwort als die Briefe seiner Herrin und kehrte ohne etwas ausgerichtet zu haben nach Frankreich zurück (1).

Je weniger Karl I. in der Frage der Kirchenverfassung endgiltig nachzugeben entschlossen war, desto sicherer hoffte er, gleichsam als göttliche Belohnung für seine Standhaftigkeit, auf eine glückliche Zukunft. Seine Illusion war, dass „seine Sache die aller Monarchen der Christenheit sei", und seine Rechnung gieng darauf, dass sich eine starke Partei „jenseits des Kanals" für seine Wiederherstellung bilden müsse. Aber währenddess verhandelte er nacheinander und nebeneinander mit den verschiedenen Parteien, deren Zwiespalt er nach wie vor doch noch zu seiner eigenen Erhebung zu benutzen gedachte. Mit den vornehmsten der schottischen Faktions-Häupter behielt er Fühlung. Da Montrose Schottland Anfang September verlassen hatte, und die „Neutralen"

sich nicht hervorwagten, so kamen nur die Anhänger Argyle's und Hamilton's in Betracht. Diese letzten spielten in der Rechnung des Königs die grösste Rolle. Während er nicht müde wurde, der Königin seine wahre Meinung über die Presbyterial-Verfassung zu sagen, hatte er vermuthlich den Hamiltons schon im Juni das lächerliche Angebot gemacht, den grössten Theil von England jener Verfassung zu überlassen, für einige Diöcesen indessen das Bisthum zu reserviren (1). Während er den neunzehn Propositionen des Parlaments eine aufschiebende Antwort hatte zu Theil werden lassen, suchte er unter der Hand in London ein Abkommen zu treffen. Anfang September war William Murray bei ihm eingetroffen, sein früherer Page, der, erst kürzlich als Spion verhaftet, nur durch schottische Vermittlung aus dem Tower befreit worden war. Die schottischen Kommissäre in London rechneten darauf, dass er den König in ihrem Sinn bearbeite, indessen die Vollmachten, die er von Karl I. für seine Missionen empfieng, waren sehr wenig nach ihrem Geschmack. Er erschien im Oktober in London, ermächtigt im Namen des Königs, die Militia für die Zeit seines Lebens aufzugeben, im Falle man verspräche, nach Ablauf von fünf Jahren ein „regelmässiges Bisthum" herzustellen. Allein die schottischen Kommissäre, welche vor allem Annahme des Covenant forderten, verhinderten ihn von seinen Instruktionen Gebrauch zu machen (2).

Ein zweiter Entwurf von Vorschlägen wurde nach seiner Rückkehr zwischen ihm und dem König verabredet. Wenn das erste Mal nur ein Kompromiss mit den Presbyterianern beabsichtigt gewesen war, so zielte man nun darauf ab, die Independenten zu gewinnen. Die Presbyterial-Verfassung war auf drei Jahre zugestanden, aber schon während dieser Zeit sollte eine Toleranz solcher stattfinden, „die aus Gewissens-Skrupeln sich nicht in allem und jedem ihr konformiren könnten". Dem königlichen Haushalt selbst blieb Kultusfreiheit vorbehalten. Nach Ablauf der bestimmten Zeit sollte die definitive Kirchenverfassung auf gesetzlichem Wege eingeführt werden, auf Grundlage der Berathungen der Synode und eines parlamentarischen Committees. Auch blieb dem König das Recht ge-

wahrt, zwanzig Geistliche seiner Wahl der Synode hinzuzufügen. Für diese Zugeständnisse wurden freilich andere abgeschwächt, wie denn der Verzicht auf die Miliz sich auf 10 Jahre beschränkte. Ehrlich war auch dies Mal das königliche Wort nicht gemeint. Als Karl I. am 4. December diesen Entwurf Hamilton's Bruder zur Durchsicht zuschickte, fügte er bezeichnend genug die Bemerkung hinzu, er sei bereit die Klausel zu Gunsten der Independenten zu streichen, ja die stärksten Erklärungen gegen sie aufzunehmen, woferne man übrigens von Schottland her seine Propositionen unterstütze. Allein da man sie hier in jeder Weise ungenügend fand, so unterblieb ihre Absendung. Die Antwort auf die neunzehn Propositionen, welche nach langer Zögerung am 20. December endlich nach London abgieng, war wieder ausweichend und verwies alles Weitere auf persönliche Unterhandlung ([1]).

Das ganze Bild einander ablösender Entwürfe hinterlässt den Eindruck eines leeren Spieles, mit dem der König nichts bezweckte, als den einen seiner Gegner durch den anderen zu täuschen, sich selbst aber in nichts zu binden. Dazwischen taucht die Kunde von dem Plane einer royalistischen Erhebung auf, der Gedanke zu Gunsten des Prinzen von Wales abzudanken oder doch zeitweise zurückzutreten, damit dieser sehe, wie weit sein Gewissen ihm erlaube, in der Frage der Kirchenverfassung und des Covenant gegenüber den Schotten nachzugeben, und ob er etwas damit gewinne, die Idee, sich durch die Flucht aus der schottischen Gefangenschaft zu befreien. Noch einmal gegen Ende des Jahres machte Montereuil in Schottland den Versuch, mit dem Hinweis auf die Möglichkeit französischer Unterstützung, eine Partei für den König unter die Waffen zu bringen. Aber man hielt hier am Bunde mit England fest, forderte Annahme der neunzehn Propositionen, und vor allem des Covenant. Es war das Werk der Geistlichkeit, des geschäftsführenden Ausschusses der General-Assembly, welche über die Hamilton'sche Partei den Sieg davon trug, indem sie einen wirksamen Druck auf das Parlament in Edinburg ausübte. Selbst die Aufnahme

des Königs im Lande wurde verboten, falls er nicht seinen Frieden mit dem englischen Volke gemacht habe.

Während dessen war in London die Entscheidung gefallen. Der Krieg war so gut wie beendigt. In Irland allein wüthete er noch fort. Allerdings, sehr zur Unzeit für den König, hatte Ormond, seit Anfang 1644 Lord-Lieutenant, am 28. Juli 1646 einen Frieden mit den Aufständischen vereinbart, durch den er Namens des Königs für eine Hilfsmacht von 10000 Irländern, Aufhebung der Pönal-Gesetze gegen die Katholiken und Zulassung zu einem Theil der öffentlichen Aemter zusagte. Es war ganz im Sinne Frankreichs geschehen, welches, seinen grossen politischen Interessen gemäss, der Verbindung der spanischen Macht mit den fanatischen Eingeborenen entgegenzutreten, und wie in Schottland so auf der grünen Insel seinen Einfluss geltend zu machen wünschte. Aber von zwei Seiten wurde dieser Ormond'sche Vertrag leidenschaftlich angegriffen. Der gesammte Puritanismus in allen drei Reichen war über diese Nachgiebigkeit, die mit einer so erschreckenden Gefahr verbunden war, empört. Der Nuntius Rinuccini hingegen, gestützt auf den Klerus, verwarf den Pakt als ungenügend, setzte sich selbst an die Spitze des Widerstandes und riss die alt-irische Bevölkerung zur Weiterführung des Kampfes mit sich fort. Das Land blieb im Zustand wildester Fehde, der Schauplatz ringender Intriguen, von drei Heeren bestritten. Die Masse der celtisch-katholischen Bevölkerung, der sich die Katholiken von englischer Abkunft theilweise anschlossen, stand unter der Leitung des Nuntius, der sehr geneigt war, Irland ganz und gar von der englischen Herrschaft loszureissen. Die kleine anglikanische Partei, nebst vielen Adligen der altenglischen Kolonie, suchte unter Ormond Dublin und einige andere Plätze für den König zu behaupten. Das Parlament verfügte über zerstreute schottisch-englische Streitkräfte, denen durch Ernennung Lord Lisle's zum Lord-Lieutenant-General eine einheitliche Leitung gegeben wurde. Je stärker sich Ormond von den katholischen Rebellen bedrängt sah, desto mehr wurde für ihn die Nothwendigkeit zwingend, sich den

parlamentarischen Streitkräften anzunähern, um dadurch seine Positionen wenigstens der englischen Nationalität zu retten, und schon hatte er gegen Ende des Jahres 1646 einen dahin zielenden Vertrag in Angriff genommen.

Während hier Kriegsgetümmel und Verhandlungen mit einander abwechselten, kehrte auf der anderen Seite des Georg-Kanals der langentbehrte Friedenszustand zurück. Eine der königlichen Garnisonen nach der anderen war in die Hände der Parlamentarier gefallen. Am 24. Juni hatte auch Oxford, nach fortgesetzter Belagerung durch Fairfax, Cromwell und Skippon kapitulirt. Der Besatzung war ehrenvoller Abzug gewährt worden, die Prinzen von der Pfalz erhielten Freiheit das Land zu verlassen, das Eigenthum der Bürger und der Colleges ward gewährleistet. In England und Wales blieb für die Waffen nur noch wenig zu thun übrig. Unter diesen Umständen war nichts natürlicher, als dass in erster Linie die Heimkehr des schottischen Hilfsheeres in Frage kam. Die Schotten selbst sahen doch, trotz Independenten und Sekten, so manches von dem erreicht, was sie durch die Waffenbrüderschaft mit dem englischen Volke zu erreichen gehofft hatten. In dem Augenblick, da sie Henderson, den geachtetsten Vorfechter ihres kirchlichen Systems verloren, († 19. August 1646), kam eben dieses System in der grossen Metropole des Nachbarlandes zur Durchführung. Die Synode schritt in ihren Arbeiten rüstig vorwärts. Das Parlament leistete der presbyterianischen Strömung keinen weiteren Widerstand. Das sehr zusammengeschmolzene Haus der Lords, durch Essex' Tod (Sept. 1646), freilich eines Hauptvertreters des Presbyterianismus beraubt, war dieser Richtung fast durchaus zugethan, im Hause der Gemeinen hatte sie durch die späteren Nachwahlen an Kraft noch gewonnen. Eine Ordonnanz vom 9. Oktober 1646 hatte einen neuen wichtigen Schritt auf dem Wege der kirchlichen Gesetzgebung gethan, indem die Abschaffung der bischöflichen Verfassung formell erklärt, und die Einziehung des Bischofs-Gutes „zum Besten des Gemeinwesens" in Aussicht genommen wurde. Was allein den Independentismus noch gefährlich zu machen

schien, das siegreiche Heer, musste aller Wahrscheinlichkeit nach, mit der Entfernung der Schotten, gleichfalls sich baldigst auflösen, und schon wurden aus dem presbyterianischen Lager Stimmen laut, welche diese Forderung hören liessen.

Indessen, so bereit die Schotten auch sein mochten, England sich selbst zu überlassen, man war nicht im Stande dies Ziel zu erreichen, ohne Monate dauernde hitzige Verhandlungen, in denen sich die Frage der Ablohnung der nordischen Bundesgenossen mit der Frage des Rechtes, über die Person des Monarchen zu verfügen, beinahe unlöslich verschlang. Nachdem zur schweren Bekümmernis der Presbyterianer und unter leidenschaftlichem Anreiz der Independenten die nationalen Antipathieen wieder auf's stärkste rege geworden und sich in Wort und Schrift heftig Luft gemacht hatten, wurde die Geldfrage allein erledigt und eine Vereinbarung über die Auszahlung von 400000 £ getroffen, deren erste Hälfte den Schotten, ehe sie das Reich verliessen, entrichtet werden sollte. Eine in der City eröffnete Anleihe stellte die Summe zur Verfügung, die unter dem militärischen Schutze Skippon's nach Norden befördert wurde. Einige Tage später wurde dem Hause der Gemeinen eine Petition der City behändigt, die sich in Klagen über die Last des Heeres ergieng und die Forderung enthielt, es baldigst aufzulösen und Frieden mit dem König zu machen. Es erscheint fast begreiflich, wenn Karl I. unter diesen Umständen noch immer auf den Zwiespalt der Parteien rechnete. Und doch entschied sich eben damals sein Schicksal. Das Parlament fasste den Beschluss, dass während weiterer Verhandlungen Holmby-House in Nordhamptonshire dem König zum Aufenthalt gegeben werden sollte, und sandte eine Anzahl von Kommissären ab, um ihn von Newcastle dorthin zu geleiten. Sie wurden selbstverständlich von presbyterianischen Geistlichen begleitet, Joseph Caryl, jenem Censor, dem Milton so arg zugesetzt hatte, und Stephen Marshall, dem Smectymnianer. Die Schotten waren entschlossen, nachdem alle Verhandlungen mit dem Könige gescheitert waren, ihn seinen englischen Unterthanen zu überlassen. Newcastle wurde von ihren Kommis-

sären und Truppen geräumt, und Skippon hielt seinen Einzug (30. Januar). Einige Tage später setzten sich die Abgesandten des Parlaments mit ihrem König unter kriegerischer Eskorte nach Süden in Bewegung.

---

Milton hätte nicht er selbst sein müssen, wenn ihm die ganze Summe jener entscheidenden Ereignisse nicht mit derselben Theilnahme erfüllt haben sollte, wie das ganze Land. Auch haben wir uns für berechtigt gehalten in einigen seiner Verse den Reflex bestimmter Vorgänge dieser Zeit, der kirchenpolitischen, die ihn am nächsten berührten, wieder zu finden. Indessen auch sonst kam neben dem allgemeinen sein persönliches Interesse in Betracht. Wie früher die Belagerung und Uebergabe von Reading für sein Hauswesen im engsten Sinn des Wortes von Bedeutung gewesen war, so damals die Einschliessung und Kapitulation von Oxford. Hier, im königlichen Hauptquartier, weilten die Eltern und Geschwister seiner jungen Frau, die sich hinter die schützenden Mauern geflüchtet hatten. Die Vermögensverhältnisse der Familie waren während des Krieges immer weiter zurückgegangen. Von den Gläubigern des alten Powell war noch der ungefährlichste Milton selbst, dem von den 1000 £, die seine Frau als Mitgift hatte erhalten sollen, und von 300 £, die von seiner ursprünglichen Forderung noch ausstanden, und für die ihm 1640 der freie Besitz in Whatley verpfändet worden (1), bis dahin nichts zu Gesicht gekommen war. Dagegen waren andere Verpflichtungen, für deren Erfüllung Powell Güter und Einkünfte verpfändet hatte, dringend genug. Der gute Royalist hatte ausserdem ohne Zweifel bedeutende Opfer für die Sache seines Königs gebracht, und seine Verluste wurden noch grösser, als die parlamentarischen Truppen sich auf seinen Besitzungen einquartierten, und sein Hab und Gut den fiskalischen Massregeln der Feinde ausgesetzt war. Eben damals, während er selbst mit den Seinigen in Oxford eingeschlossen war, im Mai oder Anfang Juni 1646

legte der Hauptgläubiger, Sir Robert Pye (s. o. S. 165), kraft ihm eingeräumten Rechtes auf das Landgut von Foresthill Beschlag. Insofern hatte dies sein Gutes, dass damit einer drohenden Sequestration durch das Parlament vorgebeugt wurde. Indessen wurde nicht abgewandt, dass die parlamentarischen Sequestratoren für die Grafschaft Oxford die fahrende Habe, die sich in Foresthill befand, und die sonstigen Vermögensstücke des alten Powell, als eines „Delinquenten", zur Strafe einzogen. Sie erschienen, drei Mann hoch, um ein genaues Inventar aufzunehmen, durchmusterten Höfe und Ställe, Zimmer und Kammern, Küche und Keller, Brauhaus und Backhaus und schätzten die einzelnen Gegenstände, Korn und Vieh, Möbel und Kleider, Vorräthe und Geschirr bis in's kleinste. Einen bedeutenden Posten machten die aufgestapelten Holzmengen aus, die Mr. Powell auf Lager hatte. Zwei Wiesengründe wurden, weil in Folge der Einquartierung von Kavallerie aufgezehrt, nicht geschätzt, ebensowenig ein anderes Stück Land bei Foresthill, das nicht auf Sir R. Pye übergegangen war, und die Besitzungen in Whatley.

Fast der ganze Hausrath, Vieh und Vorräthe, eine Quantität Holz abgerechnet, auf die ein anderer Anrecht hatte, wurde für den Spottpreis von 335 £ an einen gewissen Mr. Matthew Appletree aus London losgeschlagen, ohne Zweifel einen jener geriebenen Spekulanten, die wie die Raben den parlamentarischen Truppen in die royalistischen Gebiete nachfolgten. Er machte sich, nachdem er zwanzig Schillinge angezahlt hatte, sofort daran, die kleineren Stücke der guten Beute wegzuschleppen, und als sich die Thore von Oxford öffneten, sah sich die Familie Powell in der elendesten Lage. Der eilfte Artikel der Kapitulations-Urkunde gestattete allen in der Stadt befindlichen Personen, die nicht mit Namen ausgenommen wären, sich zu begeben, wohin sie wollten, und binnen sechs Monaten ihr mit Sequester belegtes Hab und Gut durch Zahlung festgesetzter Sühne zurück zu gewinnen(1). Aber die unglücklichen Powells mussten erfahren, dass ihr Hab und Gut grossen Theils nicht nur unter Sequester gelegt,

sondern verkauft und verschleudert worden war. Die ausgeleerten Räume von Foresthill, von Sir R. Pye mit Beschlag belegt, gewährten ihnen kein Obdach. Ein Ueberschlag, den der alte Powell machte, lehrte ihn, dass er während der Kriegsjahre alles in allem etwa 3000 £ eingebüsst habe.

Sein Unmuth musste um so grösser sein, da es bei jenem Sequestrations- und Trödelgeschäft durchaus nicht ehrlich hergegangen zu sein schien. Die Taxation und Verrechnung konnte manchen Einwurf hervorrufen. Es legte bedenkliche Schlüsse nahe, dass ein Mr. Matthew Appletree der glückliche Käufer gewesen war, während ein Mr. Thomas Appletree in dem Committee der Grafschaft von Oxford sass, welches das ganze Verfahren autorisirt hatte(1). Noch viel schwerer wurden aber alle Betheiligten belastet, wenn sich eine Behauptung als richtig erweisen liess, welche die Powells bei späterem Process geltend zu machen suchten. Sie erklärten nämlich, dass die Verfügung des Committee zur Sequestration erst vom 17. Juni 1646 stamme, während das Inventarium und die Verkaufsurkunde mit dem Datum des 16. Juni bezeichnet war, und sie liessen durchblicken, dass hier eine Ungenauigkeit, wenn nichts Schlimmeres, vorliege, deren Zweck gewesen sei, das wahre Datum jenes Geschäftes zu verdecken. Nach ihrer Aussage fand der Verkauf erst „einige Tage nach der Gewährung der besagten Artikel (der Kapitulation von Oxford)“ statt, und waren diese gröblich durch den Handel verletzt(2). Wie immer sich dies verhielt, Mr. Powell hielt es für rathsam zunächst für das, was sich von seinem Hab und Gut noch retten liess, die Busse des „Delinquenten“ innerhalb der geforderten sechs Monate zu zahlen uud sich zu dem Zweck nach London zu begeben, wo man versuchen konnte auch für das erlittene Unrecht sich Genugthuung zu verschaffen. Nicht zum wenigsten wird seinen Entschluss bestimmt haben, dass er hoffen durfte, eben dort im Hause seiner Tochter für sich und die Seinigen eine Unterkunft zu finden. Es war zwar hart für die Powells nach allem, was vorangegangen war, Milton als Bittende zu nahen,

härter wohl noch für die Mutter als für den Vater, indess der Sturm auf das gute Herz des Dichters musste gewagt werden. Einige Tage nach der Kapitulation von Oxford, am 27. Juni erhielt Mr. Powell einen von Fairfax unterzeichneten Passirschein (1) und machte sich mit seiner Frau und einigen seiner Kinder auf den Weg nach London. Er hatte sich in der Gesinnung seines Schwiegersohnes nicht getäuscht. Die Eltern seines Weibes nebst mehreren ihrer Brüder und Schwestern, alles in allem eine „gute Anzahl", fanden in ihrem Unglück unter seinem Dache ein Asyl (2). Mit seinen zwei Neffen, den übrigen Pensionären und seinem alten Vater war es keine kleine Familie, die das Haus in Barbican erfüllte. Man war erst einige Wochen zusammen, als die Gesellschaft noch einen Zuwachs durch eine neue Weltbürgerin erhielt. Am 29. Juli gegen Abend kam Milton's Frau mit ihrem ersten Kinde nieder. Es war ein „prächtiges Mädchen, obwohl es, sei es in Folge natürlicher Anlage, sei es in Folge von Mangel an gehöriger Sorgfalt, je mehr und mehr elend aufwuchs" (3). Der Name Anna, den es erhielt, konnte eben sowohl ein Kompliment für Milton's Schwester, Mrs. Agar, wie für die alte Mrs. Powell bedeuten.

Während die Frauen um das Neugeborene beschäftigt waren, gieng der alte Powell sorgenvoll umher. Er war kaum ein Paar Wochen im Hause seines Schwiegersohnes, als er erfahren musste, dass seine Angelegenheiten eine noch üblere Wendung nahmen, als sich anfangs voraussehen liess. Jene Verschleuderung seiner fahrenden Habe war schon schlimm genug, indessen liess sich hoffen, den Klauen des Mr. Appletree noch einiges zu entreissen. Nun aber kam es dahin, dass das Parlament selbst sich an seinem Hab und Gut vergriff, und wie gegen dieses Recht zu erhalten sei, liess sich nicht absehn. Die ganze Angelegenheit bietet ein schlagendes Beispiel für die Härte und Willkür, mit der das Privateigenthum der „Malignanten" behandelt wurde, wennschon im einzelnen manches dunkel bleibt, namentlich auch nicht klar wird, wie sich das Parlament mit dem Käufer, Mr. Appletree,

auseinander gesetzt hat. Genug, dass auf die Klagen der Gemeinde von Banbury (Oxfordshire), der halbe Ort sei abgebrannt, Kirche, Pfarrhaus, Gefängnis ruinirt, eine parlamentarische Ordonnanz vom 16. Juli 1646 den Einwohnern auf ihr Ansuchen „Balken und Bretter, die ein gewisser Mr. Powell, ein Malignant, aus den Waldungen von Forest-Wood bei Oxford ausgehauen hatte, und die, nicht über 300 £ werth, unter Sequester lägen", für die Herstellung der öffentlichen Gebäude zur Verfügung stellte. Der Ueberschuss sollte von denjenigen Mitgliedern beider Häuser, die dem Committee für Oxford angehörten, nach ihrem Ermessen an „gutgesinnte Privatpersonen" (well affected persons) besagter Stadt zum Aufbau ihrer Häuser vertheilt werden. Auch hier scheint nicht alles rein zugegangen zu sein. Es war noch unbedenklich, dass Mr. Powell selbst eben diese Holzvorräthe auf 400 £ schätzte, aber es stellte sich später, wenn der Behauptung der Powells zu trauen ist, heraus, dass die Gemeinde von Banbury einen grossen Theil des Materials gar nicht verbrauchte, sondern durch Verkauf desselben die anständige Summe von 110 £ herausschlug (1).

Wollte Mr. Powell noch etwas von dem Seinigen retten, so war es dringlich die nöthigen Schritte zu thun. Er reichte daher am 6. Aug. 1646 dem Committee, welches in Goldsmiths' Hall sass, und dem die Sühne-Angelegenheiten der „Delinquenten" oblagen, eine Petition ein, in der er sich auf die Kapitulation von Oxford berief und zur Erlegung der Sühne-Summe zugelassen zu werden bat. Er fügte am 21. November 1646 eine Uebersicht seiner traurigen Vermögensverhältnisse hinzu, nach der seine Strafe abzuschätzen wäre. Er leistete am 4. December einen Eid auf die Richtigkeit seiner Angaben und nahm am selben Tage die unangenehme Formalität auf sich, den Covenant zu unterschreiben. Am 8. December endlich kam die Entscheidung der überhäuften Behörde. Sie war wenig tröstlich. Nach Prüfung der Angaben Powells, die seinem Interesse nach bald zu hoch, bald zu niedrig sein konnten, ohne Rücksicht auf seine Schulden und Verluste wurde die Zahlung einer Strafsumme

von 180 £, dem Doppelten seiner muthmasslichen Jahres-Einkünfte, gefordert (1). Erst wenn diese bezahlt war, konnte an weitere Schritte zur Wiedererlangung des Verlorenen gedacht werden. Aber der alte Powell wurde allen Sorgen entrückt. Möglich, dass ihn die Erlebnisse der letzten Monate gebrochen hatten; gewiss, dass er in den ersten Tagen des Jahres 1647 in Milton's Hause starb (2). Sein Testament vom 30. December 1646 zeigte, dass er die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte, dass das Landgut von Foresthill wieder in den Besitz seiner Familie kommen werde, obwohl er es kluger Weise in jener Uebersicht seiner Vermögensverhältnisse nicht erwähnt hatte. Er gedachte jenes Sir Robert Pye, der für seine Schuld das Gut mit Beschlag belegt hatte, in freundschaftlichster Weise und setzte voraus, dass sein ältester Sohn Richard sich später mit den alten Bekannten auseinander setzen werde. Diesem Sohn lag es in erster Linie auch ob, als „Executor" die übrigen gefährdeten oder verlorenen Güter nach Kräften wieder beizubringen, in zweiter Linie war die Wittwe mit dieser Aufgabe betraut, die zu ihrer Lösung vor allem voraussetzte, dass man mit der Zahlung der Sühne wirklich Ernst mache. Die ausstehende Mitgift von Milton's Frau konnte unter den obwaltenden Umständen nur im allgemeinen der Rücksicht der Erben empfohlen werden (3). Es waren wenig erfreuliche Gegenstände, welche in diesen Tagen den äusseren Kreis des Lebens im gastfreien Hause des Dichters ausfüllten, aber noch unerquicklicher wurde sein Verhältnis zu der Familie seiner Frau in späterer Zeit, als die Wittwe Powell, die für ihren ältesten Sohn den Auftrag übernommen hatte, sich daran machte, die Vermögens-Verhältnisse der Familie in Ordnung zu bringen.

Damals waren es nicht allein die Powells, deren Fährlichkeiten und Sorgen, eine Folge ihrer politischen Sympathieen, Milton's besondere Theilnahme herausforderten. Sein Bruder Christoph, der nach der Einnahme von Reading durch die parlamentarischen Truppen 1643 zunächst dort

wohnen geblieben war, hatte seine royalistische Gesinnung keineswegs aufgegeben. Er hatte sogar eine vom König unter dem grossen Siegel von Oxford aus erlassene Kommission übernommen, „die Freunde des Parlaments in drei Grafschaften zu sequestriren". Später muss er sich nach Exeter begeben haben, und nach der Einnahme dieser Stadt 1646, war er nach London geeilt, um durch Leistung der vorgeschriebenen Formalitäten und Strafen seine Güter zu retten. Vermuthlich bot ihm das Haus seiner Schwiegermutter ein Obdach, so dass nicht auch er zum Haushalt des Bruders gehörte. Er hatte am 20. April 1646 den Covenant unterschrieben, am 28. August den sog. Negativ-Eid geleistet (1) und am 7. August seine Petition um Zulassung zur Busse und eine Uebersicht seines Vermögens eingereicht. Der wohlbewanderte „Rechts-Konsulent" wusste von fahrender Habe nichts anzugeben, da alles, was er besessen, „ihm genommen und zum Besten des Staates verwandt worden sei". Nur ein kleines Anwesen in London, gelegen „in der Pfarrei St. Martin, Ludgate", das vor dem Kriege jährlich 40 £ getragen habe, wollte er durch Zahlung der Strafsumme aus dem Sequester zu lösen haben. Für dieses wurde ihm am 7. Sept. eine Strafsumme von 80 £ aufgelegt, deren erste Hälfte er am 24. desselben Monats zu zahlen hatte. Die übrigen 40 £ waren ein Vierteljahr später zu entrichten, und es wurde dem „Delinquenten" angedeutet, dass das Parlament möglicher Weise für sein Vergehen noch weitere Busse verlangen werde. In der That beruhigte man sich auch nicht bei seiner Angabe, wurde um so misstrauischer, da er mit Zahlung des Restes seiner Busse im Rückstande blieb, und liess noch Jahre nachher in den Grafschaften von Berks und Suffolk nachforschen, ob nicht ihm gehörige Besitzungen nachweisbar seien, deren Dasein er verschwiegen habe (2).

Während diese Schicksale nahestehender Personen Milton mehr oder minder in Mitleidenschaft zogen, traf ihn ein schwerer Schlag, der sein Haus auf's neue in Trauer versetzte. Einige Wochen nachdem Mr. Powell gestorben war, schloss der alte

Vater des Dichters die Augen. Er hatte seine letzten Jahre „ganz zurückgezogen in frommer Ruhe gelebt ohne die allergeringste Störung“. Nur die Ankunft so vieler Schutz suchender Gäste mochte auch seine Behaglichkeit in etwas gestört haben. Der Eintrag seines Begräbnisses in der Kirche St. Giles, Cripplegate datirt vom 15. März 1647 (1). Der Sohn hat keinen Ausdruck für das Gefühl gefunden, das seine Brust durchzog, als dort im Chor die Steinplatte sich über dem Sarge schloss.

---

## Achtes Kapitel.

### In den letzten Zeiten des Königthums.

---

Von den uns erhaltenen Privatbriefen des Dichters, deren Zahl leider eine nur zu spärliche ist, beansprucht einer, der bald nach dem Tode des alten Milton geschrieben worden ist, einen nicht geringen Werth. Er richtet sich an Carlo Dati, jenen strebsamen florentiner Freund, der einst den Fremdling auf's herzlichste aufgenommen hatte, und lässt uns die Stimmung des Schreibers genügend erkennen (¹). Als Milton seinem Jugendfreunde, Karl Diodati, in jenem Gedicht „Epitaphium Damonis" ein dauerndes Andenken stiftete, hatte er, noch ganz erfüllt von den Eindrücken der italienischen Reise, der florentiner Bekannten, und Dati's wie Francini's mit Nennung ihres Namens, in schmeichelhafter Weise gedacht. Entweder hatte er damals eine Abschrift des Gedichtes oder später einen Ausschnitt aus dem Bändchen von 1645, der es enthielt, nach Florenz geschickt, um auf diese Weise den einen oder den anderen der dortigen Freunde „zum Schreiben zu bewegen". Er selbst hatte nicht gewagt sich an einen von ihnen zu wenden, um „nicht die übrigen zu verletzen". Da kam ihm mitten in den Sorgen, die ihm die letzte Zeit gebracht hatte, „ganz unerwartet" ein Schreiben Dati's zu, in dem sich „Eleganz des Ausdrucks und freundschaftliche Gesinnung mit einander stritten", und das ihn in seiner damaligen Lage wahr-

haft erquickte. Freilich musste er zu seiner Bestürzung erfahren, dass Dati schon früher drei Briefe abgesandt hatte, die unwiederbringlich verloren waren, und sodann zwang ihm diese Erinnerung an die glücklichen Tage von Florenz, von dem er sich so „schwer losgerissen hatte", eine sehr melancholische Betrachtung ab: . . „Ich muss oft mein Loos beklagen. Diejenigen, an die ich durch bloss nachbarschaftliches oder sonst werthloses Verhältnis aus Zufall oder von Gesetzes wegen gebunden bin, eben diese, durch nichts anderes mir theuer, hocken täglich bei mir, fallen mir beschwerlich, ja quälen mich beim Himmel, wenn die Laune ihnen danach steht, halb zu Tode. Diejenigen aber, die mir an Bildung, Geistesrichtung und Studien so nahe standen, sind mir fast alle entweder durch den Tod geraubt oder durch eine so grosse räumliche Trennung meinen Augen entzogen, dass ich zu einem beinahe ganz einsamen Leben verdammt bin".

Es ist ein trübes Bild, das diese Worte enthüllen. Wir wissen, was unter dem „gesetzlichen Bande" zu denken ist, welches Milton eine drückende Fessel war, und können uns ausmalen, wie die verwittwete Schwiegermutter mit der Schaar der übrigen Kinder Powell in dem stillen Gelehrtenhause schaltete. Da wandten sich die Gedanken des Dichters den theuern Gräbern zu, deren letztes sich erst eben über dem Leichnam des Vaters geschlossen hatte, und seine Sehnsucht schweifte nach der „lieben" sonnenbeglänzten Stadt am Arno, wo so viele „traute Freunde behaglich zusammenlebten". Dati hatte Nachrichten über die literarischen Beschäftigungen Milton's erbeten und als Probe seiner eigenen Leistungen, wie sich vermuthen lässt, seine Beschreibung der florentiner Leichenfeier Ludwig's XIII. überschickt (1). Milton nahm diese sehr beifällig auf und konnte in ihr nichts von dem „kaufmännischen" Stile finden, auf den Dati scherzhaft angespielt hatte. Er selbst dagegen erklärt, in den traurigen Wirren seines Vaterlandes der schriftstellerischen Musse ziemlich entbehrt zu haben, ohne ein Hehl daraus zu machen, dass er „nicht weniges in der Muttersprache veröffentlicht habe". Eben dieser Umstand, dass er sich englischer Prosa bedient hatte, hält ihn davon ab, seine

Schriften dem Urtheil der florentiner Freunde zu unterwerfen. Auch hätten sie schwerlich an allem Geschmack gefunden. Scheint es Milton doch sogar nöthig, dem Versprechen einer Uebersendung seiner lateinischen Gedichte die Bitte hinzuzufügen, man möge entschuldigen, was „auf einigen Seiten Bitteres gegen den Pabst gesagt sei“. Er schliesst mit Grüssen an Coltellini, Francini, Frescobaldi, Malatesti, Chimentelli und die ganze „Akademie Gaddi's“ und mit dem Vorschlag, sich über ein Mittel sicherer Korrespondenz zu verständigen. Die Benutzung kaufmännischer Boten scheint ihm das Einfachste, und seinerseits will er das Geschäft einem „Buchhändler Jakob“ übertragen „oder seinem Herrn, mit dem er genau bekannt sei“.

Der Brief an Dati kann noch nicht lange abgesandt worden sein, als wenigstens ein Grund der Klage, welcher Milton hier Ausdruck gegeben hatte, entfernt wurde. Die Wittwe Powell mit ihren ledigen Kindern verliess das Haus ihres Schwiegersohnes. Es bleibt unklar, wohin die Familie sich wandte. Hatte einer der Gläubiger, Sir Robert Pye, vielleicht nicht ohne dabei das Interesse der befreundeten Powells im Auge zu haben, Foresthill in Beschlag genommen, so hatte ein anderer, ein Verwandter, Sir Edward Powell, noch im Januar 1647 auf die ihm verpfändeten Besitzungen von Whatley seine Hand gelegt. In jedem Fall blieben die Vermögensverhältnisse der Powells sehr bedenkliche, und Milton hatte noch sein Theil an den daraus erwachsenden Unannehmlichkeiten zu tragen (1).

Nach dem Abzug der unliebenswürdigen Gäste war das Haus in Barbican, dem Ausdruck von Milton's Neffen zufolge, wieder ganz „ein Haus der Musen“. Ruhe und Fleiss kehrten in seine Räume zurück, und mit grösserem Eifer, als es in der letzten Zeit möglich gewesen war, konnte Milton dem Beruf genügen, den er in freier Wahl auf sich genommen hatte. Seine Feinde haben ihn nicht besser zu verspotten geglaubt, als wenn sie ihn einen „Schulmeister“ nannten. Indessen, so sehr ein solches Amt ihm Ehre gebracht und von ihm Ehre empfangen haben würde, einer Schule im eigentlichen Sinn des Wortes hat er nie vorgestanden. Seitdem er

sich wieder in der Heimat eingelebt hatte, waren seine beiden Neffen seiner Erziehung anvertraut worden, und er hatte sie ganz und gar zu sich genommen. Mit der Zeit entschloss er sich auch andere Knaben zu unterrichten, von denen diese und jene als Pensionäre Kost und Wohnung bei ihm hatten. Das geräumigere Haus in Barbican war bezogen worden, weil ihre Zahl angewachsen war. Immerhin darf man sie sich nicht zu gross denken. Es waren, ausser den beiden jungen Verwandten Milton's, „Söhne einiger Gentlemen, mit denen er intim befreundet war", und man ist im Stande die Namen einiger von ihnen anzugeben. Zwei sind als Adressaten Milton'scher Privatbriefe in späterer Zeit nachweisbar: Richard Heth (13. Dec. 1652), damals bereits Inhaber einer Pfarrei, und Richard Jones, der spätere Graf von Ranelagh, der allerdings 1647 erst sieben Jahre alt war, an welchen Milton mehrere anziehende Briefe in den funfziger Jahren gerichtet hat. Er war der Sohn der geistreichen und hochgebildeten Lady Ranelagh, der Schwester des berühmten Naturforschers Robert Boyle, und die Bekanntschaft mit dieser ausgezeichneten Familie diente dazu, den Dichter in den folgenden Jahren einer Genossenschaft hochstrebender Naturen anzunähern, zu denen er sich aus mancherlei anderen Gründen hingezogen fühlte (1). Ein Neffe der Lady Ranelagh, der Sohn ihrer verwittweten Schwester, der junge Graf Richard von Barrimore, wird ebenfalls als einer der Milton'schen Schüler bezeichnet, und zu gleicher Zeit mit ihm ein gewisser „Sir Thomas Gardiner von Essex" (2). Es hat viel für sich den Genannten den jungen Henry Lawrence anzureihen, der 1647 höchstens vierzehnjährig gewesen sein könnte. Sein Vater stieg während der Republik zu hohen Ehrenstellen empor, und er selbst wurde nachweisbar einer der anhänglichsten der jüngeren Freunde Milton's. Mit grösserer Sicherheit lässt sich Cyriack Skinner, der Enkel des grossen Juristen Coke, als Schüler Milton's bezeichnen, und da er 1647 mindestens zwanzig Jahre alt war, wird er zu den frühesten Zöglingen des Dichters gehört haben. Auch ist durch mehrere Zeugnisse festzustellen, dass zwischen ihm und Milton später die innigste Verbindung bestand. Ein

gewisser Packer dagegen, der gleichfalls den Unterricht Milton's genossen haben soll, ist nur dem Namen nach bekannt (1).

Die Verschiedenheit des Alters, die zwischen einzelnen der Genannten bestand, macht es unwahrscheinlich, dass sie sämmtlich zu gleicher Zeit Milton's Sorge anvertraut waren. Auch mögen sie nicht die einzigen gewesen sein, die von seiner Belehrung Nutzen zogen. Immerhin ist so viel klar, dass Milton als Pädagoge, ohne einen Unterschied zwischen adlig und bürgerlich zu machen, sich den Bedürfnissen von Angehörigen der höheren Stände anzupassen hatte, an die ja auch lediglich bei Abfassung seiner Schrift über die Erziehung gedacht worden war. Es ist nun nicht schwer zu verfolgen, wie die Grundsätze, die dort der Schriftsteller vertreten hatte, vom Praktiker bei seinem Tagewerk befolgt wurden. Zunächst legt Edward Phillips, welcher hierfür der beste Gewährsmann sein kann, ein besonders starkes Gewicht darauf, dass die „Unterrichts-Methode" seines Oheims wie „sein Gespräch und seine Schriften auch nicht im mindesten nach Pedanterie geschmeckt hätten". Auch sonst wird berichtet, dass Milton „Strenge mit Freundlichkeit und Freiheit im Gespräch" sehr gut zu verbinden gewusst habe. Selbst vortrefflich musikalisch gebildet und von der pädagogischen Wichtigkeit der Musik lebhaft überzeugt, hat er sicherlich diese Kunst nicht von seinem Unterrichtsplane ausgeschlossen. Von seinen Neffen wird ausdrücklich bezeugt, dass sie bei ihm singen lernten. Die Hauptsache war aber das Studium der Sprachen, und zwar in eben der Weise, wie die Schrift über die Erziehung entwickelt hatte, zugleich als Mittel des Studiums der Realien. Vom „zehnten bis zum funfzehnten oder sechzehnten Jahr" lasen seine Schüler eine Reihe antiker Autoren durch, „von denen man in den Schulen fast nie etwas hört": „Von den lateinischen die vier grossen Autoren de re rustica" (mit Einschluss des Palladius), sodann das Werk des Cornelius Celsus über die Arzneikunde, „einen grossen Theil von Plinius Naturgeschichte, Vitruv's Architektur, Frontinus Strategemata, dazu die beiden vortrefflichen Dichter Lucretius und Manilius", von

den Griechen Hesiod, Aratus, Dionysius Afer, Oppian, lauter Schriftsteller von didaktisch-naturwissenschaftlicher Richtung, ausserdem die geistlose Nachahmung des Homer von Quintus Smyrnaeus und die Argonautica des Apollonius, von Prosaikern Plutarch, Xenophon, die militär-wissenschaftlichen Werke des Aelian und Polyaenus, das astronomische des Geminus.

Man bemerkt, wie enge sich die Auswahl dieser kursorischen Lektüre an die Normen anschliesst, die Milton in seiner Schrift aufgestellt hatte. Allerdings mag er, wie sein Neffe andeutet, die Absicht gehabt haben, „beim Unterricht seine eigene Kenntnis zu erweitern", und so mögen die Schüler diesen oder jenen Schriftsteller haben in Kauf nehmen müssen, dessen Studium zur Verbesserung ihres lateinischen oder griechischen Stiles schwerlich etwas beitragen konnte. Jedenfalls darf man nicht annehmen, dass damit das Programm der alten Literatur, mit welcher sie vertraut werden sollten, erschöpft war. Aus welchem Grunde immer es sei, Edward Phillips nimmt auf alle diejenigen Autoren keine Rücksicht, die nach dem funfzehnten oder sechzehnten Jahr an die Reihe kamen, und doch hatte Milton's Plan gerade für diese spätere Zeit die reinsten Erzeugnisse des antiken Geistes aufgehoben. Dafür erhalten wir weiteren Bericht über die anderen Gebiete des Wissens, welche die Zöglinge an Milton's Hand beschritten. „Die hauptsächlichen orientalischen Sprachen, das Hebräische, Chaldäische und Syrische wurden so weit gelernt, dass es möglich ward, den Pentateuch zu durchlesen, vom Targum oder der chaldäischen Paraphrase einen Begriff zu erhalten und verschiedene Kapitel Mathaei im Syrischen zu verstehn". Daneben fehlte es denn nicht am Unterricht in den mathematischen Disciplinen, Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Astronomie, den neueren Sprachen, Geschichte und Geographie. Moderne Hilfsmittel und Lehrbücher, denn doch viel entschiedener als der Theoretiker es vorgesehn hatte, wurden herangezogen. Freilich waren auch solche darunter, die durch spätere Zusätze mundgerecht gemacht, sich aus dem Zeitalter der Scholastik von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hatten, wie des Joannes a Sacrobosco (John Holywood aus dem 13. Jahrhundert) Traktat

„de sphaera" mit den Kommentaren des Jesuiten Clavius u. a., wo denn freilich, wie sich denken lässt, vom kopernikanischen System keine Spur zu entdecken war. Oft diente ein und dasselbe Werk auch hier zur Erlernung des Sprachlichen und Sachlichen, wie das französisch geschriebene geographische Lehrbuch von Davity oder Giovanni Villani's Geschichtswerk (1).

Nicht genug damit: auch der Sonntag brachte seine Arbeit. Da wurde je ein Kapitel des griechischen Testaments gelesen und Milton's „gelehrte Erläuterung desselben" angehört. Darauf diktirte er „von Zeit zu Zeit ein Stück eines Traktates, den er für nützlich hielt aus den Schriften der fähigsten Theologen zusammenzustellen, die über diesen Gegenstand geschrieben hatten, Amesius, Wollebius u. s. w., nämlich ein vollkommenes System der Theologie". — So vielfältig waren die Beschäftigungen, zu denen die jungen Bewohner des Hauses in der Barbican-Strasse angehalten wurden, und man darf vermuthen, dass auf ihre körperliche Ausbildung nicht weniger Rücksicht genommen wurde wie auf ihre geistige.

Man wird nicht viel Gewicht auf die Behauptung Edward Phillips' legen wollen, sein Oheim habe gerade damals, im Jahre 1647, einige Aussicht gehabt, den Plan der Errichtung eines „akademischen Institutes" verwirklicht zu sehn, nach eben dem Muster, das seine Schrift über die Erziehung vorgezeichnet hatte. Aber soviel ist gewiss, dass die Frage einer Reform des Unterrichtswesens die Geister noch immer bewegte. Das Parlament hatte durch sein rücksichtsloses Eingreifen in die Universitätsverhältnisse nichts Dauerndes geschaffen, aber die allgemeine Theilnahme an der wichtigen Frage noch gesteigert. Hatte sich früher Cambridge grosse Personal-Veränderungen gefallen lassen müssen, so wurde nach der Kapitulation von Oxford dieses Hauptquartier des hochkirchlichen Royalismus von presbyterianischen Predigern überschwemmt und im Auftrag des Parlaments durch eine Visitations-Kommission heimgesucht. Diese begegnete allerdings dem zähesten Widerstande gegen Covenant und parlamentarische Auto-

rität überhaupt, sodass man sich zu einer gewaltsamen Ausstossung der unfügsamen Elemente entschloss.

Auch damals wird in England schwerlich jemand den Gegenstand einer Reform des Unterrichts fester ins Auge gefasst haben als Samuel Hartlib. Er war überhaupt, wie immer, von den mannichfaltigsten Ideen, den Nutzen und das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern, ganz erfüllt. Sein Briefwechsel mit dem jungen Robert Boyle, der damals begann, dreht sich um die verschiedensten Gegenstände von Lehre und Leben: Die Herstellung von allgemeinen Schriftzeichen und Windbüchsen, anatomische Entdeckungen und Experimente betreffend das vacuum, Copernicus und Durie, Mersenne und Gassendi (1). Er selbst gab eine Schrift heraus, die in einem eigenthümlichen Gemisch von Praktischem und Phantastischem dem Parlament die Einrichtung von zwei Agenturen, eine für die weltlichen, eine für die geistlichen Angelegenheiten, als zweckdienlich für durchgreifende Reformen empfahl. Es ist nicht nöthig darauf einzugehen, in welcher Weise er sich die nützliche Thätigkeit dieser Anstalten ausmalt, die als nationale Annoncen- und Nachweis-Bureaus jedem Gelegenheit geben sollen, Rath zu ertheilen und sich Rathes zu erholen. Auch die sonstigen Vorschläge die er macht, wie für die Ausbreitung des Christenthums unter „Juden, Türken und Heiden“, die Unterhaltung einer „brüderlichen Korrespondenz mit den Nachbarkirchen“ u. s. w. können hier übergangen werden. Was auch in dieser Schrift deutlich hervortritt, ist das klare Bewusstsein von der Nothwendigkeit, die Schuleinrichtungen zu verbessern und das Erziehungswesen zu einer der wichtigsten Staatsaufgaben zu machen (2).

Für diese pädagogischen Fragen konnte jeder Strebende sicher sein, in Hartlib einen theilnehmenden Berather zu finden. Erst kürzlich war der junge William Petty, dessen Name bald hochberühmt wurde, vom Festlande zurückgekehrt, wo er sich die umfassendsten Kenntnisse erworben hatte. Mathematisch gebildet, ausgezeichnet als Mediciner, von national-ökonomischen Ideen erfüllt, war er ganz und gar der Mann, sich mit Hartlib auf ein und demselben Felde zu begegnen. Eben damals

war er bemüht, ein Patent für eine Maschine seiner Erfindung zu erhalten, durch die es ermöglicht wurde, zwei Schriftstücke zu gleicher Zeit herzustellen. Um diese Zeit liess er ein „Gutachten, gerichtet an Mr. Samuel Hartlib, über die Förderung einiger Wissenszweige“ erscheinen, in dem er auch jene Erfindung besprach, aber zugleich seine pädagogischen Ideen darlegte (1). Seiner ganzen geistigen Richtung nach stellte er sich noch viel entschiedener auf den Nützlichkeits-Standpunkt als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen, der dies Thema berührt hatte. Den Sprach-Unterricht will er nicht verdrängen, aber bedeutend vereinfachen und verkürzen. Dagegen soll der Unterricht in Mathematik und ihrer praktischen Anwendung, Zeichnen, Holzschneiden, Optik, Architektur etc. durch Hilfsmittel aller Art gefördert werden, und womöglich „ jedes Kind, auch vom höchsten Stande, in der Jugend irgend ein anständiges Gewerbe lernen“. Der Begriff des unentgeltlichen, obligatorischen Volks-Unterrichtes lässt sich in seinen Sätzen finden.

Mit Petty's praktischen Bestrebungen hatte einer der auswärtigen Korrespondenten Hartlib's wenig gemein, mit dem er sich gleichfalls durch das Interesse an pädagogischen Fragen verknüpft fühlte. Es war jener Dr. Kinner, aus Schlesien, einer der Mitarbeiter des Comenius, der ihn indess Ende 1647 entliess. Kinner kam ihm zu theuer zu stehn, die Arbeiten rückten nicht recht fort, und dennoch klagte der Schlesier, er sei überladen. Dafür machte sich dieser an Hartlib, rühmte ihm ganz im Tone des Meisters den ungeheuren Werth des didaktischen Werkes, an dem er arbeite, schwelgte wie dieser in pansophischen Träumen und verlangte mit bedenklichem Eifer vor allem Unterstützung durch baares Geld. Hartlib hat denn wenigstens 1648 eine englische Uebersetzung einer lateinischen Skizze Kinner's herausgegeben (2).

Aber Kinner war nicht der einzige, mit dem Hartlib über die Fragen einer Erziehungs- und Unterrichts-Reform korrespondirte. Unzweifelhaft kam bei dem Gedankenaustausch, den er mit diesem und jenem sonst darüber pflog, viel Dilettantisches, ja geradezu Komisches zu Tage. Einer seiner Bekannten will im Lande selbst Kolonieen gegründet wissen, in denen nur

Lateinisch, Griechisch, Hebräisch gesprochen wird, und in welchen die Kinder diese Sprachen erlernen sollen, ein Vorschlag, der ihn auf die Frage der Toleranz der Juden führt. Aber unter eben den Schriftstücken, die aus Hartlib's Nachlass zu stammen scheinen, finden sich auch allgemeine Betrachtungen über den Zweck des Jugendunterrichts im Milton'schen Geiste, welche die Schule „als ein Vorspiel des Lebens" betrachten, in „dem alles vorkommen soll, was den Menschen zum Menschen macht" (1).

Es lässt sich denken, dass über anderen Freunden Comenius nicht vergessen wurde. Hartlib stand mit dem grossen, in seine Arbeiten vertieften Pädagogen fortwährend in Verbindung. Er muss die Klagen des Freundes über den langsamen Fortgang seiner Werke und seine wachsenden Geldverlegenheiten anhören, zugleich auch sich selbst den Rath geben lassen, seine Zeit und Kraft nicht für andere in so vielerlei humanen Beschäftigungen zu zersplittern, sondern nach einer bestimmten Lebensstellung für sich und die Seinigen auszuschauen (2). Ein anderes Mal vermittelt er ein Büchergeschenk Herbert's von Cherbury an Comenius, und dieser hinwiederum theilt Hartlib mit, dass sein letztes Werkchen zum Besten derer, die kein Englisch verstehen, in's Lateinische übersetzt worden sei, nimmt Antheil an dem Versuch, „eine Schrift für alle Völker und Sprachen" herzustellen und vor allem an dem Plane der Stiftung einer londoner Akademie (3). In der That drängte sich dieser letzte Gedanke wieder stark in den Vordergrund. Schon damals waren die ersten Anfänge jener „Societät" vorhanden, deren förmliche Gründung einige Zeit später Epoche in der Geschichte der Naturwissenschaft gemacht hat. Unter den Männern, deren Name in der Vorgeschichte der Royal Society eine Rolle spielt, sind mehrere, die auch zu Milton in Beziehung traten, und Hartlib nahm an ihren Bestrebungen regen Antheil. Boyle nennt jene Männer, die sich seit 1645 bald hier, bald dort in London zu naturwissenschaftlichen Zwecken versammelten, in einem Briefe vom Februar 1647 die Pfeiler des „unsichtbaren" oder nach ihrer eigenen Bezeichnung des „philosophischen College" und lässt

doch ein anderes Mal keinen Zweifel darüber, dass Hartlib gleichsam „von Gott zur Hebamme und Ernährerin" desselben gemacht worden sei (1). Noch war nicht zu sagen, was sich aus diesen Anfängen herausarbeiten würde, und in Hartlib's Kopf mochte am wenigsten volle Klarheit über ihre Bedeutung herrschen. Denn er war überhaupt viel mehr dazu gemacht anzuregen und zu vermitteln, als selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten. So sehr hatten indessen seine Schriften und seine ganze bisherige Thätigkeit die Aufmerksamkeit der leitenden Persönlichkeiten auf ihn hingelenkt, dass ihm am 25. Juni 1646 die Summe von 100, am 31. März 1647 die Summe von 300 £ „in Anbetracht seiner Verdienste" vom Parlamente bewilligt wurde. „Mit Rücksicht auf seine und seiner Familie augenblickliche grosse Bedürftigkeit" sollte die Auszahlung möglichst rasch erfolgen. Dagegen blieb es fruchtlos, dass er gleichzeitig auf's dringendste dem Committee für die Universität Oxford als Kandidat für eines der dort erledigten Beneficien empfohlen wurde (2).

Mit welcher Theilnahme immer Milton die Bestrebungen seines Freundes Hartlib, namentlich soweit sie sich auf das Unterrichtswesen bezogen, verfolgt haben mag, er selbst hatte keinen Anlass, aus seiner bescheidenen, privaten Wirksamkeit hervorzutreten. Noch im Laufe des Jahres 1647, vermuthlich weil der Tod seines Vaters ihn in den Besitz eines gewissen Vermögens gesetzt hatte (3), entschloss er sich sogar, die Zahl seiner Schüler wieder einzuschränken. Im Spätsommer oder im Herbst vertauschte er das geräumige Haus von Barbican, in dem sich für eine Anzahl von Pensionären Platz gefunden hatte, mit einer kleineren Wohnung in High-Holborn, die von ihrer Rückseite den freien Ausblick auf „Lincoln's Inn Fields" gewährte. War auch damals schon diese Gegend eine der belebtesten, so hat man sich doch zwischen den einzelnen Häusern mehr Luft und Licht zu denken. Der grüne Platz von Lincoln's Inn war zum Theil noch offen, und die Umgebung hinderte nicht, ein „ruhiges, den Studien gewidmetes Leben zu führen" (4). Die dichterische Thätigkeit trat freilich auch jetzt noch hinter diesen Studien zurück. Das erste

Zeichen des poetischen Genius Milton's, das uns wieder begegnet, ist eine metrische Uebersetzung der neun Psalmen 80—88 aus dem April 1648(¹), und dieser Versuch kann als eine sehr geringfügige Probe seiner Fähigkeiten gelten. Unzweifelhaft hatten die damals veranstalteten neuen Uebertragungen der Psalmen, welche sich darum stritten, die in Schottland und England im sechzehnten Jahrhundert recipirten zu verdrängen, auch Milton zum Wetteifer herausgefordert. Aber sein ängstliches Bemühen, sich möglichst enge an den Urtext anzuschliessen, ein Bemühen, dem er sogar durch Randverweisungen auf das Hebräische Ausdruck giebt, war der freien, poetischen Form sehr wenig günstig. Uebrigens mag die Auswahl gerade dieser Psalmen nicht ganz unabhängig von den Zeitereignissen gewesen sein, und in den englischen Reimen Milton's, rauh und ungefügig, wie sie sind, erscheint die hebräische Muse ganz in den Dienst des sorgenvollen, aber gottvertrauenden Puritanismus gestellt.

Jedenfalls war kein grösserer Gegensatz denkbar, als der dieser ernsten, religiösen Stimmung und jener spielend-ästhetischen, die einige Zeit vorher in einem Erwiderungsbriefe des Florentiner Carlo Dati (vom 1. November 1647) zu Tage getreten war. Es musste wieder liebe, alte Erinnerungen wecken, wenn Milton in den gewählten und schmeichelhaften italienischen Worten die Persönlichkeit des Freundes in ihrer ganzen Anmuth entgegentrat. Aber wie eigenthümlich mochten ihn, inmitten der grossen Kämpfe seines Vaterlandes, die kleinlichen philologischen Bemerkungen über Stellen aus Petrarca, Chiabrera, Tibull, Ovid, Horaz u. s. w. berühren, die, auf sechs Folioseiten vertheilt, so recht ein Zeugnis für die schöngeistige Musse des Schreibers ablegten. Ebenso erinnerte die dringende Aufforderung, einem kürzlich verstorbenen florentiner Dichter, Francesco Rovai, einen poetischen Nachruf zu weihen, ganz und gar an die Sitten jener akademischen Kreise, denen es so leicht wurde, schönklingende Verse auf Bestellung zu liefern(²). Auch hat Milton dem Wunsche Dati's schwerlich entsprochen. Dagegen seine gedruckten lateinischen Gedichte, deren antikatholische Stellen der Freund

sich bereit erklärte „entschuldigen" zu wollen, langten in zwei Exemplaren in Florenz an. Selbstverständlich fand sich Dati zur Absendung eines Dankbriefes (4. December 1648) aufgerufen und in diesem liess er es auch an Personalnachrichten nicht fehlen, die für Milton ein Interesse haben mussten. Dati selbst war Nachfolger des im December 1647 verstorbenen Giovanni Doni auf dem Lehrstuhl der Literatur an der florentiner Akademie geworden. Chimentelli hatte die Professur der griechischen Literatur in Pisa erhalten. Frescobaldi, Coltellini, Francini, Vincenzo Galilei, des grossen Galilei Sohn, „und unzählige andere", hatten den englischen Freund, wie ihre Grüsse bezeugten, nicht vergessen (1). — Nicht lange, ehe dieser Brief in Milton's Hände kam, am 25. Oktober 1648 war diesem sein zweites Kind geboren worden, wieder ein Mädchen, das wohl nach der Mutter Mary genannt wurde (2). Es war für längere Zeit das einzige Familienereignis, von dem uns Kunde geworden ist. Um so bedeutender griffen die öffentlichen Angelegenheiten in das Dasein Milton's ein. Der Gang, den sie seit der Auslieferung des Königs durch die Schotten genommen hatten, führte ein Ergebnis herbei, welches für das Leben des Dichters nicht weniger entscheidend wurde wie für das seiner Nation.

---

Seit Karl I. sich im Schloss zu Holmby, überwacht von den parlamentarischen Kommissären und den presbyterianischen Geistlichen Caryl und Marshall, in anständiger Haft befand, hatte der Gegensatz der beiden grossen kirchlich-politischen Parteien Englands einen immer schärferen Charakter angenommen. Der Kampf, welcher bis dahin nur mit Wort und Schrift geführt worden war, drohte sich in einen Kampf der Waffen zu verwandeln. Denn die Mächte, welche sich gegenüberstanden, waren das independentische Heer und die presbyterianische Mehrheit des Parlaments. In den ersten Monaten des Jahres 1647 war ein Beschluss auf den anderen gefolgt, der darauf abzielte, dem Independentismus seine

stärkste Waffe zu entreissen. Es konnte keine bessere Rechtfertigung für das Vorgehen der Presbyterianer gedacht werden, als sie durch die traurigen Verhältnisse Irlands von selbst geboten wurde. Dort schien die Anwesenheit jenes kampferprobten Heeres dringend nothwendig zu sein, während man, nach äusserlich hergestelltem Frieden, in England hoffen durfte, seiner entbehren zu können. Dort mochten jene trotzigen, selbstbewussten Krieger gegen den gemeinsamen Feind ihre besten Kräfte verbrauchen, während man, ihrer entledigt, freie Hand erhielt, sich über alle Forderungen von Toleranz und Gewissensfreiheit hinwegzusetzen. Schritt für Schritt giengen die Presbyterianer im Parlament in dieser Richtung vor und trugen bei jeder wichtigen Abstimmung den Sieg davon. Für England wurde die Zahl der Garnisonen, die beizubehalten rathsam schien, festgesetzt und beschlossen, ausser den nöthigen Besatzungstruppen nur eine mässige Kavalleriemacht bestehen zu lassen. Mit Mühe wurde wenigstens Fairfax der Oberbefehl gerettet, aber unter ihm sollte kein Officier höheren Rang haben, als den des Obersten, und alle wurden verpflichtet, den Covenant zu unterschreiben und sich der festgesetzten Kirchenverfassung zu konformiren. Nicht minder bedeutete der Ausschluss der Parlamentsmitglieder von den Kommandantenstellen, — gewissermassen die Rache für die frühere Selbst-Entäusserungs-Bill, — einen Schlag gegen den Independentismus, dessen vornehmste militärische Vertreter zum Theil erst kürzlich im Parlament einen Sitz gefunden hatten. Aber die grösste Niederlage gedachten seine Gegner ihm beizubringen, als es galt, über die Streitkräfte, die für den Dienst in Irland bestimmt werden sollten, Verfügungen zu treffen. Diese 12,600 Mann, der Masse nach aus dem alten Heere rekrutirt, konnten noch immer gefährlich werden, wenn sie in der Hand der independentischen Führer gelassen wurden. Es wurde beschlossen, das Kommando dem unschädlichen und populären Skippon anzutragen und ihm den presbyterianischen Massey als General-Lieutenant beizuordnen (2. April 1647).

Noch ehe es so weit gekommen war, hatte das Heer sich hören lassen. Es war nicht gewillt, ohne Bürgschaften für die Zukunft auseinanderzugehen. Seine Glieder fühlten sich nicht als gewöhnliche Söldner, sondern als freie Bürger, welche die Ideale, für die sie gekämpft hatten, nicht geopfert sehen wollten. Dazu kam, dass die Löhnung noch im Rückstande, Ersatz für geschehene Leistungen ungewiss war. Das Misstrauen der Hauptstadt und der presbyterianischen Mehrheit wurde durch ein Votum vom 17. März bezeugt, nach dem den Truppen verwehrt wurde, sich London mehr als fünfundzwanzig Meilen zu nähern. Im Heere andererseits wuchs die Unzufriedenheit und Besorgnis. Es ist hier nicht möglich, die einzelnen Stadien seines Widerstandes genauer zu verfolgen. Unter den Officieren in Fairfax' Hauptquartier trat er zuerst zu Tage. Zahlung des rückständigen Soldes, Indemnität für die während des Krieges geschehenen Handlungen, Gewissheit über die Bedingungen des irischen Dienstes, vor allem die Persönlichkeit der Führer: das waren die hauptsächlichsten Gegenstände der Verhandlungen, die zwischen dem Lager und dem Parlament stattfanden, der Aktenstücke, die aus dem Kreise der Officiere hervorgiengen. Allerdings war eine Anzahl von ihnen, nachdem Skippon das Kommando angenommen hatte, bereit, sich auf den Dienst in Irland einzulassen. Aber die Mehrheit wollte sich von ihren alten Führern nicht trennen, den englischen Boden vor Zusicherung gewisser Bedingungen nicht verlassen. Auf's schwerste mussten sich diese tapferen Krieger verletzt fühlen, wenn die Theilnehmer an ihrer energischen Petition vom Parlamente als Feinde des Staates und Friedensstörer gebrandmarkt, einzelne ihrer Genossen vor den Schranken des Unterhauses, wie Angeklagte, wegen ihres jüngsten Verhaltens vernommen wurden. Auch die Neu-Ordnung der londoner Miliz, aus deren Leitung man die independentischen Elemente entfernte, wurde als eine Art von Beleidigung empfunden.

Der Widerstand der Officiere war schon bedenklich genug, aber noch bedrohlicher wurde die Bewegung, als sie sich der Masse der Soldaten bemächtigte. Die einzelnen Regi-

menter schickten sich an, aus ihrer Mitte Vertreter zu wählen, die aus Agenten und Adjutatoren wahrhafte Agitatoren wurden. Das Heer verwandelte sich in eine Art von Nebenparlament und zögerte nicht, auch mit allgemeinen politischen Forderungen hervorzutreten. Die ersten Anzeichen dieser merkwürdigen Erscheinung kamen Ende April zu Tage. Im Namen von acht Regimentern ergieng an Fairfax, Cromwell, Skippon eine Adresse, welche über die ehrenrührigen Beschuldigungen der Armee bittere Klage führte, den presbyterianischen Parteihäuptern das Streben nach Gewaltherrschaft vorwarf und vor der Auflösung oder Ueberführung nach Irland Befriedigung der erhobenen Forderungen und Sicherung der Rechte und Freiheiten der Unterthanen verlangte. Die Vorlegung dieser Adresse durch Skippon und Cromwell, die Vernehmung der drei Soldaten, durch die sie an jenen gelangt war, machte auf das Unterhaus doch Eindruck (30. April). Die nächsten Wochen wurden durch Versuche ausgefüllt, das Heer zu versöhnen und zum Gehorsam unter die bürgerliche Gewalt zurückzuführen. Das Haus zeigte sich in der Frage der Löhnung und Indemnität entgegenkommend. Skippon, Cromwell, Ireton, Fleetwood wurden abgesandt, um auf die Officiere und durch diese auf die einzelnen Regimenter zu wirken. Indessen die Verhandlungen hatten nicht das gewünschte Ergebnis. Die Zugeständnisse des Parlaments erschienen ungenügend, Officiere und Soldaten fühlten sich in ihren Bestrebungen miteinander verbunden. Indem das Parlament über die schleunige Auflösung der Infanterieregimenter, an verschiedenen Stellen und für bestimmte Termine, Beschluss fasste, war jede weitere Unterhandlung abgeschnitten und die Krisis herbeigeführt. Hie und da kam es zu Meuterei und Gewaltsamkeiten. Eine Petition der Agitatoren ersuchte Fairfax, dem ganzen Heere sofort einen Sammelplatz zu bestimmen. Ein Kriegsrath von etwa zweihundert Officieren, unter deren Zahl Cromwell's Schwiegersohn, Ireton, war derselben Ansicht. Fairfax willigte ein, und am 4. Juni trafen dreizehn Regimenter auf der Heide von Kentford bei Newmarket zusammen, um eine Art von Soldaten-Covenant gegen eine überstürzte Ab-

dankung zu beschliessen, die einer Abstellung ihrer Beschwerden vorausgienge.

Währenddess war die Person des Monarchen in die Gewalt des Heeres gebracht worden. Die Furcht, dass die Presbyterianer zu einem Uebereinkommen mit dem König gelangen könnten, in dem nur ihre Interessen berücksichtigt würden, hatte nicht am wenigsten dazu beigetragen, die gereizte Stimmung der Armee gegen Parlament und Hauptstadt zu steigern. In der That fanden Verhandlungen zwischen den vornehmen presbyterianischen Führern und Karl I. Statt, von denen auch die Königin unterrichtet war. Die französische Diplomatie, die in London anwesenden Schotten, einige Damen von politischem Einfluss, wie die Gräfinnen von Carlisle und Devonshire, bemühten sich in dieser Richtung. Die Hauptstadt, welche seit dem Mai die erste Provinzialsynode in ihrer Mitte tagen sah, war unter lebhafter Einwirkung einer zelotischen Geistlichkeit nach wie vor wesentlich presbyterianisch gesinnt. Zahlreiche Royalisten, die nach der Uebergabe der Garnisonen sich hierhin gewandt hatten, thaten ihr Möglichstes, um die Bevölkerung gegen das Heer und für den König einzunehmen. Er selbst erklärte sich bereit, die Einführung der Presbyterial-Verfassung auf drei Jahre, Ueberlassung der Miliz auf zehn Jahre zuzugestehen, die unter dem grossen Siegel erlassenen Akte zu bestätigen und forderte Fortsetzung und Abschluss der Verhandlungen in London. Die Lords beschlossen daraufhin seine Ueberführung von Holmby nach Oatlands. Inzwischen erschien seinen Freunden in der Hauptstadt ein anderer Weg geeigneter. Man rieth ihm, sich, wie auf der Flucht von Holmby, in die City zu begeben, vom Lord-Mayor und der Bürgerschaft begleitet, im Parlamente zu erscheinen und hoffte von einem solchen Schritt für die Sache der Monarchie wie des Presbyterianismus das Beste(1).

Das independentische Heer hatte zu fürchten, dass alle Früchte seiner Anstrengungen verloren giengen, wenn es nicht gelang, der Ausführung jener Pläne zuvorzukommen. In der Nacht vom zweiten auf den dritten Juni erschien der Cornet Joyce mit ein Paar hundert Reitern vor dem Schloss Holmby,

erlangte Einlass, da die Besatzungstruppen mit den seinigen fraternisirten, und nöthigte die parlamentarischen Kommissäre, jeden Gedanken an Widerstand aufzugeben. Noch spät Abends am dritten verschaffte er sich Zutritt zum König und liess ihn über seine Absichten nicht in Zweifel. Am folgenden Morgen setzte der König seine Verhandlungen mit ihm fort. Die einzige Vollmacht, die Joyce vorzuweisen hatte, war die schmucke Reitertruppe hinter ihm, und Karl I. fand, dass sie „in sehr deutlichen Buchstaben geschrieben" sei. Nachdem er die Versicherung erhalten hatte, dass ihm nichts gegen Ehre und Gewissen widerfahren solle, war er nicht ungern bereit, seine bisherige Haft zu verlassen. Noch konnte er von dem letzten Vorschlag, sich unter den Schutz der City zu stellen, keine Kunde haben, und man darf bezweifeln, ob er sich auf das Unternehmen eingelassen haben würde. Er hatte den presbyterianischen Zwang jeden Tag bitter empfinden müssen, da ihm nicht einmal Kapläne nach eigner Wahl gestattet worden waren. Bei den Independenten war er wenigstens davor sicher, mit den Marshall und Caryl an einem Tisch essen zu müssen und, wohlvertraut mit dem Zwiespalt zwischen Heer und Parlament, wie er war, durfte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, auch im Lager Nutzen für sich daraus zu ziehen. Am Nachmittag des vierten Juni setzte sich der Reitertrupp mit dem König und den unmächtigen Kommissären des Parlaments in der Richtung nach Newmarket in Bewegung.

Karl I. war aus einem Gefangenen des Parlaments ein Gefangener des Heeres geworden, in wessen Auftrag auch immer Joyce, der völlig frei ausgieng, gehandelt hatte. Fairfax, welcher mit einer Anzahl der höheren Officiere einige Tage später den König sah, betheuerte seine Unschuld. Die Presbyterianer, deren sich eine ungeheure Aufregung bemächtigte, sahen in Cromwell den Urheber des Geschehenen. Er hatte sich eifrig bei den Verhandlungen mit dem murrenden Heere betheiligt, aber schon früher mit voller Klarheit vorausgesehen und vorausgesagt, dass das Gebahren der Presbyterianer zu einem feindlichen Zusammenstoss führen werde(1).

Sie scheinen damals die Absicht gehabt zu haben, ihn in ihre Gewalt zu bringen, allein er hatte London rechtzeitig verlassen und war bei jener Zusammenkunft mit dem König gegenwärtig gewesen. Welcher Art seine Thätigkeit in der nächsten Zeit gewesen ist, lässt sich nur vermuthen, nicht feststellen. Es waren Wochen ängstlicher Spannung, wie sie London seit der ersten Periode des Bürgerkrieges nicht mehr erlebt hatte. Die Verhandlungen zwischen der Armee und dem Parlamente rissen zwar nicht ab, aber seine Zugeständnisse wurden nicht beachtet, seine Befehle nicht befolgt. Die Regimenter erschienen bald näher, bald ferner von der Hauptstadt, und je nachdem wechselte hier die Stimmung zwischen Furcht und Zuversicht. Man rüstete sich zum Widerstande, zum Schutz des Parlamentes und nahm selbst Officiere der ehemaligen königlichen Armee in Dienst. Aber man wagte doch nicht, es zum Aeussersten kommen zu lassen. Die Manifeste, welche aus dem Heer an Parlament und City gelangten, redeten eine immer deutlichere Sprache. Eines, von Fairfax, Cromwell, Ireton und zehn anderen der höchsten Officiere unterzeichnet, warnte den Lord-Mayor, die Aldermen und den Gemeinderath, nicht „einige wenige egoistische Leute dem Wohle des Staates vorzuziehen". Es betonte, dass die Soldaten sich auch als englische Bürger fühlten. Es erhob Einspruch gegen die Entlassung, ehe nicht der „Friede des Reiches und die Freiheiten der Unterthanen" in der Weise, wie man sie vor dem Ergreifen der Waffen verstanden, gesichert seien. Es verwahrte das Heer gegen die Beschuldigung, die „Regierung verändern" oder die einmal beschlossene Kirchenverfassung beseitigen zu wollen. Aber es nahm in bescheidenster Form Gewissensfreiheit für „jeden friedlichen Bürger" in Anspruch und stellte, im Namen der Soldaten, die materiellen Forderungen hinter jenen ideellen zurück(1). Wenn möglicher Weise diese Sprache Cromwell selbst angehörte, so konnte Ireton als Autor anderer Aktenstücke gelten, die den Reihen des Heeres entstammten. Bedeutende Gedanken traten in ihnen zu Tage, Grundzüge einer politischen Reform, die nicht nur die Macht des Königs ausserordentlich herabdrücken, son-

dern auch die Dauer des Parlaments in bestimmte Schranken einschliessen, die Repräsentation des Volkes auf einer breiteren Grundlage herstellen sollte. Nicht sofort wurden Neuwahlen verlangt, aber sie wurden als nothwendig bezeichnet, und unabhängig davon war das Verlangen, eine Anzahl von Mitgliedern ausgestossen zu sehen, denen man „Delinquenz", Korruption, unrechtmässige Wahl, Missbrauch ihrer Stellung vorwarf. Gegen eilf Mitglieder, die bei Namen genannt wurden, richtete sich am 16. Juni eine förmliche Anklage. Es waren die Führer der Presbyterianer, Denzil Holles an ihrer Spitze, in dem die Armee ihren bittersten Feind erkannte. Man forderte ihren vorläufigen Ausschluss von den Sitzungen.

Diese drohende Sprache blieb nicht ohne Eindruck, aber sie erreichte noch nicht ihren Zweck. Im Stillen wurden weitere Rüstungen in London betrieben. Man hoffte mit dem König, der nach Richmond übersiedeln sollte, zu einem Abschluss zu kommen und hielt fest daran, die eilf bedrohten Mitglieder bei ihren Rechten zu schützen. Eine neue Annäherung des Heeres erschütterte den Muth der Presbyterianer. Beschlüsse zu Gunsten der Armee wurden gefasst, auf eine Entfernung des Königs vom Heere leistete man Verzicht, die eilf Mitglieder erbaten und erhielten Urlaub. Selbst der londoner Miliz sollte kraft parlamentarischer Verordnung ihre alte Leitung wiedergegeben werden. Alles dies war unter wachsender Aufregung der Bürgerschaft geschehen. In der City hatte der Presbyterianismus nach wie vor seine Stärke, hier wirkte das anfeuernde Wort der Prediger, auch der Royalismus gewann gegenüber den Forderungen der Soldaten täglich an Kraft. Zwischen Bürgern, Milizen, Lehrburschen und Matrosen kam eine Art von Covenant zu Stande, der darauf abzielte, die schleunige Rückkehr des Königs zu erwirken, das Heer dagegen fernzuhalten und auf diese Weise einen Vertrag zu ermöglichen, wie er den Idealen des Presbyterianismus entsprochen haben würde. Man gelobte sich in „dieser gemeinsamen Sache Gottes und des Königs keine Neutralität irgend einer Art dulden zu wollen" und war eifrig damit beschäftigt, Unterschriften zu sammeln.

Das Parlament, in welchem nach Entfernung der eilf Mitglieder das independentische Element sich stärker fühlte, war nicht gesonnen, diesem Drucke nachzugeben. Es erklärte am 24. Juli die Verbreitung und Unterzeichnung jenes Covenant für Hochverrath. Der folgende Tag, ein Sonntag, diente zur Vorbereitung des Sturmes, der am 26. Juli losbrach. Petitionen des Gemeinderaths, von Bürgern, Lehrburschen und jungen Leuten forderten Kassirung der letzten Beschlüsse über die städtische Miliz und gegen jenen Covenant, Zurückberufung der eilf Mitglieder. Eine tumultuirende Menge umdrängte die Häuser, von den Fenstern herab wurden Steine auf einzelne der Lords geschleudert, die Gemeinen, welche länger Stand zu halten suchten, in ihrem Sitzungslokal von wilden Eindringlingen bedroht. Die beiden anstössigen Beschlüsse wurden widerrufen, aber die Tumultuanten hatten nicht lange Ursache sich ihres Triumphes zu freuen. Als sich beide Häuser nach kurzer Vertagung am 30. Juli versammelten, fehlten die Sprecher und viele Mitglieder. Sie hatten im Lager eine Zuflucht gesucht, das Heer war im Anmarsch, um die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen und die Geflüchteten zurückzuführen. Einige Tage lang schien sich alles zu einem blutigen Kampfe anzulassen. Das verstümmelte Parlament und die City arbeiteten Hand in Hand. Die eilf presbyterianischen Führer nahmen wieder ihre Sitze ein, zwei von ihnen, Waller und Massey, traten an die Spitze der städtischen Streitkräfte, die Verschanzungen, welche die Stadt einst gegen den Anfall der königlichen Truppen hatten decken sollen, wurden armirt. Allein die Kriegslust der City hielt nicht lange vor. Auch die independentische Partei hatte ihre Anhänger, die in Bewegung geriethen, auf Southwark und andere der Vorstädte war kein rechter Verlass, und je weniger man über die Absichten des Heeres in Zweifel sein konnte, desto zaghafter wurde die Stimmung der Bürgerschaft. Verhandlungen mit Fairfax führten zur Unterwerfung unter seine Gebote.

Am 6. August hielt der General mit vier Regimentern, die geflüchteten Sprecher und Parlamentsmitglieder zu Wagen in der Mitte, seinen friedlichen Einzug. Lorbeerzweige schmück-

ten die Hüte der Soldaten. In Hyde-Park standen Lord-Mayor und Aldermen, in Charing-Cross der Gemeinderath zum Empfang bereit. Am folgenden Tage erfolgte der Durchmarsch des ganzen Heeres, welches für einige Zeit Quartiere in der Nähe bezog. Die Independenten versäumten nicht, ihren unblutigen Sieg auszubeuten. Fairfax war zum Constable des Tower ernannt worden. Alle in der Zwischenzeit gefassten Parlamentsbeschlüsse wurden umgestossen, zwei der eilf presbyterianischen Führer ihrer Sitze im Hause der Gemeinen beraubt und gefangen gehalten, während die übrigen auf die eine oder andere Art hatten flüchten können. Gegen den Lord-Mayor, einige Aldermen und solche, die an den letzten Vorgängen einen bedeutenden Antheil gehabt zu haben schienen, wurden Anklagen erhoben. Sieben von den Lords, die nach den Tumulten zurückgeblieben waren, sahen sich in derselben Weise bedroht.

Die Hauptfrage blieb, ob es gelingen werde, den König und die Parteien zur ehrlichen Annahme eines dauernden Friedensvertrages zu vereinigen. Wenn das Parlament sich dem Andrängen der Schotten nicht entziehen konnte, Karl I. auf's neue die Bedingungen von Newcastle zu unterbreiten, so hatten die hervorragenden Officiere schon seit Wochen besondere Verhandlungen mit ihm gepflogen. Man kennt jene „Vorschläge“ Thomas Fairfax' und seines Kriegsraths, die in ihrer Redaktion vom 1. August 1647 die Grenze bezeichnen mögen, bis zu welcher die Officiere damals in jenen Verhandlungen zu gehen geneigt waren. Es konnte sehr wohl im Interesse eines aufgeklärten Königthums ausgebeutet werden, wenn hier wiederum Einspruch gegen eine Permanenz des Parlaments, sowie die Machtfülle der Committees erhoben, wenn eine Reform des Wahlrechts, sowie wichtiger Theile der bürgerlichen Gesetzgebung gefordert wurde. In der kirchlichen Frage war von dem Independentismus weniger Zwang zu erwarten, als vom Presbyterianismus. Von einer Auflage des Covenant sollte nicht mehr die Rede sein, und jede Beihilfe der Staatsgewalten zur Erzwingung kirchlicher Strafen wegfallen. Dabei ward freilich auch die frühere Jurisdiktion

der Bischöfe und die Nöthigung zum Gebrauche des Common-Prayer-Book verurtheilt, ohne dass man aufgegeben hätte, „Papisten und papistische Rekusanten“ nach wie vor als Staatsverbrecher schlechtweg zu betrachten. Geschickt genug war jedes Wort über die Gestalt der künftigen Landeskirche vermieden, jedenfalls aber freien Kongregationen das Recht des Daseins gewahrt(¹). Auch entsprach es ganz und gar den independentischen Grundsätzen, wenn man die „herrschende unbillige und lästige Art, die Geistlichen durch Zehnten zu erhalten“, verändert wissen wollte. Mit einer Erklärung sehr umfassender Amnestie und einer Milderung der Bussgelder wäre den Royalisten wiederum ein Zugeständnis gemacht worden. In anderen grossen politischen Fragen war freilich von den Urhebern dieser Vorschläge nichts zu erwarten. Sie forderten die Militia auf zehn Jahre für das Parlament, auf ebensolange das ausschliessliche Recht, die hohen Staatsämter zu besetzen. Die irischen Rebellen blieben der Rache des Puritanismus Preis gegeben. Bezeichnend war es, dass man für nöthig hielt, sich ausdrücklich gegen den Gedanken zu verwahren, als wolle man diese Vorschläge auch für Schottland zur Norm machen. Im Gegentheil musste es den independentischen Officieren darauf ankommen, den Einfluss des nördlichen Reiches möglichst fern zu halten.

Unzweifelhaft hatten sie mit diesen Vorschlägen, die am 6. August durch Henry Vane auf den Tisch des Hauses der Gemeinen niedergelegt wurden, noch nicht ihr letztes Wort gesprochen. Es giebt eine Flugschrift des Feldkaplans Hugh Peters, der den leitenden Persönlichkeiten des Heeres sehr nahe stand, vermuthlich vom Ende August, in welcher weitere Absichten hervortreten. Die allgemeinen Reformen, die man von der Zukunft erwartete, erscheinen hier noch bedeutender. Wiederum taucht die Forderung auf, das Stimmrecht gleichmässiger zu vertheilen, die Zehnten als solche aufzuheben, Verbesserungen in der Rechtspflege eintreten zu lassen. Aber zugleich wird dem Staate zur Pflicht gemacht, „Akademieen für Nobility und Gentry zu errichten“, wie sie Milton im Sinne hatte, und „bessere Methoden des Unterrichts zu be-

fördern, wie sie Hartlib erstrebte". Für das kirchliche Leben wird zwar nicht der Grundsatz der Freiwilligkeit nach Roger Williams Weise angenommen, aber eine gleichmässige Fürsorge des Staates für die Angehörigen aller Bekenntnisse gewünscht (1). Die Toleranz Hugh Peters' geht so weit, selbst Juden im Lande zulassen zu wollen. Liefen diese Sätze den Principien des Presbyterianismus direkt entgegen, so mussten sich seine Anhänger durch andere Theile dieses independentischen Programms nicht minder verletzt fühlen. Es wollte die Schotten wohl als „Nachbarn und Freunde", aber nicht als „Herren und Meister" gelten lassen. Es nahm neben dem Parlament einen „Staatsrath von zehn oder zwölf ehrlichen und wohlgeneigten Männern" in Aussicht, unter denen sich, da nichts über die Art ihrer Wahl gesagt war, jeder die Gesinnungsgenossen des Schreibers denken konnte. Wenn aber die Vorschläge des Kriegsraths einer solchen Behörde nur die Leitung der auswärtigen und militärischen Angelegenheiten bis auf Weiteres hatten übertragen wollen, so wollte ihr der Feldkaplan das Recht geben, dem Parlament sein Pensum vorzuschreiben, damit es seine Thätigkeit nicht in „Kleinigkeiten" wie bisher zersplittere, sowie auch die kirchlichen Verfassungsfragen zu regeln (2).

Vorläufig blieben indessen alle Aeusserungen der Art nur Fingerzeige für das, was man einige Jahre später annähernd verwirklicht sah. In derselben Zeit sogar, in welcher sie gethan wurden, entschloss sich Fairfax, wohl im Einverständnis mit höheren Officieren, dem König viel grössere Zugetändnisse anzubieten, als in ihren früheren Vorschlägen enthalten gewesen waren. Karl I. hatte diese eingehend besprochen, ohne sich für ihre Annahme zu erklären. Nichts desto minder blieb seine persönliche Lage nach wie vor eine gute. Man begegnete ihm in achtungsvoller Form und liess ihm grosse Freiheit der Bewegung. Er stattete diesem und jenem Schloss seinen Besuch ab, empfieng alte Vertraute und sah seine Kinder bei sich. Anglikanische Geistliche weilten in seiner Nähe. Einige Tage, ehe das Hauptquartier der Armee nach Putney rückte, siedelte er nach dem Palast von Hampton-

Court über (24. August), und eben hier wurden neue Vorschläge ausgearbeitet, die auf die Herstellung des Friedens in den „drei Königreichen" abzielten (1). Sie nahmen eine Verlegung des Parlaments nach Oxford und seine baldige Auflösung in Aussicht, desgleichen eine Zurückziehung der Truppen aus London. Die Ausnahmen von der allgemeinen Amnestie wurden auf wenig Namen beschränkt, Reformen der Rechtspflege blieben nach wie vor ein Theil des Programms. Der wichtigste Artikel betraf aber wieder die kirchliche Frage. Es war nicht möglich, sich mit klareren Worten für eine Wiederherstellung des Bisthums in seine „unzweifelhaften Rechte nach den alten Gewohnheiten, Gesetzen und Statuten" anheischig zu machen, als es hier geschah. Aber zu gleicher Zeit war die Bedingung hinzugefügt, dass „allen Menschen Gewissensfreiheit gewährt werde, und keiner den anderen in Sachen des Gewissens belästige oder verletze" (2). —

Es war das Unglück Karl's I., sich in den entscheidendsten Momenten über den wahren Charakter seiner Lage zu täuschen. Auch damals glaubte er aus dem Gegensatz der mannichfachen Anträge, die ihm gemacht worden waren, den Vortheil ziehen zu können, sich über alle hinwegzusetzen, statt diesen oder jenen ehrlich anzunehmen. Gegen die wiederholten Propositionen des Parlaments spielte er die ersten Vorschläge des Kriegsraths aus. Hinter dem Rücken des Kriegsraths unterhandelte er mit den Schotten. Er schien den Cromwell und Ireton sein ganzes Vertrauen zu schenken, und doch bedurfte es nicht erst eines auf mythische Weise aufgefangenen Briefes, um sie über die wahren Absichten des Monarchen zu unterrichten (3). — Inmitten der sich kreuzenden Intriguen jener September- und Oktoberwochen blieb die kirchliche Frage nach wie vor die wichtigste. Von ihrer Lösung hieng vor allem das Verhältnis Englands zu Schottland ab, und es war verhängnisvoll für den König, dass er selbst, mochte dies Verhältnis ein friedliches bleiben oder sich kriegerisch gestalten, für den Augenblick nur zu verlieren hatte. Der Friede zwischen beiden Ländern erschien nicht haltbar, ohne strengste Durchführung des Presbyterial-

systems. Der Krieg zwischen beiden Ländern war nicht denkbar, ohne Berufung der Schotten auf die Heiligkeit des monarchischen Rechtes. In beiden Fällen wurde das independentische Heer verletzt, in dessen Gewalt der Monarch gefallen war, und im zweiten musste er selbst als Ursache, wenn nicht als Urheber des neuen Blutvergiessens gelten.

Unter diesen Umständen war es von doppelter Wichtigkeit, dass Cromwell und seine Freunde noch einen Versuch machten, für die Lösung der kirchlichen Frage einen Mittelweg zu finden. Sie hatten im Gegensatz zu entschiedeneren Parteigenossen dafür gestimmt, dass das Parlament die Verhandlung mit dem König wieder aufnehme, aber sie suchten die neuen Vorschläge mit den Interessen des Independentismus zu vereinigen. Am 13. Oktober brachten sie ein Votum zu Wege, nach welchem die Presbyterialverfassung an eine bestimmte Zeitgrenze gebunden sein sollte. Der Termin war zwar in sehr weite Ferne gerückt, bis zum Ende der nächsten Session des Parlaments, indessen zu gleicher Zeit doch für solche, die sich dem Presbyterianismus nicht konformiren wollten, Kultusfreiheit gewährleistet. Doch blieben noch so viel Ausnahmen bestehen, dass sie die Regel guten Theils aufhoben. Nicht nur die Katholiken waren von jeder Duldung ausgeschlossen, sondern auch diejenigen, die vom Gebrauch des Common-Prayer-Book nicht lassen wollten, und deren Zurückweisung vom Abendmahl wegen gewisser Abweichungen vom christlichen Dogma durch frühere Ordonnanz gerechtfertigt worden war. Endlich bewegte man sich auch hier wieder in dem verhängnisvollen Kreise, eine wie immer beschränkte Toleranz grundsätzlich zu fordern und in demselben Augenblick alle Staatsbürger zu verpflichten, „das Wort Gottes zu hören“. Man sieht dem ganzen Kompromiss das Bestreben an, eine Formel herzustellen, die nicht sowohl dem religiösen Bedürfnis des Einzelnen als den entgegengesetzten Anforderungen der grossen Parteien entsprechen sollte (1). Wenn es gelang, den König hiefür zu gewinnen, so mochte sich eine Vereinigung ihrer aller über diesen Gegenstand hoffen lassen.

Indessen schon waren andere Kräfte in Bewegung gerathen, deren Einwirkung das ganze Gewebe kluger Berechnungen zerriss. Neben dem Kriegsrath der Officiere hatte das Institut der Agitatoren seine volle Bedeutung bewahrt. Von ihnen und von der Masse der Soldaten waren jene Verhandlungen ihrer Oberen mit dem König höchst misstrauisch betrachtet worden. In diesen Kreisen spottete man über die ceremoniellen Höflichkeiten, die im Palast von Hampton-Court ausgetauscht und über die ängstlichen Rücksichten, die in den Häusern zu Westminster genommen wurden. John Lilburne, gefangen wie er war, hatte in den Regimentern fanatische Anhänger. Die Schotten, welche in schulmeisterlichem Tone vor einer Freiheit des Gewissens als einer Freiheit aller Irrthümer und Ketzereien warnten, galten ihnen als Anstifter eines neuen Bürgerkrieges, der König, welcher mit allen Parteien spielte, als der „Hauptdelinquent, der grosse Mörder", den man zur Rechenschaft ziehen müsse, „so gut wie einen Kesselflicker oder Kaminfeger", die Lords, welche sich der revolutionären Strömung entgegenstemmten, als die „Auswüchse gerechter Regierung", für deren politische Existenz kein natürlicher Grund vorhanden sei. In den Schriftstücken, die aus den Reihen der Soldaten hervorgiengen, sprach ein völlig republikanischer Geist, der zu gleicher Zeit jedem staatlichen Zwange in Sachen der Gottesverehrung widerstrebte. Cromwell's und Ireton's Regimenter waren auf's lebhafteste bei der Bewegung betheiligt, sie drohte alle Bande der Disciplin zu durchbrechen. Der Kriegsrath glaubte diese nicht anders wiederherstellen zu können, als wenn er massvolle Strenge gegen die Rädelsführer mit einiger Nachgiebigkeit gegen die soldatischen Begehren verbände. Jedes Verständnis mit dem König war von da an abgebrochen, und wenn in den stattfindenden Versammlungen die Frage des Königthums selbst eine offene blieb, so zeigten sich die Officiere doch geneigt, andere weitgehende politische Vorschläge der Agitatoren zu berücksichtigen. Unzweifelhaft wirkten die demokratischen Tendenzen, die damit einen Erfolg errungen hatten, auch auf die nächsten Beschlüsse des Parlaments zurück.

Noch waren die Unruhen im Heere nicht völlig gedämpft, als man in London erfuhr, dass der König von Hampton-Court nach der Insel Wight entflohen sei (11. November). Was immer seinen Entschluss ernstlich bestimmt hatte, sein Untergang wurde dadurch herbeigeführt. In Wahrheit ein Gefangener, fühlte er sich frei genug, um zäheren Widerstand zu leisten und gefährlichere Intriguen zu spinnen. Je weiter die „vier Bills", die als wesentliche Vorbedingungen von beiden Häusern im December vereinbart wurden, über die früheren Anträge hinausgiengen, desto entschiedener war er in ihrer Ablehnung. Je deutlicher der Protest der schottischen Kommissäre gegen diese jüngsten Vorschläge ihn die Erbitterung des nordischen Presbyterianismus kennen lehrte, desto sicherer rechnete er auf seine bewaffnete Intervention. In der That wurde das Verhältnis zwischen den Machthabern der beiden Länder immer gespannter. Was in England geschah, lief den Absichten der Schotten direkt entgegen. Nachdem der König die vier Bills verworfen hatte, erklärte das Parlament, ihm in Zukunft keine weiteren Anträge mehr machen, keine Botschaft von ihm entgegennehmen zu wollen. Jedermann ward bei Strafe des Hochverraths geboten, ohne Erlaubnis beider Häuser gleichfalls keine Verbindung mit ihm zu unterhalten (3., 15. Jannuar 1648). Die Haft des Königs im Schloss von Carisbrooke wurde enger als je zuvor. Alle Brücken zwischen ihm und seinem Volke sollten abgebrochen sein. Man proklamirte gleichsam die Republik, ohne den Namen zu nennen und empfieng dafür die freudige Versicherung des Kriegsrathes und des Heeres, die „Ordnung des Königreichs ohne König" gegen alle Feinde schützen zu wollen. Alle früheren Misshelligkeiten schienen vergessen, die noch vorhandenen Lords hatten sich fast ohne Widerrede gefügt, in den allmächtigen Committees, in der Verfolgung von Malignanten uud Delinquenten, in der schwer zu kontrollirenden Verwaltung sequestrirter Güter und drückender Auflagen trat das Uebergewicht der herrschenden Faktionshäupter noch stärker als bisher zu Tage. Die höchste Exekutivgewalt wurde in die Hände derjenigen Lords und Ge-

meinen gelegt, welche dem Committee der beiden Königreiche angehört hatten, und man trug Sorge, die entstandenen Lücken durch independentische Grandees auszufüllen. Jenes Committee der beiden Königreiche selbst, einst dazu berufen, der Eintracht von England und Schottland Ausdruck zu geben, war damit aufgelöst. Die schottischen Kommissäre wurden höflich in ihre Heimat entlassen, Liga und Covenant waren thatsächlich zerrissen.

Schon vorher hatten die schottischen Kommissäre mit Karl I. jenen geheimen Vertrag geschlossen, welcher den zweiten Bürgerkrieg heraufbeschwor. Der König entschloss sich, Liga und Covenant, sowie die Presbyterialverfassung in England auf drei Jahre anzuerkennen, freie Kultusübung für sein eigenes Haus vorbehalten. Der Covenant sollte niemandem aufgezwungen, die endgiltige Gestalt der englischen Kirche unter dem Beirath einer neuen Synode auf parlamentarischem Wege vereinbart werden. Auf Unterdrückung von Sekten und Ketzereien war Bedacht genommen. Für diese Zugeständnisse, welche den Grundsatz der Toleranz aufopferten und das Institut des Bisthums einer ungewissen Zukunft überliessen, machte sich Schottland anheischig, eine persönliche Friedensunterhandlung des Monarchen in London zu Wege zu bringen oder mit den Waffen diejenigen Theile seiner Prärogative zu schützen, deren Preisgebung ihm angesonnen war. Mochten diese Bedingungen den strengen Presbyterianern vom Schlage Argyle's und den Vertretern der schottischen Kirche nicht genügen, mochten sich hunderte von warnenden Stimmen gegen eine Verbindung mit den englischen Royalisten erheben: die Partei Hamilton's, welche das ganze Abkommen geplant hatte, behielt den Sieg, ein Heer von 40,000 Mann rüstete sich, zur Befreiung des Königs aus der Hand der „Sektirer“ die englische Grenze zu überschreiten, Hamilton selbst schickte sich an, das Kommando zu übernehmen.

Und nun brach in England, vorbereitet durch royalistische Komplotte, genährt durch die Unzufriedenheit grosser Volksmassen, auf allen Seiten der Sturm gegen die herrschenden Gewalten los. Seit Monaten waren die Kavaliere in der Hei-

mat wie im Exil fieberhaft thätig gewesen. Der Aufstand in Wales hatte das Signal gegeben. Berwick wie Carlisle fielen in die Hände royalistischer Parteigänger, die mit den Schotten in Verbindung standen und den ganzen Norden zu insurgiren drohten. In London kam es zu gefährlichen Tumulten der presbyterianisch gesinnten Bevölkerung. Petitionen aus den Grafschaften des Südens und Ostens forderten Zurückberufung des Königs und Auflösung des Heeres. In Kent standen Tausende unter Waffen, um gegen die Hauptstadt zu marschiren. Die Flotte revoltirte, ein Theil der Schiffe nahm den Weg zur holländischen Küste, um im Herzog von York, der erst kürzlich seiner Haft entsprungen war, oder im Prinzen von Wales einen neuen Admiral zu finden. Das ganze Gemeinwesen erbebte bis in seine Grundfesten, und nur der furchtbarsten Energie gelang es, auf allen Punkten der Bewegung Herr zu werden. Während Lambert im Norden aushielt, Cromwell den Westen bändigte, wusste Fairfax in den der Hauptstadt zunächst gelegenen Gebieten die Empörung zu ersticken. Was sich von Aufständischen aus Kent über die Themse nach Essex hatte retten können, verband sich mit den dort erschienenen Royalisten und warf sich in die Mauern von Colchester. Wochen lang, vom 13. Juni bis zum 28. August, richtete sich das hauptsächliche Interesse auf die denkwürdige Belagerung dieser Stadt, deren Einwohnerschaft, parlamentarisch gesinnt, wie sie seit jeher gewesen, gezwungen wurde, unsägliche Leiden durchzumachen. Der Hunger nöthigte die heldenmüthigen Vertheidiger, auf die härtesten Bedingungen hin zu kapituliren. Die höheren Officiere hatten sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, zwei von ihnen, die sich besonders verhasst gemacht hatten, wurden nach dem Spruch des Kriegsgerichts erschossen, das Schicksal der übrigen, darunter der Lords Norwich und Capel, blieb der Bestimmung des Parlaments überlassen. Noch während der Belagerung von Colchester war der Graf von Holland, um Königthum und Presbyterianismus zugleich zu vertheidigen, mit adligen Genossen an der Spitze einer Reiterschaar zu Kingston in drohender Nähe der Hauptstadt aufgetreten. Allein

seine Pläne wurden vereitelt, er selbst gerieth in Gefangenschaft. Nicht minder vergeblich waren die Unternehmungen des Prinzen von Wales, der mit den abtrünnig gewordenen Schiffen zuerst vor Yarmouth, dann vor der Themsemündung erschien, um reichbeladene Kauffahrer zu kapern und den Handel der Londoner zu stören. Graf Warwick sammelte eine stattliche Seemacht, vor welcher der Prinz nach Holland entwich, und als der Admiral des Parlaments ihm hierhin folgte, kehrten die meisten der abgefallenen Seeleute zum Gehorsam zurück.

Die Bedeutung aller dieser Vorgänge wurde indessen durch das eine ruhmvolle Ereignis verdunkelt, welches über die Betheiligung der Schotten an diesem zweiten Bürgerkriege entschied. In Folge der allgemeinen Erhebung der Kavalierpartei in England sah sich Hamilton genöthigt, früher, als in seinen Absichten gelegen hatte, zum Angriff zu schreiten. Am 8. Juli rückte ein schottisches Heer, dessen Stärke hinter dem ursprünglichen Ansatze weit zurück blieb, über die Grenze. Es verband sich mit einem Theil der Royalisten des Nordens, empfieng einen Zuwachs von ein Paar tausend Mann aus Irland und drang unter Verwüstungen bis Lancashire vor. Hier aber setzte Cromwell der schottischen Invasion ein jähes Ende. Er war nach dem Abschluss des waliser Feldzugs herbeigeeilt, hatte sich mit Lambert verbunden und zerschmetterte mit seinen decimirten Regimentern die feindliche Uebermacht durch jene gewaltigen dreitägigen Schläge, die sich unter dem Namen der Schlacht von Preston zusammenfassen lassen (17.—19. August). Die Zahl der Gefangenen kam der ihrer Besieger fast gleich, Hamilton selbst musste sich wenig Tage nach seiner Niederlage auf der Flucht ergeben. Die nördlichen Grafschaften wurden mit Ausnahme von Carlisle, Berwick und einiger kleineren festen Plätze vollständig zurückerobert. In Schottland selbst erhoben sich die strengen Presbyterianer gegen die Partei der Hamiltons, eine neue Regierung wurde gebildet, an deren Spitze Argyle und seine Gesinnungsgenossen standen. Um sie gegen die Reste der gegnerischen Faktion zu unterstützen und Schottland den

Schrecken des englischen Namens fühlen zu lassen, überschritt Cromwell die Grenze. Man beeilte sich, ihm Carlisle und Berwick herauszugeben, der grosse Independent wurde von den vornehmen Covenanters mit Ehren begrüsst, und Edinburg empfieng ihn als Triumphator in seinen Mauern.

Die furchtbarste Krise war durch die Tapferkeit des Heeres überwunden, aber während es im Namen des Parlaments gegen die Parteigänger und Verbündeten des Königs im Felde stand, hatte eben dieses Parlament auf's neue versucht, mit dem König ein Abkommen zu treffen. Nichts natürlicher, als dass mit dem Ausbruch des zweiten Bürgerkrieges die presbyterianische Partei in den Berathungen zu Westminster wieder das Uebergewicht erhielt. Von den Independenten wurde so mancher durch den Drang der Umstände den parlamentarischen Geschäften entzogen, von den Presbyterianern wagten sich viele, die sich in der letzten Zeit ängstlich zurückgezogen hatten, wieder an's Licht. Gemeinderath und Bürgerschaft setzten es durch, dass der City Genugthuung für dasjenige gegeben wurde, was sie sich beim Einmarsch der Fairfax'schen Regimenter im vergangenen Sommer hatte gefallen lassen müssen. Die städtische Miliz wurde mit Officieren ihrer Wahl besetzt, ein Kommandant des Tower von ihr ernannt, die militärischen Wachtposten wurden zurückgezogen, die damals verhafteten Mitglieder der Stadtbehörden, sowie andere bei jenen Tumulten betheiligt Gewesene freigelassen. Es war nur folgerichtig, dass auch die angeklagten und theilweise geflüchteten Parlamentsmitglieder eingeladen wurden, ihre Sitze wieder einzunehmen.

Schon einige Wochen vorher (2. Mai) hatte der Erlass einer lange ersehnten Ordonnanz „zur Vermeidung des Wachsthums und der Ausbreitung von Ketzerei und Blasphemie" vorausverkündet, was man von dem neuen Erwachen des Presbyterianismus für die Gewissensfreiheit zu erwarten habe. Auf eine Reihe von „Ketzereien", wie Läugnen des Daseins und der Allmacht Gottes, der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi, der Auferstehung und des jüngsten Gerichts ward die Todesstrafe gesetzt, auf eine Reihe „geringerer Irrthümer" Ge-

fängnis. Man hatte von Glück zu sagen, dass die Behauptung, „die Presbyterialverfassung sei unchristlich oder ungesetzlich“ noch zu den „geringeren Irrthümern“ gerechnet werden sollte.

Es hatte nicht lange gewährt, so waren auch die Verhandlungen mit dem König wiederangeknüpft worden. Am 28. April ward von den Gemeinen dreierlei votirt. Die Fundamentalverfassung des Staates, die Verbindung von König, Lords und Gemeinen sollte nicht geändert werden. Der Inhalt der nach Hampton-Court gerichteten Vorschläge sollte die Grundlage einer neuen Debatte über den Frieden des Reiches bilden. Die früheren Beschlüsse gegen den Verkehr mit dem König sollten niemanden bei Gelegenheit dieser Debatte in seinen Anträgen beschränken. Die zahlreichen Petitionen, welche im Laufe des Sommers der Stimmung von Stadt und Land Ausdruck gaben, kamen den Neigungen der Presbyterianer zu Hilfe. Man beschloss, von jeder Präliminarbedingung abzusehen und in Newport auf der Insel Wight den Vertrag mit dem Monarchen zu vereinbaren. Die Kommissäre, deren Vollmachten vierzig Tage dauerten, waren wiederum von einigen geistlichen Mitgliedern der Synode begleitet, unter deren Zahl weder Nye noch Marshall fehlen durfte.

Nichts wäre wichtiger gewesen, als wenn es den Royalisten gelungen wäre, den König aus der Gewalt seiner militärischen Wächter zu befreien. Da diese Versuche scheiterten, schien seine Lage ihm keine Wahl zu lassen, als ohne Zaudern und ehrlich seinen Frieden mit den Presbyterianern zu machen, ehe das independentische Heer Zeit finde, mit dem Schwerte den sorgsam geschürzten Knoten zu durchhauen. Aber auch diesmal sah Karl I. in dem Eifer, den man zur Schau trug, ihm entgegenzukommen, nur einen Anreiz zur Ausübung der alten Kunst: Worte zu machen, um mit Worten Zeit zu gewinnen. Allerdings zu wesentlichen Zugeständnissen liess er sich herbei. Er wollte die Militia auf zwanzig Jahre aufgeben, nicht minder das Recht der Ernennung zu den wichtigsten Aemtern. Seine gegen das Parlament erlassenen Deklarationen sollten annullirt, die Akte, die unter dem grossen Siegel desselben ergangen, anerkannt werden. Die Presbyterialverfassung wurde

auf drei Jahre gewährleistet, die Veräusserung der Kirchengüter in gewissen Grenzen bewilligt. Aber in anderen Fragen blieb er fest, und die Frage einer gänzlichen Aufgabe der bischöflichen Verfassung stand an ihrer Spitze. In Wahrheit waren seine Ausflüchte, Bedenken und Einwürfe wenig mehr als verbrauchte Kriegskünste. Er dachte nicht an den Abschluss eines Vertrages. Er hoffte auf Hilfe aus Irland, vom Prinzen von Wales, von der Königin, vielleicht noch von Schottland. Seine Vertrauten wussten aus seinen geheimen Korrespondenzen, was sie von seinen Zugeständnissen zu halten hatten. Vergeblich rechnete man von Woche zu Woche auf günstigere Antwort, verlängerte man ein Mal auf das andere Mal die gesetzte Frist. Die Zeit verrann, ohne dass man zum Abschluss gekommen wäre, und schon waren drohende Stimmen aus dem independentischen Lager laut geworden.

Eine grosse londoner Petition, die im Namen Tausender zu sprechen vorgab, hatte am 11. September den radikalsten Wünschen das Wort geliehen. Sie erklärte die Vertreter des Volkes, ohne Rücksicht auf König und Lords, für Inhaber der „höchsten Autorität des Volkes", verurtheilte die „lästige Bürde der Zehnten" und die Strafgesetze gegen „Meinungen" oder in Betreff „übernatürlicher Dinge" und forderte Sühne an den „Haupturhebern und Anstiftern der früheren oder der letzten Kriege" (1). Petitionen aus Newcastle, York, Hull sprachen in ähnlichem Sinn, hie und da selbst mit deutlicherem Hinweis auf den König. Nirgendwo trat dieser Geist so anspruchsvoll und entschieden zu Tage wie im Heere. Alles, was früher die Soldaten erregt hatte, riss sie nach den letzten Ereignissen mit verstärkter Kraft zu unwiderstehlicher Leidenschaft fort. Das Blut ihrer Brüder sollte nicht wiederum umsonst verspritzt sein. Sie wollten nicht gesiegt haben, um sich vor einer Partei zu beugen, die mit Todesstrafen und Gefängnis das Seelenheil der Nation zu retten unternahm, und um einen König auf den Thron zurückzuführen, den sie als Hauptschuldigen verfluchten. Ihre Löhnung blieb aus, ihre Zukunft war nicht gesichert. Das Gefühl persönlicher Verletzung verband sich mit dem religiös-politischen Fanatismus, der sie beseelte.

Regiment nach Regiment liess seine Wünsche in das Hauptquartier nach St. Alban's an Fairfax gelangen. Hervorragende independentische Officiere und Parlamentsmitglieder schürten das Feuer. Der Generalrath der Officiere liess sich dazu drängen, eine „grosse Remonstranz" aufzusetzen, und Fairfax konnte sich dem Begehren nicht entziehen, sie am 16. November an's Parlament zu senden und warm zu befürworten.

Das grosse Manifest der Armee sprach eine sehr deutliche Sprache. Es fasste die bisherigen Beziehungen zwischen Parlament und Heer zusammen und wandte sich gegen die „Heuchelei" der Presbyterianer. Es zeigte die Nichtigkeit der Versuche, mit einem Manne, wie Karl I., einen ehrlichen Frieden zu schliessen und forderte Abbruch aller Verhandlungen. Den Petenten war das „Heil des Volkes das höchste Gesetz", eine Repräsentation, die in bestimmten Zwischenräumen aus freien, möglichst gleichen Wahlen hervorgehe, die höchste politische Instanz, und, wenn das Wohl des Volkes in Frage stehe, auch der König verpflichtet, vor dieser Rechenschaft abzulegen. Sie forderten demnach, dass am König, als am „Kapitalurheber aller Wirren", Gerechtigkeit vollstreckt werde. Sie verlangten exemplarische Bestrafung seiner hauptsächlichen Gehilfen. Der Prinz von Wales und der Herzog von York sollten bei Strafe der Absetzung aufgefordert werden, sich in bestimmter Frist zur Untersuchung ihres Verhaltens zu stellen. Die Ansprüche der Soldaten sollten befriedigt werden. Für die Neuordnung der politischen Verhältnisse wurden bestimmte Vorschläge gemacht. Sie nahmen einen baldigen Schluss des tagenden Parlaments in Aussicht, eine Reformbill für die regelmässige Ablösung der künftigen Parlamente und das Wahlrecht, mit provisorischem Ausschluss von Malignanten, eine Repräsentation, die durch nichts gebunden sein sollte, als die Rücksicht auf die „Fundamentalsätze des gemeinen Rechts, der individuellen Freiheit und Sicherheit", ein Königthum, falls ein solches überhaupt beibehalten werde, aus Wahl der Volksvertretung hervorgehend und ohne das Recht eines Veto (1).

Es war die stärkste Anmuthung, die bis dahin vom Heere an das Parlament gelangt war, und noch fand dieses Kraft genug, sich nicht durch sie einschüchtern zu lassen. Aber während hier Worte gemacht wurden, wurde dort gehandelt. Es kam zunächst darauf an, sich der Person des Königs gegen jeden Versuch der Entführung zu versichern. Hammond, Gouverneur der Insel Wight, dessen Bedenklichkeiten bekannt waren, verliess auf Fairfax' Befehl gegen den Willen des Parlaments seinen Posten. Vier Tage darauf, im Morgengrauen des ersten December, wurde der König unter sicherer Eskorte nach dem einsamen Felsenschloss von Hurst an der Küste von Hampshire abgeführt. Der nächste Schritt galt dem Parlament. Es hielt noch immer standhaft an seiner Autorität fest, obwohl mit der Verlegung des Hauptquartiers nach Windsor die Gefahr eines Gewaltstreiches näher gerückt war. Es verschob die Berathung über die Remonstranz. Es zeigte keine Eile, die schuldigen Gelder anzuweisen. Am 30. November langte eine Deklaration Fairfax' und des Generalrathes der Officiere an, welche über dieses Verhalten Klage führte, den Ausschluss „korrumpirter und abtrünniger Mitglieder" als wünschenswerth bezeichnete und den Vormarsch der Armee nach London ankündigte. Am folgenden Tage erblickte man die Vorposten an der Ecke von Hyde-Park, den 2. December nahm Fairfax sein Hauptquartier in Whitehall, seine Regimenter waren in der Stadt und in den umliegenden Ortschaften vertheilt. Er hielt auf strengste Bewahrung der Disciplin, der Gemeinderath war aufgefordert worden, 40,000 £ für Zahlung der Soldrückstände flüssig zu machen.

Von Waffen umgeben, blieb die presbyterianische Majorität unerschüttert. Am 4. December wurde ein Protest gegen die gewaltsame Abführung des Königs votirt, denselben Tag und die ganze folgende Nacht hindurch über seine letzten Zugeständnisse debattirt, um fünf Uhr Morgens, nach einer eindrucksvollen Rede William Prynne's, der erst kürzlich im Unterhause seinen Sitz eingenommen hatte, der Beschluss gefasst, sie zu weiterer Verhandlung über den Frieden für genügend zu erklären. Die Lords, auf die Zahl von fünfzehn

zusammengeschmolzen, stimmten bei. Der nächste Tag sah jene Scene brutaler Gewalt, wie sie ohne Vorwissen des Feldherrn (1) durch einige independentische Führer des Parlamentes und des Heeres vorbereitet worden war. Als die Mitglieder des Unterhauses sich nach Westminster begaben, erblickten sie statt der städtischen Milizwachen den Hofraum, die Halle, den Vorsaal, die Treppen von militärischen Posten besetzt. Colonel Pride hielt eine Namensliste aller derer in der Hand, auf deren Ausschluss es abgesehen war. Man liess niemanden ohne Prüfung passiren, wer Widerstand wagte, wurde ergriffen. Im ganzen sahen sich einundvierzig, darunter Prynne, Massey, William Waller, verhaftet, Holles hatte sich vorher in Sicherheit gebracht. Während ihre Kollegen sie reklamirten, wurde im Namen Fairfax' und des Generalrathes der Officiere eine Petition vorgelegt, die nichts Geringeres forderte, als Wiederaufnahme des Verfahrens gegen jene im Jahre 1647 angeklagten Mitglieder, Ausschluss von einigen neunzig anderen, denen man Schuld gab, die Schotten herbeigerufen zu haben, Zurücknahme des Beschlusses, auf's neue mit dem König zu verhandeln. Am nächsten Tage setzte die bewaffnete Macht ihr Werk fort. Die „Purganz Pride's", wie der Volkswitz das Ereignis nannte, hatte das Parlament auf gewaltsame Art um hundertdreiundvierzig Mitglieder beraubt, und das Attentat des Königs vom 4. Januar 1642 konnte, gegen diesen Akt gehalten, für einen schülerhaften Versuch gelten. Die Paar Dutzend Mitglieder, die sich noch einfanden, widerriefen alle Beschlüsse, welche vom Heer verurtheilt worden waren, das Haus der Lords schien sich von selbst in nichts auflösen zu wollen, in der Stadt wagte man nicht an Widerstand zu denken.

Die Militärgewalt war allmächtig. Während Fairfax von den politischen Verhandlungen seine Hand zurückzog, wurde unter den Führern Cromwell die treibende Kraft. Wochen lang war er durch die Belagerung von Schloss Pontefract in Yorkshire ferngehalten worden, aber mit Rath und That hatte er die Bewegung des Heeres unterstützt. Für ihn und seine Genossen gab es nach dem, was die letzten Monate gebracht

hatten, kein Schwanken mehr. Am 23. December, nach einem Fasttag, an welchem Hugh Peters in einer Predigt seine Zuhörer beschworen hatte, die Kinder Israel aus der ägyptischen Sklaverei zu befreien, beschloss das Haus der Gemeinen, durch ein Committee berathen zu lassen, wie gegen den König und andere Kapitalverbrecher zu verfahren sei. Eben diesen Tag langte der König, ohne zu ahnen, welchem Schicksale er entgegengehe, unter starker Bedeckung in Windsor an. Sein Loos wurde durch die Beschlüsse besiegelt, die am Neujahrstage das Haus der Gemeinen passirten. Es wurde nach den Fundamentalgesetzen des Reiches für Hochverrath erklärt, dass der König gegen das Parlament und Königreich von England Krieg erhebe. Eine Ordonnanz ernannte einen Gerichtshof von etwa hundertundfünfzig Mitgliedern, um über „Karl Stuart“ das Urtheil zu fällen. Zwölf Lords, darunter mehrere, die an die Spitze der Richterliste gestellt waren, fanden sich zusammen, um mit Einhelligkeit und Leidenschaft beide Vorschläge zu verwerfen (2. Januar). Ihr Widerstand machte es nothwendig, die Liste der Ordonnanz abzuändern und auf Grund der Souveränität des Volkes die Gemeinen, als gewählte Vertreter desselben, ohne Rücksicht auf die Mitwirkung von König oder Peers, für Inhaber der „höchsten Gewalt“ zu erklären (4. Januar). — Die Theorie von weitreichender Bedeutung, welche zuerst nur Eigenthum einiger gewesen war, sodann, verbunden mit der Idee der Gewissensfreiheit, in den Reihen des Heeres Aufnahme gefunden hatte, wurde in eben dem Augenblicke vom Parlament proklamirt, da dieses Parlament selbst zum gefügigen Diener der Militärmacht geworden war.

Von nun an gab es kein Hindernis mehr, das die Ausführung dessen, was beschlossene Sache war, hätte aufhalten können. Vergeblich suchten die Lords den Lauf der Ereignisse zu hemmen, indem sie eine Ordonnanz vorzubereiten geneigt schienen, nach der es für die Zukunft als Hochverrath gelten und durch das Parlament gerichtet werden sollte, wenn ein König Krieg gegen das Parlament und Reich von England erhebe. Nachdem sich die zurückgebliebenen Ge-

meinen für alleinige Inhaber der Volks-Souveränität erklärt hatten, betrachteten sie das andere Haus kaum noch als vorhanden. Der ausserordentliche Gerichtshof konstituirte sich, indem John Bradshaw, ein Jurist von Ruf, zum Präsidenten gewählt (1), vier andere Rechtsgelehrte zu Vertretern der Anklage ernannt wurden. Unter diesen war der Holländer Dorislaus, der Milton von Cambridge her bekannt sein konnte, und John Cook, der einst wie er in Rom sich offen gegen das Pabstthum ausgesprochen, in Genf bei Diodati Aufnahme gefunden hatte (2). Uebrigens zog sich mehr als die Hälfte der bestimmten Richter von den Berathungen zurück. Fairfax sah man nur in der ersten vorbereitenden Sitzung.

Am 19. Januar wurde der König nach dem Palast von St. James, von da nach Whitehall gebracht. Am folgenden Nachmittag stand er zum ersten Male in der überfüllten Halle von Westminster vor denen, in deren Hand sein Leben gegeben war. Ausser Bradshaw waren sechsundsechzig von ihnen anwesend, unter diesen Cromwell, Ireton, Ludlow, Lilburne, Henry Marten, Alderman Pennington. Als Fairfax' Name aufgerufen worden war, hatte seine Gemahlin von einer der Gallerieen herabgerufen: „Er ist nicht hier und wird niemals erscheinen, ihr thut Unrecht, ihn aufzuführen" (3). Da der König die Autorität des Tribunales läugnete und jede Antwort auf die Anklage weigerte, so wurde das ganze Verfahren zu einer blossen Formalität. Am 27. Januar wurde der Spruch verkündigt, durch welchen Karl Stuart als Tyrann, Verräther, Mörder und Feind der Nation zur Hinrichtung durch's Schwert verurtheilt wurde. Ein letztes verzweifeltes Ringen des Königs, um nach der Verlesung noch zu sprechen, war vergeblich. Die Wachen führten ihn ab, und aus Soldatenmunde erklangen die Rufe: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit", während unter dem Volke der Wunsch sich Luft machte: „Gott rette eure Majestät".

Geistliche Uebungen, Abschied von den beiden in England weilenden Kindern, Vorbereitungen auf die Trennung vom Leben, füllten die Stunden, welche dem Fürsten noch blieben. Wie er vor seinen Richtern Unerschrockenheit und

Würde gezeigt hatte, so bewahrte er Ruhe und Gleichmuth bis zum letzten Augenblick. Am Morgen des 30. Januar bestieg er, aus einem ausgebrochenen Fenster der Bankett-Halle von Whitehall in's Freie geführt, das schwarzverhangene Schaffot, das sich inmitten starker Truppenmassen zu Pferde und zu Fuss und unzähliger Volksschaaren erhob. Er hielt eine Ansprache, die von den wenigsten gehört werden konnte, in der er sich den Märtyrer des Volkes nannte, legte sein Haupt auf den Block und gab mit ausgestreckten Händen selbst das Zeichen. Sein abgeschlagenes Haupt, als das eines Verräthers, wurde hoch emporgehoben dem Volke gezeigt, und ein lange nachhallender Schrei des Entsetzens entrang sich den Massen.

---

Während der ganzen stürmischen Zeit, welche auf's neue die englische Nation in ihren Tiefen aufwühlte, und in der mit dem König das Königthum zu Fall kam, blieb Milton's Muse fast ganz verstummt. Ein einziges Sonett ist uns aufbehalten, das, während des zweiten Bürgerkrieges geschrieben, der damaligen Stimmung des Dichters energischen Ausdruck verleiht ([1]). Es richtet sich an Fairfax und zielt auf jenes für die Entscheidung des Kampfes so wichtige Ereignis ab, das den früheren Lorbeeren des Feldherrn neue hinzufügte: die Bezwingung der Stadt Colchester. Der gehobene Ton des Gedichtes spricht dafür, dass es nach dem Eintreffen der Siegesbotschaft in London Ende August oder Anfang September 1648 verfasst worden ist, und die zürnende Erinnerung an die „Hydra-Köpfe neuer Empörung“ und den „falschen Norden“ würde genugsam bekunden, welche Stellung Milton gegenüber den Ereignissen einnahm, auch wenn es sich nach seiner ganzen Vergangenheit nicht schon von selbst vermuthen liesse. Er stand auch in dieser Krisis in der vordersten Reihe der independentischen Phalanx, ja schärfer liess sich das Urtheil über die Presbyterianer nicht fassen, als es am Schluss dieses Sonetts ausgesprochen wurde.

Oh, noch ein schön'rer Lorbeer wartet dein,
— Denn Krieg erzeugt nur endlos wieder Krieg —
Wahrheit und Recht von Fesseln zu befrein,
Und Treu und Glauben von den Wunden heilen
Offnen Betrugs. Was nützt der blut'ge Sieg,
Wenn Raub und Habsucht in das Land sich theilen?

Eben diese Vorwürfe hatten vor allem Officiere und Soldaten gegen die presbyterianischen Führer geschleudert, Milton identificirte sich vollkommen mit den Tendenzen des Heeres. Offenbar war das schon beim Beginn des Streites zwischen diesem und dem Parlament der Fall gewesen. Wo immer er in seinen späteren Schriften auf die Ereignisse der Jahre 1647 und 1648 zu reden kommt, nimmt er für dies Heer „der tapfersten, treuesten Bürger" auf's entschiedenste Partei ([1]). Die Dinge waren damals, nach seiner Ansicht dahin gekommen, dass sich die Anwendung von Gewalt nicht mehr vermeiden liess, und „die Independenten waren die einzigen, die sich bis zuletzt treu blieben und ihren Sieg zu benutzen verstanden". Im Kampf mit einer Partei, die den Ruhm des „unbesieglichen Heeres beneidete", die es einigen zelotischen Geistlichen zu Gefallen „schimpflich auflösen und nach Irland verbannen wollte", die beabsichtigte, sich „eher in die Sklaverei des Königs zurückzubegeben als ihren Brüdern einen Antheil an der mit ihrem Blut erstrittenen Freiheit einzuräumen", im Kampf mit Leuten, „die sich bis zu diesem Grade der Härte verstiegen", wäre es „Feigheit und Thorheit gewesen", wenn man sich des Heeres nicht bedient hätte, das gegen die „londoner Krämer und Handwerker und die hetzenden Prediger auf unserer Seite stand", um „die Freiheit und das öffentliche Wohl zu retten". Er billigt daher vollkommen die Wegführung des Königs von Holmby, den Marsch der Regimenter durch die Stadt, selbst die gewaltsame Ausstossung der presbyterianischen Mitglieder oder, wie er sich ausdrückt, „der Parteigänger der Schotten" nach dem zweiten Bürgerkriege, die „Reinigung" des Parlamentes, welche Pride durchgeführt hatte. Aber hiebei blieb er nicht stehn. Nachdem er soweit gegangen war, zögerte

er auch nicht, den letzten Schritt zu machen, vor dem selbst entschiedene Genossen der Partei zurückbebten. Es schien ihm völlig gerechtfertigt, dass Karl I. in der Weise, wie es geschah, der Process gemacht wurde, und er unternahm es sofort, dies Verfahren vor aller Welt zu vertheidigen.

Einst, als er begonnen hatte, sich in den Streit um die Reform der Kirchenverfassung zu mischen, hatte er kein Bedenken getragen, ohne Vorbehalt von dem „freien, selbstständigen König, dem souveränen Fürsten, dem Statthalter Christi mit dem Scepter David's“ zu sprechen. Noch 1644 in der Widmung seiner ersten Schrift über die Ehescheidung hatte er mit dem Geständnis nicht zurückgehalten, dass „Gott selbst gegen den Tyrannen nie ausdrückliche Erlaubnis des Widerstandes gegeben habe“, die sich jenem mosaischen Gesetz vergleichen könne, mit dem er damals die Tyrannei des „häuslichen Elends“ zu brechen gedachte (s. o. S. 180). Von solchen Erwägungen war nach dem, was die letzten Jahre gebracht hatten, nicht mehr die Rede. Wie Milton selbst für seine Person Republikaner geworden war, so fand er das Ereignis, welches die Einführung der Republik ermöglichte, ganz in der Ordnung. Es ist die kleine Schrift über das „Recht der Könige und Obrigkeiten“, in der er seine Ansichten über die grosse Tagesfrage zu entwickeln begonnen hatte, noch ehe ihr die blutige Lösung zu Theil geworden war([1]). Denn das geht aus einzelnen Stellen des Pamphletes auf's klarste hervor, dass Milton schon vor der Verurtheilung des Königs, ja wohl schon vor Beginn des Processes die Feder angesetzt hatte. Dies letzte sollte man wenigstens aus den Worten schliessen, mit denen er diejenigen tadelt, welche Protest einlegen gegen den Vorschlag anderer, den König „vor Gericht zu stellen“ (S. 452 „protest against those that talk of bringing him to the tryall of Justice, which is the sword of God“ etc.). In jedem Fall beweisen sie, dass Karl I. noch lebte, als Milton sie niederschrieb, und eine Reihe anderer unzweideutiger Ausdrücke macht diese Annahme über jeden Zweifel erhaben. Andrerseits ist es gewiss, dass das Pamphlet erst nach der Hinrichtung des Königs

die Presse verliess. Man würde diesen Schluss aus der Ms.-Datirung eines Exemplares (13. Februar) noch nicht mit voller Sicherheit ziehen dürfen, wenn diese nicht durch Milton's eigene Worte gewährt würde. Er kommt in der Skizze, die er einige Jahre später von seinem Leben entwarf, auf jenes Werk zu sprechen. Wenn er hier sagt: „Ueber das monarchische Recht habe ich nicht eher irgend etwas geschrieben, als bis der König, vom Parlament für einen Feind erklärt und im Felde besiegt, als ein Gefangener vor Gericht stand und zum Tode verurtheilt wurde“: so bleibt der ganze Termin des Beginnes der Niederschrift, wie des Erscheinens im Druck noch immer unklar. Vollkommen deutlich dagegen ist der Zusatz: „Das Buch kam erst nach dem Tode des Königs heraus und war mehr in der Absicht geschrieben, die Gemüther der Menschen zu beruhigen, als um den Richterspruch über Karl herbeizuführen, der Sache der Obrigkeit und damals schon vollzogen war“.

Indessen bei allem Bestreben, „die Gemüther zu beruhigen“, hatte die Schrift, wie schon ihr Titel andeutete, auch eine polemische Tendenz. Diese wird von Milton am bezeichneten Orte ebenfalls zugegeben. „Als einige presbyterianische Geistliche, die früher Karl's erbittertste Feinde gewesen waren, eifersüchtig auf das Uebergewicht der Independenten im Parlamente, gegen den Richterspruch desselben wider den König ein Geschrei erhoben (nicht sowohl über die That selbst ergrimmt, als darüber, dass sie nicht von ihrer Faktion herbeigeführt worden war), als sie nach besten Kräften Lärm schlugen und sogar zu behaupten wagten, dass die protestantische Lehre, und dass alle reformirten Kirchen ein so gewaltsames Urtheil gegen einen König verabscheuen, da hielt ich es für meine Pflicht, einer so offenkundigen Unwahrheit laut zu widersprechen“ u. s. w. Man wird diese Worte nicht auf die Goldwage legen dürfen. Dass vom Parlamente selbst das Urtheil über den König gefällt worden sei, war nicht ganz dem wirklichen Hergang entsprechend. Dass die presbyterianischen Geistlichen nicht über die That, sondern darüber, dass sie von der gegnerischen Partei ausge-

gangen, ergrimmt gewesen seien, war ein nicht eben feiner rhetorischer Kunstgriff. Und so wird sich Milton's Polemik wider eben jene Geistlichen richten sollen, nicht bloss wegen ihres Protestes gegen das gefällte Urtheil, sondern überhaupt wegen ihres Verhaltens während der ganzen letzten kritischen Zeit.

In der That hatten es die presbyterianischen Pastoren an schriftlichen und mündlichen Aeusserungen des höchsten Unwillens über den Gang der Ereignisse nicht fehlen lassen. Während seitens der alten prälatistischen Geistlichkeit nur zwei, Dr. Gauden und Dr. Hammond, Proteste und Adressen, in denen das göttliche Recht des Königthums behauptet wurde, an Fairfax und den Kriegsrath zu senden gewagt hatten, war der presbyterianische Klerus mit seinem ganzen Aufgebot und mit angstvollem Eifer für Karl I. thätig gewesen. Die noch anwesenden Mitglieder der Westminster-Synode sprachen sich dringend für seine Freilassung aus. Aus dem üblichen Klub im Sion's-College gieng ein Aktenstück hervor, das, von siebenundvierzig Geistlichen unterzeichnet, in Form eines Briefes an Fairfax und den Kriegsrath, dem General am 18. Januar 1649 überreicht ward, und in welchem mit Muth und Würde die Gewaltakte des Heeres verurtheilt wurden. Die Schreiber beriefen sich auf „Liga und Covenant", auf das „Wort Gottes" und „das Urtheil einheimischer und auswärtiger protestantischer Geistlichen, welche die Praktiken der Jesuiten betreffend den Widerstand gegen die gesetzmässige Obrigkeit durch Privatpersonen und den Königsmord, von wem und unter welchem noch so blendenden Vorwand er geschehe, verwerfen, verabscheuen und perhorresciren". Nicht minder hatte sich eine „Vertheidigung der londoner Geistlichkeit" gegen den Vorwurf, als hätten die Presbyterianer durch ihr früheres Vorgehen den Process des Königs herbeigeführt, unter Berufung auf den Covenant, an's Volk gewandt. Es hatte an ähnlichen Demonstrationen auch ausserhalb Londons nicht gefehlt. Aus dem Laienstande war William Prynne wieder in den vordersten presbyterianischen Reihen erschienen mit einem noch in der Haft verfassten „kurzen Memento an die gegenwärtige, unparlamentarische Junta in

Betreff ihrer Absichten und ihres Verfahrens, Karl Stuart, ihren gesetzmässigen König von England, abzusetzen und hinzurichten" (1. Januar). In Schottland waren die letzten Vorgänge mit nicht geringerer Entrüstung beobachtet worden, und die schottischen Kommissäre, unterstützt von solchen der schottischen Kirche, hatten als Bundesgenossen der presbyterianischen Brüder in England gewirkt, um Karl I., ihren König von Schottland, zu retten (1). Als das Urtheil gesprochen worden, und es galt, noch das Schlimmste abzuwenden, hatte sich dieser Eifer verdoppelt. Einige Wochen lang hatte es für die Kanzeln nur ein einziges Thema gegeben, und eine grosse Reihe von Flugschriften, die meistens um dieselbe Zeit wie diejenige Milton's erschienen, beschäftigte sich in diesem oder in jenem Sinne mit der aufregenden Frage des Tages. Mehrere der alten Bekannten des Dichters, der Autoren des Smectymnuus, scheinen sich besonders lebhaft bei jenen presbyterianischen Demonstrationen betheiligt zu haben. Die Namen von Marshall, Calamy, Spurstow tauchen hie und da in den Versammlungen der Geistlichkeit und unter den Aktenstücken auf, welche von dieser ausgiengen. Gegen Calamy schleudert ein fanatischer Gegner den damals am wenigsten passenden Vorwurf, er wisse sich immer seinem Vortheil nach zu drehen und verbreite „unsinnige Doktrinen, um seine Zuhörerschaft irre zu machen" (2).

Dies konnte Milton nicht abhalten, seinem Urtheil über das Auftreten der Presbyterianer und des presbyterianischen Klerus insbesondere die grösste Schärfe im Ausdruck zu geben. Auf einzelne der von dieser Seite erfolgten Aeusserungen nimmt er ersichtlich Bezug. Er ermahnt die Schwankenden „sich nicht entmuthigen zu lassen durch neue, abtrünnige Popanze, die unter dem Schein, Rath zu geben, ihre belfernden Monitorien und Mementos aussenden, in denen nichts steckt als der Aerger einer getäuschten Faktion". Er warnt davor, sich nicht betrügen zu lassen, durch die „Ignoranz oder die notorische Unwissenheit und Inkonsequenz hin- und herschwankender Pastoren, welche die Keckheit haben, Stellen der Schrift für sich vorzubringen, aus denen sie zu

ihrem Nutzen je nachdem einen doppelten Sinn herauslesen". Indem er am Schluss dem Klerus im allgemeinen einige bedeutungsvolle, gute Rathschläge ertheilt, wie z. B. keine politische Rolle spielen, nicht „bei jedem Tumult und Aufruhr" der Anstifter sein zu wollen, dafür aber „mehr zu studiren" und der Seelsorge besser zu warten, „Pfründenhäufung und alle Art von Simonie" zu verabscheuen und nicht „wie gefrässige Wölfe sich den fettesten Bissen auszusuchen", indem er jedem Satze einen ironischen Beigeschmack zu geben weiss, vergisst er weder der Westminster-Synode noch jenes Sion-College, dem er ohnehin noch auf einen persönlichen Angriff die Antwort schuldig war (s. Anm. 3 zu S. 334). „Sie mögen es sich zu Herzen gehn lassen, dass ihre Synode, die zu einer Reform der Kirche berufen war, . . das Parlament um eine Neuordnung ihrer Zehnten . . anbettelte, und wie sie sich mit einträglichen, geistlichen Stellen, zu denen ihre amtliche Thätigkeit in keinem Verhältnis stehn konnte, reichlich ausstaffirten. Mögen sie sich immerhin in Konsistorien mit ihren Aeltesten und Diakonen versammeln, nach alter kirchlicher Regel zur Erhaltung der Kirchenzucht, jeder in seiner Parochie, aber nicht als ein Haufe von Klerikern in ihrem dünkelhaften Sion zum leckeren Mahl oder um Komplotte zu schmieden und die einfältigen Laien zu prellen und zu betrügen, wie die Prälaten zum Besten ihres Stolzes und ihrer Habsucht es zu thun pflegten". Wie sich denken lässt, wurden auch die Schotten bei dieser Gelegenheit besonders bedacht. Die Geschichte Schottlands bot Milton gerade die besten Waffen. Wenn sie die Grundsätze ihrer eigenen Vorväter verläugnen, wenn sie die Engländer der „Freiheit für weniger würdig halten als sich selbst", so hört er aus ihnen „nur die Stimme der Faktion, aber nicht die der Wahrheit und der Reformation" sprechen. Im Covenant, auf den sie sich mit ihren englischen Freunden beriefen, findet er von Anfang an in Folge „ihres Misstrauens in eine gute Sache" und der „Unzuverlässigkeit treuloser englischer Geistlichen" „unnöthige Worte ungebührlicher Treue gegen ihren Feind eingeschoben", deren zweideutige Fassung nur

dazu diente, neuen Vorwand zum Bürgerkrieg zu gewähren. Allerdings fallen auch gegen die wenigen Vertreter des Prälatenthums, die sich hatten hören lassen, einige Hiebe, aber die Hauptsache bleibt die Bekämpfung der Presbyterianer.

Es ist bemerkenswerth, dass Milton auch hier die persönliche Fehde nicht vergisst, in der zuerst sein Gegensatz gegen diese Partei kund geworden war. Wenn er gleich in der Einleitung seiner Schrift die Worte fallen lässt, wer die „häusliche Sklaverei“ ertrage, der werde dem entsprechend auch die Tyrannei der Staatsgewalt stützen, so wird jeder Leser an den Streit über die Ehescheidungstheorie erinnert werden. Indessen diese Anspielung bildet nur die Ueberleitung zu dem vorliegenden Thema. Es war nun freilich nicht schwer, die Presbyterianer des Widerspruches mit ihrer eigenen Vergangenheit zu überführen, wennschon die Leidenschaft des Autors manches historische Factum übertreibt oder schief auffasst. Das was sie jetzt mit dem Makel der „Illoyalität und schlimmerem“ behaften, — so lautet der einfache Satz Milton's, — ist nur die „nothwendige Folge ihrer eigenen früheren Handlungen“. „Die Geschichte der (letzten) sieben Jahre, die noch in aller Gedächtnis lebt“, beweist das. „Sie haben gegen ihren König gekämpft und Waffen getragen, ihm seine Würde und Weihe abgesprochen, ihn von ihren Kanzeln und in ihren Pamphleten verflucht“. Sie haben, indem sie den Eid der Unterthanen-Treue brachen, „faktisch den König vollständig abgesetzt.., trotz der feinen Klausel des Covenant, seine Person, Krone und Würde zu erhalten.., sie haben ihn für vogelfrei erklärt, geächtet, als einen Rebellen und Staatsfeind gebrandmarkt . . ., sie haben den Befehl, von den Waffen Gebrauch zu machen, gegeben, wenn sie auch wussten, dass sein Leben dadurch gefährdet war. Und hätte ihn nicht ein glücklicher Zufall oder die Flucht gerettet, wie oft hätten sie ihn tödten können, da ihre Artillerie . . gerade dahin gerichtet wurde, wo sie ihn stehen sahen.“ Der König in ihm ist also, diese Wendung gebraucht Milton, schon durch sie getödtet worden. Gefangen, besiegt und auf die tiefste Stufe der Erniedrigung gebracht, war er nur noch ein „Ver-

brecher, den die Hand der unparteiischen Gerechtigkeit nicht mehr zu schonen hatte, als irgend einen anderen gewöhnlichen Menschen". Der Autor erinnert sich freilich wohl, „durch wessen unvergleichliche Tapferkeit nächst Gott" dies Ergebnis herbeigeführt worden ist, aber er will diese „Geschichte der Undankbarkeit" der Presbyterianer nicht erzählen, um sich nicht von seinem Thema abziehn zu lassen. Es genügt ihm, „bewiesen zu haben, dass sie im eigentlichen Sinne des Wortes den König getödtet haben". Woher, fragt er, kommt nun der plötzliche Umschwung? Eben noch wurde jeder verflucht, der nicht die Waffen gegen diesen „Ahab", diesen „Tyrannen, den Feind Gottes und seiner Heiligen", ergriff, und plötzlich, obwohl er sich „unbekehrt, verstockt" und ohne Reue über das vergossene Blut „ihrer kostbaren Heiligen und Märtyrer" zeigt, ist er „der gesetzliche Herr, der souveräne Gebieter, der unantastbare Gesalbte Gottes!"

Man wird ebensowenig in der gegebenen Erklärung dieses Widerspruches, wie in der vorhergehenden Statuirung desselben die unparteiische Ruhe des Historikers erwarten dürfen. In Milton spricht der Vorkämpfer der independentischen Partei, und dieser hatte nur die schwachen Seiten der Gegner aufzudecken. Sie würden die vorliegenden Folgen ihrer eigenen Handlungen, seiner Meinung nach, gar nicht missbilligen, „wenn sie nur zum ausschliesslichen Vortheil ihrer Faktion gereichten". „Als die Hoffnung, in den Klassen- und Provinzial-Versammlungen Herren zu werden, sie leitete, als sie im Fett der Pfründenmasse schwelgten, zu einer grösseren Schande der Religion, denn alle die Sekten und Ketzereien, gegen die sie predigen, da war es gut, gesetzlich und mit den höheren Mächten verträglich, gegen die Person des Königs und einen Theil seiner Lords und Gemeinen zu kämpfen oder auf beide Häuser einen gewaltsamen Druck auszuüben ... Aber nun, da man ihre censorische Herrschaft nicht mehr allein gelten lassen will, da Wahrheit und Gewissen befreit werden, Zehnten und Pfründenhäufung nicht länger geduldet werden sollen ..., wenn nun angeklagte Mitglieder ausgeschlossen und festgenommen, wenn Delinquenten

ohne Ausnahme nach dem gemeinen Landesgesetz gegen Mord vor Gericht gestellt werden, so gilt das mit einem Male nichts geringerem gleich, als Korah, Dathan und Abiram". Nicht minder deutlich ist eine spätere Stelle, in der er den Gegnern vorwirft, dass sie nicht eher daran gedacht hätten, mit dem König zu unterhandeln, „als bis ihr Hass gegen das Heer, das sie befreit hatte, .. sie heimlich mit solchen verband, die sie selbst so oft als Verworfene verdammt hatten." Es braucht nicht gesagt zu werden, wie in den angeführten Sätzen die grössten Rechtsfragen mit bedenklicher Leichtigkeit als reine Machtfragen behandelt worden sind. Die Bedeutung der Worte Milton's liegt darin, dass er scharf und richtig hervorhebt, wie die Frage der Toleranz, welche das independentische Heer vertrat, gleichsam den Einschlag in dem geschichtlichen Gewebe der letzten Jahre gebildet hatte. Sie hatte vor allem den Kampf zwischen Independenten und Presbyterianern, zwischen Heer und Parlament hervorgerufen, auf indirekte Weise den zweiten Bürgerkrieg und damit das Schicksal des Königs herbeigeführt.

So heftig die Gegner von Milton angegriffen wurden, so bemüht er sich doch zu gleicher Zeit, einer Versöhnung der Parteien das Wort zu reden. Er betont, dass „viele Mitglieder der presbyterianischen Partei gute und treue Christen" seien, aber verführt durch „einige von hitzigem Temperament", durch die Prediger, die er möglichst von den Laien zu trennen sucht. Er ermahnt diese, „ihre ersten Grundsätze nicht aufzugeben, sich keine Gewalt und Herrschaft über Gleichberechtigte anzumassen, keinen Zwang auszuüben auf Gebieten, die ihn nicht vertragen, vor allem auf dem der Religion, welche zur Sünde wird, wenn sie nicht freiwillig ist". In den Independenten zeigt er ihnen ihre „besten Freunde und Genossen, .. die in nichts ihre Freiheiten zu beschränken gedenken, woferne nicht sie es Freiheit nennen, die Gewissen anderer zu binden". Im König andrerseits weist er ihnen den „alten, schlauen Feind" nach, der sie bloss als Mittel zu benutzen gedachte, ohne „nur eine Minute mit den Drohungen seiner Rache zurückzuhalten". Es liegt etwas Staatsmänni-

sches darin, wie er mitten in seinen Invektiven innehält, um daran zu erinnern, dass sie alle ein Volk bilden, und insofern konnte er später behaupten, sein Pamphlet sei geschrieben worden, um „die Gemüther der Menschen zu beruhigen“.

Diese Auseinandersetzung mit den Presbyterianern bildet indessen gleichsam nur die Schale für den Kern der miltonschen Schrift. Schon ihr Titel deutete an, dass es dem Autor auf mehr ankam, als auf Polemik, dass er die grosse Tagesfrage grundsätzlich zu behandeln gedachte. Bereits mehrfach in seinen früheren Pamphleten hatte er das engere staatsrechtliche Gebiet gestreift. Hier setzte er sich nun zu seiner eigentlichen Aufgabe, den Beweis zu führen, „dass es für irgend jemanden, der die Macht dazu hat, gesetzlich ist und zu allen Zeiten dafür gegolten hat, einen Tyrannen oder schlechten König zur Rechenschaft zu ziehn, und wenn er seiner Schuld überführt worden ist, ihn abzusetzen und mit dem Tode zu strafen, sobald die ordentlichen Behörden dies versäumt oder verweigert haben“. — Es würde verlockend sein, schon hier dem Zusammenhang oder dem Gegensatz der Ideen Milton's mit denen anderer hervorragender Schriftsteller der Zeit nachzugehn, ihnen ihre Stellung in der Geschichte der politischen Theorieen anzuweisen, sie auf ihre Ursprünge, wie auf ihre Wirkungen, auf ihre Schwächen, wie auf ihre Stärke hin zu verfolgen. Eine solche Untersuchung bleibt indessen besser verspart für die Schilderung des epochemachenden literarischen Kampfes zwischen Milton und Salmasius, in welchem die Principien der Volks-Souveränität und der Legitimität, auf's schärfste zugespitzt, sich entgegentraten. Begnügen wir uns an dieser Stelle nur, die wesentlichsten Marksteine des Milton'schen Gedankenganges in's Auge zu fassen.

Wie Milton sich möglichst auf dem Gebiet der reinen Theorie zu halten sucht, so lehnt er als „unmöglich in einer allgemein gehaltenen Abhandlung“ von sich ab, die „besondere Tyrannei“ Karl's I. nachzuweisen. Hier müssen „Anklageakte und Beweisverfahren“ die nöthigen Merkmale jenes Verbrechensbegriffes liefern, und diese Aufgabe soll den

„obrigkeitlichen Gewalten oder wenigstens den rechtschaffeneren Gliedern derselben und des Volkes, wenn es auch die Minorität ist, überlassen bleiben". Nur eine flüchtige Erinnerung an einige wirkliche oder vermeintliche Regierungshandlungen des Königs soll dem Leser das Bild einer Persönlichkeit vor Augen führen, auf die ohne nähere Begründung jener Ausdruck zu passen scheine([1]). Ohne weiteren Aufenthalt geht Milton dazu über, die Entstehung der obrigkeitlichen und königlichen Gewalt insbesondere, auf seine Art zu erklären, um sie jenes geheimnisvollen Zaubers zu entkleiden, der ihrem Träger unter allen Umständen als Schild dienen sollte. Er abstrahirt zunächst von allem Geschichtlichen, indem er von dem allgemeinen Satze ausgeht, dass „alle Menschen von Natur frei geboren sind", nach der Bibel „im Vorrang vor anderen Geschöpfen zum Herrschen, nicht zum Gehorchen erschaffen". Erst als der Sündenfall in seinen Folgen Unrecht und Gewalt nach sich zog, in dem Kriege aller gegen alle, kam es zum „Abschluss von Bündnissen", zum Zwecke gegenseitigen Schutzes. Der Ursprung von Städten und Staaten wird von freien Verträgen der Art abgeleitet, und ein neuer Akt der Freiwilligkeit, hervorgerufen durch das Bedürfnis der Gesellschaft, führte zur „Einrichtung einer Autorität", zur „Wahl" eines oder mehrerer der Weisesten und Klügsten, eines „Königs" oder von „Beamten". Auf diese als „Bevollmächtigte und Beauftragte" wurde übertragen, was „von Haus aus jeder einzelne und alle zusammen besessen hatten": die Autorität, Recht und Frieden zu wahren. „Wer ernstlich erwägt, warum unter freien Menschen einer von rechtswegen Macht und Jurisdiktion über die anderen hat, wird keinen anderen Grund oder Zweck herausfinden".

Eine Zeit lang, fährt Milton fort, verwalteten Magistrate ihr Amt wohl, bis sie sich durch die in ihre Hand gelegte Machtfülle zum Unrecht verleiten liessen. Er lässt in Folge dessen Gesetze „erfunden" werden, sei es von der Gesammtheit oder unter ihrer Zustimmung, um die bisher absolute obrigkeitliche Gewalt „zu beschränken". „Wie die Obrigkeit über das Volk gestellt war — fügt die zweite Ausgabe der Milton'schen Schrift

hinzu —, so das Gesetz über die Obrigkeit". Er findet, als auch dies noch ungenügend erschien, im weiteren die „Aufstellung von Bedingungen, die Abnahme von Eiden" bei der „ersten Einsetzung von Königen und Magistraten", mitunter zugleich den ausdrücklichen Vorbehalt, dass „das Volk seiner Pflicht des Gehorsams ledig wäre, wenn jene ihren Eid nicht hielten". „Räthe uud Parlamente" scheinen ihm aus eben diesem Grunde der obrigkeitlichen Gewalt „hinzugefügt", nach dem Ausdruck des Claude de Seissel „als ein Zaum für die Könige" (1). Ihre Macht „ist ihnen also vom Volke zum allgemeinen Besten anvertraut worden, bei der Gesammtheit aber bleibt die Quelle der Macht unwiderruflich, wenn man nicht das natürliche Geburtsrecht aller läugnen will".

Mit dem historischen Beweise für die Konstruktion seiner staatsrechtlichen Theorie macht Milton es sich sehr leicht. Er behauptet nur, dass die „heidnische und christliche Geschichte" Belege in Masse für seine Ansicht liefert, will aber „lange Citate sparen" und sich lediglich auf die „deutsche, französische, italienische, arragonische und nicht am wenigsten die schottische Geschichte" berufen. Auch ist er naiv genug, mit Holinshed, den er noch dazu missversteht, zu behaupten, dass Wilhelm der Eroberer nach seiner Krönung „in St. Alban's" einen zweiten Eid habe leisten müssen, „ehe das Volk ihm gehorchen wollte" (2). Dagegen werden die einzelnen Folgerungen, die sich aus dem aufgestellten Hauptsatz ziehen liessen, sorgfältig angegeben. Der König ist nicht Herr des Volkes, — nur Anmassung und Schmeichelei kann an solchem Titel Gefallen finden, — der König kann seine Würde nicht kraft Erbrecht behaupten, — die Unterthanen würden damit zu „Sklaven, zu einer Heerde Vieh", es wäre ein Verrath an der Würde der Menschheit", — der König ist „nicht Gott allein verantwortlich", — alle Eide werden damit „zum Spott", alle Gesetze, die er zu halten schwört, hinfällig, — das Volk, „so oft es ihm gut dünkt" kraft „der Freiheit und des Rechtes, das freigeborene Männer haben, sich so regieren zu lassen, wie es ihnen am besten gefällt", darf den König „wählen oder

verwerfen, behalten oder absetzen, selbst wenn er kein Tyrann ist".

Neben Aristoteles, Euripides, Livius u. s. w. wird nun doch in erster Linie, der Richtung des Zeitalters gemäss, die Bibel geplündert, um diese Sätze zu bekräftigen. Und wiederum wendet Milton jene Taschenspieler-Kunststücke der Interpretation an, durch die es nicht schwer wurde, ungünstigen Aussprüchen der Schrift einen beschränkenden Sinn zu geben und sie mit anderen verwerthbaren in Einklang zu bringen. Wenn er im fünften Buch Mosis 17, 14 die Worte findet: „Ich will einen König über mich setzen", so sprechen diese ihm selbstverständlich für das Wahlrecht des Volkes, wenn aber „David im 51. Psalm zu Gott ruft": „„An dir allein hab' ich gesündiget"", so können „was immer seine Meinung war, die pathetischen Worte eines Psalmes keine sichere Entscheidung einer Frage in sich schliessen, für deren Lösung es andere, untrügliche Regeln in Masse giebt". Wenn Petrus 1. Ep. 2. 13, 16 die Obrigkeit eine „menschliche Ordnung" nennt und gebietet ihr unterthan zu sein „als die Freien", so liess sich das ohne weiteres gegen die Verfechter des göttlichen Rechtes der Monarchie verwenden, wenn aber Paulus, Römerbrief 13, 1, verkündet: „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott", so heisst das, ähnlich wie Bellarmin es einst verstanden hatte, so viel, dass Gott den Menschen diese Auskunft in's Herz gelegt hat zum Zwecke der Friedensbewahrung und es bezieht sich nur auf „gesetzliche und gerechte Obrigkeit". Selbstverständlich findet sich die Anmerkung, dass „die Juden gegen den Rath Gottes sich einen König gewählt haben", und „weise Autoren" haben nach Milton's Worten betont, „dass sie sich seitdem stark der Sklaverei zuneigten".

Nach dieser Erörterung des vermeintlichen Ursprungs und von Haus aus beschränkten Rechtes obrigkeitlicher Autorität und insbesondere der Könige folgt eine kurze Definition des allgemeinen „Tyrannen-Begriffs". „Tyrann ist der, welcher . . ohne Rücksicht auf Gesetz und Gemeinwohl für seine Zwecke und die seiner Faktion seine Regierungsgewalt ausbeutet". „Wie ein gerechter König ein allgemeiner Landesvater, so ist

der Tyrann ein allgemeiner Feind“. Gegen einen solchen darf man verfahren wie gegen „eine Pest und einen Zerstörer der Menschheit“. Er gilt gleich dem „Landesfeind“, ja die Gemeinschaftlichkeit der Nationalität lässt sein Verbrechen noch schwerer erscheinen. Der Kosmopolit erklärt, dass nicht die räumliche Trennung Feindschaft erzeugen könne, aber dass Feindschaft trennen müsse. „Wer Friede mit mir hält, sei es in der Nähe oder in der Ferne, gilt mir in allem, was menschliche Bildung betrifft, als Engländer und Nachbar; aber ein Engländer, der alle menschlichen, bürgerlichen und religiösen Satzungen vergisst, . . . obwohl im selben Mutterschoss geboren, ist nicht besser denn ein Türke, Saracene und Heide“. Sein Kosmopolitismus ist, wie man sieht, noch immer durch die Religion beschränkt. Historische Belege reihen sich an, um zu zeigen, dass es mitunter für „rühmlich und heroisch gegolten“ habe, selbst „ohne Process einen schändlichen Tyrannen zu tödten“. Es wäre voreilig annehmen zu wollen, dass Milton den Tyrannenmord damit habe billigen und empfehlen wollen. Aber das Verfahren, das man in England einschlug, erschien um so eher gerechtfertigt, wenn man jene äusserste Doktrin durch starke Autoritäten verfochten sah. Andere Beispiele beziehen sich auf die Billigung der bewaffneten Erhebung gegen „Tyrannen“ und des richterlichen Verfahrens gegen sie. Die biblische Geschichte, wie die der Griechen und Römer, die Vergangenheit des eigenen und der fremden Völker wird herangezogen, und es giebt wenig Miltonsche Schriften, für die sich die Sammlung des Materials so deutlich aus dem Kollektaneenbuch des Dichters verfolgen liesse, wie diese(1). Wie sich denken lässt, spielt England bei diesem Ueberblick die Hauptrolle. Bis auf Gildas, den er „den ältesten aller unserer Historiker“ nennt, geht Milton zurück, um aus ihm zu beweisen, dass zwei „britische Könige“, wie sie aus Volkswahl hervorgegangen, später abgesetzt und mit dem Tode gestraft worden seien. An das Schicksal Richards II. wird erinnert, passende Aussprüche aus Matthäus Paris, „dem besten unserer Historiker“, aus Thomas Smith „De republica Anglorum“ u. a. werden angeführt.

Was Sadler in demselben Jahre 1649 in seinen „Rechten des Reiches“ näher auszuführen versuchte([1]), fasst Milton in die Worte zusammen: „Ein eifriges Studium unserer alten Gesetzbücher lehrt, dass den Pairs und Baronen das Recht zustand, über den König zu richten“. Er versteigt sich im Anschluss an diesen Satz sogar zu der kühnen Behauptung, dass der Name Pairs, „seine (des Königs) Gleiche“, daher stamme! Und kaum weniger kühn ist der weitere Satz, der mit ersichtlichem Bezug auf die Weigerung der Lords, der Anklage-Akte der Gemeinen zuzustimmen, niedergeschrieben worden ist: „Da Herzöge, Grafen, Marquis, wie ich in unserer eigenen Geschichte und derjenigen anderer Völker finde, ursprünglich nicht erbliche, leere Titel waren, sondern Namen für Aemter des öffentlichen Vertrauens, die mit dem Amte selbst aufhörten, so bin ich der Meinung, dass jeder ehrenhafte Mann im Parlament, (denn das Wort Baron bedeutet nichts mehr) zum Wohle des Staates für einen würdigen Pair und Richter des Königs gelten kann“([2]). — Hier finden sich denn auch jene Verweisungen auf die Geschichte Schottlands, bekannte Sentenzen John Knox’ u. a. vorzüglich nach Buchanan. Der Krieg der schmalkaldischen Bundesgenossen, dem Autor aus Sleidan bekannt, muss wohl oder übel gleichfalls seiner Kette historischer Beweise sich einfügen. Aus de Thou schöpft er seine Kenntnis der Geschichte des Abfalls der Niederlande, und an diese erinnert er um so lieber, da die Generalstaaten noch in letzter Stunde durch eine ausserordentliche Gesandtschaft zu Gunsten des Königs zu wirken versucht hatten([3]). Milton mahnt sie daran, dass seit sie selbst ihren König abgesetzt, „kein Staat der Welt so sehr gedeihe“, aber er beschwört sie „ihre Nachbarn, die denselben Pfad betreten, deshalb nicht scheel anzusehn“.

Dieser Theil der Milton’schen Schrift ist in der zweiten Auflage bedeutend erweitert worden. Eine Kraftstelle wie die: „Es ist nicht der Ruhm eines protestantischen Staates, noch nie einen König zum Tode verurtheilt, wohl aber der Ruhm eines protestantischen Königs, noch nie den Tod verdient zu haben“, hat erst damals Aufnahme gefunden. Die

Belege aus der schottischen Geschichte sind erweitert worden. Vor allem die letzten Seiten mit den gehäuften „Zeugnissen wahrer Lehrer des Protestantismus“, Luther's und Zwingli's, Calvin's und Butzer's, Knox' und Cartwright's, Fenner's und Goodman' u. s. w. sind ganz neu hinzugekommen. Auch eine Anspielung auf das Werk „Schrift und Vernunft“, an dem der presbyterianische Gegner H. Palmer mitgearbeitet hatte, (s. o. S. 330) wurde hier angebracht, um als Beweisstück dafür zu gelten, dass die Vordersätze der presbyterianischen Partei eben zu der Folgerung führen müssten, gegen deren Anerkennung sie sich sträubten, und um wiederum zu einer höhnischen Betrachtung der Denkweise und des Charakters der Geistlichkeit jener Partei überzuleiten. —

Mit welchen Gefühlen immer die Milton'sche Schrift gelesen werden mag, der religiöse Grundton, der sie durchdringt, wird nicht verkannt werden. Man meint mitunter die Stimme alttestamentarischer Strenge und Leidenschaft zu vernehmen. Wer den „Uebelthäter“ trifft, ist nur das Werkzeug des „Zornes Gottes“. Es ist recht eigentlich ein frommes Werk, „eine unvergleichliche Handlung, auf welche die Nachkommen, wenn sie nicht ganz entartet sind, mit Stolz zurückblicken werden“, ein Muster für andere Völker, eine Warnung für künftige Tyrannen, um was, nach Milton's Ansicht, es sich handelte. Er bezweifelt nicht, dass „ein freies, reformirtes Gemeinwesen“, aus der blutigen That hervorgehen werde. „Wie Gott in alter Zeit den Juden zürnte, die ihn und seine Leitung verwarfen, um einen König zu wählen, so wird er uns segnen und beglücken, die wir einen König verwerfen, um ihn allein zu unserem Führer zu machen“. Die republikanische Idee, auf dem Grunde religiöser Ueberzeugung ruhend, der alten parlamentarischen Ordnung nicht minder entgegengesetzt, wie dem alten Königthum, mit eben dem Enthusiasmus ergriffen, der das siegreiche Heer durchglühte, findet in Milton's vor nichts zurückschreckenden Worten ihren Ausdruck. Auch hier erscheint er als Herold des Independentismus, nur dass sich in ihm mit den biblischen Reminiscencen die ideellen Einwirkungen verbinden, die aus der

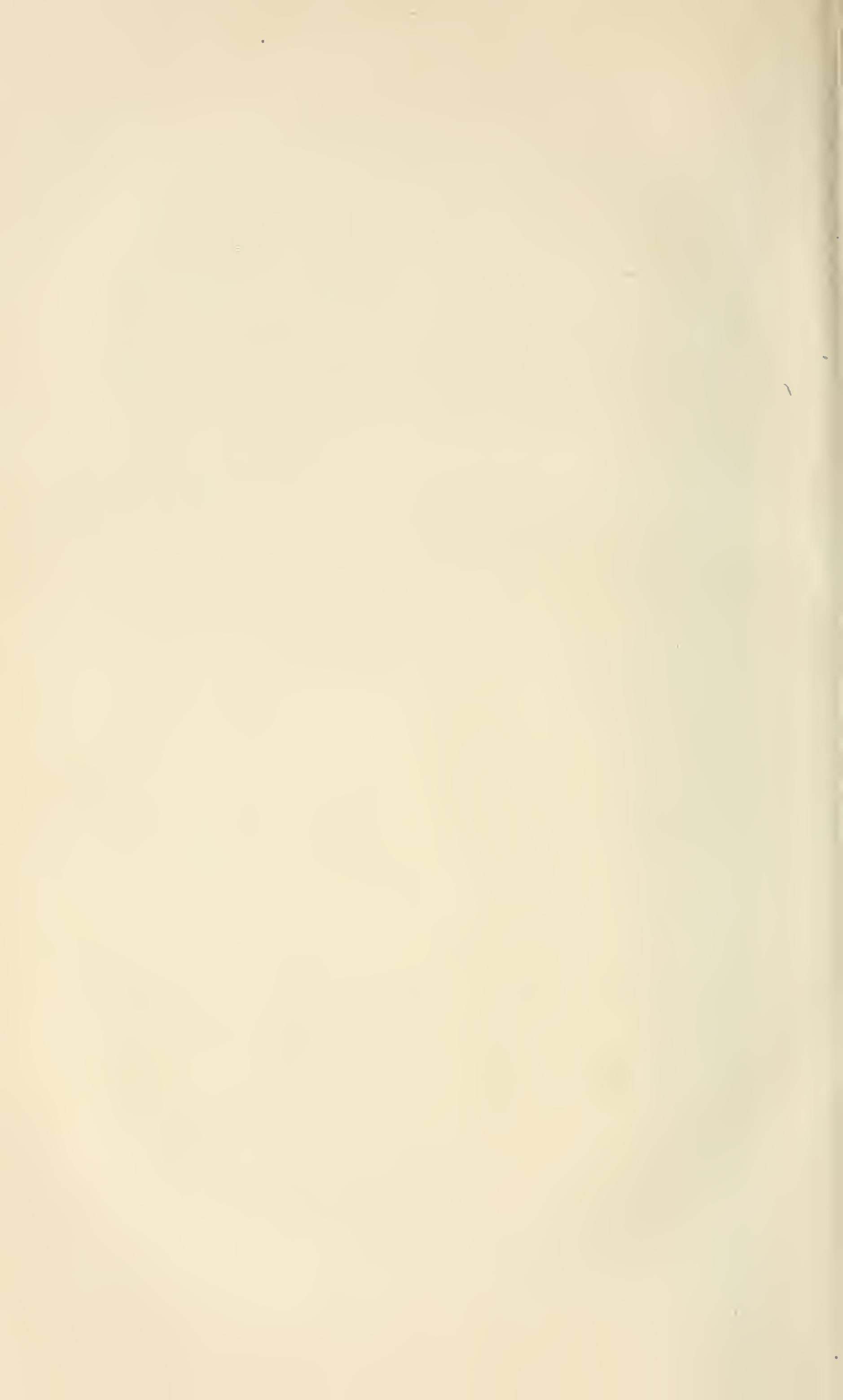
Werthschätzung des klassischen Alterthums und einer umfassenden humanistischen Bildung hervorgehen. —

Das Pamphlet über das Recht der Könige und Obrigkeiten bildet den Abschluss einer hochbedeutenden schriftstellerischen Epoche Milton's und leitet zugleich zu einer anderen nicht minder wichtigen über. Beinahe acht Jahre waren verflossen, seit seine Feder zuerst, der Ausführung jener grossen poetischen Vorsätze entzogen, sich dem Gebiet der öffentlichen Angelegenheiten zugewandt hatte. Er hatte in dieser Zeit, seinem eigenen Ausdruck nach, die „drei Arten von Freiheiten, ohne die ein erträgliches Leben nicht möglich ist, die religiöse, die häusliche, die politische" nach bestem Wissen und Können zu vertheidigen gesucht, durchdrungen von dem Glauben, dass die Freiheit nicht aus „äusseren kriegerischen Erfolgen", sondern aus einer „sittlichen Lebensordnung" hervorgehe. Als ein Tagesschriftsteller im grössten Stil hatte er sich eine vollkommene Unabhängigkeit zu erhalten gewusst und konnte jedem niedrigen Verdacht gegenüber die Sache, die er vertrat, durch den Werth der eigenen Persönlichkeit erhöhen. „In häuslicher Abgeschiedenheit, ohne Entgelt" hatte er „der Kirche und dem Staate seine Dienste geleistet". „Mir genügte", erzählt er mit gerechtem Stolz, der Friede meines Gewissens, die Achtung aller Guten und der Gebrauch des freien Wortes selbst. Andere kamen ohne Mühe in den Besitz von Einkünften und Ehrenstellen; ich habe nie um etwas gebeten, noch durch meine Freunde um etwas bitten lassen, niemand hat mich in flehender Stellung an den Thüren des Senats oder in den Vorzimmern der Committees gesehen. Ich lebte fast durchaus zurückgezogen zu Hause von meinem eigenen Vermögen, das mir freilich grossen Theils während der bürgerlichen Unruhen oft vorenthalten blieb (1), ertrug die Last drückender Steuer und liess mir eine mässige Existenz genügen".

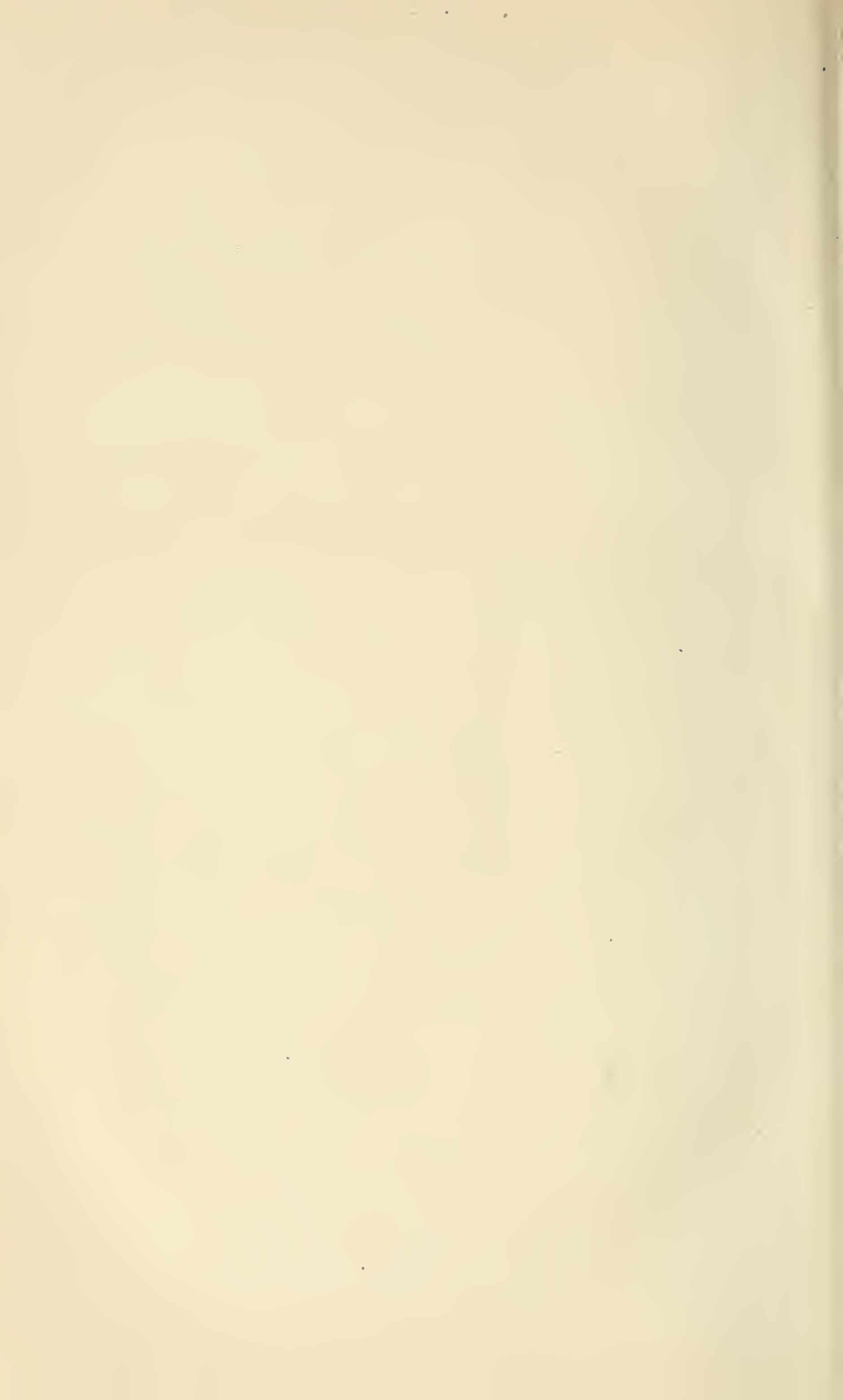
Milton hatte nicht die Absicht, diese Art des Daseins mit einer anderen zu vertauschen. Grosse wissenschaftliche Pläne beschäftigten seinen Geist: die Herstellung eines lateinischen Wörterbuchs, die Abfassung eines Systems der

christlichen Theologie, endlich die Fortführung und Beendigung einer Geschichte des englischen Volkes von den Anfängen bis auf seine eigene Zeit, ein Werk, von dem schon „vier Bücher vollendet waren“.(1) Er hoffte, nachdem er mit der letzten politischen Schrift sein Gewissen erleichtert hatte, „genügende Musse“ zur Lösung dieser umfassenden Aufgaben zu finden. Da kam ihm „ganz unvermuthet“ eine Aufforderung zu, die seinem Wirken eine andere Richtung gab. Der Staatsrath des neuen Gemeinwesens, das man im Begriff war. auf blutigem Grunde zu errichten, trug ihm das Amt eines Sekretärs der „fremden Sprachen“ an. Indem er, ohne sich lange zu bedenken, einschlug, trat er auf die grosse Bühne des öffentlichen Lebens, und die Stimme, die bis dahin nur in der Heimat gehört worden war, fand bald einen lauten Widerhall in Europa.

---



# Anmerkungen und Anhänge.



# Anmerkungen.

## Erstes Kapitel.

Seite

6 [1]) C. S. P. Dom. Ser. Charles I. Vol. XIII. 217. [2]) C. S. P. XIII. 632.

7 [1]) C. S. P. XIII. 361, 377, 448 etc., XIV. 99, 113, 224, 405 etc.

8 [1]) Reich an pikanten Bemerkungen sind die Briefe E. Norgate's, C. S. P. XIV. 248, 269.

9 [1]) Th. Windebank an R. Reed, Berwick, 22. Juni 1639, C. S. P. XIV. 341.

10 [1]) Eine aus dieser Zeit stammende Korrespondenz zwischen den Covenanters, den Predigern und Professoren der ref. Schweizer-Kantone und Laud, die sich im züricher Staats-Archiv befindet, soll an anderer Stelle bekannt gemacht werden.

[2]) Hall an Laud 28. Sept. 1639, C. S. P. XIV. 526.

11 [1]) Diese von Ranke vorzüglich aufgeklärten diplomatischen Verhältnisse, die hier nur leicht berührt werden können, empfangen hie und da ein neues Streiflicht durch die C. S. P. z. B. 1639, p. 27, 112, 113, vgl. Burton: The history of Scotland (1870) VII. 91 ff.

12 [1]) C. S. P. XIV. 455, vgl. Edinburgh-Review (1873), Vol. 137, p. 184 ff.

15 [1]) Edinburgh-Review a. a. O. 190 ff. Was Strafford's Worte in Hardwicke's State-Papers II. 284 betrifft: „He will bring 8000 foot, 2000 horse" etc., so muss man bedenken, dass er durch Bristol gereizt war.

17 [1]) Def. sec. W. VI. 289.

18 [1]) S. die Abbildung und die Bemerkungen in D. Laing, Biogr. Notices of Th. Young, p. 24.

[2]) Wood. A. O. II. 23.

[3]) Epitaphium Damonis P. W. III. 87—94. P. W. Preface p. II ff.

19 [1]) The Reason of Church-Government W. III. 144, 145.

20 [1]) Notes of B. Jonson's Convers. w. W. Drummond, Shakesp.-Soc. 1842, p. 10.

21 [1]) S. eine Beschreibung der fraglichen Blätter des Milton'schen Ms.

Seite

und seine Geschichte bei Masson II. 103—115, P. W. II. 175—180. partielles Fac-Simile bei Sotheby Pl. III.—X.

22 [1]) Die Vermuthung von Peck, dass die englische Uebersetzung von Buchanan's Baptistes v. J. 1642 von Milton herrühre, hat keine stichhaltigen Gründe für sich, vgl. Francis Peck, New Memoirs of the Life and Poetical Works of John Milton 1740. Todd I. 221.

23 [1]) Masson II. 121.

24 [1]) Masson's Deutung (II. 113) ist daher als überfein zu verwerfen, vgl. Baeda IV. 26 und Milton's hist. of Britain (Ed. St. John V. 291).

[2]) S. Godwin: Lives of E. and J. Phillips, S. 4. E. Phillips: Life of Milton daselbst als Anhang, S. 362. Ueber Agar s. ferner Masson II. 100, daselbst 98 das Testament des Vaters Phillips.

25 [1]) S. E. Phillips a. a. O. Aubrey. Wood.

[2]) S. über die Strasse von Aldersgate und ihre Bewohner J. Hunter: Milton 24—27 nach dem „Book of the Names and Surnames, Degrees, Ranks and Qualities of all the Inhabitants of the Ward of Aldersgate, London, July, 1641".

32 [1]) Ueber die Streitfrage betr. „Vane's Notes", die sich an die Veröffentlichung v. S. R. Gardiner: The first two Stuarts and the Puritan revolution (Epochs of modern history 1876) p. 111, 112 angeknüpft hat, s. Athenaeum 1876, June 3, 10, 17, 24. Wenn auch viel dafür spricht, das von der Hist. Mss.-Commission mitgetheilte Dokument für authentisch zu halten, so lässt sein Wortlaut doch mehrere Deutungen zu.

33 [1]) Hunter 26, Masson II. 358.

36 [1]) Nicht zugänglich ist mir J. Jones: Memoirs of the Life, Writings and Sufferings of J. Hall 1826. Eine autobiographische Skizze (auch aufgenommen in Wordsworth: „Eccles. Biography" 2. Ed. 1818, Vol. V. etc.) befindet sich vor Hall's Works III. Ueber die Satiren speciell s. Satires by J. Hall ed. W. Singer 1824, über das Zustandekommen des Werkes: „Episcopacy by divine right" (W. III. 119—193) s. Masson II. 124 ff. Wharton: History of the troubles and tryal of Laud 1695, p. 374 ff.

[2]) Clarendon (Ed. 1826) II. 110.

37 [1]) Leider steht mir bei der Ausarbeitung die Ausgabe der Ussher'schen Werke v. Elrington 1847, 16 Bde., nicht zu Gebote, vgl. den vortrefflichen Artikel v. Schöll in Herzog's Real-Encyklopaedie f. prot. Theologie.

42 [1]) C. J. und L. J., Rushworth abridg'd III. 356 ff. Parl. hist. II. 773 ff., 792 ff. The Letters and Journals of Robert Baillie ed. D. Laing 1841—42, I. 301 ff. Neal II. 361 ff.

[2]) Clarendon's Darstellung der Geschichte dieser Bill ist bekanntlich grundfalsch. S. Godwin: History of the Commonwealth I. 60 ff.

Seite

44 [1]) C. J. und L. J., Parl. hist. II. 814 ff. Rushworth abr. IV. 97 ff. Neal II. In dem Abdruck der Rede Vane's bei Forster: Statesmen 351, 352 steht irrig als Datum „June 11" statt „June 12". Wenn Weingarten 52 am 16. Juli 1641 eine förmliche, neue Konstitution der Kirche durch die Gemeinen votirt sein lässt, so beruht dies vermuthlich auf Godwin I. 63 (doch hat dieser als Datum 17. Juli), der sich aber nur auf Whitelocke 46 und W. Sanderson: history of the Life and Raigne of King Charles 1658, p. 422, stützt. Verney's Notes of the long parliament (Camden-Soc. 1845), 8., 9. Juli 1641, stimmen nicht damit überein.

46 [1]) Parl. hist. II. 789.

47 [1]) An Humble Remonstrance to the High Court of Parliament. Hall's Works III. 201—208. Ueber das Datum des Erscheinens s. Baillie I. 293.

48 [1]) Z. B. die Schrift: The Way Towards The Finding Of a Decision of The Chief Controversie now debated Concerning Church Government, London . . 1641. Br. M. 108, b. 36.

[2]) S. z. B. An Appeal to Every Impartiall, Judicious and Godly Reader: whether the Presbyterie or Prelatic Be the better Church Government . . London . . . . . 1641. Br. M. $\frac{\text{E. 181}}{17}$.

[3]) S. m. Aufsatz: Ueber die polit. Poesie Englands 1640—60: in v. Sybel's hist. Z. S. XXVI. 413, XXVII. 215.

[4]) S. z. B. Irenaei Philadelphi (nach dem Katalog des Br. M. „Lewis Dumoulin") Epistola Ad Renatum Veridaeum In qua Aperitur Mysterium Iniquitatis novissime in Anglia redivivum et excutitur liber Josephi Halli, quo asseritur Episcopatum esse juris divini. Eleutheropoli 1641 (am Schluss: „Dabam Islingtonii primo ab urbe Londino lapide an. 1640 Novembris tertio die". Br. M. $\frac{\text{700. e. 17}}{1}$ vgl. d. kräftige Gegenschrift $\frac{\text{700. e. 17}}{2}$.

49 [1]) An Answer | To A Book Entitvled | An Humble | Remonstrance. | In which | The Originall of {Liturgy / Episcopacy} is discussed | And Quaeres propounded Concerning both | The Parity of Bishops and Presbyters in Scrip | ture Demonstrated. | The occasion of their Imparity in Antiquity | discovered. | The Antiquity of Ruling Elders in the Church | vindicated. | The Prelaticall Church Bownded | . . . . . Written by Smectymnvvs. (Darunter mit Tinte anscheinend von späterer Hand: Steph. Marshal. Ed. Calamy. J. Young. M. Newcommen. W. Spurstow) London, | Printed for J. Rothwell and are to be sold by T. N. at the | Bible in Popes-Head-Alley 1641 | 104 S. 4°. Br. M. $\frac{\text{700 e. 17}}{4}$. Bezüglich des Datums des

Seite

Erscheinens ist der Eintrag in den Reg. von Stat. Hall bestimmend, s. Masson II. 219.

49 [2]) Marvell: The rehearsal transpos'd P. 2. 1673, S. 61, „a word of a Cipher". Butler: Hudibras (Ed. Bell I. p. 160). Polit. ballads publ. in England during the commonwealth ed. Th. Wright, Percy-Society III. p. 230, s. auch W. Wilkins: Polit. ballads of the 17. and 18. centuries (1860) I. 129.

[3]) Clievelandi Vindiciae (1677) p. 35—39, vgl. p. 45 in seinem Gedicht „The mixt assembly" die Hinweisung auf „Madam Smec", eine weitere Anspielung p. 69 in „Rupertismus".

50 [1]) Baillie I. 366.

[2]) S. eine interessante Biographie Marshall's, aber von feindlicher Tendenz, im Br. M. 1418. d. 57 The Life and Death of Stephen Marshal . . . London . . MDCLXXX, vgl. Brook: The Lives of the Puritans 1813 III. 241 ff. und Neal, Reg. Ich beziehe mich auch auf die im Br. M. aufbewahrten Predigten Marshall's und C. S. P. D. S. 1637, p. 545.

51 [1]) Wood: Fasti I. 281. Neal, Register. Mein Urtheil stützt sich auf die zahlreichen im Br. M. aufbewahrten Predigten Calamy's; als ein Muster hebe ich hervor „Englands Antidota against the Plague of Civil Warre 1644". Br. M. $\frac{E. 17}{17}$, vgl. Butler, Hudibras (Ed. Bell) II. 147, 189.

[2]) Neal, Register. Eine panegyrische Biographie enthält die Schrift: The Dead Saint Speaking Or a Sermon Preached Upon Occasion of the Death of . . . M. Newcomen . . . by J. F. (John Fairfax, wie aus einer Ms.-Notiz hervorgeht) London 1679. Br. M. 4903 f.

[3]) Wood: Fasti I. 242. Neal, Reg., kurze Biographie in Worthington's Diary II. 1. p. 200. Die Schrift: „Tract entitled true and faithful relation of a worthy discourse between colonel John Hampden and colonel Oliver Cromvell", anscheinend von Spurstow, dem Zeugen des Gesprächs geschrieben, herausgegeben London, Chapman and Hall 1847, mir zuerst im Br. M. unter No. 81229 bekannt geworden, kann ich nur für eine, freilich sehr geistreiche und nicht ungeschickte moderne Fiktion halten. Denn sie verwerthet nur sonst bekannte Materialien aus Zeitungen und Reden, Cromwell nennt sich selbst in ihr „the brewer of Huntingdon" (p. 13), der Zeit vorgreifend ist p. 20 der Ausdruck „the newe modell" gebraucht, ebenso passen p. 52 die independentischen Bemerkungen nicht für das Datum des angenommenen Gesprächs.

## Zweites Kapitel.

Seite

57 1) Def. sec. W. VI. 290.

2) Für die Datirung der ersten Milton'schen Streitschriften lassen uns Thomason wie die Registers von Stationers' Hall im Stich. Dass die Schrift „On Reformation“ die erste war, sagt M. in der cit. Stelle Def. sec. selbst. Sie muss nach dem 12. Mai 1641 erschienen sein, denn in der That kann sich die Anspielung, die sie gegen Ende (S. 66) auf eine Petition „for their Bishopricks, Deaneries, Prebends, and Chanonies“ enthält, nur auf die Petition der Universitäten vom 12. Mai beziehn (s. o. S. 46). Ich nehme somit das Gött. Gel. Anz. 1871 p. 1581 gegen Masson Gesagte zurück. Später als Juni kann die Schrift nicht erschienen sein, da für die folgenden dann kein Raum wäre.

3) Great Brittains Ruine Plotted By Seven Sorts Of Men; Discoved (sic!) and counterplotted etc. Commended in a letter to a Friend now recommended to the Honourable Parliaments Consideration. By a true-hearted well-wisher to great Brittanes happinesse. London, Printed for Thomas Underhill and are to be sold at the signe of the Bible in Woodstreet. MDCXLI, 31 S. Br. M. E. 134. No. 31.

4) Of | Reformation | Touching | Church-discipline | in | England: | And the cavses that hither- | to have hindred it. | Two Bookes, | written to a Freind. | Printed, for Thomas Vnderhill 1641. 90 S. 4°. W. III. 1—71. Deutsch b. Bernhardi: John Milton's polit. Hauptschriften, Berlin, Koschny 1874 ff. II. 295—353. Unter den Exemplaren dieser Schrift im Br. M. ist eines $\frac{\text{E. 208}}{3}$ (nach alter Bezeichnung 35 $\frac{\text{12. G. G. 3}}{12}$), auf dessen Titel handschriftlich bemerkt ist: „By. mr.: John. Milton“ . . „Ex Dono Authoris.“ In dem Traktat selbst finden sich mehrere, nach meiner Zählung acht, handschriftliche Verbesserungen, darunter zwei Marginalien, S. 6 Z. 3 v. u. „she“ statt „we“ und S. 7 Z. 9 v. u. „the discipline which is“ statt „the“, welches durchstrichen ist. Diese Verbesserungen im Text scheinen in der That, wie auch Masson II. 248 annimmt, von Milton selbst zu stammen. Dagegen muss ich die Vermerke auf dem Titel einer anderen Hand, mit ziemlich grosser Gewissheit der Thomason's, zuschreiben, s. d. Anhang.

60 1) George Montaigne 1628 Erzbischof von York, vgl. Rawson Gardiner II. 175. Danach ist die Note b. Bernhardi 313 über den „bekannten Montanus“ zu verbessern.

61 1) Im Widerspruch zu der Skeptik, mit der er hier diese Ueberlieferung betrachtet, steht eine Stelle im Eikonoklastes W. III. 464. Irriger Weise nennt er den Neffen Konstantin's „Commodus“.

Seite

61 [2]) Nach Kannegiesser's Uebersetzung.

62 [1]) Nach Hertzberg's Uebersetzung (1866) S. 73.

63 [1]) Ebenso in der cit. Schrift: „Great Brittains Ruine plotted“, p. 8, 14.

68 [1]) The Judgment of Doctor Rainoldes touching the original of Episcopacy, more largely confirmed out of Antiquity, by James, Archbishop of Armagh. Das Datum des Erscheinens ergiebt sich aus den Registers in Stationers' Hall: „21. May 1641 Mr. Downes Warden E. The judgment of Dr. Reynolds now largely confirmed .. by .. Bishop of Armagh.“ Ueber die 1658 von Bernards veröffentlichte U. Schrift: „The Reduction of Episcopacy unto the form of synodical government received in the ancient church . . . Proposed in the year 1641“, s. Ussher's Works Ed. Elrington I. 209, XII. 527 ff. Ueber Reynolds s. Wood A. O. I. 339.

[2]) Vgl. Baur: Kirchengeschichte der drei ersten Jahrhunderte 3. Ausg. S. 272. Ritschl: Die Entstehung der altkathol. Kirche. 2. Aufl. (1857). S. 408.

70 [1]) Of | prelatical | episcopacy, | and | whither it may be deduc'd from the Apostolical times by vertue of those Testi | monies which are alledg'd to that purpose | in some late Treatises: | One whereof goes under the Name of | James | Arch-bishop | of | Armagh. | London, Printed by R. O. & G. D. for Thomas | Vnderhill, and are to be sold at the signe of the Bible, in Wood-Street, 1641. 24 S. 4°. W. III. 72—93. In dem Exemplar des Br. M. $\frac{\text{E. 164}}{19}$ ist auf dem Titel handschriftlich bemerkt: „By John Milton“. Auch diese Notiz kann ich, entgegen Masson II. 251, nicht Milton's Hand zuweisen, sondern mit grosser Wahrscheinlichkeit der Thomason's. Für die Datirung der Schrift ist beim Fehlen aller sonstigen Hilfsmittel nur zu bemerken, dass Milton sie in jener Aufzählung Def. sec. an zweiter Stelle nennt.

71 [1]) S. Baur a. a. O. p. 157.

[2]) Er nennt ihn 91: „Ignatius or rather the Perkin Warbeck of Ignatius.“

72 [1]) A | Defence | Of The | Humble Remonstrance, | Against the frivolous and false exceptions of | Smectymnuus | . . . . By the Author of the said Humble Remonstrance. | Seconded (in way of appendance) with the judgement | of the famous Divine of the Palatinate, | D. Abrahamus Scultetus, | . . . . Concerning the Divine Right of Episcopacie, | and the No-right of Lay-Eldership. | . . . London, | Printed for Nathaniel Butter in Pauls | Church-yard at the pyde-Bull neare | St. Austins gate 1641. Hall's Works Vol. III. (1662) 211—278. Die Schrift Hall's selbst enthält in dem mir vorliegenden Exemplar 168 S. (doch ist p. 84—89 ein Sprung in der Paginirung). Der Eintrag in den Registers von Stationers' Hall ist vom 12. April 1641.

Seite

72 [2]) p. 52 in den Worten „o u r office" (nämlich d. Bisthum) lässt er die Maske ganz fallen.

74 [1]) Herzog: Encykl. f. d. prot. Theol.

[2]) Abgedruckt in Criticorum sacrorum T. VII. P. 2, 410 ff.

[3]) A Vindication | Of The | Answer To The Hvmble | Remonstrance, From The | Vnjust Imputations Of | Frivolovsnesse And | Falsehood: | Wherein | the cause of {Liturgy and Episcopacy} is further debated. | By The Same Smectymnvvs. | London Printed for John Rothwell at the Sunne in | Paul's Churchyard. 1641. In den Registers von Stationers' Hall eingetragen 26. Juni 1641.

75 [1]) Alexis: Livre de Secrets 1563 (ursprünglich Italienisch). J. B. Porta: Magia naturalis 1619, s. Bayle und Zedler.

[2]) Def. sec. p. 290 . . „et ministris facundiam hominis, ut ferebatur aegre sustinentibus, suppetias tuli."

76 [1]) S. d. Bemerkungen von A. B. Grosart in Donne's Poems II. p. XXX nach J. P. Collier.

[2]) S. die Beziehungen auf Hall's Satiren in „An Apology" etc. W. III. 292. Uebrigens citirt Milton hier, wie schon Singer: Satires by J. Hall p. 45 bemerkt, irrig die sechste statt der siebenten Satire aus Hall's zweitem Buche.

[3]) Animadversions | upon | The Remonstrants | Defence, | against Smectymnvvs. | London, | Printed for Thomas Vnderhill, and are | to be sold at the Signe of the Bible in Woodstreet, 1641. 68 S. 4°. W. III. 184—249. Ich finde im Br. M. $\frac{\text{E. 166}}{11}$ ein Exemplar, auf dessen Titelblatt die Ms.-Notiz: „written by mr. John Milton", die nach meiner Ansicht von Thomason's Hand herrührt. Was die Datirung der Schrift betrifft, so wird man sich mit Masson für den Juli entscheiden müssen. S. 202 ist die Rede von „this hot season". Nach dem 28. Juli kann die Schrift nicht wohl erschienen sein, da sie auf den an diesem Tage eingetragenen Traktat von Hall: „A short answer to the tedious vindication of Smectymnuus" keine Rücksicht nimmt. Der Satz p. 233 „As for your young schollers that petition for Bishopricks and Deaneries" etc. wird auf die Uuiversitäts-Petitionen vom 12. Mai gehn.

82 [1]) Masson II. 260, 244. Ich habe die Frage schon in den Gött. Gel. Anz. (1871) p. 1583 behandelt.

84 [1]) S. die zusammenfassende Darstellung des „Incident" bei Burton VII. 145—152, ausserdem über Montrose's Betheiligung: Sanford 406 ff. nach d'Ewes Ms., vgl. Mark Napier: Memoirs of the Marquis of Montrose 1856 I. Ch. 17—20 und die Verhörsprotokolle in dem Report of the R. Commission on hist. Mss. No. IV. (1874) P. I. 163—170.

85 [1]) Vgl. die Depesche Sabran's b. Ranke III. 71.

Seite

88 [1] Ich beziehe mich, von anderen bekannten Quellen abgesehn, auf „A Remonstrance of the Barbarous Cruelties . . . Committed By the Irish Rebels etc. Collected out of the Records at Dublin by Thomas Morley Gent. Being the examinations of many who were eyewitnesses of the same and justified upon oath by many thousands etc. publ. by speciall command and authority, London . . 1644". Br. M. $\frac{\text{E. } 50}{31}$.

90 [1]) Diary and Corresp. of J. Evelyn IV. 97.

91 [1]) Forster: G. Remonstrance (Essays p. 26). Sanford 434.

[2]) Parl. history II. 927—930.

[3]) Grundlegend für das Folgende ist Forster: The Debates on the grand remonstrance (in „Historical and biographical essays" 1858, separat 1860).

93 [1]) Parl. hist. II. 946—964.

94 [1]) S. die kritischen Bemerkungen zu Clarendon, Verney, Nalson bei Forster Essays 155 ff., vgl. Sanford 446, 447.

[2]) Parl. hist. II. 974.

96 [1]) Hunter p. 26.

[2]) The | Reason | Of Church government | Urg'd against | Prelaty | By Mr. John Milton | In two Books | London | Printed by E. G. for John Rothwell, and are to be sold | at the Sunne in Paul's Church-yard. 1641. 4°. 65 S. W. III. 94—184. In dem Exemplar des Br. M. $\frac{\text{E. } 137}{9}$ auf dem Titel die Ms.-Notiz, die nach meiner Ansicht nicht, wie Masson II. 361 annimmt, von Milton's, sondern von Thomason's Hand stammt: „Ex Dono Authoris".

97 [1]) Ausser ihm der Schotte John Durie (s. über diesen Kap. 6), der sich zwar nicht direkt für Beibehaltung des Bisthums in irgend welcher Form ausspricht, sondern in „a briefe declaration of the severall formes of government received in the reformed churches beyond the sea" nur einen kurzen Ueberblick über die Verfassungen der reformirten Kirchen des Festlandes giebt, der sich allerdings im Sinne der Episkopalisten verwenden liess.

[2]) The Original of Bishops and Metropolitans briefly laid down etc. Ussher's Works VII. 41—73. Ausserdem bezog sich auf die Frage die kleine Ussher'sche Schrift „A geographicall and historicall disquisition touching the Lydian or Proconsular Asia and the Seven Metropoliticall Churches contained therein", die gleichfalls in jenem Sammelbande sich vorfand.

102 [1]) Kampschulte: Calvin I. 260.

109 [1]) S. 98. Vgl. einen weiteren Hinweis auf die Beschäftigung mit den Bildern des verl. Parad. S. 151: „It had bin a small maistery for

Seite

him (God) to have drawn out his Legions into array and flankt them with his thunder" etc.

112 [1]) Die erwähnten Aeusserungen Milton's finden sich zerstreut S. 127 ff. 160, 163 ff., vgl. meinen Aufsatz: John Milton und der Calvinismus in d. „Jahrb. f. Deutsche Theologie" XVII. 87—120.

[2]) Of Reformation a. a. O. S. 64.

113 [1]) Liebert S. 111.

114 [1]) A Short Answer to the Tedious Vindication of Smectymnuus Pr. for N. Butter etc.; eingetragen in den Registern von Stat. Hall: „28. Juli 1641" (nach Masson II. 391), Hall's Works III. 383 ff.

115 [1]) A Letter Lately sent by a Reverend Bishop [dahinter mit Ms. Hall] From The Tower Tô A private Friend: And by him thought fit to be published. London Printed in the yeare 1642. Br. M. $\frac{\text{E. 134}}{24}$.

Der Brief des Bischofs unterzeichnet: From the Tower Jan. 24. 1641. Jo. Norvic . . . . „Can any man pretend to a ground of taxing me (as I perceive one of late hath most unjustly done) of too much worldlinesse?" Der Brief Hall's findet sich auch in seinen Werken III. 416—18 und in Wordsworth: Eccl. Biogr. V. 310 ff.

[2]) S. Masson III. 674, Anm. [3]) Wood Fasti II. 40.

116 [1]) An Apology etc. (W. III. S. 276): „For having all this while abus'd the good name of his adversary with all manner of licence in revenge of his Remonstrant, if they be not both one person, or as I am told, Father and Son" etc. An anderen Stellen hält er sich ausschliesslich an den Sohn Hall, so S. 293 „This Champion from behind the Arras cries out" etc.

[2]) A Modest | Confutation | Of A Slanderous and Scurrilous | Libell Entitvled, | Animadversions | Vpon The Remonstrants | Defense | Against | Smectymnuus. | *Κυλίω κἀγὼ τὸν πίθον*. Diog. apud Lucian de Hist. concer. | Printed in the yeer MDCXLII. 40 S. 4°. Br. M. E. 134. Auf dem Titelblatt mit Ms. (v. Thomason?) „against Mr. Milton".

119 [1]) An Apology | Against a Pamphlet | call'd | A Modest Confutation | of the Animadversions upon | the Remonstrant against | Smectymnuus. | London, | Printed by E. G. for John Rothwell, and are | to be sold at the signe of the sunne | in Paul's Churchyard. 1642. 59 S. 4°. W. III. 250—326. In dem Exemplar des Br. M. $\frac{\text{E. 147}}{22}$ von Thomason's Hand auf dem Titel der Ms. Vermerk: „by Mr. Milton ex dono Authoris".

[2]) Es kommt darauf an, welche Deutung man den Worten Milton's

Seite

(S. 297) geben will, in denen er sich über die Lobpreisungen auslässt, die sein Gegner dem Parlament gespendet hat: . . „What will he then praise them for? not for any thing doing, but for deferring to do, for deferring to chastise his leud and insolent compriests.“ Die Bemerkungen über den irischen Aufstand beweisen nichts für die Zeit der Abfassung.

121 [1]) These morning haunts are, where they should be at home etc.

123 [1]) Milton's Works Ed. St. John III. 103, Anm.

[2]) Milton scheint hier die „Confutation“ missverstanden zu haben. Das Wort „Mime“ bedeutet in ihr den Darsteller, während er es auf das Dargestellte bezieht.

## Drittes Kapitel.

130 [1]) Forster: Arrest of the five members 1860, übergeht dies, sowie die ausweichende Antwort des Königs, s. C. J. 367, 368.

131 [1]) Dass der französische Gesandte von dem Attentat vorher Mittheilung machte, geht aus Forster 328 hervor.

135 [1]) d'Ewes: Journal of the House of Commons Br. M. Harl. Ms. 162—166, Vol. I. 309 b.

138 [1]) Forster: Statesmen 219, 218.

[2]) Buff: Die Politik Karl's I. in d. ersten Wochen nach seiner Flucht v. London und Lord Clarendon's Darstellung dieser Zeit (Heidelberger Dissertation), Giessen 1868.

144 [1]) S. über den fraglichen Sammelband der Lambeth-Library (jetzt bez.: 70. F. 18, 4°), den ich daselbst einsehen konnte: Todd (Ed. 1826) I. 224 ff. Die betr. Schrift findet sich im Br. M. B. $\frac{E. 119}{13}$: An | Argument | Or Debate In Law: | Of The Great Question | Concerning The Militia; | As it is now settled by Ordinance | of both the Houses of | Parliament. | By which it is endeavoured to prove the | Legalitie of it and to make it warrantable | by the fundamentall Laws of the Land. | In which, Answer is also given to all Objections | that do arise, either directly or collaterally | concerning the same. | All which is referred to the judicious Reader. | By J. M. C. L. (diese Buchstaben durch Ms. ergänzt: J. Marsh Canc. Lincolns Inn.) London: | Printed by Tho. Paine and M. Simmons for Tho. Underhill, | at the Bible in Wood-street 1642. 43 S. 4°, auf dem Titel handschriftlich: Sep. 30, ebenso auch am Schluss der Vorrede J. M. ergänzt zu: Marsh. — Was die anderen anonymen Schriften jenes Sammelbandes der Lambeth-Library betrifft, so ist No. 4 nichts als die Deklaration der beiden Häuser betr. die Miliz, 1. März 1642, mit der Antwort des Königs. No. 2, A Soveraigne

Seite

Salve | To Cure The Blind . . . by J. M. Esq. . . . . 1645 (Br. M. $\frac{E. 99}{23}$) ist zwar in jenem Sammelbande ausdrücklich handschriftlich als von „J. Milton" stammend bezeichnet und würde nach Form und Inhalt seine Autorschaft nicht ausschliessen, wenn sich nicht S. 1 die schon von Todd bemerkte Phrase fände: „Love and duty to religion and my country, now flaming with the fire these men have kindled . . . hath enforc'd a pen ever before still, to expose itself to publick censure". No. 5, „Jus populi" etc. 1644, eine sehr interessante, durch und durch demokratische Schrift kann, wie schon Todd bemerkt hat, deshalb nicht von Milton stammen, weil die darin vorgetragene Theorie über die Ehescheidung seinen Ansichten von 1644 widerspricht.

147 [1]) S. ausser den bei Guizot I. 299 cit. Belegen die Hinweisung auf die Anspielungen der politischen Gedichte der Zeit in meinem Aufsatz in Sybel's hist. Ztschr. XXVI. 415.

148 [1]) Forster: Statesmen S. 223 nach Marshall's Leichenrede.

[2]) C. J. 2. Sept. 1642, S. 749, vgl. f. d. Weitere Godwin I. 81 ff. Neal Ed. 1754 II. 29.

149 [1]) Siehe über die Theater neben Collier vorzüglich Hazlitt: English Drama and Stage (Roxburgh Library 1867), wo ausser Bekanntem sehr interessante Pamphlete etc. mitgetheilt sind; daselbst auch unter den Documents No. XXXI und XXXII die späteren Verordnungen v. 22. Okt. 1647 und 9. Febr. (11. Febr.) 1648, durch welche die Bühne gänzlich aufgehoben werden sollte. Eine geistvolle Zusammenstellung poetischer Erzeugnisse der Zeit nach den Parteien geordnet, bietet H. Morley: The King and the Commons. Cavalier and Puritan Song 1868.

152 [1]) E. Phillips S. 371: „For I am much mistaken if there were not about this time a design in agitation of making him adjutant-general in Sir William Waller's Army" etc. (Vorher geht die Erwähnung der Schrift „on Education" v. Juni 1644.)

[2]) Sotheby p. 134. Pl. XVII. Masson II. 483, 484.

153 [1]) Die Polemik richtet sich gegen Masson II. 472 ff., vgl. schon Gött. Gel. Anz. 1871, S. 1577 ff.

154 [1]) Def. sec. W. VI. 249 i. f.

155 [1]) Ich benutze ausser sonst Bekanntem einen Sammelband fliegender Blätter im Br. M. $\frac{669. f. 6}{79}$ „Sept. 29. 1642 The Persons to whom the Militia of the Citie of London is committed". Als „Alarm-Places" werden u. a. genannt: „Aldersgate-Street by Longlane end (Captain Ralph Harrison), Aldersgate within (Captain Robert Tichburn)." S. d. Gedicht A godly Exhortation etc. (Br. M. $\frac{669. f. 6}{87}$.

Seite

allerdings erst v. 9. Nov. 1642) „When armed men each day we meet | In every lane and every street. | When al our streets are chained streight | And Ordnance plac'd at every gate | T'is time for us to crie and call | Good Lord have mercy on us all" etc. (vgl. Catal. of Prints and Drawings in the Br. M. 1870 P. 1).

156 [1]) C. J. 1642 Nov. 12.

[2]) Häufig ist dadurch Verwirrung entstanden, dass May (hist. of the parliament etc. 1647) Sonntag zum vierzehnten macht.

157 [1]) When the assault was intended to the City, P. W. II. 479. Vgl. Sotheby. „1642", später im Ms. ausgelöscht.

[2]) So besitzt z. B. die Bibliothek v. Trinity College, Cambridge, ein Exemplar der Schrift „on Reformation (M. 3. 22), in dem sich S. 22 zu zwei Stellen die Worte „Billingsgate Language" und „meer railing" finden, von derselben Hand des 17. Jahrhunderts, die auf dem Titelblatt bemerkt hat: „by Mr. Milton". Eben dort befindet sich eine grosse Zahl der Originaldrucke Milton'scher Prosaschriften, sowie der Pamphlete der Halls und der Smectymnianer.

[3]) Fuller: The holy and the profane state Ed. 1841, p. 274, 275, „with such language as neither beseemed his parts, whosoever he was that spoke it, nor their piety, of whom it was spoken."

[4]) Bramhall's Works (Oxford 1842) III. 476: The Serpent Salve (erschienen im Frühjahr 1644) . . „With what indignation do all good Protestants see these blessed men (Cranmer, Ridley etc.) styled now in print by a young novice „„halting and time-serving prelates"" etc.

158 [1]) A True Declaration And just Commendation of The Great and Incomparable care of the Right Honourable Isaac Pennington etc. publ. by W. S., London 1643 (April 27), 4°. Br. M. $\frac{E. 99}{27}$.

161 [1]) S. die betr. Notizen aus den Inner-Temple books und den Kirchenbüchern bei Masson II. 488, 489. Vgl. über den alten Milton: Phillips.

162 [1]) Ich benutze eine Reihe von Zeitungen in den Sammelbänden der „King's Pamphlets" Br. M. E. 99 und E. 100 unter dem Titel: „Good and true newes from Reading", „Mercurius bellicus", „Certaine Informations from severall parts of the kingdom" etc.

## Viertes Kapitel.

165 [1]) Unsere Kunde über die Verhältnisse der Powells beruht wesentlich auf den „Royalists Composition-Papers", die aus der Zeit der Revolution stammen. Zuerst zum Theil verwerthet von Todd I. 68—93, sind sie systematisch edirt von W. D. Hamilton (Camden-

Seite

Society 1859, vgl. Hunter: Milton S. 27—33, der aber irrig Pfingsten 1643 auf den 14. Mai verlegt.

166 [1]) S. d. Auszüge a. d. Registern der Pfarrei v. Foresthill b. Masson II. 500. Ich halte dafür, dass Anna Powell in der bei Hamilton S. 80 abgedruckten Urkunde Milton's Frau nicht mit zu den neun Kindern rechnet, für die sie sorgen müsse.

[2]) S die Notizen v. Bliss in Wood's Life (Ecclesiastical Hist. Soc. 1848 S. 127) und d. Verbesserungen von Masson II. 500.

167 [1]) Phillips.

[2]) Hamilton a. a. O. S. 53: „Mr. Milton is a harsh and chollericke man . . . having turned away his wife heretofore for a long space upon some other occasion".

[3]) Phillips: „By that time she had for a month or thereabout led a philosophical life (after having been used to a great house, and much company and joviality), her friends, possibly incited by her own desire, made earnest suit by letter to have her company the remaining part of the summer" etc. Aubrey schmückt dies nur aus, weiss auch noch zu erzählen, dass die junge Frau das Schreien der geprügelten Neffen habe hören müssen und hat den falschen Zusatz, sie sei fortgegangen „without her husband's consent". Wood und Toland bringen nichts wesentlich Neues.

168 [1]) S. Phillips. 367. Dem Sinne nach vollständig übereinstimmend Aubrey mit einigen Zusätzen und Wood.

169 [1]) „However it so incensed our author, that he thought it would be dishonourable ever to receive her again, after such a repulse; so that he forthwith prepared to fortify himself with arguments for such a resolution and accordingly wrote two treatises" etc. Wood stimmt damit überein. Die Annahme dass Phillips sich zwei Mal („Whitsuntide" und „Michalemas") im Datum geirrt habe, erscheint unzulässig.

170 [1]) The Doctrine | And | Discipline | Of | Divorce: | Restor'd To The Good | Of Both Sexes, | From the bondage of Canon Law, | and other mistakes, to Christian freedom, | guided by the Rule of Charity. | Wherein also many places of Scripture, have | recover'd their long-lost meaning. | Seasonable to be now thought on in the | Reformation intended | Matth. 13. 52. | Every Scribe instructed to the Kingdome of Heav'n, is like the Maister | of a house which bringeth out of his treasurie things old and new. | London, | Printed by T. P. and M. S. In Goldsmiths | Alley 1643. | 4°. 48 S., darauf 2 unpaginirte S., auf denen zwei Auslassungen nachgetragen werden. Br. M. $\frac{\text{E. 62}}{17}$ mit Tinte von Thomason's Hand auf dem Titel: „written by J. Milton" und „Aug: 1st." Ich hatte dies Exemplar, wie die u. erwähnten der zweiten Ausgabe, schon vor dem Erscheinen des dritten Bandes v. Masson zu Gesicht bekommen.

Seite

171 [1]) Judgment of M. Bucer W. IV. 297 s. u. K. 6.

172 [1]) Ich habe mich mit einigen Andeutungen begnügen müssen. Bei diesem Anlass bedauert man noch mehr als sonst, dass uns bisher eine kritische Ausgabe der Milton'schen Prosa-Schriften fehlt. Die Ed. Pickering, nach der ich citire, nimmt auf die erste Ausgabe gar keine Rücksicht und ist keineswegs fehlerfrei. Es fragt sich schon, ob nicht im Titel statt „condemning of sin" zu setzen wäre „c. as sin", wie eine handschriftliche alte Korrektur eines Exemplares im Br. M. (Sammelband 5175 c.) verlangt. S. 34 Z. 4 muss es heissen „Live" statt „Love", S. 52 Z. 3 muss „and shut up" wegfallen. Andere Ausgaben sind noch fehlerhafter, wie sie z. B. in II, 3 (Ed. Pickering p. 68 Z. 4 v. u.) „degree" statt „decree" setzen. Uebersetzungen, die diesen folgen, haben daher Fehler noch weniger vermeiden können. Neben den Auszügen bei Liebert und Weber, die ich auch hier benutzt habe, erwähne ich „John Milton's Abhandlung über Lehre und Wesen der Ehescheidung . . nach der abgekürzten Form des G. Burnett. Deutsch v. F. v. Holtzendorff 1855, Berlin, L. Steinthal" und W. Bernhardi's verdienstliche Uebersetzung in „J. Milton's politische Hauptschriften 1874. E. Koschny", Bd. I.

[2]) The | Doctrine & Discipline | Of | Divorce; | Restord to the good of both Sexes, | From the bondage of Canon Law, and | other mistakes, to the true meaning of Scrip- | ture in the Law and Gospel compar'd. | Wherein also are set down the bad consequences of | abolishing or condemning of Sin, that which the | Law of God allowes, and Christ abolisht not. | Now the second time revis'd and much augmented, | In Two Books: | To the Parlament of England with the Assembly. | The Author J. M. | — Dem Spruch Matth. 13. 52 ist hier noch angefügt Prov. 18. 13 He that answereth a matter before he heareth it it is folly and shame unto him. London: | Imprinted in the yeare 1644. 4°. 82 S., denen 3 unpag. vorausgehn, am Ende ein Druckfehler-Verzeichnis. In dem Exemplar des Br. M. $\frac{\text{E. 31}}{5}$ ist von Thomason's Hand die 4 in 1644 durchstrichen und „Feb. 2d. 1643" auf d. Titel vermerkt. Mehrere Ms. Verbesserungen finden sich in diesem Ex., die in dem Druckfehler-Verzeichnis nicht erwähnt w., am wichtigsten die Korrektur „conniving" statt „contriving", die auch noch in Ed. Pickering S. 67 (II, 3) einzuführen wäre; dieselben Verbesserungen finden sich in einem anderen Ex. Br. M. 117. i. 59, das nur als ein früherer Abzug erscheint, der in der Paginirung, „indicental" statt „incidental" (S. 65) Verwirrung hat. Die Hschr. scheint mir in beiden Fällen dieselbe und zwar die Milton's selbst zu sein. In Lowndes Bibl. Manual (Ed. Bohn 1864 III. 1565) wird ein Exemplar dieser

Seite

Ausgabe erwähnt „ex dono autoris with corrections by the author“. Ein Abdruck der zweiten Ausgabe auf 84 S. erschien 1645, s. Br. M. 5175. c. mit vielen handschriftl. Bemerkungen aus späterer Zeit. Ed. 2, W. IV. 1—133.

175 [1]) S. abgesehen v. d. bekannten Werken von Michaelis, Ewald, Saalschütz mit Bezug auf das mosaische Eherecht, die Art. Ehe (v. Rüetschi und Göschen) und Scheidungsrecht (v. Dove) in Herzog: Real-Encyklopädie f. prot. Theol. und Kirche III. 661—707, XIII. 485—501. Richter: Beiträge z. Gesch. des Ehescheidungsrechtes in d. evangel. Kirche 1858 bes. S. 67, 68. Burn: Ecclesiastical Law ed. Phillimore 1842 II. 495c.—505. Gneist: Engl. Verwaltungsrecht II. §. 133c.

176 [1]) Def. sec. W. VI. 291.

179 [1]) Bestimmtheit in der Terminologie darf man nicht von ihm verlangen; die Ausdrücke „Contract“ und „Cov'nant“ wechseln, aber auch „Law“ kommt vor.

182 [1]) S. Nippold: Heinrich Niclaes und das Haus der Liebe. Ztschr. f. d. hist. Theologie 1862, III. IV. bes. S. 389—394.

183 [1]) „In such an accident it will best behove our sobernesse to follow rather what moral Sinai prescribes equal to our strength, then fondly to think within our strength all that lost Paradise relates.“ (B. 2 K. 11 i. f.)

185 [1]) „The Jesuits and that sect among us which is nam'd of Arminius are wont to charge us of making God the author of sinne“ etc. (B. III. K. 2, S. 68), vgl. meine Bemerkungen in den „Jahrb. f. Deutsche Theologie“ XVII, 108. Die Korrektur von degrees in decrees scheint mir jetzt unthunlich, da jenes auch in Ed. Pickering sich findet.

187 [1]) Vgl. v. Harless: Die Ehescheidungsfrage. Eine erneute Untersuchung der neutestamentlichen Schriftstellen, 1861.

189 [1]) An Apology etc. W. III. 273.

[2]) II. 21 (S. 120) „against the will and consent of both parties or of the husband alone.“

190 [1]) In den Registers von Stationers' Hall: „2. Sept. 1645“.

[2]) In der Sache selbst war eine Berufung auf Selden unmöglich. S. Uxor hebraica (Frankfurt. Ausg. v. 1673) p. 455 i. f. L. III. C. 33): „Sed prudentissima proculdubio est libertatis divortiorum coercitio“ etc.

191 [1]) Phillips 366. Er lässt indess irrig Ley schon unter Jakob President of the Council werden. D. Sonett P. W. II. 480, vgl. II. 286, 287, über Ley neben den bei Masson III. 56 cit. Gewährsmännern: Rawson Gardiner: England under the duke of Buckingham, Register s. v. Ley, Marlborough.

[2]) P. W. II. 479. 286.

## Fünftes Kapitel.

Seite
192 [1]) L. J. 26. Jan. 1643, vgl. Sanford 550.
193 [1] L. J. 10. Sept. 1642.
[2] Neal II. 494 ff. Baillie I. 365, 376; II. 2 etc.
194 [1]) In Deutschland hat der Westminster Synode eine besondere Beachtung geschenkt: Rudloff in Ztschr. f. d. hist. Theologie, 1850. S. 238—297. Von englischen Quellen kommen neben den allgemein historischen und kirchenhistorischen Werken besonders in Betracht: Baillie, die Aufzeichnungen von Lightfoot, Gillespie und die Minutes of the Sessions of the Westminster Assembly of Divines Nov. 1644 to March 1649, Ed. by A. F. Mitchell and J. Struthers 1874, die mir indess leider zu spät zukamen, um sie ausgiebig benutzen zu können.
198 [1]) S. im Br. M. 101. b. 81 Two speeches spoken at a commonhall Oct. 27. 1643. 1. By Sir Henry Vane. 2. By Master Marshall. Wherein is shew'd the reaydinesse of the Scots to assist the kingdome and parliament of England etc., zwei sehr lehrreiche Reiseberichte.
199 [1]) S die Worte in d. Dedikation des Tetrachordon an's Parlament: „That which I saw and was partaker of, your vows and solemn covenant."
203 [1]) Forster: Statesmen 230. Die Leichenpredigt: Θρηνωδία The Churches Lamentation For The Good Man his losse etc. 1644, Br. M. 113 f. 23. 4°.
205 [1]) S. Andeutungen von Young's Reden in den Aufzeichnungen der Schreiber der Synode (Ms. in Williams' Library, London) b. Laing l. c. 35 ff.
[2]) Baillie II. 230, 260 etc.
206 [1]) S. d. interessante Spottgedicht auf die Westm. Synode „The mixt assembly" in Clievelandi Vindiciae etc. p. 42—45; daselbst auch die unvermeidliche Anspielung auf „Madam Smec" (s. o. S. 49).
[2]) Baillie II. 266 „that the Jewish State and Church was all one, and that so in England it must be, that the Parliament is the Church", vgl. II. 366.
[3]) Ueber Entwickelung und Schicksale des Independentismus und die Pilgerväter s. d. neuere zusammenfassende Darstellung in Rawson Gardiner: Prince Charles etc. II. 36—62. Von Special-Werken benutze ich Benjamin Hanbury: Historical Memorials relating to the Independents or Congregationalists from their rise to the restoration of the monarchy, 3 Vols. 1839—44. Joseph Fletcher: The history of the revival and progress of Independency in England, 4 Vols. 1848—62. Palfrey: history of New-England, Vol. 1.

Seite

1858. — J. Waddington: Congregational History 1567—1700, London 1874, kam mir leider zu spät zu Gesicht.

207 [1]) Robinson: Justification of Separation 1610, s. Hanbury I. 214.

[2]) „the body of the congregation, the multitude, called the church" in der Justification of Separation s. Weingarten 25.

[3]) „the people being kings . . they are a royal priesthood" etc. Hanbury I. 254.

208 [1]) Ueber das „triformed presbytery, three kinds of elders, namely pastors, teachers, rulers" und die Streitigkeiten darüber s. Fletcher III. 25.

[2]) Ueber gewisse Einschränkungen dieses Rechtes durch Robinson s. Hanbury Reg.

209 [1]) Hanbury I. 389, Anm.

[2]) „That the magistrate is not to meddle with religion or matters of conscience, nor to compel men to this or that form of religion; because Christ is the King and Lawgiver of the church and conscience." So wenigstens berichtet Robinson, indess in dem Glaubensbekenntnis von 1611, auf das er sich bezieht, findet sich kein Satz der Art; überhaupt hat er dies oft missverstanden, vgl. d. Art. über den Eid. Crosby: The history of the English baptists 1738—40. I. App. p. 71, II. App. 1. — J. Ivimey: A history of the E. baptists 1811, p. 119, Hanbury I. 270, E. B. Underhill in „Tracts on liberty of conscience ed. for the Hanserd-Knollys-Society" 1846 p. 91, Fletcher III. 54 gehen über die Differenz hinweg.

210 [1]) Justification of Separation s. Fletcher III. 45.

[2]) Hanbury I. 301, 302.

212 [1]) S. neben Bancroft, Palfrey u. d. cit. Werken über den Independentismus: R. Baird: Religion in the U. S. of America 1844. Rüttimann: Kirche und Staat in Amerika 1871, mehrfach korrigirt v. J. P. Thompson: Kirche und Staat in d. verein. Staaten v. Amerika 1873.

[2]) S. z. B. Bradford: History of Plymouth Plantation, Boston 1856, p. 425.

213 [1]) Fletcher III. 125 ff. Baird 184 ff.

215 [1]) Knowles: Memoir of Roger Williams, Boston 1834. Die „biographical introduction" in dem Abdruck v. R. W. „Bloudy Tenent" in den Edit. der Hanserd-Knollys-Society, London 1848. (Ich verdanke der Güte des Herrn Professor de Hoop-Scheffer in Amsterdam die Uebersendung einiger Bände dieser Gesellschafts-Schriften aus d. „Bibliotheek van de vereenigde doopsgezinde gemeente te Amsterdam.") S. Greene Arnold: History of the State of Rhode-Island, New-York 1859, I. 1—47. (Diesem Werke schliesse ich mich mit Bezug auf die streitigen Fragen über Williams' Jugend

Seite

an). Die Biographieen von Gammell und Elton haben mir leider nicht vorgelegen. Vgl. d. Aufsatz von Büdinger: Die Gründung des confessionslosen Staates („Im neuen Reich" 1871 II. 561—575).

216 [1]) Knowles S. 279.

218 [1]) S. d. cit. Schriften in den „Tracts on Liberty of Conscience ed. for the Hanserd-Knollys-Soc." (vgl. d. Einleitungen): „Religious Peace: Or A Plea for Liberty of Conscience" und „Ojections: Answered by way of Dialogue, wherein is proved By the Law of God: By the law of our Land: And by his Majesties many testimonies, That no man ought to be persecuted for his religion" etc., auf der Rückseite „Persecution for Religion Judg'd and Condemn'd: In a Discourse, between an Antichristian and a Christian." (Zuerst 1615, dann 1620) vgl. Fletcher III. 48—57, Hanbury I. 224.

[2]) Tracts o. L. of C. 181—231 s. namentlich p. 225, Crosby I. 124, 130 ff. II. App. 2, Ivimey I. 124 ff., II. 503 ff.

219 [1]) Fletcher III. 30 ff., 189 ff.

[2]) S. z. B. C. S. P. Ch. I. Dom. Ser. XIV. 466, vgl. o. B. I. S. 154.

[3]) Th. Jackson: The Life of John Goodwin 1822.

220 [1]) Crosby I. App. 24 nach einer Ausgabe v. 1646 vgl. Näheres I. 170 Ivimey 175 ff. Ueber Knollys u. Peters s. Palfrey I. 585, 586.

[2]) Worthington's Diary I. 266.

221 [1]) The Protestation Protested, or a Short Remonstrance etc. 1641, Hanbury II. 69 ff.

[2]) L. J. 16. und 18. Jan. 1641 Parl. hist. II. 990, Hanbury II. 66—68.

[3]) C. J. 1642 Nov. 21 p. 857.

[4]) Reasons against the Independent Government etc. Weingarten 56, der indess irrig 1642 statt 1641 als Datum des Druckes angiebt, s. Hanbury II. 100 ff.

222 [1]) The Justification of the Independent Churches of Christ etc. 1641, Hanbury II. 108, vgl. Fletcher III. 244 ff.

[2]) Palfrey I. 581.

224 [1]) Neal s. v. „scandalous ministers" etc., Minutes of the W. Assembly 542—546.

225 [1]) S. neben Fuller und Neal die Darstellung b. Godwin I. 301 ff. über Young: D. Laing l. c. 13.

228 [1]) Baillie II. 110, 117 etc.

[2]) Neal V. p. CVI.

229 [1]) Neal, Hanbury II. 221 ff., Fletcher IV. Chapt. 1.

231 [1]) Tulloch: Rational theology etc. 1872, II. 3. Dieses Werk lege ich auch für das Folgende zu Grunde.

232 [1]) „In other things I will take no man's liberty of judgment from him" etc. Tulloch I. 338.

233 [1]) Tulloch I. 342, 433.

235 [1]) The bloudy tenent of persecution for cause of conscience etc. 1644

Seite

(Edited for the Hanserd-Knollys-Society by E. Bean Underhill 1848), namentlich S. 141, 169, 203, 107, 257, 263, 315, 341, 304, 263; vgl. Ballie II. 191, 212, 397. Die andere von E. B. Underhill p. XXXIV erwähnte Schrift R. Williams' „Queries of highest consideration proposed to Mr. Thomas Goodwin . . presented to the High Court of Parliament, London 1644," liegt mir nicht vor.

236 [1]) A Reply of Two of the Brethren to A. S. etc. With a Plea for liberty of Conscience for the Apologist's Church-Way; against the Cavils of the said A. S. Formerly called M. S., to A. S. (Adam Stewart) 2. Ed. 1644 s. Baillie II. 111, 180, 181, 184. Hanbury II. 251, 341 ff. Jackson 116, 117.

[2]) Weingarten 111.

237 [1]) S. Weingarten 102 ff., auch f. d. Folgende vgl. Wood, Baillie, Hanbury, Fletcher.

[2]) „Dipper" = Taucher mit Bezug auf die Ceremonie der Wiedertaufe.

239 [1]) S. d. Auszüge aus d. „Gangraena" b. Masson III. 143 ff.

[2]) Weingarten 109, 83. Er findet den Ausdruck „Saints" zuerst in Burton's protestation protested v. 1641 (nicht 1644 wie W. sagt) s. o. S. 221.

240 [1]) Weingarten 105.

[2]) Baillie II. 218, Tracts on Liberty of Conscience 270, L. und C. Journals 9. Aug.

[3]) Masson III. 163, Predigt v. 13. Aug. 1644.

241 [1]) An Arke against a Deluge etc. (22. Oct. 1644) Br. M. $\frac{\text{E. 17}}{18}$ p. 29 „your abhorring of the mentioning yea of the very thoughts of Tollerating all opinions" etc. „For my part (Right Honourable) if God thinkes fit, I should rather wish to lie in my grave than live to behold such an intollerable Tolleration."

[2]) Vines: „The Posture of David's Spirit" Br. M. $\frac{\text{E. 17}}{19}$ über Palmer s. S. 302.

[3]) Ich führe aussdr „Englands Antidota" (s. o. S. 51 Anm. 1) nur die Titel einiger Predigten an: „The great danger of Covenant breaking," „An indictment against England because of her selfmurdering divisions." Irre ich nicht, so richtet sich eine Schrift Calamy's (Br. M. $\frac{\text{E. 320)}}{9}$ speciell gegen Burton. Eine Predigt von Young: Hopes Incuragement etc. preached at the last solemn fast Febr. 28. 1643 (1644) 4o, 38 S., massvoll in der Form, bezeugt eine ähnliche Gedankenrichtung.

242 [1]) A sermon tending to set forth the right use of the disasters that befall our armies etc., London 1644, Br. M. $\frac{\text{E. 16}}{1}$ S. 31 „No Reform of Religion now, now nothing will satisfie some but a Toleration of

Seite

all Religions and all Opinions" etc. S. 40 „Duresce, duresce o infelix Lantgravie."

242 [2]) The duty of such as would walke worthy of the Gospel: to endeavor union not division nor toleration opened in a sermon at Pauls upon the Lords day Febr. 8. 1646 (v. Thomason mit Tinte die 6 durchstrichen und 1645 daneben geschrieben) etc. London 1646 S. 17 „an universall and absolute liberty of judgment for every man to differ when he pleaseth and in what he pleaseth, to be of what opinion and faith he will, is not to be endeavoured if it might be attained, nor is it to be tolerated or permitted." Ueber den Covenant S. 30.

243 [1]) Groanes for Liberty Presented From the Presbyterian and (formerly nonconforming) Brethren, reputed the ablest and most learned among them in some Treatises called Smectymnuus, to the high and Honorable Court of Parliament in the yeare 1641 by reason of the Prelates Tyranny. Now awakened and presented to themselves in the behalfe of their nonconforming Brethren etc. . . . Also Some Quaeres For the better understanding of Mr. Edwards last Book called Gangraena etc. (1646). Mir ist die Schrift nur bekannt aus dem Sammelbande Saltmarsh'scher Pamphlete: Some Drops of the Viall, powred out in a Season when it is neither Night nor Day or some Discoveries of Jesus Christ his Glory in severall Books etc. . . London 1646 (Br. M. 4106. e. 4° mit Ms. Bemerkungen v. einem Gesinnungs-Genossen). S. über Saltmarsh: Neal, Wood A. O. II. 287, Hanbury III. Reg. daselbst namentlich 167 ff.

245 [1]) A vindication of churches commonly called independent or a briefe answer to two books, the one intituled twelfe considerable serious questions touching church-government; the other Independency examined, unmasked, refuted etc. Both lately published by William Prinne . . . By Henry Burton, a brother of his and late companion in tribulation etc. 1644 (von Thomason's Hand der Ms. Vermerk: Novemb. 14th) Br. M. $\frac{E.\ 17}{5}$ 4°. S. 30 gegen die National-Kirchen, S. 39 ff. über Papisten und Anabaptisten „Magistrates may not tolerate open Popery and Idolatry to be set up in the land, but the conscience of a Papist they are no masters or judges of" etc. Ohne Zweifel war es auch Burton, der 1646 die Schrift „Religious Peace" (s. o. S. 218) mit einer Vorrede „To the Presbyterian reader . . . H. B." neu herausgab (s. Tracts o. L. o. C. p. 7).

246 [1]) Baillie II. 146, 170, 185.

247 [1]) Carlyle IV. 65 vgl. f. d. Folgende neben Carlyle besonders die neue Edition der Camden-Society (1875): The Quarrel between the earl of Manchester and Oliver Cromwell: An episode of the English civil war. Unpublished documents relating thereto ed. Bruce

Seite

and Masson. Ueber die Crawfords hätten hier noch die Notizen bei Sanford (Long-Marston-Moor) benutzt werden können.

247 [2]) Def. sec. W. VI. 318.

248 [1]) S. das gegen Cromwell gerichtete Aktenstück Camden-Soc. l. c. 72, vgl. 60, 62. [2]) Carlyle I. 182.

249 [1]) Baillie II. 111, 113, 166 ff., 179.

250 [1]) S. d. genaueste Beschreibung der Schlacht in J. L. Sanford: Studies and illustrations of the great rebellion 1858, S. 580—616 etwas abweichend Markham: Life of Fairfax, 1870. 165—178.

253 [1]) S. über diese Ereignisse Camden-Soc. l. c. p. LIV—LXII, vgl. mit Baillie II. 229 ff., Carlyle, C. J.

255 [1]) Camden-Soc. l. c. S. 93, Carlyle I. 197.

[2]) Camden-Soc. l. c. S. 79 aus „Cromwell's Narrative," einem Aktenstück, an dem doch wohl Cromwell's Hand nicht allein gearbeitet hat.

[3]) Whitelocke I. 343 ff. Baillie II. 245.

258 [1]) Kronick van het hist. Genootschap te Utrecht 1870 p. 41.

## Sechstes Kapitel.

262 [1]) Mitford (W. I. p. LVI) hat auf die Stellen bei Howell: Familiar letters und Hall: Cases of conscience aufmerksam gemacht. Eben dort und bei Todd I. p. 60 ff., die übrigen Aeusserungen, die sich gegen Milton's Ehescheidungs-Theorie richten.

263 [1]) Ich benutze ein Exemplar des Br. M. E. 268. 1645 (mit Tinte der Vermerk „Feb. 7.") . . „Witnesse a Tractate of Divorce, in which the bonds of marriage are let loose to inordinate lust and putting away wives for many other causes besides that which our Saviour only approveth namely in case of Adultery."

[2]) Mir lag nur die zweite Ausgabe von Pagit's Schrift (1645) vor: s. d. auf Milton bez. Stellen in der Vorrede und p. 142: „Divorsers: These I terme divorsers, that would be quit of their wives for slight occasions, and to maintaine this opinion one hath published a Tractate of divorce" etc., vgl. Todd 1. 63.

264 [1]) S. d. Stellen aus Edwards' Gangraena bei Masson: III. 189—193.

[2]) Vgl. A catalogue of prints and drawings in the Br. Museum Div. I. Pol. and personal satires (1870) Nr. 666. Political ballads etc. ed. T. Wright (Percy-Soc. 1841) p. 253.

[3]) Forster Statesmen p. 279.

266 [1]) Ich beabsichtige das Andenken an Hartlib ausführlicher an anderer Stelle aufzufrischen. Seine zahlreichen im Br. Mus. aufbewahrten Druckschriften haben mir vorgelegen, ausserdem mehrere der dortigen Ms. Bände, welche Bruchstücke seiner unglaublich ausgedehnten Korrespondenz enthalten. Besonders wichtig ist Sloane-Ms. 649, in welchem auch Milton mehrfach erwähnt wird. Zahlreiche Briefe

Seite

Hartlib's an Robert Boyle, gleichfalls mit gelegentlicher Erwähnung Milton's, finden sich in Boyle's Works (Ed. 1744) Vol. 5, an Worthington in Worthington's Diary and Correspondence ed. J. Crossley (Chetham-Soc. 1847, 1855). Die von Crossley in Aussicht gestellte Biographie Hartlib's, wie die Durie's und Worthington's fehlt noch. Für Hartlib müssen wir uns vorläufig mit der gutgemeinten aber mangelhaften Arbeit von Dircks: A biographical memoir of S. Hartlib etc., London J. Russell Smith (1865) begnügen.

266 [2]) Der Vermittlung des H. Dr. Damus verdanke ich folgende Notiz aus einem Ms. des elbinger Archivs, enth. biographische Nachrichten über verdiente Elbinger, allerdings v. Ende d. 18. Jahrhunderts und jedenfalls irrig in Betreff von Namen und Datum: „George Hartlib, dieser hat in Heidelberg studiert und sich hernach in Elbing aufgehalten. Ist aber, ich weiss nicht durch was für einen Zufall, nach Engelland gekommen und daselbst, ob in oder ausser einem Dienst, weiss ich nicht, 1660 gestorben, wie Zamehl (?) p. 169 berichtet.“ Masson III. 193 nimmt als sicher an, dass Hartlib's Mutter eine Engländerin war, obwohl es aus seiner autobiographischen Skizze (Dircks 2 ff., s. auch Kennet Register p. 867) nicht hervorgeht.

268 [1]) Eine gute Würdigung Hartlib's s. b. Tulloch Rational Theology II. 427. Er wird auch nebst Durie mehrfach erwähnt in Avé-Lallement: Des Dr. Joachim Jungius Briefwechsel 1863.

269 [1]) S. über Durie ausser Bayle, Wood, einer älteren Dissertation von Benzelius (Mosheim) de J. Duraeo den Art. von Henke in Herzog's Encyklopaedie, vgl. einen Aufsatz v. Brandes im Nordd Protestantenblatt 1871 Nr. 15, 20. Zur genaueren chronologischen Bestimmung der früheren Thätigkeit Durie's ist unentbehrlich die Schrift Hartlib's: A briefe relation of that which hath been lately attempdted to procure ecclesiasticall peace amongst Protestants London pr. by J. R. for Andrew Crooke etc. 1641 Br. M. 108, b. 31, 35 S 4° und die spätere: The unchanged, constant and single-hearted peace-maker etc. 1650 Br. M. $\frac{\text{E. 603.}}{2}$ Zahlreiche werthvolle Notizen f. Durie's späteres Leben in Worthington's Diary (das. I. 305 cit. Timanus Gesselius hist. sacra et eccl. 1659—61 enth. eine Sammlung Durie'scher Papiere) und Vaughan: The protectorate of O. Cromwell 2 Vols. 1839. Das züricher wie das berner Staats-Archiv ist reich an Nachrichten über Durie: eine Reihe seiner Briefe haben mir im Original vorgelegen).

270 [1]) C. S. P. Dom. Ser. 1631—38 unter Durie, Roe, Hartlib, s. daneben über Durie's Verhältnis zu Laud: Report of the R. Commission on hist. Mss. Nr. IV. P. I. 159—162, 592. Einen bisher unbekannten

Seite

Brief Hartlib's an Roe (?) vom 10. August 1640 theilt Masson III. 217 ff. aus dem S. P. O. mit.

270 [2]) Forster: Statesmen 166.

271 [1]) Dies geht hervor aus „A briefe relation."

[2]) A briefe relation s. o. S. 269 Anm. 1.

[3]) Hartlib hat in diesen Jahren noch durch zwei andere Schriften die Aufmerksamkeit auf Durie gelenkt: 1) Motion tending to the publick good of this age etc. The copies of certain letters written by J. D. publ. by S. Hartlib, London 1642 Br. M. $\frac{698.\ e.\ 3}{4}$ 4°. 2) A copy of J. Dury's letters presentend in Sweden to the Lord Forbes briefly intimating the necessity of a common fundamental confession of faith etc., publ. by S. Hartlib, London (Nov. 15) 1643 Br. M. $\frac{E.\ 251}{8}$ 4°. Ich habe diese Schriften indess nicht eingesehen.

[4]) The copy of a letter written to Mr. Alexander Henderson. London. Printed in the yeare 1643, 14 p. Br. M. $\frac{E.\ 87}{15}$ 4° ohne Unterschrift, aber auf dem Titel der Vermerk von Thomason's Hand „by Mr. Hartlib, Feb. first 1642" (nicht „Feb. 6" wie Masson III. 220 hat).

272 [1]) A faithfull and seasonable advice, or the necessity of a correspondencie for the advancement of the protestant cause humbly suggested to the great councell of England assembled in parliament. Printed by John Hammond 1643 4°. 4 Bl. Br. M. $\frac{E.\ 87}{14}$ auf dem Titelblatt von Thomason's Hand: „Ex dono Authois (sic!) S. Hartlib Feb. 6. 1642."

[2]) The necessity of some nearer conjunction and correspondency amongst Evangelical Protestants for the advancement of the nationall cause and bringing to passe the effect of the covenant. London Printed 1644, 4° 8 S. Br. M. $\frac{E.\ 16.}{18}$ Auf dem Titel von Thomason's Hand: „By Mr. Hartlib Novemb. 9th."

273 [1]) Nach Zoubek: Zivot J. A. Komenského (s. u.) p. 38 soll ihm von einem reichen Herrn 1632 ein Schloss angewiesen sein, damit er in demselben mit zwanzig englischen Jünglingen wohne und ihre Studien leite. Z. stützt sich vermuthlich auf die Notiz in Comenius böhmischer Didaktik Ed. 1849, S. 170 Cap. 28 .

[2]) In der Schrift „The true and readie way to learne the Latine tongue" etc. v. 1654.

274 [1]) In der Schrift „The reformed school by John Dury, London printed by R. D. for Rich. Woodnothe s. a. 81 S., vorher geht „the Publisher to the Reader." unterschrieben „Thy most willing Servant for

Seite

the advancement of Piety and Learning Samuel Hartlib." Br. M. 10. 31. a. 11.
1

274 ²) S. über ihn Schmid: Encyclop. d. Erziehungs-Wesens, Raumer: Gesch. d. Pädagogik (vgl. Register), Palacky: ZS. d. Böhm. Museums (1829), Gindely: Ueb. d. J. A. Comenius Leben und Wirksamkeit i. d. Fremde i. d. Sitzungsberichten d. Wiener Akad. phil. hist. Cl. XV, 482—552 (1855), D. Benham: The School of infancy etc. m. Sketch of the life of Com. London 1858, die Biographie .v Zoubek (Život J. A. Komenského) Prag 1871, Beiträge z. Lebensgeschichte des Comenius (Příspěvky k životopisu Komenského) v. J. Goll in ZS. d. Böhm. Museums 1874 p. 259—277 (mit besonderer Benutzung der von Goll im Br. Mus. entdeckten Schrift: Historia Revelationum Ch. Kotteri etc., durch welche manche Punkte in C. Biographie in neues Licht gesetzt werden). Ueber des C. Verhältnis zu Hartlib und England kommen neben den gedruckten Werken die schon von Gindely und Zoubek benutzten Briefe in Betracht, welche das böhm. Museum in Prag besitzt (s. Gindely 485). Es sind mehr als 120 Briefe des C. an verschiedene Personen und mehrere an ihn. Eine nicht geringe Anzahl ist von des C. eigener Hand geschrieben, ein Theil hat sich im Koncept erhalten. Die anderen sind in einzelnen Theken auf seinen Befehl niedergeschrieben worden etc. Die Güte meines Freundes, des H. Dr. Goll in Prag, der meine Nachforschungen über Comenius überhaupt unterstützt hat, hat mir ermöglicht, diese Korrespondenz des C., soweit sie hier in Betracht kam, zu benutzen. Beiläufig seien noch erwähnt die Gelegenheits-Schriften v. Seyffarth und Pappenheim 1871.

276 ¹) Zoubek 36, 117 Nr. 45, Gindely 493, 497. Gindely: Dekrety jednoty bratrské 1865, p. 306—311 (D. d. Brüder-Unität, Mittheilung von Goll). Raumer II. 96 nach Auszügen aus d. Schrift „Unum necessarium" etc.

278 ¹) Zoubek 34, 35.

279 ¹) Brief des Comenius an Hartlib (Ms. in Prag) s. d.: „S. P. Clarissime vir patuit quidem jam ante mihi amicitiae tuae janua, quum per germanum tuum, aliquoties me salutari et de quibusdam moneri voluisti, magis autem nunc praebita mihi ansa est familiarius te compellendi, postquam et nostris legatis (Vechnero et Laurino) te tam affabilem et communis miseriae exulum gentis nostrae tam compatientem praebuisti, quem scilicet et scriptis quibusdam didacticis (quamvis hactenus nondum mihi sint redditae) donare et aliorum amicitia augere voluisti. D. Stresonem intelligo, qui ad me tuo monitu litteris datis suum de rationis usu et abusu elegans jam et politum scriptum communicavit . . . Patere mi H., ut tibi hoc in loco

Seite

effundam cogitationes meas. Cupio admodum posse me in hoc exilio saltem Didacticam magnam, Viridarium et Pansophiam absolvere, quia metuo, si Deus nos patriae restituat, per negotia ecclesiastica non datum iri tantum otii, ut his vacare queam. Affirmare quippe ausus es apud affinem meum D. Vechnerum, nisi obstitisset conatibus tuis Anchorani temeritas, effecturum te fuisse, ut pro januae reclusione annuatim mihi ad vitae dies 100 libr. sterl. cederet. Si ita equidem te amo mellite amice, qui de me tam insigniter mereri statueras. At si tibi non desunt rationes, en merendi iterum occasio non tam de me, quam de re communi totius Christianae juventatis. Nimirum, si vel unicas centum l. a studiorum patronis (quibus florentissime Anglia abundat) impetraveris, impetrari ego posse spero, ut in laborum societatem pertraham eruditissimos viros Vechneros . . . Interim si non in promptu tibi res est, nihil etiam peto nisi ut orare pro nobis non intermittas" . . . Dieser undatirte Brief eröffnet die Korrespondenz zwischen C. und H. Dessen Briefe sind leider nicht erhalten. Die Zeit, in der dieser Brief geschrieben ist, bestimmt sich nach der Zeit des Erscheinens der ersten Auflage von Anchoran's Schrift. Ich bin nur im Stande das Jahr, in dem die dritte Auflage erschien (1637) anzugeben. Ueber Horne s. Wood A. O. II. 178.

279 [2]) S. Dircks a. a. O. S. 51: Conatuum Comenianorum praeludia ex bibliotheca S. H . . . . Oxoniae, Excudebat Guilelmus Turnerus. Academiae Typographus 4°. Anno 1637 (die Vorrede a. d. Leser unterschrieben: Samuel Hartlib). — Reverendi et clarissimi viri Johannis Amos Comenii pansophiae prodromus etc. 12°. Londini 1639 (die Vorrede wiederum unterschrieben Samuel Hartlibius . . Cal. Jan. Anno 1639). Nach Masson III. 198 in den Registers von Stationers' Hall bereits eingetragen: „Oct. 17. 1638."

[3]) Gindely 490.

[4]) S. den Bericht des Comenius in d. autobiograph. Skizze vor T. 2 seiner Opera didactica 1657. Ich benutze ausserdem die mir durch Goll's Güte zur Verfügung gestellten Auszüge aus einer im Druck befindlichen Arbeit Zoubek's über „Comenius Zeitungen aus London" (ZS. des Böhm. Museums 1876). Von diesen bisher ganz unbekannten „Zeitungen" befindet sich ein gedrucktes Exemplar (d 8/18 Oct. 1641 „ad amicos Lesnae in Polonia agentes)" in der Un.-Bibl. zu Leipzig. Als Autor des encyklopädistischen Planes nennt C. den „sehr gelehrten Mann N. (?) Harrison."

280 [1]) Neben dem früher Citirten werden hier die Briefe des Comenius, deren Ms. sich in Prag befindet, Hauptquelle. Eine ganze Reihe derselben aus London, geschrieben vom 5/15 Nov. 1641 bis 9. Mai 1642, an L. de Geer und Hottonus gerichtet, liegt mir auszüglich vor. Ich führe daraus an: . . „Praesertim cum et hic labores bonos

Seite

bene agendi aperiri videatur campus; quamquam non sine impedimentorum metu. Utut est expectandus mihi erit commissae legationis meae eventus, qualisqualis futurus est." (5./15. Nov. 1641.) „Quantum ad me, ex prioribus meis intelligere potuisti, me hoc in loco multorum Christi servorum causa legatione fungi, ad quaerendum diuturnae egestatis levamen aliquod simulque tamen agere cum amicis loci hujus illa, per quae studia nostro Deo et posteritati probare liceat . . . Unde porro sequitur, nec me ante legationem finitam impetratamque a meis dimissionem, nec in accipienda oblata vocatione eorum, qui consiliorum et laborum consortes sunt, respectum seponere posse" (9./19. Dec. 1641). „Verum est, existimasse hic amicos (quos negotii conscios fecit Dom. Hartlibius unum et alterum) commodiorem fore sedem hoc in loco . . . Tum vero quia spes publicae tranquillitatis hoc in regno (quae mutare jam videntur) in integro tum erat, nec relabi tam facile conciliis jam coeptis satis decorum fuit" (9./19. Dec. 1641) . . „Terrent me publici motus quorum exitus solus novit Deus. . . . . Me hoc in loco intimi amici mei (Duräus et Hartlibius) retinere conantur per duos tresve menses, suadentes ut ante discessum hinc omnes pansophicos (annis 14 varie congestos et hucusque per chartas sparsim disjectos) conceptus recolligam et redactos in aliquem ordinem sibi quoque exemplar relinquam, ne scilicet si me mors aut alius infaustus itinerum casus chartas meas mihi eripiant, omnia intereant simul. Quorum consilio . . propemodum parcere decrevi" (s. d. nach 6. Feb. 1642) . . „Nondum autem ad vos venio, quia memoriam meae hic hospitationis honestam relinquere cogito et propemodum necessarium est, parte quadam lucubrationum mearum hiemis praeteritae ante discessum meum hic typis descripta. Qua etiam ratione fiet, quod ut fieret suadebas, specimen novum, elegans mirum et multis insperatum Pansophicorum nostrorum conatuum dabitur in publicum" (an Hottonus 9. Maji 1642, in Folge dessen erschien 1643 Danzig „Pansophiae diatyposis ichnographica et orthographica", s. Zoubek p. 116 No. 43). Er schrieb ausserdem in London „Via lucis vestigata", das aber erst später erschien, s. Zoubek Nr. 42.

[2]) A Reformation of Schooles . . . Written many years ago in Latine by that Reverend, Godly, Learned and famous Divine Mr. John Amos Comenius . . . And now upon the request of many translated into English and publ. by Samuel Hartlib for the general good of this Nation . . 1642 (nach d. Reg. v. Stat. Hall. eingetragen „Jan. 12. 1642", s. Masson III. 220). 4°. 94 S. Br. M. 830. 8. b. (S. d. genauen Titel b. Dircks 52.)

[3]) Zoubek: Zeitungen des C. Nach diesen war C. schon am 21. Sept. in London.

281 [1]) Goll 265 nach Mittheilungen a. d. elbinger Archiv.

Seite

282 [1]) S. d. Einleitung zu T. 2 der Opera didactica.

[2]) Zoubek 43, 49, 53, Comenius an L. de Geer. Elbingae 18./28. Nov. 1642: „Augere tibi impensas citra necessitatem nolo praesertim si in Hartlibium et Fundanium aliquid pro hoc anno (uti rogabam) derivatum est". C. ad Wolzogenium (s. Gindely 496) Elbingae 8. Oct. st. n. 1643: „Quid autem Hartlibii mei superestne aliqua memoria? Suadere ipsimet tentaveram, ut particularem aliquam suscipere interim ne sperneret vocationem. Quid mihi responderit, ex adjacentibus vide. Indignatur propemodum, quod a sublimioribus revocare audeam, veritus, ut ne ipse abjiciam hastam. Multa sperat, multa satagit, multos stimulare et favere qui se publico dedunt, non intermittit optimus vir. Quid faciemus? Juvandus est utique, tam precibus apud Deum, quam modis et rationibus aliis possibilibus, ne succumbat. Ego quod ibidem piorum quorundam liberalitas ultro mihi obtulerat conferre quotannis ad operis usque elaborationem (circiter libras 40 vel aliquanto supra) ipsi transsignaveram ad amanuenses alendum et alias necessitates. Sed belli calamitas facit, ut ille desertum se et in angustiis constitutum sentiet. Si patroni bona pace liceret, ego hinc aliquam illi mitterem summulam etc."

[3]) Hier kommt namentlich Sloane Ms. 649 in Betracht, s. über J. Ravius: Zoubek 57, Gindely 500, über Kinner: Zoubek 60, 62, 64. S. Weiteres o. im Text S. 400.

[4]) „te incentor omnium Bonorum in Anglia". Sloane Ms. 649 f. 31 aus einem Briefe des Nürnbergers Böhmer an H.

283 [1]) C. S. P. Dom. Ser. Charles I. Vol. XIV, 104.

[2]) Prynne, Canterburie's Doome 1646, p. 539 ff. Wharton: hist. of the troubles and tryal of W. Laud 1695, p. 377.

[3]) A short letter modestly entreating a friend's judgment upon Mr. Edwards his booke, he calleth an Anti-Apologie: with a large but modest answer thereunto. London, Printed according to order 1644. (Die Schrift hat mir nicht vorgelegen, nach Masson III. 231 trägt das im Br. M. befindliche Exemplar den Ms. Vermerk „Sept. 14".) Ueber Woodward s. Wood: Athenae Ox. II. 540.

[4]) An epistolary discourse, wherein (amongst other particulars) these following questions are briefly resolved I. Whether or no the state should tolerate the independent government? II. If they should tolerate it, how farre, and with what limitations? III. If they should not tolerate it, what course should be taken, to bring them to a confirmity with the presbyterials? Written by Mr. John Dury to
Mr. Tho. Goodwin
Mr. Philip Nye } Published by a friend for more common use
Mr. Samuel Hartlib
(vielleicht H. selbst) . . pr. f. Ch. Greene etc. 1644 (Ms. Note:

Seite

„Aug. 15". 4°. 41. Br. M. $\frac{E. 6}{14}$. Es erschien eine Gegenschrift: An answer to Mr. John Dury his letter . . . written by a gentleman of tried integrity. London 1644 (Ms. Note: „Aug. 17"). 4°. 15 S. Br. M. $\frac{E. 6}{21}$.

284 [1]) S. Auszüge aus seinen Briefen bei Gindely 501, 504. Ich füge eine auf Edwards' Gangraena bez. Stelle aus dem prager Ms. hinzu, die in dem an Hartlib gerichteten Brief vom 27. Dec. 1646 vorkommt: „Quod enim adversus invalescentes haereses brachium seculare advocat, et ad obsistendum malo tanto ardore inflammat, istud quid est? Error mentium an non animi morbus est? Vis ergo externa quam proportionatum illi erit remedium? . . Atque si non aliud remedium quam interdicta adhibebitis, suspicionem, refutari non posse, excitabitis eoque in animis errantium veritatis opinionem roborabitis" etc., vgl. Zoubek p. 119, No. 54.

[2]) A description of the famous Kingdom of Macaria etc. London P. for Fr. Constable 1641. 4°. 15 S. Br. M. $\frac{E. 173}{28}$. Die Widmung an das Parlament ohne Unterschrift dat. 25. Oct. 1640. Ein Abdruck in Harl. Miscellany, 4°. I. 564—566.

285 [1]) S. 4 „In the councell of trade by land there are established lawes, so that there are not too many tradesmen, nor too few, by enjoyning longer or shorter times of apprentiships".

[2]) Br. M. $\frac{E. 50}{12}$ vier eng gedruckte Blätter, 4°, ohne Titelblatt. Ueberschrift: Of Education. To Master Samuel Hartlib, darunter von Thomason's Hand: „By Mr. John Milton 5. June 1644." In den Registern von Stationers' Hall: „Tho Underhill, 4° Junii 1644. Entred for his copie under the hands of Mr. Cranford and Mr. Man warden — a litle tract touching Education of youth etc." W. IV. 378—394. Deutsche Uebersetzung v. Bernhardi I. 28—37. Eine frühere Uebersetzung von Dr. J. Celle (Programm des Gymnasiums zu Coeslin 1858) ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

291 [1]) attendants, G. Weber S. 491 übersetzt ganz falsch: „Genossenschaft".

292 [1]) Ich denke nicht bei dem „any modern author" wie Masson III. 245 an einen modernen Latinisten, wie denn Milton selbst beim Unterrichte P. Davity benutzte, dessen Buch „Etats et empires du monde" 1626 herauskam, s. o. S. 398.

293 [1]) Liebert 148, dessen feinsinniger Analyse ich hier folge.

297 [1]) Man kennt ein Exemplar des Aratus, das laut Milton's Aufschrift 1631 in seinen Besitz übergieng und von ihm mit zahlreichen Randnoten versehen wurde. Es befindet sich im Br. M., s. Mit-

Seite

ford l. CLXXXI, woselbst die Milton'schen Noten nicht ganz korrekt wiedergegeben sind.

298 [1]) Cowley's Works (Ed. 1710) II. 608—623 „A proposition for the advancement of experimental philosophy", s. bes. S. 618 ff. „The School", vgl. Worthington's Diary I. 284 ff. 356, 366. Boyle's Works V. 397.

[2]) S. über Ascham, Milton, Locke: „The Schoolmaster, Essays on practical education" London 1836 vgl. üb. d. Versuch einer Ausführung einiger Milton'scher Ideen: „The Pamphleteer" (Vol. XVII, London 1820, p. 121 ff.): „Milton's plan of education in his letter to Hartlib with the plan of the Edinburgh academical institution, founded thereon".

299 [1]) The Jvdgment | of | Martin Bucer | Concerning | Divorce. | Written to Edward the sixt, in his se- | cond Book of the Kingdom of Christ. | And now Englisht. | Wherin a late Book restoring the | Doctrine and Discipline of Divorce, | is heer confirm'd and justify'd by the | authoritie of Martin Bucer. | To the Parlament of Eng' d. | John 3. 10. | Art thou a teacher of Israel, and know'st not these things? | Publisht by Auth·itie. | London, | Printed by Matthew Simmons, 1644. 24 pag. S., denen 14 unpag. vorausgehn 2 folgen Br. M. 1? k. 16. 4°. W. IV. 288—342. Der Eintrag in den Registers von Stationers' Hall: „15. July 1644, Matt. Symmons Entred for his copie under the hand of Mr. Downeham and Mr. Parker warden: The Judgment of Martin Bucer Concerning divorse written to king Edw. ye. 6th. in his second booke of the kingdome of Christ englished by Mr. Milton."

[2]) S. 298 „wel-nigh three months".

300 [1]) De regno Christi Jesu servatoris nostri libri II ad Eduardum VI etc., erster Druck, sechs Jahre nach Butzers Tod, dem König Christian von Dänemark dedicirt „Basileae MDLVII s. Baum: Capito und Butzer (1860) S. 565, 609. Auch auf diese Widmung weist M. hin.

302 [1]) Palmer: The glasse of God's providence etc. s. d. Stelle b. Todd I. 64.

305 [1]) Br. M. $\frac{\text{E. 137}}{23}$, C. J. II. 411 etc.

306 [1]) Gneist: Selfgovernment I. 262, 263, die historischen Einleitungen zu den Ausgaben der Areopagitica v. Arber und Hales, (woselbst die gen. Aktenstücke wiederabgedruckt sind). Nicht zugänglich war mir: The Charter and Grants of the Company of Stationers of the City of London now in force — London Pr. by R. Nutt in the Old Baily MDCCXLI Repr. by W. Tyler, Bridgewater Square, London 1825. D. Namen der parlamentarischen Censoren in C. J. III. 138.

Seite

307 [1]) . . „and mine containing but the same thing, shall in a time of reformation, a time of free speaking, free writing, not find a permission to the Press.“ Die Worte scheinen Masson bei seinen scharfsinnigen Ausführungen entgangen zu sein.

308 [1]) C. J. 24. Aug. 1644: „Ordered that the Petition from the Company of Stationers be read on Monday morning next“, 26. August 1644: „The humble Petition of the Company of Stationers etc. . . . . . . They are diligently to inquire out the authors, printers and publishers of the Pamphlets against the Immortality of the Soul and Concerning Divorce.“ Die Auffindung verdankt man Masson, von dessen Auffassung (III. 273) ich allerdings etwas abweiche.

[2]) L. J. 18. Sept. 1644.

309 [1]) S. die werthvollen Aufschlüsse üb. d. Stationers' Company von Wither, der freilich Partei ist, in „The Schollers Purgatory“ (Misc. Works of G. Wither pr. f. the Spenser-Society 1. Coll. 1872, p. 16, 17, 24, 119, 124, 131 etc.).

[2]) Areopagitica; | A | Speech | Of Mr. John Milton | For the Liberty of Vnlicens'd | Printing, | To the Parlament of England. | Darauf das Motto aus den „Flehenden“ London, | Printed in the Yeare, 1644. Br. M. 713. f. 11. Ein anderes Exemplar daselbst $\frac{\text{E. 18}}{9}$ mit dem handschriftlichen Vermerk Thomason's: „Ex dono Authoris. November 24.“ (S. 12 Z. 8 dieses Exemplares die Korrektur „warfaring“ statt „wayfaring“, vgl. Ed. Hales S. 96 und Anhang.) 40 S. 4°. W. IV. 395—449, neuere englische Ausgaben in den Arber-Reprints und v. J. W. Hales Oxford 1874 (Clarendon Press Series), deutsche Uebersetzungen v. Roepell 1851, Bernhardi I. 38—76. Wieso Geffroy in seiner geistvollen Etude sur les pamphlets . . de Milton 1848 S. 233 zu der Behauptung kommt: „Le manuscrit de l'Areopagitica, ainsi que celui des petits poëmes de Milton est à la bibliothèque bodléienne“, weiss ich nicht.

311 [1]) Ed. Hales p. 57: „And as for regulating the presse, let no man think to have the honour of advising ye better then your selves have done in that order publisht next before this: that no book be printed, unlesse the printers and the authors name, or at least the printers be registered.“ Milton scheint hier ungenau, nach dem Gedächtnis citirt zu haben. Von den erwähnten Verordnungen wenigstens spricht die vom 29. Januar 1642 nur von Veröffentlichungen, geschehen „without the consent and name of the author“, die vom 9. März 1643 berührt die Frage gar nicht.

313 [1]) „It is not forgot, since the acute and distinct Arminius was perverted meerly by the perusing of a namelesse discours writt'n at

Seite

Delf, which at first he took in hand to confute," vgl. oben S. 185 und meine Bemerkungen in den „Jahrb. f. Deutsche Theologie" XVII. 109. Ein Vergleich mit Milton's Commonplace-Book S. 1 zeigt deutlich, wie sich der Dichter in der Schätzung des „Malum morale" mit Tertullian und Lactantius begegnete.

315 [1]) Bernhardi 53 versteht die Stelle falsch.

316 [1]) Liebert 162.

317 [1]) „muing her mighty youth" Liebert 162 missverständlich: „der seine Jungen der Mittagssonne entgegenträgt" etc.

318 [1]) „professors" s. die Note bei Hales 127.

322 [1]) S. d. Auszüge aus Lilburne: A copy of a letter to master Prynne und Robinson's anonym erschienenen Traktat: The arraignment of persecution in Prynne: A fresh discovery of prodigious new wandering blazing stars 1645 p. 7—10 Br. M. $\frac{4105.\ c.}{7}$, vgl. auch die Bemerkungen von S. Richardson in „The Necessity of Toleration, 1647 (Tracts on Liberty of Conscience p. 256)".

[2]) Daher die heftigen Angriffe gegen ihn in Edwards' Gangraena und andererseits seine Vertheidigung durch Saltmarsh in „An expostulation with Mr. Edwards" etc.

323 [1]) S. A perfect diurnall of some passages in parliament No. 304 f. May 21. to May 28. 1649, abgedr. bei Birch: Milton's Works I. p. XXX; bei Toland und in Whitelocke lautet der Name irrig Mabol, Mabbol (Reg. v. W. „Mabbold"), auch verlegt Toland das Ereignis irrthümlich in's Jahr 1645, indem er es zu einem „effect" der Areopagitica macht, vgl. C. S. P. Dom. Ser. 1649 p. 127, danach war Mabbot's Entfernung vom Censor-Amt keine freiwillige.

[2]) Ranke E. G. III. 235.

[3]) Hales a. a. O. p. XLII hätte noch die Brochure „Areopagitica secunda or speech of the shade of J. Milton on Mr. Sergeant Talfonds copyright extension bill London 1838" (Br. M. 2387) erwähnen können. Freilich handelt es sich hier nur um die Frage des Nachdrucks.

324 [1]) Roepell wie Bernhardi verstehen die Stelle falsch.

325 [1]) So erzählt er in „Soft Answers Unto Hard Censures: Relating, I. To a book printed without Licence. A full Accompt given thereof . . . etc. Printed according to Order, for John Hancock; at the entrance into Popes-head Alley, out of Cornhill 1645. (In dem Ex. des Br. M. $\frac{E.\ 268}{2}$ von Thomason's Hand: „Feb. 5th", und „1645" verändert in „1644") 14 S. 4⁰. Die Schrift, welche ohne Licenz erschienen war, lautete: „Inquiries Into the causes of our miseries etc.

Seite

published . . in the very close of this year 1644 Br. M. $\frac{E. 22}{1}$ 22 S. 4°.

325 [2]) Woodward erzählt in der cit. Schrift, man habe ihn gefragt nach „a libellous paper against the Lords which my soul abominates."

326 [1]) L. J. VII. 91, 92, 97, 115, 116, 118. Zuerst hat m. Wissens Godwin I. 351 auf die Einträge aufmerksam gemacht, vgl. Wood, der irrthümlich nur von „three books of Marriage and Divorce" spricht . . „but that House (H. of Lords), whether approving the Doctrine or not favouring his Accusers, did soon dismiss him."

[2]) Nach den Registers von Stationers' Hall: 7. Nov. 1644.

[3]) Prynne: Twelfe considerable serious questions touching Church government etc., 1644 auf einem Exemplar im Br. M. von Thomason's Hand der Vermerk: „Sept. 16". Da mir die Schrift nicht vorliegt, citire ich nach Masson III. 299: „many Anabaptistical, Antinomian, Heretical, Atheistical opinions, as of the Soul's Mortality, Divorce at Pleasure etc., lately broached, preached, printed in this famous city; which I hope our Grand Council will speedily and carefully suppress etc."

[4]) Tetrachordon: | Expositions | Upon | The foure chief places in Scripture, | which treat of Mariage, or nullities in Mariage. |

On { Gen. 1. 27. 28. compar'd and explain'd by Gen. 2. 18. 23. 24.
Deut. 24. 1. 2.
Matth. 5. 31. 32 with Matth. 19. from the 3d v. to the 11th.
1 Cor. 7. from the 10th to the 16th.

Wherein the Doctrine and Discipline of Divorce as was | lately publish'd, is confirm'd by explanation of Scrip- | ture, by testimony of ancient Fathers, of civill lawes | in the Primitive Church, of famousest | Reformed Divines, | And lastly, by an intended Act of the Parlament and | Church of England in the last yeare of | Edward the sixth. | By the former Author J. M. | Hierauf: das Motto aus Eurip. Medea. London: Printed in the yeare 1645: 4° 6 unpagin. und 98 pag. Seiten Br. M. $\frac{E. 271}{12}$ mit Ms. Vermerk von Thomason's Hand: „March 4th 1644", zugleich ist die 5 in 1645 durchstrichen. S. 73 Z. 3 v. u. das f in If durchstrichen (vgl Ed. Pickering IV. 251), dieselbe Korrektur im Br. M. 108 b. 53, wo hinter dem I noch ein Komma mit Tinte eingefügt ist. — W. IV. 133—285. Für die Zeit des Erscheinens ist noch die Stelle aus der Widmung wichtig: „Which I had done long since" etc.

330 [1]) Scripture and reason pleaded for defensive armes or the whole controversie about subjects taking up armes 1643.

331 [1]) An Answer to a Book, Intituled, | The | Doctrine and Discipline Of | Divorce, | Or, | A Plea for Ladies and Gentlewomen, | and all

Seite

other Maried Women | against Divorce. | Wherein, | Both Sexes are vindicated from all bondage (sic!) of Canon | Law, and other mistakes whatsoever: And the unsound Principles of the Author are examined and fully confuted by | authority of Holy Scripture, the Laws of this Land, | and sound Reason. | Concil. Anglic. Anno 670. Can. 10 | Nullus conjugem propriam nisi | ut sanctum Evangelium do | cet, | fornicationis causa relinquat: | London, | Printed by G. M. for William Lee at the Turks-Head in Fleet— | street, next to the Miter Taverne. 1644. 4° 44 S. Br. M. $\frac{\text{E. } 17}{12}$, darauf von Thomason's Hand der Ms.-Vermerk: „Novemb. 19." In den Reg. von Stat. Hall: „ultimo Octobris 1644. Mr. Lee Entred for his copie under the hands of Mr. Carill and Mr. Whitaker warden: An Answer to a booke intituled: The doctrine and discipline of divorse etc."

332 [1]) Colasterion: | A | Reply To | A | Nameless Answer | Against | The Doctrine and Discipline of Divorce. | Wherein | The trivial Author of that Answer is disco | ver'd the | Licencer conferr'd with, and the | Opinion which they traduce defended. | By the former Author, J. M. | Prov. 26, 5. | Answer a Fool according to his folly, lest hee be wise in his own conceit. | Printed in the Year, 1645. 4° 27 S. Br. M. $\frac{\text{E. } 271}{11}$, darauf von Thomason's Hand: March 4th 1644, mit Durchstreichung der 5. — W. IV. 343—379. Dass „Tetrachordon" vor „Colasterion" von Milton in Arbeit genommen wurde, scheint aus der Widmung von T. hervorzugehen. Die Stelle „I shall here briefly single one of them" hätte sonst keinen rechten Sinn. Vgl. über die Datirung Thomason's d. Anhang.

333 [1]) S. über Caryl: Neal, Wood, die Register b. Whitelocke und in Burton's Diary etc.

334 [1]) E. Hyde to Secr. Nicholas. Jersey April 7. 1647: „Find great benefit by reading ill books, such as Lilburne's Prynne's and Mr. Milton's on Wedlock" s. Cal. of the Clarendon State Papers 1872, p. 372.

[2]) A Glasse for the Times etc. 1848 Br. M. $\frac{\text{E. } 455}{10}$ s. d. Stelle bei Todd I. 63. In dem aus dem Sion-College (s. o. S. 360) hervorgegangenen Werke: „A testimony to the truth of Jesus Christ and to our solemn league and covenant . . . subscribed by the ministers of Christ within the province of London (darunter auch Calamy) Dec. 14. 1647" erscheint in dem Verzeichnis der Häresieen auch Milton's Lehre v. d. Ehescheidung, s. Neal III. 328.

[3]) Regii sanguinis clamor, A. Morus etc. s. Theil 2.

Seite

## Siebentes Kapitel.

337 [1]) Buch X. 937 ff. Böttger's Uebersetzung m. einigen Aenderungen, vgl. Samson Agon. v. 725 ff.

[2]) „The chief promoter of her frowardness“ Wood.

338 [1]) Das einzige Datum, nach dem sich hier die Chronologie richten kann, ist Phillips Notiz: „The first fruit of her return to her husband was a brave girl, born within a year after“ zusammengehalten mit dem bekannten Datum der Geburt von Anna Milton, 29. Juli 1646. [2]) Masson II. 129, 208, III. 39.

339 [1]) S. d. Registers v. Stat. Hall, daselbst u. „6. Octobr. 1645“: „Mr. Mozeley Entred for his copie under the hand of Mr. Nath. Brent and both the wardens a booke called Poems in English and Latyn by Mr. John Milton.“ Vgl. Moseley's Vorrede abgedruckt in P. W. II. 384. Lobverse Moseley's vor den Werken Beaumont's und Fletcher's Ed. Dyce I. p. LXVI.

340 [1]) Joannis Miltoni Angli Effigies Anno Aetatis Vigess: pri. W. M. Sculp. Vgl. B. I. S. 120 s. üb. d. Bild die Bemerkungen v. J. F. Marsh a. a. O. 149 ff.

[2]) Tetrachordon W. IV. 140 heisst es v. F.: „yet answers nothing, but instead thereof (for which I do not commend his marshalling) sets Moses also among the crew of his Anabaptists.“

341 [1]) Poems | Of Mr. John Milton, | Both English and Latin, | Compos'd at several times. Printed by his true Copies. The Songs were set in Musick by Mr. Henry Lawes Gentleman of | the Kings Chappel, and one of His Majesties | Private Musick. | Baccare frontem | Cingite, ne vati noceat mala lingua futuro, | Virgil, Eclog. 7. | Printed and publish'd according to | Order. | London, | Printed by Ruth Raworth for Humphrey Moseley, | and are to be sold at the signe of the Princes | Arms in S. Pauls Church-yard. 1645. | 8⁰. Br. M. E. 1126 auf dem Titel von Thomason's Hand: „Jan. 2d.“ In einem anderen dem Br. M. gehörigen Exemplar der Originalausgabe befindet sich jenes Gedicht „The Epitaph“ im Ms., welches H. Morley mit unzureichenden Gründen Milton hat zuschreiben wollen. S. Morley: The King and the Commons (1868) p. XXIII. ff., vgl. v. Sybel's histor. ZS. XXVI. 405, XXVII. 210. Eine Beschreibung der Ausgabe v. 1645 in P. W. II. 165 ff.

[2]) S. d. Sonett und Nachweise P. W. II. 482, 290—293, II. 476 vgl. B. I. S. 203. In dem Ms. Wood 19 D. in der Bodleiana (Catal. 8564) heisst es von H. Lawes: „In the time of the Rebellion he lived in London and taught Ladies to sing.“

342 [1]) P. W. II. 483, 292.

[2]) S. üb. P. Young: Wood F. O. I. 170. Fac-Simile b. Sotheby 121.

Seite

Wenn J. Vossius, gestützt auf einen Bericht seines Oheims Fr. Junius, „qui cum eo (nämlich Milton) familiaritatem colit," den Dichter einen „discipulum Patricii Junii" nennt (Burmanni Sylloges Epist. etc. T. III. 618, J. Vossius an N. Heinsius, 8. Juli 1651), so liegt hier ohne Zweifel eine Verwechselung mit Thomas Young zu Grunde.

343 [1]) S. d. Gedicht und Nachweise P. W. III. 94 ff., 547 ff., II. 377—381 Facsimile bei Sotheby. Ich halte nach eigener Einsicht in Oxford doch auch die Handschrift der „Ode" für die Milton's. In dem Bändchen der Prosa-Schriften finden sich Korrekturen von seiner Hand. Vgl. über J. Rous (Bibliothekar seit 1620, † 1652) bei W. Dunn Macray: Annals of the Bodl. Library 1868 Reg.

344 [1]) S. d. Stellen aus Edwards' Gangraena und Baillie's Dissuasive etc., angeführt b. Masson III. 467, daselbst auch über die Zeit des Erscheinens dieser Werke.

[2]) On the detraction which followed upon my writing certain treatises P. W. II. 480, 481, 288 III. 468—472.

345 [1]) Die Erwähnung von „shallow Edwards" und „Scotch What d'ye call" neben „A. S." und „Rutherford" könnte allerdings gerade auf die Jahre 1646 oder 1647 als Entstehungszeit des Sonetts deuten, indess seine Stellung im Cambridge-Ms. und die Thatsache, dass es daselbst nicht von Milton's Hand geschrieben ist, würden der Vermuthung Raum lassen, dass es einige Jahre später gedichtet sei. Die Notiz Milton's im Camb.-Ms. bezieht sich nur auf die Anordnung, erlaubt aber keinen Rückschluss auf die Entstehungszeit, s. P. W. II. 179.

[2]) On the new forcers of conscience under the long parliament P. W. II. 481, 289, 290, dazu die vorzüglichen Erläuterungen Masson's II. 472—476.

353 [1]) John Roland Phillips: Memoirs of the civil war in Wales and the Marches 1642—49, 2 Vols. 1874, ein Werk, von dem ich leider allzuspät habe Kenntnis nehmen können.

355 [1]) Bruce hat in der Einleitung zu den „Letters of Charles I. to H. Maria" (Camden-Society 1856) p. XIV weitere Aufklärungen über die Glamorgan-Angelegenheit versprochen, die auch nach den kritischen Bemerkungen von Lingard u. a. noch sehr erwünscht wäre (vgl. Letters 18, 25, 28), doch ist dieses Versprechen, soviel mir bekannt, nicht erfüllt worden.

357 [1]) Carlyle: Cromwell I. 216, 231. [2]) Baillie II. 268 vgl. 270.

358 [1]) Baillie II. 318 ff.

359 [1]) Neal, Godwin II. Chapt. 20, Jackson 85, Hanbury III., Ivimey 169 ff., vgl. Baillie II. 299, 280 C. J. 29. Jan. 1646.

360 [1]) Baillie II. 326 (25. Nov. 1645).

361 [1]) Neal III. 255—263 C. J. l. c. L. J. 16. Jan. 1646, Baillie II. 337.

Seite

361 [2]) C. J. 23. 26. Juli, 19. 23. Aug., 17. Sept. 1645. L. J. 8. Nov. 1645, vgl. Neal und Rushworth.

363 [4]) L. J. 20. Oct. 1645, C. J. 27. März, 1. 17. April etc., 14. 21. Nov. 1645 etc., 5. März 1646, vgl. Rushworth abridg'd V. 577, Neal III. 244.

364 [1]) C. J. 1646 3. Febr., 5. 14. 27. 23. März, 1. 3. 8. 11. 16. 21. 24. April. L. J. 1646 13. 14. 23. März. Baillie II. 360 ff., Neal III. 252.

365 [1]) C. J. 17. 22. April 1646. Minutes of the Westm. Ass. 225, 448 ff. (30. April 1646).

366 [1]) Charles I. in 1646. Letters of K. Charles I. to Queen Henrietta Maria ed. b. J. Bruce (Camden-Soc. 1856).

367 [1]) Clarendon: State Papers II. 226, 227 (2. März 1646), vgl. Evelyn: App. 116 Montereuils Schreiben vom 21/31 August 1645 b. Ranke VIII. 166, wonach schon seit jener Zeit Verbindungen zwischen dem König und den Independenten bestanden.

[2]) Letters l. c. 11 vgl. über Karl's I. Interpretationskünste 84. Carte: Life of Ormond (Ed. 1856) VI. 358 (26. März 1646).

368 [1]) Letters 22 etc. Daraus, dass der König auch hier, seiner Gemahlin gegenüber, Glamorgan desavouirt, wird man noch nicht schliessen dürfen, dass dieser wirklich seine Vollmachten überschritten hatte, sondern nur, dass Karl sich wie gewöhnlich an eine reservatio mentalis hielt. Vgl. 25, f. d. Uebrige s. Letters 15, 24, 25.

[2]) S. ü. d. französische Einmischung v. 1642 an Genaueres bei Ranke E. G. VIII. 153 ff., III. 240 ff. Bruce l. c. für 1646.

369 [1]) Nach R. Murray (Letters 72) wurde vom Covenant gar nicht gesprochen, weil man dessen Annahme für eine selbstverständliche Bedingung hielt.

370 [1]) Letters 32—39.

372 [1]) Parl. Hist. III. 474 ff. C. und L. J. Baillie II. 377, Neal bes. III. 279.

373 [1]) Baillie II. 378 ff. C. J. 22. Juli 1646.

374 [1]) Letters ed. Bruce 27, 23, 71 (17. Oct. 1646). Vgl. d. „Mémoire du Roy à M. de Bellièvre“ 31. Dec. 1646 b. Ranke VIII. 187.

376 [1]) „Premièrement sa conscience,“ sodann aber auch „raison de l'estat“ s. Ranke VIII. 185.

377 [1]) Letters bes. 80, 81 „and certainly if the pulpits teach not obedience (which will never be if Presbyterian government be absolutely established), the king will have but small comfort of the militia“ etc. Für die Erkenntnis der Ideen der Königin ist besonders wichtig ihr für Bellièvre bestimmtes Mémoire bei Ranke VIII. 175—181.

[2]) Ranke III. 255 nach einem Briefe des optimistischen Bellièvre,

Seite

Bruce: Letters 57 vgl. dagegen Ranke VIII. 182, woselbst man in dem Satze „Or vous savez“ etc. nicht sowohl die Meinung Henrietta Maria's als Mazarin's zu finden hat.

377 [3]) Letters 92, 93, 97.

378 [1]) Da sich in den Letters ed. Bruce, die oft genug von Davenant sprechen, auch nicht der mindeste Anhalt für die bekannte Clarendon'sche Erzählung seiner Mission findet, so wird man auch diesen Bericht zu den absichtlich ausgeschmückten rechnen dürfen. Der König hätte seiner Gemahlin den Auftritt schwerlich verheimlicht, und bei Clarendon liegt die Tendenz auf der Hand. Man sollte fast glauben, er habe seine Erzählung auf Karl's Brief vom 30. März 1646 (Bruce 29, 30) basirt.

379 [1]) G. Burnet: Memoirs of the Lives and Actions of James and William Dukes of Hamilton Ed. 1852 S. 368—371. Entscheidend für den Ursprung des merkwürdigen Aktenstückes, das sich auch in Rushworth befindet, werden die Worte sein: „By the copy extant written with Lanerick's hand.“ Burnet's chronologische Bestimmung entbehrt des Grundes, während die Hindeutung im P. S. auf die „general assembly, now sitting in Scotland,“ wie Masson III. 500 richtig bemerkt, dazu nöthigt, den Entwurf in den Juni 1646 zu verweisen.

[2]) Clarendon St. Papers II. 275, vgl. 265—267. Bruce: Letters 73, 75, vgl. 63 ff. Baillie II. 394—396, 509, 510. Burnet: Hamiltons 378. Ich weiche in der chronologischen Einreihung von Ranke III. 259 ff. ab, der mir die Instruktionen für die erste und die zweite beabsichtigte Mission Murray's durcheinander zu werfen scheint. Als endgiltige Instruktion für die erste Mission hat man das Schreiben vom 15. Okt. 1646 zu halten. Die frühere Korrespondenz Karl's mit den Bischöfen von London und Salisbury darf hier übergangen werden.

380 [1]) Burnet: Hamiltons 381—389. Bruce: Letters, Parl. hist. II. 537.

384) [1]) Hamilton 112, 122.

385 [1]) Hamilton 110.

386 [1]) Vgl. Cal. of S. P. D. S. 1649—50 Register s. v. Appletree.

[2]) S. d. genauen urkundlichen Materialien bei Hamilton, vgl. Todd I. 263 f. d. Frage der Mitgift v. Milton's Frau, J. Hunter 31, 32. Hier datirt das „Certificate of the Solicitor for Sequestration in the County of Oxford“ auch vom 17. Juni. Unerklärlich ist mir hier die Höhe des letzten Postens von 241 £, vgl. mit den entspr. Posten des Inventars bei Hamilton S. 92 oder 94.

387 [1]) Hamilton p. 75. [2]) E. Phillips 370.

[3]) Phillips l. c. vgl. den Eintrag von Milton's Hand in der Familienbibel, den ich indess nach Einsicht von Add. Ms. 4244 f. 52b (der

Seite

Kopie von Birch) abweichend von Hunter 34 folgendermassen lese: „Anne my daughter, was born July the 29th, the day of the Monthly Fast, between six and seaven, or about half-an-hour after six the Evning 1646.“

388 [1]) Hunter 32 L. J. 15. Juli. C. J. 16. Juli 1646 Hamilton 111.

389 [1]) Hamilton Appendix No. II—VI.

[2]) S. üb. d. Datum Hamilton 51, 125.

[3]) S. d. Testament, aufgefunden v. Masson, daselbst III. 636, 637.

390 [1]) S. üb. d. „negative oath“ Neal II. 475. Er bestand in dem Schwur, nichts gegen das Parlament unternehmen zu wollen.

[2]) Hamilton 62, 63, 128—130.

391 [1]) Phillips, s. d. Eintrag b. Masson III. 643.

## Achtes Kapitel.

392 [1]) Carolo Dato Patricio Florentino. Londino Aprilis 21, 1647 W. VII. 384—387; vgl. Marsh, Sotheby 122, Masson III. 654, 655.

393 [1]) Esequie della Maestà Christiana di Luigi XIII ... In Firenze nella Stamperia di S. A. S. 1644 4° (s. Fontani: Elogio di Dati p. 244).

394 [1]) Phillips: . . „who upon his father's sickning and dying soon after, went away“ etc. (Masson III. 640 scheint die Stelle auf den Tod des alten Powell zu beziehen). Hamilton l. c. 86, 87. Die Zahl „1641“ S. 86 u. ist ein Druckfehler für „1647“.

395 [1]) S. im allgemeinen über Milton's Unterrichtsthätigkeit Phillips; „Richardo Hetho“ gilt Ep. fam. 13 (W. VII. 389), „Richardo Jonesio“ Ep. fam. 19, 22, 25, 30 l. c. Die Beziehungen zu L. Ranelagh, Boyle, Oldenburg, mit denen sich diejenigen zu Hartlib, Durie u. a. verflechten, sind im zweiten Theile genauer zu verfolgen. Vorläufig sei nur auf Worthington's Diary ed. Crossley (Register) und Boyle's Werke (Ed. 1744 mit der Biographie von Birch) verwiesen.

[2]) Wood vgl. Debrett's Peerage of England, Scotland and Ireland, Irish Compendium (1727).

396 [1]) S. d. Bemerkungen von Masson in der Einleitung zum Sonett XX, das sich an Lawrence richtet P. W. II. 301 ff. Phillips p. 377 nennt „young Lawrence“ unter den „particular friends“, ebenso und „above all“ den „Cyriack Skinner“ s. über diesen vorläufig P. W. II. 304 die Einleitung zu den beiden Sonetten XXI, XXII und über die Familie Skinner namentlich Hamilton a. a. O. Register und Sumner in der Einleitung zur Uebersetzung der Doctrina Christiana (Milton's Works ed. St. John Vol. IV). Wood: A. O. II. 591 nennt ihn „Scholar to Jo. Milton“, verwechselt ihn aber mit dem jüngeren Daniel Skinner. Bei Aubrey heisst Skinner „his disciple“. Packer w. b. Aubrey i. f. genannt.

Seite

398 [1]) Masson III. 254 ist neben Davity (s. o. Anm. 1 zu 292) noch „Riff's geometry“ unbekannt geblieben. Ohne Zweifel ist Peter Ryff aus Basel gemeint, der 1552—1629 lebte und u. a. 1600 Francof. „quaestiones geometricas in Euclidis Elementa“ herausgab (s. Athenae Rauricae und Basler Chroniken I. 13). Der Mathematiker „Christian Urstisius„ (Wurstisen) ist nicht, wie Masson angiebt, ein Italiener, sondern der bekannte baseler Gelehrte, dessen „Elementa arithmeticae“ in Basel 1579 erschienen.

399 [1]) Boyle's Works I. 22 ff., V. 256 ff.

[2]) Considerations Tending To the Happy Accomplishment of England's Reformation in Church and State. Humbly presented to the Piety and Wisdome of the High and Honourable Court of Parliament. Br. M. $\frac{\text{E. } 389}{4}$ (Ms. Note v. Thomason „May 1647“), Vorrede unterschrieben: „Samuel Hartlib“, am Schluss d. Datum 1647 vgl. Dircks 58. Eine zweite Schrift Hartlib's, hierauf bezüglich: „A further Discovery of the Office of Publick Address etc. (1648 4° 34 S.) in Harl. Misc. VI. 13—26.

400 [1]) The Advice of W. P. to Mr. Samuel Hartlib for the Advancement of some particular Parts of Learning London . . 1648 (unterzeichnet „Jan. 8, 1648“), abgedruckt in Harleian-Miscellany 4° VI. 1—13. Im Anfang seiner Schrift bezieht sich Petty sehr lobend auf Hartlib's „Considerations“. S. 5 „for the more explicit understanding of our meaning herein, we refer to Mr. Pell's most excellent Idea thereof, written to Master Hartlib.“ Näheres über Pell im zweiten Theile.

[2]) Zoubek. S. 64 Br. M. Sloane Ms. 649, 5a „Excerpta Literarum D. Kinneri Ad Samuelem Hartlibium Elbinga 19. Juuii 1647 . . „Sollicitum te esse, ut Parlamenti vestri subsidiis ea vestro in Regno ad finem perducantur non mala est intentio, sed nescio an ex voto meo . . neque enim a me solo uno et directio tanti operis et effectio inter breviculos menses expectari debet. Aliis adsignare constitui characteristicam, aliis anatomiam, aliis alia etc.“ 9. Aprilis 1648 über sein „Elucidarium didacticum“, auch „Consilium didacticum“ . . „Si scholae vestrae e fundamentis reformandae fuerint, expectetis oportet, dum vel Comenii Pansophia vel mea Didactica vel melior quaedam via prodeat.“ Hierauf folgen weitere Briefe von K. an H. (23. Juli 1648 . . „Quantum mittere debeas, tuae dexteritati committo etc. Fac ergo mi Hartlibe amici officium . . . Indignor temporum injuria militumque rapacitate ceteras meas chartas in Silesia quondam periisse.“) — Ueber d. von Hartlib herausgegebene Schrift „A Continuation of Mr. John-Amos-Comenius-School-Endeavours. Or a Summary Delineation of Dr. Cyprian

Seite

Kinner Silesian his Thoughts concerning Education etc. 1648" (Br. M. $\frac{E.\ 470}{26}$ Ms.-Note „Nov. 10th"), s. Dircks p. 53.

401 ¹) Sloane Ms. 649 p. 229 ff., 199ᵃ—202, 271.

²) C. an H. 11/21 Jan. 1647. Z. grössten Theil aus dem prager Ms. abgedruckt b. Gindely 546, 547.

³) Comenius an Herbert von Cherbury 1647 5/15 Juni. C. an Hartlib 1647 5/15 Juni: . . . „Cogitationes illas Tuas de Communicationis officio erigendo transtulit in Latinum P. F. (Fundanius?) eorum in gratiam qui Anglica non intelligunt . . . Conatus vester de omnium Gentium et Linguarum Scriptura bene me oblectavit . . . Millies praestaret habere linguam unam etc. (vgl. über ähnliche Gedanken des Mersennus: Gindely 494) .. Academiae Londini fundationem (iis rationibus, quae scripto illo consignatae sunt) habeo pro initio complementi illius nostri voti, quod „viae Lucis" Cap. XVIII (vgl. Zoubek S. 116 Nr. 42) expressimus. Procedat ergo res in sancto Dei nomine, nulla obstante invidia . . . Modo Deus illorum flectat animos, ut qui res tantas possunt, velint etiam etc." Prager Ms.

402 ¹) Boyle's Works (Birch: Life of Boyle) I. p. 20, 24, 28.

²) S. d. Daten aus den Journalen b. Dircks 10—12.

³) Die relativ günstigen Vermögens-Umstände des alten Milton ergeben sich aus den Nachrichten bei Phillips und Aubrey. (Wood sagt freilich: „The estate which his father left him was but indifferent, yet by his frugality he made it serve him and his"). Ebenso legt Milton in dem cit. Brief an Dati nahe, dass er mit seiner Lehrthätigkeit sich den Lebens-Unterhalt zu verdienen gedacht hatte: . . „turbulentissimus . . Britanniae . . status, qui animum meum . . ab studiis excolendis, ad vitam et fortunas quoquo modo tuendas necessario convertit."

⁴) Phillips 371.

403 ¹) Nine Psalms etc. mit der Datum-Angabe in der Edition von 1673 P. W. III. 4—18, vgl. II. 310—315.

²) Das Original im Besitz von J. Marsh (vgl. Chetham Society l. c. p. 2, 15), ein Abdruck bei Fontani: Elogio di C. R. Dati 1794 S. 68—74. Der Schluss, welcher Grüsse von „Coltellini, Francini, Chimentelli, Frescobaldi, Galilei" (dem Sohn Vincenzo) erwähnt, weicht vom Original ab, vgl. Masson III. 683.

404 ¹) Dati's ital. Brief abgedruckt bei Mitford: Life of Milton (Works Ed. Pickering I. p. CXCV).

²) „Mary my Daughter was born on Wednesday Oct. 25 on the Fast Day in the Morning about six a Clock 1648." Add. Ms. 4244, ungenau abgedruckt bei Hunter 34.

408) S. d. französische Korrespondenz b. Ranke E. G. VIII. 188—198.

Seite

409 [1]) Ludlow's Memoirs (Ed. 1751) 73 „These men will never leave till the army pull them out by the ears."

410 [1]) Carlyle I. 278—282 (Royston 10. Juni 1647). Es wird hier aus Gründen stilistischer Eigenthümlichkeit Cromwell's Feder zugeschrieben.

414 [1]) Parl. hist. III. 472. „That there be a repeal of all acts . . imposing any penalty for not coming to church, or for meeting elsewhere for prayer or other religious duties, exercises or Ordinances."

415 [1]) „That no Magistrates in Matters of Religion meddle further than as nursing Fathers and then all Children shall be fed, though they have several Faces and Shapes."

415 [2]) Die Schrift von H. Peters führt den Titel: „A Word for the Army and two words to the Kingdom to clear the one and cure the other . . London pr. by M. Simmons . . 1647" (Harl. Misc. V. 569 ff.). Das Datum des Erscheinens schliesse ich aus den Worten p. 570: „Master A. Nicholls lately with us at Kingston before his flight," vgl. Parl. hist. III. 773.

416 [1]) The Fairfax Correspondence (Memorials of the civil war 1849) I. 394—396.

[2]) „That liberty of conscience be allowed to all men, and that none molest or injure one another for their conscience" etc. Die Unvollständigkeit dieser Vorschläge erhellt daraus, dass u. a. über die Miliz kein Wort gesagt wird. Auch bleibt noch immer fraglich, was von diesem fragmentarischen Entwurf allein auf Fairfax Rechnung zu schreiben ist, der immerhin in der Ueberschrift die vorläufige Formel wählen konnte: „It is mutually agreed on between our Sovereign Lord King Charles and his Excellency Sir Thomas Fairfax, with his Council of War."

[3]) Nach den kritischen Bemerkungen von Guizot in den Erläuterungen zu den Memoiren von Berkley (Collection des Mém. etc. IV. 231—240) wage ich nicht, die ganze Nachricht von einem aufgefangenen, verrätherischen Brief des Königs einfach über Bord zu werfen, wenn auch die oft erzählten Neben-Umstände erdichtet sind.

417 [1]) C. J. 1647, 13. 14. Oct. L. J. 1. 2. Nov. Rushworth abr. VI. 276.

425 [1]) Parl. hist. III. 1005—1011.

426 [1]) Parl. hist. III. 1078—1127.

428 [1]) Dies wird durch die Ausführungen von Markham: Life of Fairfax 343 bewiesen.

430 [1]) Godwin II. 667, Guizot II. 296, Forster (Statesmen) 373 machen Bradshaw zu einem Verwandten Milton's, was nur auf die Annahme zurückzuführen wäre, dass Milton's Mutter eine Bradshaw gewesen, und jedenfalls schwer glaublich ist, da Milton in der bekannten Stelle Def. sec. es erwähnt haben würde. Nach E. Foss:

Seite

A biogr. Dictionary of the Judges of England (1870) s. v. Bradshaw hat dieser Milton in seinem Testament 10 £ vermacht.

430 ²) Godwin II. 668, Guizot II. 297, indem er die Stelle b. Godwin missversteht, macht Coke zu einem ;„ami intime de Milton.“

³) S. d. kritischen Bemerkungen bei Markham 349.

431 ¹) „On the Lord General Fairfax at the siege of Colchester,“ so lautet der ursprüngliche Titel im Cambridge-Ms. P. W. II. 293—295, 482. Ueber die Einzelheiten der Belagerung von Colchester s. C. R. Markham: A Life of the great Lord Fairfax 1870, 309—335.

432 ¹) Die vorzüglichsten Stellen, aus denen sich Milton's Urtheil erkennen lässt, sind: Def. prima Cap. 10, Cap. 6 (W. VI. 166 ff. 122). Eikonoklastes Cap. 26 (III. 498 ff.) Def. sec. VI. 317).

433 ¹) The Tenure Of | Kings | And | Magistrates | Proving, | That it is Lawfull, and hath been | held so through all Ages, for any, | who have the Power, to call to account a | Tyrant, or wicked King, and after | due conviction, to depose, and put | him to death; if the ordinary Ma | gistrate have neglected, or | deny'd to doe it. | And that they, who of late, so much blame | Deposing, are the Men that did it themselves. | The Author, J. M. („ilton“ dahinter von Thomason's Hand) London, | Printed by Matthew Simmons, at the Gilded Lyon in Aldersgate Street, 1649 (Die 9 von Thomason durchstrichen, statt dessen von ihm notirt: „Feb. 13 1648“) 42 S. 4⁰ Br. M. $\frac{\text{E. 542}}{12}$. Die zweite Ausgabe weicht im Titel ab: . . . any, who | . . Tyrant, or | w. K.. a. a. d. c., to | d., a. p. h. t. d.; i. t. ordina- | ry Magistrate have neglected, or de- | ny'd to doe it. | . . . Published now the second time with some additions, and many Testimonies also added out of the best & learnedst a- | mong Protestant Divines asserting the position of this book. | The Author, J. M. („ilton“ von Thomason's Hand) . . . S., nextdoore to the Gil- | Lyon (sic) i. A. S., 1650 (von Thomason durchstrichen und statt dessen geschrieben: „1649 Feb. 15.“) 60 S. 4⁰ Br. M. $\frac{\text{E. 593}}{11}$ — Diese Ausgabe ist aufgenommen in die Works ed. Pickering IV. 450—501 und wird im Folgenden mit Berücksichtigung der Varianten von der ersten benutzt. Diese Varianten, deren bedeutendste darin besteht, dass in der zweiten Ausgabe die ganze Partie von S. 489 u. an „And that they be not“ etc. bis zum Schluss neu hinzugekommen ist, lassen sich aus den Angaben bei Birch I. 341—363 verfolgen. Die Stelle, in der M. selbst über die Schrift spricht, in Def. sec. W. VI. 292. Uebersetzung b. Bernhardi II. 257—294.

436 ¹) Neal III. 448—454, Rushworth, Parl. hist. etc.

Seite

436 [2]) A thunder-clap to Sion-Colledge or a catalogicall hint of the pulpit inveteracy and apostacy of that mischievous assembly or mystery of iniquity at Sion-Colledge. By S. T. a cordiall friend to truth and peace etc. London ... 1648, 6 Bl. 4° Br. M. $\frac{\text{E. 542}}{9}$ i. f.: „And you can like Royalists professe and declare in your pulpits against the legal, just proceedings of parliament . . . Mr. Calamie, that old Conformist, will never leave turning and conforming for the best advantage of his Interest; but must divulge such nonsensicall doctrines as these, to confound the eares of his Auditory."

442 [1]) Milton ist noch sehr milde im Vergleich zu John Cook: King Charles his case etc. . . 1649 (Br. M. $\frac{\text{E. 542}}{3}$, Ms. Note: „Feb. 9, 1648", vgl. App. v. Ludlow's Memoirs Ed. 1751). Mitunter macht es aber den Eindruck, als habe er Cook's Schrift benutzt.

443 [1]) In Milton's Commonplace-Book (Ed. Camden-Soc. 1876) p. 33 findet sich die Stelle aus C. de Seissel's Grande Monarchie de France 1519, lateinisch 1548, angeführt.

[2]) Dass Holinshed seine Quelle ist, ergiebt sich aus dem Commonplace-Book p. 22. Die betr. Stelle bei Holinshed (Chronicles of England) II. 16. z. J. 1072). Ueber die Verwechselung mit den Vorgängen zu Berkhampstead von 1066 und die mythische Geschichte des Abtes Friedrich von St. Alban's s. Lappenberg E. G. II. 111 und Freeman: Norman Conquest IV. 802 ff.

445 [1]) Milton's Commonplace-Book S. 22, 25, 27. 30—33, 39, 43, 55, 56.

446 [1]) Rights of the Kingdom etc. London 1649, p. 24 ff.

[2]) Vgl. Sadler l. c. 78 „But there be some yet more especiall Peeres, and that not only to the Kingdome, but to the King also and therefore called the Peers; not among themselves only; for so are also the Commons; Peers to each other: But They are the Peers of the Kingdom and to the King" p. 77 „If I should say, the Commons in Parliament are and were the Kingdom's Peers, as well as the Lords, I might vouch an old Authority, as good as the Antient Modus of Parliament" etc. Sadler hat später als Milton, nach dem Tode des Königs, geschrieben. Milton stützt sich bei seiner Kenntnis der Geschichte anderer Völker, wie sich aus s. Commonplace-Book 38 ergiebt, auf den auch sonst vielfach von ihm benutzten B. de Girard, Seigneur du Haillan (1535—1610), dessen „histoire générale des rois de France" zuerst 1596 erschien.

[3]) S. d. auf diese Gesandtschaft bezüglichen Aktenstücke bei Guizot II. App. IX.

Seite

448 [1]) Das Natürlichste ist bei den Worten: „tametsi hoc civili tumultu magna ex parte saepe detentis“: an das gelegentliche Ausbleiben des Miethzinses zu denken, auf den Milton nach dem Tode seines Vaters, der mehrere Häuser besessen hatte, rechnen mochte. Vielleicht spielt er auch auf sein Gläubiger-Verhältnis zu den Powells an. Die Uebersetzungen der ganzen Stelle bei Weber, Liebert, Bernhardi sind ungenau, weil sie nicht der lateinischen Original-Ausgabe der Def. sec. (W. VI. 292) folgen.

449 [1]) Def. sec. l. c. Phillips (vgl. o. S. 398).

# Anhang I.

## Der Buchhändler George Thomason.

Der Name des Buchhändlers George Thomason ist im Vorigen häufig erwähnt worden. Jedem, dem die Entstehungsgeschichte des Brit. Mus. bekannt ist, wird dieser Name kein fremder sein. Es war Thomason, „of the Rose and Crown, in St. Paul's churchyard", welcher einen unermüdlichen Eifer auf die Sammlung von etwa 30000 Publikationen aus der Zeit der englischen Revolution verwandte, und es war diese unschätzbare Sammlung, die nach mannichfachen Schicksalen von Georg III. erworben und dem Br. M. geschenkt wurde, woselbst sie den Titel der „King's Tracts" erhalten hat. (S. Näheres b. Edwards: Memoirs of Libraries, 1859, I. 455 ff. und Lives of the Founders of the British Museum, 1870, I. 330 ff.)([1]) Nachforschungen an Ort und Stelle, deren Ergebnis H. E. Maunde Thompson die Gefälligkeit hatte mir mitzutheilen, haben ermöglicht über die Handschrift Thomason's zu Schlüssen zu gelangen, welche auch für eine Biographie Milton's nicht ganz werthlos sein dürften. Es kann kein Zweifel darüber bestehn, dass die zahlreichen Ms.-Bemerkungen, die sich namentlich auf den Titel-Blättern vieler Stücke der Sammlung Thomason's befinden, im ganzen und grossen von seiner Hand herrühren. ([2])

[1]) Es giebt im Br. M. zwei alte Ms.-Kataloge dieser Sammlung, einen im „Reading-Room", einen anderen „in the Keeper's Rom". Vor diesem befindet sich gleichfalls in Ms eine Geschichte der Sammlung, von anderer Hand bezeichnet als „Mr. Thomason's Note about his Collection", aber auch ein gedrucktes Aktenstück, mit Zugrundelegung des vorigen, nach Thomason's Tode abgefasst, allem Anschein nach als Ankündigung für den beabsichtigten Verkauf der Sammlung. Es soll dies gedruckte Dokument sein, welches sich in den mir nicht zugänglichen Werken von W. Beloe: Anecdotes of Literature II. 248 und Knight Hunt: The fourth estate I. 94 ff. wiedergegeben findet, und doch soll sich K. Hunt auf das „curious autograph" beziehn (Mittheilung v. E. M. Thompson).

[2]) Eine sichere Probe von T. Hand (court-hand) findet sich in der Notiz eines der Bände von 1643: „Memorandum that Col. Will. Legg. & Mr. Arther Treavor were imployed by his Majestie K. Charles to gett for his present use a pamphlet . . . . . they both came to me"). Von seiner Hand (Italian hand) rührt auch, wie Sachverständige versichern, der Katalog der Sammlung im „Reading-Room". Dagegen derjenige in „the Keeper's Room" stellt sich als eine Kopie dar, die indess zu Lebzeiten Thomason's gemacht wurde, wie aus einer Note von seiner Hand hervorgeht.

Da diese Notizen nun aber meistens in der Zufügung eines Datums oder Namens bestehen, erhalten sie eine nicht geringe Bedeutung. Viele jener Erzeugnisse der Tagespresse, denen Thomason seine Beachtung zuwandte, erschienen anonym, für viele macht das Schweigen der „Stationers-Registers“ es unmöglich, die Zeit ihres Erscheinens einigermassen genau zu bestimmen. Der unermüdliche Sammler, von dem man annehmen darf, dass er wohlunterrichtet war und dass er sich möglichst bald einer neuen literarischen Erscheinung zu bemächtigen suchte, hilft uns in beiden Fällen aus. Schon aus diesem Grunde war es nöthig bei einer Besprechung der Milton'schen Schriften Rücksicht auf ihn zu nehmen. Nur davor wird man sich hüten müssen, anzunehmen, dass die Datum-Bezeichnung Thomason's genau den Tag der Publikation der jeweiligen Druckschrift habe bekunden sollen. Sie bezieht sich offenbar vielmehr nur auf den Tag, an welchem das Stück in Besitz des Sammlers übergieng, sodass ein gewisser Spielraum nach dem Termin der Veröffentlichung wohl möglich war. Masson ist meiner Ansicht nach z. B. III. 451, indem er diese Thatsache ausser Acht liess, zu einem irrigen Schluss gelangt.

Die Notizen Thomason's bieten dem Biographen Milton's indess noch ein anderes Interesse. Von den bisher erwähnten Veröffentlichungen Milton's tragen vier (of Reformation, The Reason of C. G., An Apology, Areopagitica) in Exemplaren der Sammlung Thomason's auf dem Titel die Worte „Ex Dono Authoris“. Im ersten und dritten Fall ist noch hinzugefügt „By Mr. [John] Milton“, und im ersten finden sich im Texte Verbesserungen, die von Milton's Hand selbst herzurühren scheinen, aber auch das betr. Exemplar der Areopagitica enthält eine wichtige Korrektur, welche Kundige nicht angestanden haben der Feder Milton's zuzuweisen (s. o. S. 482 vgl. 466). Hingegen die Worte „Ex Dono Authoris“ scheinen mit eben so grosser Sicherheit Thomason's Hand zugesprochen werden zu dürfen wie die Notizen auf den Titeln der betr. Exemplare von „Of prelatical Episcopacy“, „Animadversions“, „Doctrine and D. of D.“ erste u. zweite Ausg., „Of Education“, „Tenure of M. and K.“ erste und zweite Ausg. etc, Notizen, durch welche u. a. sattsam bezeugt wird, dass Thomason fähig war die Anonymität Milton's zu durchschauen. Man hat das „ex Dono Authoris“ für eine Form der Widmung des Autors halten wollen; allein, ganz abgesehen von der Frage der Handschrift, erscheint es nicht viel natürlicher diese Worte dem Empfänger in den Mund zu legen, zumal wenn sich, wie in dem Exemplare der Schrift „Of Reformation“ noch hinzugefügt findet „By Mr. John Milton“? (vgl. meine gegen Masson gerichteten Bemerkungen Gött. Gel. Anz. 1871, S. 1582, 1583, mit denen sich diejenigen E. J. Furnivall's im Athenaeum 1873, Nov. 1, p. 564 begegnen). Hierdurch wird nun aber eine Verbindung zwischen Milton und Thomason erwiesen, welche um so natürlicher erscheint, da T. auch von Hartlib hie und da einen Beitrag für seine Sammlung erhalten zu haben scheint (s. o. Anm. 1 zu S. 272). Thomason war allerdings, wie aus dem Vorworte zum Kataloge seiner Sammlung hervorgeht, ein guter

Royalist, doch erschien auch in seinem Verlag: The history of the Parliament of E. etc. by T. May 1647. Mit Milton's Namen fand sich der seinige vielleicht schon in dem Album der Familie Cardonius vereint (s. Buch I. 295).

---

# Anhang II. (Nachtrag zu Buch I.)

## Auszüge aus den Protokollen der Akademie der Svogliati. [1]

In den Atti dell' Academia degli Svogliati (Magliabecchiana cl. IX. (cod. 60) finden sich für den August 1638 vier Sitzungen erwähnt, ohne dass Milton als anwesend genannt wird. Ebensowenig in den Sitzungen vom 2. und 9. September. Dagegen findet sich unter „A di 16. di Settembre": „I Signori Accademici ragunati in numero competente furono lette alcune composizioni e *particolarmente il Giovanni Miltone Inglese lesse una poesia latina di versi esametri molto erudita.*" In den zwei folgenden September-Sitzungen wird M. nicht erwähnt. Im Jahre 1639 „A di 17. di Marzo": „Nell Accademia si trovarono li Signori" . . . folgen die Namen, darunter an zehnter Stelle „*Miltonio*". Il 4to [G. Bartolommei] lesse et esplicò il 7. cap. dell' eticà sopra la quale alcuni dissero alcune cose. *Furon portati* dal sesto [Rist. Antinori], *dal decimo* [dal. X.] e dall' undecimo [Girolami] *e letti alcuni nobili versi latini*". „A di 24. Marzo": „Si ragunò l'Accademia, nella quale furono li Signori Al.o P. Pr.e [Pitti Presidente?], Buommattei Console [Con.e] Cavalcanti Censore [Cen.e], Bartolommei Segretario [Bart.i Seg.o], Cavaliere [Cav.r] Valori, il Residente della Serenissima Republica, *Miltonio*, Doni, [2] Rena, Girolami, Gaddi. Il 4to lesse et esplicò un cap. dell' etica, a cui fece alcuni estemporanei argomenti l'ultimo. Furon recitate oltre un elogio et un sonetto dal Signor Cavalcanti diverse poesie Toscane delli Signori Bartolommei, Buommattei e Doni, che lesse una scena della sua Tragedia, e *diverse poesie latine del Signor Miltonio* e un epigramma dal Signor Girolami." „A di 31.": „Nell Accademia si trovarono li Signori" . . . folgen die Namen, an zehnter Stelle „G. *Miltonio*". In den folgenden Protokollen wird er nicht mehr erwähnt. Das „Giornale degli Atti dell' Accad. degli Apatisti" (Magliabecchiana cl. IX. cod. 1) beginnt erst m. d. J. 1669.

1) Nach gefälligen Mittheilungen des H. Dr. phil. B. Mangold in Florenz.

2) Hierdurch wird d. B. I. 286 über Doni Gesagte ergänzt.

## Druckfehler und Berichtigungen.

Seite 70 Zeile 20 v. o. statt: hätte, lies: hätten.
„ 76 „ 19 v. o. hinter „Smectymnuus" einzuschieben: Anm. 3).
„ 119 „ 14 v. o. statt: Buchhändler, lies: Buchhändler erschienen.
„ 169 „ 4 v. o. „ ihr, lies: sein.
„ 217 „ 8 v. o. „ Massachussetts, lies: Massachusetts.
„ 235 „ 12 v. u. „ die Christenheit, lies: das Christenthum.
„ 271 „ 10 v. u. „ Prinz, lies: Prince.
„ 306 „ 11 v. u. „ Smectymianer, lies: Smectymnianer.
„ 324 „ 7 v. o. „ alle übrigen Formalitäten zu verletzen, lies: mit Verletzung aller übrigen Formalitäten.
„ 384 „ 5 v. o. „ ihm, lies: ihn.
„ 415 „ 1 v. o. das Anführungszeichen hinter befördern statt hinter erstrebte zu setzen.

Man bittet überall statt Satyre, Satyriker, satyrisch zu lesen: Satire, Satiriker, satirisch.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.





